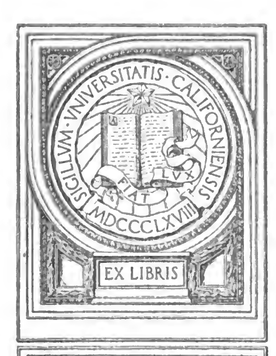
ZEITSCHRIFT FÜR BÜCHERFREUNDE




SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS




ZEITSCHRIFT FÜR BÜCHERFREUNDE

ZEITSCHRIFT

FÜR

BÜCHERFREUNDE

Monatshefte für Bibliophilie und verwandte Interessen

Herausgegeben

von

FEDOR VON ZOBELTITZ

Zehnter Jahrgang — 1906/1907

Erster Band



Bielefeld und Leipzig

Verlag von Velhagen & Klasing



Inhaltsverzeichnis.

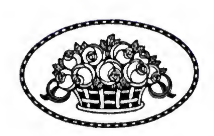
X. Jahrgang 1906/1907. — Erster Band.

Größere Aufsätze.

Chronik.

Beilagen.

Beiblatt.



Schlagwort-Register

zur

Zeitschrift für Bücherfreunde

X. Jahrgang 1906/1907

Band I.



Die kursiv gedruckten Zahlen verweisen auf das Beiblatt.

D.

E.

F.

G.

H.

I.

J.

K.

L.

M.

N.

O.

P.

Q.

R.

S.

T.

U.

V.

W.

Z.



ZEITSCHRIFT FÜR BÜCHERFREUNDE.

Monatshefte für Bibliophilie und verwandte Interessen.

Herausgegeben von Fedor von Zobeltitz.

10. Jahrgang 1906/1907. **Heft 1: April 1906.**

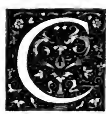
Jungdeutsche Lebenswirren.

Von

Dr. Heinrich Hubert Houben in Berlin.

I.

Ein Berliner Freundeskreis.



Charlotte Stieglitz, Heinrich Stieglitz und Theodor Mundt — diese Namen bezeichnen vollauf den Kreis, in den diese Mitteilungen führen sollen. Anfang der dreißiger Jahre hatte er sich zu Berlin im Zeichen der Literatur zusammengefunden und wurde schon Weihnachten 1834 auseinandergesprengt durch den Selbstmord der jungen Dichtersfrau Charlotte Stieglitz, der dann Theodor Mundt das Denkmal „Charlotte“ setzte, das schönste Buch, das er geschrieben hat. Es ist nicht meine Absicht, dieses so viel erörterte tragische Ereignis bis auf die feinsten Wurzeln hin klarzulegen oder gar eine neue „Wahrheit über Charlotte Stieglitz“ pomphaft anzukündigen. Vielleicht entschließt sich einmal ein Literarhistoriker von der medizinischen Fakultät, die ja neuerdings in solchen Fragen bereitwilligst ihre Vota abzugeben pflegt, auch diesen Fall unter die Lupe zu nehmen, was in der Tat wünschenswert wäre, und für eine solche Untersuchung dürften die hier zu veröffentlichenden Briefe brauchbare Gesichtspunkte abgeben. Denn ein Grundsatz, scheint mir, muß eine solche Untersuchung beherrschen; die vielfachen Äußerungen und Urteile, die *nach* jenem Ereignis über seine Motive von Freund und Feind zutage kamen, besitzen nur einen höchst sekundären Wert. Daß in der schon aufs äußerste gereizten Zeitstimmung, die dem Ausbruch des Jahres 1835 zusteuerte, die Philister in ihren moralischen Sonntagsröckchen den Fall weidlich ausnutzten, um mit seiner Kennzeichnung die ganze anspruchsvoll auftretende Empfindungsweise jener Epoche an den Pranger zu stellen, bedarf kaum eines historischen Nachweises. Das Zeugnis derer aber, die an Charlottens Tode schmerzhaft beteiligt waren, ist auch nur wertvoll zur Bestätigung der Symptome, die sich unabhängig davon nachweisen lassen; ein so erschütterndes Ereignis pflegt bei den Nahestehenden eine solche Steigerung des Empfindungslebens hervorzurufen, daß die ganze Farbenskala der Gefühle wie unter einem ätzenden Firnis zu einer Intensität und Glut emporflammt, die der einzelnen Farbe zuzuschreiben durchaus eine Fälschung wäre. Wir pflegen wohl im gewöhnlichen Leben zu sagen, daß solch ein Ereignis „wie ein Blitz“ die wahre Situation beleuchtete, und vergessen dabei, daß

eben dann eine ganz zufällige und vielleicht völlig harmlose Pantomime in ganz unnatürlichem Lichte erschien.

Deshalb sind auch die Geständnisse, die Theodor Mundt kurz nach dem Tode Charlottens in vertrauten Briefen seinem Freunde Gustav Kühne machte, nicht in diesem Grade wörtlich zu nehmen, daß damit — und womit sonst? — Adolf Bartels die Beschuldigung begründen könnte, Mundt habe der Gattin seines Freundes „zurückgewiesene Liebesanträge" gemacht. In der Phantasie eines poetisch empfindenden Kopfes fließen eben Dichtung und Wahrheit allenthalben zu eng nebeneinander, um nicht Gefahr zu laufen, auch schon bei einer kleineren Flut sich zu mischen, und wenn man den, Mundt in der Tat nicht fremden Charakterzug männlicher Eitelkeit berücksichtigt, läßt sich schon nach den bisher vorhandenen Zeugnissen für den unbefangenen Willen sein ganzes Verhältnis zu Charlotte auf die richtige Basis zurückschrauben. Mit denen natürlich, die jede Beziehung zu einer verheirateten Frau kurzweg verdammen, ist hier nicht zu rechten.

In späteren Briefen an denselben Gustav Kühne hat Mundt dann den schmerzlichen Aufschrei der ersten Stunde abzuschwächen versucht, ohne jedoch, in die Enge getrieben durch die brutalen Angriffe in der Öffentlichkeit, in einer Art von eitlem Trotz, dem Freunde eine nüchtern klare Darlegung zu geben. Vielmehr drängt er ihn selbst auf die psychologische und poetische Analyse des Falles hin und übersendet ihm dazu seine an Heinrich und Charlotte Stieglitz gesandten Briefe, die sich in der Toten Nachlaß aufgefunden hatten. Leider ermöglicht das konfuse Buch von Edgar Pierson über Gustav Kühne (1889) nur eine ganz flüchtige Datierung seines mannigfach wichtigen Materials, und es ist daher leider auch nicht möglich, festzustellen, unter der Wirkung welcher öffentlichen Urteile leidenschaftlicher und rücksichtsloser Gegner die Briefe Theodor Mundts geschrieben wurden.

Die Briefe Charlottens an Theodor Mundt sind in dem schon genannten „Denkmal" auszugsweise mitgeteilt und vage Vermutungen sind dadurch nicht abgeschnitten. Der größte Teil des Briefwechsels aber hat sich im Original erhalten, sowohl die Briefe Charlottens an Mundt als auch die Mundts an Heinrich und Charlotte Stieglitz. Die in München lebende Tochter Mundts, Frau *Thea Ebersberger*, hatte die große Liebenswürdigkeit, mir diese Korrespondenzen zur Verfügung zu stellen und mir auch die illustrative Mitteilung eines unbekannten Reliefbildes ihres Vaters zu ermöglichen.

In dem 1835 anonym erschienenen Buche „Charlotte Stieglitz, ein Denkmal" (Berlin, bei Veit & Comp.) hat Theodor Mundt im ganzen 17 Briefe seiner Freundin abgedruckt. Nur 7 haben sich davon in seinem Nachlaß erhalten, aber die umfang- und inhaltreichsten; die zehn kürzeren sind verloren gegangen oder verschenkt worden; auf diesem letzteren Wege ist z. B. eines der fehlenden Originale (vom 24. Februar 1834) in Varnhagens Nachlaß gekommen. Ich konnte also im ganzen 8 der Originale mit dem Druck vergleichen; das Resultat ist, daß die mannigfachen Auslassungen und kleinen Retuschen Mundts in den mitgeteilten Briefen lediglich mit Rücksicht auf dritte noch lebende Personen erfolgten, alles aber, was das Verhältnis der beiden Korrespondenten betrifft, durchaus vollständig wiedergegeben, jedes Schnüffeln also nach einem sonstigen Inhalt völlig ergebnislos ist. Was von den unterdrückten Tatsachen und Urteilen interessieren dürfte, füge ich an geeigneter Stelle ein. Von den übrigen 9[1] nicht kontrollierbaren Briefen charakterisieren sich mehrere ihrer äußern Gestalt nach als vollständig abgedruckt, so z. B. der letzte vom 26. Dezember 1834. Der ganze Zusammenhang der Briefe schließt ferner die Möglichkeit eines etwa sonst noch gepflogenen Briefwechsels aus. Wir dürfen also mit der Tatsache rechnen, daß wir alles, was zwischen Mundt und Charlotte Stieglitz brieflich verhandelt wurde, im wesentlichen vor uns haben.

Die Briefe Theodor Mundts selbst, die Kühne 1835 vorlagen und von denen bisher nichts veröffentlicht wurde, bestätigen das durchaus. Sie ergänzen sich inhaltlich mit denen der Freundin, erklären sie und geben uns vor allem ein Bild des jungdeutschen Schriftstellers aus einer Zeit, über die bisher noch nicht viel Autentisches feststand. Selbst Johannes Proelss

[1] Numeriert man die Briefe des „Denkmals" nach ihrer Reihenfolge, so sind die nicht kontrollierten Nummern 6—10, 12, 13, 16 und 17.

hatte für die ganze jugendliche Entwicklung Mundts, die von persönlichem und allgemeinem Interesse ist, keine weitern Unterlagen als seine selbständig erschienenen Schriften; und das ist nicht viel bei der umfangreichen journalistischen Tätigkeit, die Mundt bereits seit 1826 ausübte. Auch gehen die Briefe nicht über die Jahre 1833 und 1834 hinaus, und auf diesen Zeitraum muß sich daher auch die nachfolgende Mitteilung beschränken.

Theodor Mundt hat vorwiegend in Berlin gelebt. In Potsdam geboren, hat er seine Schul- und Universitätsbildung, zum Teil gemeinsam mit seinem Freunde Gustav Kühne, in der preußischen Hauptstadt erhalten, und auch später ist er nur vorübergehend in Leipzig und Breslau ansässig gewesen. Schon früh als Student besaß er journalistische Verbindungen und fand unter den angeseheneren Persönlichkeiten Berlins Freunde und Gönner, so den Staatskanzler von Beyme, den Minister von Altenstein und den Legationsrat Varnhagen von Ense. Durch Vermittelung des letzteren wurde er 1833 Mitarbeiter an den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik“, die von einer „Sozietät“ bedeutender Gelehrter herausgegeben und besonders von Varnhagen redigiert wurden. Zwischen den Namen Steffens, Zumpt, Rückert, Hotho, Leo, Rühle von Lilienstern, Förster, Rumohr, Encke, Nees von Esenbeek, Weiße, Gabler und vielen anderen den Namen des kaum 25jährigen Theodor Mundt und — wohl auch durch Varnhagens Initiative — den seines Freundes Kühne zu finden, konnte eine eventuelle wissenschaftliche Laufbahn der beiden nur im günstigsten Sinne beeinflussen, und einer solchen strebte auch Mundt zu, konnte aber erst 1842 die Widerstände beseitigen, die sich einer akademischen Karriere für ihn in den Weg stellten. Als Belletrist war Mundt 1831 mit einer Novelle „Das Duett“ aufgetreten; ihr folgten 1832 „Madelon oder die Romantiker in Paris“ und 1833 „Der Basilisk“, Proben eines nicht starken, aber zierlichen Talentes, dem die kritische Tätigkeit zweifellos besser stand als die produktive. Am Schlusse des Jahres 1832 hatte er ferner eine Auswahl seiner kritischen Arbeiten gesammelt, die im folgenden Jahre unter dem altbewährten Titel „Kritische Wälder“ erschienen. Von Leipzig, wohin er im Sommer 1832 als Redakteur des Brockhausschen Konversationslexikons und der „Blätter für literarische Unterhaltung“ im gleichen Verlag berufen worden, war er bald wieder nach Berlin zurückgekehrt, um seinen eigenen Arbeiten unbeschränkter leben zu können, und hatte zunächst an dem „Magazin für die Literatur des Auslandes“, das seit 1832 von der „Redaktion der Allgemeinen preußischen Staatszeitung“ herausgegeben wurde, literarische Brotarbeit gefunden. In diese Zeit, wo der „Perspektiven“ für seine Zukunft also noch manche offen standen, führen uns die Briefe Mundts an die „beiden Stieglitze“ trefflich ein, und gleich der erste gibt uns eine Schilderung des ganzen Kreises, in dem er und seine Freunde sich bewegten.

Stieglitz hatte im Mai 1833 mit seiner Frau eine Reise nach Rußland unternommen. In Petersburg wohnte sein reicher Oheim, der spätere Baron Ludwig von Stieglitz, „jener Matador des Besitzes mit der von Geldrost freigebliebenen Menschenseele“, wie Stieglitz ihn in seiner Selbstbiographie (Gotha, 1865) voll Dankbarkeit nennt. Denn alle die Pläne, die er mit seiner Charlotte über eine unabhängig zu gestaltende Zukunft in verzweifelten Stunden hegte, bedurften der tatkräftigen Zustimmung des Petersburger Mäcens, und seit dieser durch seinen Besuch 1832 in Berlin dem jungen Dichterehepaare sein Interesse bewiesen hatte, galt es diese Teilnahme auf das liebevollste zu pflegen. In diesem Sommer 1833 erschien auch der Schlußband der „Bilder des Orients“ von Stieglitz, lyrische, epische und dramatische Dichtungen aus der Sphäre des „Westöstlichen Divans“, die von einer ziemlichen Phantasie und einem gründlichen Studium, aber einer dürftigen Gestaltungskraft Zeugnis geben; nur mit Rücksicht auf den Stoff ist es verständlich, daß sich Goethe noch über den Anfang dieser Bilder, die sich der Dichter im Schweiße des Angesichts abgerungen, günstig äußern konnte. Mundt las in Abwesenheit des Freundes die Korrektur und indem er deren Abschluß anzeigte, schilderte er den fernen Gatten in dem ersten der nachfolgenden Briefe sich und das daheimgebliebene Berlin, soweit es sich in ihrem gemeinsamen Freundeskreise ausdrückte:

Berlin, den 14. August 1833.

Zuvörderst, neben meinem innigsten Gruß an Sie und die Ihrige, zugleich meinen lebhaftesten Dank für

den herrlichen Brief vom 17. u. 18. v. M., durch den Sie mich und Alle, denen ich ihn nach Ihrer Erlaubniß mittheilen durfte, wahrhaft erfreut haben. Mit südlicher Gluth, theuerster Freund, scheint Ihre Wanderschau im Norden Sie erfüllt zu haben, und ein Auszug aus Ihrer brieflichen Schilderung des Wassersturzes von Imatra und der anderen Gegenstände, der nächstens in unserm Magazin erscheinen wird, wird Ihren Freunden beweisen, dass selbst Rußland *Sie* und Ihre Anschauung nicht zu erkälten vermag. Wenn Sie mir in Finnland bei jenem Wassersturze, den ich wohl etwas mehr in der Nähe haben möchte, wie ein in Begeisterung verzückter Seher erscheinen, so würde *ich* Ihnen dagegen wie ein wahrer Finne oder Lappländer vorkommen, wenn ich Ihnen von dem Wasserfall unserer hiesigen Berliner Lebensprosa, wie er sich seitdem ergossen und um wie viel Grad er gestiegen, jetzt viel erzählen wollte. Nein, lieber Stieglitz, ich darf Ihnen und Ihrer trauten Muse Charlotte das Wiederkommen nicht verleiden, und da letzteres ter quaterque optatum est, so sollen Sie aus meinem Brief von Berlin auch garnichts erfahren. Ob an mir selbst mehr daran ist, als an Berlin, weiß ich nicht; und so hätte ich fast Lust, Ihnen auch von mir nichts Sonderliches zu erzählen, um so mehr, da sich in der letzten Zeit eben nichts Sonderliches mit mir zugetragen. Ich bin in den letzten Monaten sehr, fast zu sehr beschäftigt gewesen, vornehmlich durch die Staatszeitung und andere durch Verpflichtungen eingegangene Arbeiten, sodaß ich zu meinem Lieblings-Thun und Treiben auch nur wenig gekommen bin. Mitunter scheint einem die vielgeschäftige Zeit über den Kopf zu wachsen; die Hand ist fast bis zur Verzweiflung thätig, aber das innere Leben stockt oder verzerrt sich unterdeß zu einer ironischen Grimasse, die laut auflachen möchte über all die armselige Lebensgeschäftigkeit. Indeß man schlägt sich durch, und an einiger neuen Novellenblüthe, die einmal das Kraut zu meinem Bräutigamskranz in diesem Leben ist, hat es mir auch nicht ganz gefehlt. Im Morgenblatt können Sie einen „Bibeldieb" von mir lesen, und eine zweite Novelle, die sich der junge Cotta für sein Blatt von mir erbeten, ist schon wieder bis zur Hälfte gediehen und ich denke sie, so Gott will, ganz durchzubringen. Unter „Durchbringen" verstehe ich immer, wenn ich etwas mit wirklich aushaltender Musenstimmung zu Ende schreiben kann; denn unser gemeinsamer Vater Apollo soll mir die Hand abschlagen, wenn ich je eine Novelle anders als aus eigenen innern Intentionen geschrieben habe oder schreibe. Sie werden das rührend finden, und es ist auch wirklich so. Inzwischen liegt mein „Basilisk", das giftige Thier in einem eleganten Umschlag geheftet, schon seit Monaten da, und möchte gern mit Ihnen liebäugeln; auch die „Kritischen Wälder" sind zum Aerger der Hegelianer, die der Kampf der Grazien jetzt erst verdrießt, nicht grau, sondern sie sind grün — brochirt; versteht sich, grün *brochirt* wollte ich nur sagen, wie Sie selbst, theuerer Freund, an dem Ihrer verehrten Frau bestimmten Exemplar ersehen werden. Beide Sachen habe ich Ihnen durch den sogenannten Lenz nicht geschickt, weil ich besagten nicht auftreiben konnte. Wenn Sie wieder kommen und mir noch gut sind, schicke ich Ihnen alles durch die Stadtpost nach dem Schiffbauer-Damm hin.

Von Ihrem vierten Bande des Orients habe ich dagegen jetzt erst — Jo Triumphe! — den letzten Druckbogen, der mir in dieser Woche zugekommen, an Cnobloch zurückgesandt, und ihm dabei zugleich ein Briefchen mitgegeben, worin ich in Ihrem Namen gebeten, daß C. doch nun wenigstens das *Ausgeben* des Buches rasch betreiben möchte, damit Sie noch während Ihrer Sejour in Petersburg Exemplare erhalten. Die Sache scheint etwas confuse betrieben zu sein; auch fehlt hinten der Confudse, den Sie uns noch versprochen hatten, aber hoffentlich doch nicht auch aus Confusion? — Obwohl es mich Anfangs confuse machte, da ich von Ihnen etwas Bestimmtes über einen angehängten Confucius gehört zu haben glaubte. Sonst ist Alles, Titelblatt, Dedication pp. richtig besorgt; und freue ich mich nun darauf, das Ganze noch einmal in seiner nunmehr abgeschlossenen Gestalt zu überschauen und zu überdenken.

Sie Bruder von Osten, Sie haben Recht, daß Sie Ihre Anschauungen des Orients nicht durch jetzige nachfolgende Autopsie für unwandelbar halten mögen und können. Ich glaube auch, lieber Mann aus Nischny Nowgorod und Kasan, daß Alles, was Sie nun dort sehen werden, oder in dem Augenblick, wo Sie mein Geschreibsel lesen, schon gesehen haben, Ihr geistiges Bild wenigstens gewiß nicht *bereichern* kann; eher möchte ich mir denken, vermag das Bedingte der wirklichen Erscheinung das frühere nur geistige Schauen zu beschränken, zu begränzen, nach einigen Seiten vielleicht auch zu lähmen, nach andern dagegen mit Farbenreiz zu erfrischen. Bei Ihrem Versprechen, uns mit Reiseskizzen zu beschenken, halte ich Sie fest; dagegen wünschte ich, daß Sie selbst das Copiren der gesehenen Gegenstände nicht für etwas zu Gewöhnliches oder von Ihnen nicht zu Fordern des ansehen mögen. Copiren Sie immerhin; Sie werden doch immer poetisch copiren. Sie müssen uns recht viel copiren, da nach den Gegenden die Sie durchwandern, das Schicksal vielleicht nicht so bald wieder einen beschaulichen deutschen Poeten hinsendet. Diese Gegenden, Städte, Völker und Gebäude haben wohl längst auf einen Dichter gewartet.

Es freut mich, daß Sie auch von dort an unsern hiesigen literarischen und journalistischen Kreisen theilnehmen. Was Sie indeß zum Lobe des Weiße'schen Aufsatzes über Heine in den Jahrbüchern sagen, ist nicht die allgemeine Stimme über diese Recension. Viele meinen, W. sei gar zu schulmeisterlich und kleinlich hier mit einem *Humoristen*, gegen den man wenigstens auf andere Weise polemisiren müsse, verfahren. Meines Erachtens, der ich den Aufsatz nur halb (bei Stehely) gelesen, hat er ihn gar *zu gründlich* beurtheilt, und gegen eine Natur, wie Heine ist man im Nachtheil, wenn man sich zu gründlich mit ihr einläßt. Uebrigens irren Sie, wenn Sie zu glauben scheinen, ich sei ein Gegner Weiße's; ich habe ihm vor einiger Zeit anonym in den Blättern f. l. U. eine sehr lebhafte Auseinandersetzung zu Theil werden lassen. Sie selbst



Charlotte Stieglitz.
Nach einer Lithographie von Beck.

aber kennen Weiße nicht, oder wenigstens nicht seine neueren Schriften, wenn Sie meinen, er sei ein Anhänger der Hegel'schen Philosophie, gegen die er ja so scharfsinnig zu Felde gezogen ist, trotzdem, daß er sich im Formellen der *Methode* dieser Philosophie anschließt.

Ihre Grüße an hiesige Freunde sind meistentheils bestellt und herzlich erwidert. Der wackere Schott hat Ihren Aufforderungen schon früher entsprochen: ich wünsche recht von Herzen, daß sich für ihn etwas Günstiges gestalten möge, so sehr es auch zu bedauern wäre, ihn hier zu verlieren. Jetzt hat er seinen Bruder wieder, der zurückgekehrt ist, was dem Einsamen wohl thun wird. Klein hat mich in der letzten Zeit öfter besucht; er ist bei Weitem besser, als mir Kühne eingeredet hatte; es ist ein eminentes Talent in diesem jungen Menschen, das bei weniger Leichtsinn in der eigenen Entwickelung, nothwendig herrliche Früchte tragen muß. Lehmann ist jetzt in Wien; möchte ihn diese Reise erheitern und stärken, er sah in den letzten Tagen fast bis zum Erschrecken angegriffen aus. Nichts aber übertrifft an Behaglichkeit unsern Dr. Veit; seine Bräutigam-Saison in Weimar hat ihn uns nur noch runder und fetter wieder zurück gebracht; an wackrer und tüchtiger Gesinnung ist er der Alte. Auch Referendar D. empfiehlt sich Ihnen, er ist mein Horatio, wenn ich Hamlet wäre. Zu Horns komme ich jetzt nicht; ich bin mir immer bei dem Manne wie ein Wolf im Schafskleide vorgekommen, da mir bei seinen weichlichen Geberden im Geheimen immer die schändlichsten Witze als natürlicher Gegensatz einfielen; Gegensätze rufen sich ja durch sich selbst hervor. Ich mag das aber nicht mehr, und so halte ich mir jetzt entschieden alle Verhältnisse vom Leibe, in denen ich mich und meine, doch nun einmal menschlich gemischte, Natur verstellen muß.

Und nun noch die angelegentlichsten und herzlichsten Grüße an Ihre liebe Frau, die ihre Strohwitwenschaft, während der Andere der beiden Inseparabeln gen Osten entflogen ist, gewiß sinnig dazu benutzt haben wird, nun das häusliche und gesellige Leben in Petersburg recht aus dem Grunde kennen zu lernen. Ich freue mich auf den Schatz feiner Beobachtungen, der sich als Gewinn künftiger Unterhaltungen für uns daheim sitzen gebliebene Berliner verspricht. Gott mit uns!

Ihr aufrichtiger treuer

Th. Mundt.

Eine unbefangene Freundschaft zweier jungen, im Alter nicht sehr verschiedenen Autoren spricht aus diesem ersten Briefe, und die Gattin des einen ist die fröhliche Teilnehmerin dieses Bundes. Der Brief schildert uns ferner Mundt in seiner Tätigkeit, die einstweilen noch mit Vorliebe der Novelle zugewandt war. Den von ihm erwähnten „Bibeldieb" hatte kurz vorher das Stuttgarter „Morgenblatt" gebracht (Nr. 131 bis 144 vom 1. bis 17. Juni 1833. Aufgenommen in Mundts „Charaktere und Situationen", 1837, 1. Teil). Eine zweite Novelle aus diesem Jahr hat sich jedoch nicht feststellen lassen. Der „Kampf eines Hegelianers mit den Grazien" ist eine „philosophische Humoreske"; sie war schon vorher in einer Zeitschrift erschienen und stand nun an zweiter Stelle in den „Kritischen Wäldern", die „der Frau Doktorin Charlotte Stieglitz in inniger Verehrung gewidmet" waren. Mundt selbst hatte, wie alle Jungdeutschen, die Schule Hegels durchgemacht, und wenn er auch bald den logischen Zwang dieses philosophischen Systems abzuwerfen strebte, wie er ja überhaupt die führenden Geister jener Epoche, unter anderen auch Steffens und Heine, mit etwas übermütigem Stolz zu „überwinden" liebte: das Rüstzeug und die Formeln dieser Schule hat er trotzdem, wie das ganze junge Deutschland, nie ganz verläugnen konnen. Zur Geschichte der Philosophie Hegels gehört diese ungeheuer tiefe Wirkung auf das ganze zeitgenössische geistige Leben und besonders auf die Literatur, eine Wirkung, die vielleicht nur der Friedrich Nietzsches gleichkommt. Der schweren geistigen Arbeit aber, die Hegels System voraussetzte, waren die wenigsten gewachsen, und so lenkten sie denn nach einer Strecke Weges ab, um dadurch nun erst recht in eine philosophische Wildnis hineinzugeraten, aus der sie sich dann durch die Hilfe der Grazien herauszufinden hofften. Die Gemeinde Hegels war damals noch, kurz nach seinem plötzlichen Tode, in den wissenschaftlichen Kreisen Berlins sehr bedeutend, und Mundts kecke und pikante Satire gegen das unpoetische, geradezu alle Poesie abweisende Element in Hegels Philosophie konnte jetzt, wo sie in dem ersten kritischen Buche eines schon bekannten jungen Autors erschien, nicht ohne Rüge bleiben. Die „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik", die trefflich redigiert wurden und nur *eine* Abhängigkeit, die von einem stupiden Zensor, kannten, schützten ihren Mitarbeiter Mundt nicht vor einer derben Abfertigung, die seinen „Kritischen Wäldern" in diesem Monat August 1833 wurde. Der A. B. unterzeichnete, wohl von dem Gymnasialprofessor Agathon Benary verfaßte Aufsatz in Nr. 38 der „Jahrbücher" läuft auf das Urteil hinaus, daß Mundt zu den Geistern gehöre, die die „Lückenhaftigkeit ihres Denkens

durch eine Weichlichkeit der Empfindung auszufüllen" suchen, wenigstens in der Philosophie; aber auch in den anderen Disziplinen, in denen Mundt wie seine jungdeutschen Kollegen einige Universalität erstrebte, geht der Kritiker ihm scharf zu Leibe. Auf diese Abfertigung bezieht sich die obige briefliche Äußerung Mundts von dem plötzlichen Verdruß der Hegelianer.

Eine noch viel schärfere, ja maßlose Abweisung hatte sich in denselben „Jahrbüchern" kurz vorher ein intimer Freund des Redakteurs Varnhagen, Heinrich Heine, gefallen lassen müssen. Gegen Heines jüngstes Buch „Zur Geschichte der neuern schönen Literatur in Deutschland" hatte im Mai 1833 der Leipziger Philosoph Christian Hermann Weiße in ungewöhnlich heftiger Weise die Anklage der Frivolität erhoben, die nur auf Verkleinerung des Großen und Verunglimpfung des Edlen in der vaterländischen Literatur ausgehe, um die Eitelkeit der „grande nation" zu kitzeln, und besonders seinem „Ekel" gegen Heines Äußerung über Goethe kräftig Ausdruck gegeben; in einem mit Pathos und Satire wohl gespickten Thesenstil zieh er den jungen Fant des Neides, des Hochmutes und der Frechheit gegenüber dem Olympier, und dieses Urteil an solcher Stelle konnte nicht ohne Aufsehen bleiben. Das spiegelt sich denn auch in dem obigen Briefe wieder, der die Kritik Weißes nur als „zu gründlich" bezeichnet, ihrer Tendenz aber im wesentlichen zustimmt, denn Mundt pflegte mit Nachdruck seine Geringschätzung Heines zu äußern.

Neben Mundt sehen wir in dem obigen Briefe auch den jüngeren Freundeskreis des Ehepaares Stieglitz vorbeipassieren. Wilhelm Schott war ein junger Philologe der chinesischen Sprache, der wohl auch der akademischen Karriere zusteuerte. Auch er war Mitarbeiter des „Magazins", und Lehmann ist kein anderer als der erste Redakteur dieser Zeitschrift, Julius Lehmann. Franz Horn, ein wässriger Niederschlag der Romantik, ist genugsam bekannt, und das Verhältnis des Jüngern zu dem Vertreter der alten Schule ist recht charakteristisch. Für den Referendar D. fehlt mir jede Interpretation. Dr. Veit ist der Verleger Moritz Veit, der erst seit einem halben Jahr die literarische Laufbahn mit der aussichtsvolleren eines Verlegers vertauscht hatte. Als Lyriker nicht unbegabt, hatte er mit Stieglitz und Karl Werder 1830 den „Berliner Musenalmanach" herausgegeben, hatte in Jena studiert und sich den philosophischen Doktorgrad erworben, auch ein Buch über den Saint-Simonismus veröffentlicht, das beim jungen Deutschland nicht ohne Einfluß blieb, aber dann mit dem Buchhändler Joseph Levy (später Lehfeldt) ein Verlagsgeschäft übernommen, dessen Hauptartikel in dem „Berliner Wohnungsanzeiger" bestand. Seine Firma verlegte auch das Denkmal „Charlotte Stieglitz", und Veits Biograph in der Allgemeinen Deutschen Biographie schreibt ihm sogar eine Teilnahme an der Redaktion dieses Buches zu, ohne indes anzugeben, worauf sich diese Angabe gründet. Im Juni 1834 hatte Veit seine Ehe mit Johanna Elkan aus Weimar geschlossen.

Am interessantesten aber ist Mundts Mitteilung über Klein, den späteren Verfasser der vielbändigen „Geschichte des Dramas", die leider nicht bis zum deutschen Drama vorgedrungen ist. Zur Zeit des Mundtschen Briefes war Klein etwa 25 Jahre alt; genaueres wird wohl noch einmal festgestellt werden, wenn die Literaturforschung sich seiner annimmt, was kaum zu vermeiden ist. Er durfte damals schon als Phänomen an Gelehrsamkeit gelten; als Fünfzehnjähriger hatte er die Wiener Universität besucht, hatte bereits den philosophischen und juristischen Doktorgrad erworben, war in fast einem Dutzend Sprachen so zu Hause, daß er sie sogar in Versen beherrschte, und war in diesem Sommer 1834 eben beschäftigt, sich auf der Berliner Universität den medizinischen Doktorhut zu holen. Am 15. Oktober 1834 promovierte er hier. Seine Opponenten waren drei Mediziner, die Doktoren Boeckh, Ketteler und Reichenau. Seine Dissertation „De pertussi" (Der Keuchhusten), die auf der Königlichen Bibliothek in Berlin zu finden und der ihr anhängenden Selbstbiographie wegen zu beachten ist, trägt die Widmung: „Amico candido, spectatissimo, humano, Henrico Stieglitz, Doctori philosophiae, poetae insigni, humile hoc inaugurale specimen amantissima mente devovet Auctor." Diese und weitere Mitteilungen Mundts über Klein sind deshalb besonders wichtig, weil grade die dreißiger Jahre in Kleins Leben noch sehr im Dunklen liegen und grade hier sich seine erste engere Beziehung zur

modernen Literatur, der er als Kritiker und auch als dramatischer Dichter angehören sollte, anknüpft. 1901 veröffentlichte Professor Wilhelm Wetz in der Sonntagsbeilage zur „Vossischen Zeitung“ einen umfangreichen Aufsatz: „J. L. Klein als Berliner Journalist“, und auch hier waren diese dreißiger Jahre aus Mangel an Material nur ganz flüchtig und unsicher behandelt. Allerdings hatte schon Stieglitz in seiner Selbstbiographie einige Mitteilungen über Klein in diesen Jahren gemacht, die dem Verfasser jener inhaltreichen Studie entgangen sind.

Soviel über die Persönlichkeiten der in Mundts Brief genannten Freunde, die uns noch häufiger begegnen werden. Die Reiseskizzen aber, die Stieglitz dem Berliner Bekanntenkreise versprochen hatte, blieben aus und beschränkten sich auf den von Mundt erwähnten Brief vom 17. und 18. Juli. Er ist im „Magazin für die Literatur des Auslandes“ (Nr. 96 vom 12. August) abgedruckt und schildert den Wassersturz von Imatra, ein Fest in Peterhof und eine Begegnung mit Ignaz Aurelius Feßler in Petersburg. Ein von Stieglitz abgeschlossenes Manuskript „Drei Jahre auf Reisen und in der Heimat“, von dem er in seiner Selbstbiographie mehrfach spricht, scheint sich in seinem Nachlaß nicht mehr gefunden zu haben; der Herausgeber seiner Briefe, sein Neffe L. Curtze, sagt weiter nichts darüber.

Eine diesem fragmentarischen Reisebrief zugefügte redaktionelle Notiz, die von M. V. (also Moritz Veit) unterzeichnet ist, teilte mit, daß Stieglitz jetzt auf einer Reise nach Nischni-Nowgorod und Kasan begriffen sei; Charlotte blieb unterdessen bei den Petersburger Verwandten. Damit findet auch die obige Redewendung in Mundts Brief ihre Erklärung.

II.

Hippels natürlicher Sohn.

Der Glanzpunkt in Mundts Essaisammlung „Kritische Wälder“ ist unstreitig sein umfangreicher Aufsatz über Hippel. Als „biographische Andeutung“ hatte er bereits 1832 in der Brockhausschen Sammlung „Zeitgenossen“[1] gestanden und bereits zwei Jahre früher hatte Mundt im Anschluß an die Reimersche Ausgabe der Schriften Hippels in den „Blättern für literarische Unterhaltung“ (1830 Nr. 323) diesem seinem literarischen Lieblingshelden eine Vorstudie gewidmet. Was ihn an diesem Charakter reizte, ist nicht nur für das Zeitalter der „Zerrissenen“, für das junge Deutschland charakteristisch; die Vorliebe für solche zwiespältigen Charaktere ist eine Begleiterscheinung aller literarischen Revolutionen. „Mit tiefstem Anteil,“ erklärt Mundt, „gehe ich an die Lebensentwickelung dieses Charakters, der mir, ich gestehe es, eben deshalb so anziehend ist, weil ihn die Welt, nämlich das, was man im gemeinen Sprachgebrauch Welt nennt, so abstoßend findet und finden muß. Nicht als ob ich ihn als einen durch seine unmittelbare Persönlichkeit anziehenden Mann hinstellen wollte; denn in dieser Hinsicht war er es nicht; sondern vielmehr in der Ansicht, daß ein Charakter, in welchem das Göttliche und Irdische abwechselnd und gewaltsam um die Oberhand ringt, und der in diesem Ringen seiner Natur nach oben und unten einen wahrhaft menschlichen Kampf durchgekämpft, von dem er vielleicht der Welt um ihn meistenteils nur das schroffe Schwertergeklirr seines innern Widerstreites zu hören gegeben haben mag, aus dem sich aber nach der verborgenen Innenseite seines Wesens zu ein höheres, blütenvolles Leben entwickelte, das er in heimlichen Mußestunden seinen Schriften, deren äußern Ruhm er gern andern überließ, einpflanzte — daß ein solcher Charakter im tiefern Sinne anziehender erscheinen muß, als jene glatten Persönlichkeiten, welche, weil sie wegen ihrer Stofflosigkeit weder mit sich selbst noch mit der Welt je in Widerspruch geraten können, nie abstoßend gefunden werden und daher, durch ihre leichte Beweglichkeit überall Glück machen, vorzugsweise als anziehende Naturen zu gelten pflegen.“ Mit feinstem psychologischen Zartgefühl verfolgt dann Mundt das gemeinsame Wirken von Dichtung und Wahrheit in Hippels Schriften und Leben und besonders in seiner Selbstbiographie, die von Gegnern als herausfordernde Fälschung bezeichnet worden war. „Th. G. von Hippels Lebenslauf nach aufsteigender Linie“, so nannte Mundt seine Untersuchung und deutete damit auch das Ziel derselben an, das er zudem

[1] Zeitgenossen. Ein biographisches Magazin für die Geschichte unserer Zeit. Vierten Bandes 1. und 2. Heft. Ausgegeben am 1. Juni 1832.



Theodor Mundt.

Nach einer Lithographie von Ax. Becker.

gleich am Anfang klar und deutlich bezeichnet: „Hippel war nicht nur der selbstbewußteste Beobachter seiner eigenen Lebenslinie, sondern er arbeitete auch mit planmäßiger Anstrengung daran, ihr durch ein genau berechnetes Getriebe die Richtung zu geben, welche sie in den Verhältnissen von Zeit und Welt nehmen sollte und nahm. Sein Lebenslauf erscheint aber demgemäß in einer fortwährend aufsteigenden Linie; denn während er, den Kant einen Zentralmenschen nannte, als Schriftsteller im Denken, Dichten und Forschen die geistige Höhe seines Jahrhunderts erstiegen hatte, sich jedoch wunderbar genug auf diesem Gipfel seiner innerlichen Größe vor seinen Zeitgenossen verbarg und in Anonymität einhüllte, rang er dagegen zu gleicher Zeit mit rastloser Geschäftigkeit darnach, auch die weltlichen Höhemesser seines Lebens immer weiter hinaufzuschrauben und den möglichst glänzenden Besitz äußern Ansehens durch Staatsämter und Reichtum sich anzueignen." Unter diesem fest eingehaltenen Gesichtspunkt schildert Mundt, wie Hippel als Dichter in seinen „Lebensläufen" seine eigene Biographie sich vorgezeichnet hatte, als Mensch mit Aufbietung aller Kraft und mit glänzendem äußeren Erfolge ihr nachlebte und in seiner Selbstbiographie sie nachphantasierte, und kommt auf diesem

überraschend sicheren Wege zu einer schönen und herzlichen Würdigung dieses Mannes, „welcher durch sein stillstandsloses Streben zur Höhe in inneren und äußeren Dingen und durch den daraus notwendig hervorgegangenen unvereinbaren Widerspruch dieser beiden Seiten seiner Natur sich in der schönsten Fülle seiner Kräfte doch nur selbst verzehrte".

Ob die Richtung, die Mundt selbst später seiner Laufbahn geben sollte, einer Wesensverwandtschaft mit Hippel zuzuschreiben ist, ob dieses Streben, dem innern Reichtum auch eine würdige äußere Gestalt zu erringen, nicht allein ein Kennzeichen Hippels oder des ganzen jungen Deutschlands, sondern vielmehr ein allgemein modernes Symptom ist, kann hier nicht weiter erörtert werden. Für sich selbst wenigstens gab Mundt eine solche innere Verwandtschaft mit dem Dichter der „Lebensläufe", dessen beide Vornamen er führte, mit einiger Koketterie zu, ja er verstieg sich im Eifer des Gefechts so weit, sich „Hippels natürlichen Sohn" zu nennen. Dies geschah in seinen weitern Briefen an das Ehepaar Stieglitz, bei dem die zugestandene „problematische Ähnlichkeit" Mundts mit Hippel voll ängstlichen Mißtrauens aufgenommen wurde.

Diese weitern Briefe führen uns bereits in den Beginn des verhängnisvollen Jahres 1834. Heinrich Stieglitz war nach Berlin zurückgekehrt und hatte sich wieder auf einige Zeit in die ihm verhaßten Geschäfte eines Bibliothekars der Berliner Königlichen Bibliothek gefunden; in seiner Selbstbiographie bezeichnet er diesen Winter 1833/34 als eine der „schönsten Perioden unseres Doppellebens". Reicher geselliger Verkehr wechselte mit ergiebigen Dichterstunden, und es hatte den Anschein, als ob die sommerliche Reiseerfrischung auf lange Zeit vorhalten werde. Stieglitz bereitete die zweite Auflage seiner „Stimmen der Zeit" vor; zu dem schmalen Bändchen von Gegenwartsgedichten, das 1832 erschienen war, hatten sich weitere Beiträge gefunden. Ehe die neue Sammlung zum Drucker wanderte, wurde sie Mundt zur Durchsicht anvertraut. Von den beiden in seinem Brief erwähnten hinzugekommenen Liedern ist das eine, mit dem Lutherwort „Der Geist aber machet ein lustig und frei Herz" betitelte im Morgenblatt (1834. Nr. 163 vom 9. Juli) abgedruckt; das andre „Hellas Wiedergeburt" verdankt einer abendlichen Kontroverse mit Henrik Steffens seine Entstehung; ich werde darauf noch zurückkommen.

Der vertraute persönliche Verkehr in diesem Winter, der „jour fixe" im Stieglitzschen Hause, die gemeinsamen Besuche von Konzerten und Theatervorstellungen waren natürlich einem ausgedehnteren Briefwechsel nicht günstig, und dieser mußte sich daher leicht auf gelegentliche Notizen vorwiegend literarischer Art beschränken oder da wieder aufgenommen werden, wo eine momentane Spannung die briefliche Äußerung der mündlichen vorzog. Bis zu diesem Januar 1834 klafft daher in dem Briefwechsel der Freunde eine Lücke, die nur durch drei, im „Denkmal" mitgeteilte Briefe Charlottens ausgefüllt ist. Die beiden ersten vom 7. und 8. November 1833 betreffen Mundts „Kritische Wälder" und Einzelheiten darin, der dritte vom 7. Januar 1834 Charlottens Verhältnis zu Rahel. Dem zweiten Brief, dessen letzter Absatz handschriftlich „den 8ten November Nachmittags" datiert ist, folgt im Original noch eine spätere Nachschrift:

Mittwochs den 13ten.

Ich sende Ihnen mit einem herzlichen Guten Morgen die wenigen unbefangenen Zeilen, die ich noch an jenem Nachmittage niederschrieb, um Ihnen wenigstens meinen guten Willen zu zeigen. Seit Ihrem herrlichen Briefe bin ich verstummt — — warum? — — Scheints manchmal doch, als wenn mit zunehmender Klarheit auch zunehmende Räthsel in uns aufsteigen.

Ihre Sie innigst hochschätzende

Charlotte Stieglitz.

Von den Briefen Mundts scheinen also doch etliche nicht erhalten zu sein, da die Fortsetzung des Briefwechsels auch erst Ende Januar 1834 wieder einsetzt. Eine absichtliche Vernichtung aber scheint mir unwahrscheinlich, da diese wohl ebenso die nächsten Briefe betroffen hätte, deren Tonart, unter dem Druck einer augenblicklichen Verstimmung wieder emporschnellend, in schöner, wenn auch vielleicht etwas überschwenglicher und daher gefährlicher Weise alles das sagt, was über die innige Freundschaft der drei gesagt werden konnte. Für Theodor Mundts Charakteristik sind diese beiden nächsten, unmittelbar aufeinander folgenden Briefe von ungemeiner Wichtigkeit:

Mundt an Heinrich Stieglitz.

Ich sende Ihnen hier, theuerster Freund, Ihre „Stimmen der Zeit" mit herzlichem Dank wieder, weil ich Dienstag Abend verhindert bin, sie selbst zu überbringen. Die hinzugekommenen neuen sind von der

Art, daß ihnen durch mich keine Verzögerung in der Absendung zugefügt werden darf. Ich wünsche ihnen also nur noch Glück auf den Weg, das ihnen werden wird, da der Gott mit ihnen ist. „Hellas Wiedergeburt" ist geworden, was es werden musste. „Der Geist aber machet ein lustig und frei Herz" ist eines Ihrer schönsten Gedichte. Unter den alten, aber neu gelesenen haben mich „Unsere Zeit" und „Rechenschaft" wieder besonders erquickt. Näheres mündlich, da ich in diesem Augenblick zum Schreiben zu unruhig bin, wie Sie auch schon meiner Handschrift ansehen werden.

Sollten Sie Herrn Ries und Quartett-Comp. sehen, und ihm vielleicht das Blatt der Staats-Zeitg. entgangen sein, worin ich sein Konzert erwähnt, so bitte ich, ihm das Beiliegende mitzutheilen. Ich konnte und durfte es freilich nur mit dürren Worten thun. Auch pfusche ich ja nur so in die musikalische Kritik hinein, da ich doch eigentlich nichts von Musik verstehe.

Was den Camoens betrifft, so ersuche ich Sie, denselben möglichst allein auszulesen, und ihn mir spätestens bis *Donnerstag* Mittag zurückzuschicken, wo ich ihn abgeben muß.

Ihre Frau Gemahlin bitte ich, meine problematischen Aehnlichkeiten mit Hippel doch ja *nicht* zu „ignoriren"! Ich will keinen Pardon! Ignoriren sieht doch immer wie Pardon aus, den kein wackerer Kämpe annimmt. Bin ich ein ebensolcher Taugenichts, wie Hippel (der meine *beiden* Vornamen sogar führt: Theodor Gottlieb) so will ich auch wie Hippel verdammt sein. Ich hatte mir freilich nie träumen lassen, daß diese Aehnlichkeit, die *ich selbst* zuerst in aller Unschuld ausgesprochen hatte, je zu Consequenzen auf meinen *Charakter* benutzt werden könnte, und deshalb gestehe ich Ihnen, daß eine diesfallsige Bemerkung an jenem Quartettabend mich tief erschreckt hat. Vor einem weiteren Ausspintisiren jener Consequenzen kann ich noch in diesem Augenblick zusammenschaudern, da ich mir hier auch das Weiteste, par consequence als möglich gefallen lassen müsste.

Ich kann mich nicht als angegriffen eingestehn, deshalb kein Wort zu meiner Rechtfertigung. Nur was meinen mir oft zu Gemüth geführten Charakterfehler der sogenannten *Verschlossenheit* anbeträfe, bemerke ich Ihnen, aus wahrer inniger Freundschaft, folgendes: In meinen Augen ist wirkliche Verschlossenheit ein häßlicher, gelber Gifttropfe auf dem reinen Krystallspiegel eines freundschaftlichen Umgangs! Im Anfang unserer Bekanntschaft, wo wir noch keinen eigentlichen tieferen Freundes-Umgang unter uns entwickelt hatten, mag ich gegen Sie verschlossen gewesen sein, weil ich schwer, aber dann um so fester vertraue; haben Sie mir doch selbst gestanden, daß auch Sie im Anfang Rückhalte gegen mich gehabt. Aber seit einer gewissen Zeit, und namentlich seit dem letzten ganzen Jahre bin ich mir keiner Verschlossenheit, keiner Rück- noch Hinterhalte gegen Sie bewußt; mein Verhältniß zu Ihnen beiden war vielmehr in der letzten Zeit mein *einziges*, in dem ich mich offen, gern und mit Lust mittheilen mochte und konnte, und worin ich mich selbst mit meinen mannigfachen thörichten literarischen Planen, die ich bloßgab, gehen ließ. Bei Verschlossenheit ist kein wahrer Umgang möglich! kein Zusammenweiterleben denkbar! Und mir müßte fortan jedes Wort im Halse ersterben, das ich zu den Andern sagte, wenn ich immer denken müßte, man vermuthe doch eigentlich etwas Anderes versteckt in meiner verschlossenen Seele! Ich wiederhole es Ihnen, es ist nichts Feindliches in mir, das ich nicht auch den Muth haben sollte, Ihnen herauszusagen! Glauben Sie mir, es fehlt mir nicht an Muth! Ich stehe sehr unabhängig im Leben da, weil ich wenig bedarf, und habe mir diese Unabhängigkeit immer erhalten, um ganz und in allen Verhältnissen *wahr* sein zu können! Was sollte ich für Gewinn an Ihnen durch Unwahrheit machen? Ich bin streng und gewissenhaft in einem freundschaftlichen Umgang, den ich wirklich von Herzen ergriffen hatte. Ich mag sonst ein schlimmer Gesell sein, aber an eiserner Gewissenhaftigkeit soll mich Niemand übertreffen. Aber ich muß ein unglückseliges Etwas in meiner Art und Weise an mir haben, das mir den Anschein von Verschlossenheit und Zurückhaltung bei Ihnen noch immer geben konnte. Zugleich kommt es mit daher, daß ich sehr wenig Werth auf alles das lege, was mich selbst betrifft, und oft garnicht einmal vorauszusetzen wage, daß es Andere interessiren könnte; daher ich oft meine Personalitäten nicht vorzubringen wage und mich nachher verwundere, wenn ich höre, daß die Leute grade gewünscht, ja als schicklich erwartet hatten, daß ich ihnen etwas darüber sagte. Dann schmerzt es mich. Aber man habe nur Geduld mit mir, man sei tolerant! Habe ich Ihnen auch nur ein einziges Mal Charaktervorwürfe gemacht? Unter den höchst wenigen guten Eigenschaften, die ich besitze, muß ich mir jedoch auch die *Toleranz* zurechnen. Hr. Rellstab hat Recht, darin bin ich Optimist! Ich weiß jeden Charakter auch noch in einem erträglich hellen Lichte zu sehen, ein Charakter (wenn er fertig ist) ist eine organisch gegliederte Pflanze, was kann die Pflanze dafür, wenn sie stinkende Blätter mit in ihrem Kelche hat, die Sonne Gottes scheint doch über sie, Licht, Farbe und Luft haben sich auch an ihrem Organismus bethätigt. Ich liebe auch die Pflanzen, an denen ein schleichender Wurm nagt, ich fühle mit ihnen, ich kann mit ihnen denken und weinen, ja ich kann sie verherrlichen. Und so sah ich Hippel!

Doch — es ist vielleicht eine Schwäche von mir, daß ich über diesen Gegenstand so außer mir gerathe; die Bemerkung Ihrer verehrten Frau war nicht einmal so scharf gemeint, — aber es ist wenigstens menschlich und natürlich, daß man sich da am meisten verletzt fühlt, wo man am meisten geliebt hat. — — —

Aufrichtig bedauernd, aus der Haut nicht herauszukönnen, in der ich nun einmal (leider!) stecke, und zugleich heilig versichernd, daß ich mir gern die idealste Menschheit zulegen möchte, wenn ich sie nur irgend wo für Geld oder gute Worte auftreiben könnte (an dem Quartett-Abend lief ich nachher noch wie rasend auf der Straße danach umher), Alles dies also versichernd, bin ich in unveränderter treuer Freundschaft

Ihr

Theodor Gottlieb Mundt,

Berlin, 13. Januar 1834. Hippels natürlicher Sohn.

Diese herbe, anklagende und zugleich herausfordernde Selbstverteidigung konnte auf Charlotte den schmerzlichsten Eindruck nicht verfehlen und einige Briefzeilen, die nicht erhalten sind, gaben dem auch Worte. Sie entlockten dem „natürlichen Sohne Hippels“ ein weiteres, von idealster Auffassung getragenes, poesievolles Geständnis:

Mundt an Charlotte Stieglitz.

Aus innigster Seele verehrte Freundin! Der Lebenswirren ist einmal kein Ende; die sich am besten verstehen, mißverstehen sich, und so mußte ich sogar Sie, die heiligste Gestalt meines Lebens, verletzen, weil ich um Alles nur von Ihnen nicht hatte verkannt sein wollen. Ich darf, so tiefbewegt und unfähig ich auch in diesem Augenblick bin, Ihre heutigen Zeilen nicht ohne Entgegnung lassen. Könnte ich Thränen zu Worten machen, so wäre schon ein ganzes Buch für Sie geschrieben voll von den geheimen Dämonen menschlicher Stimmungen, die uns immer treiben, an dem zu zweifeln, was wir doch, wäre selbst der Zweifel wahr, nie aufhören könnten zu verehren. Der Zweifel, der nur ein Milchbruder der Sehnsucht ist, ist aber eben der schönste Bürge unseres ewigen Zusammenhanges mit dem Gegenstande, an dem wir zweifeln. Darum dürfen wir oft selbst an Gottes Dasein zweifeln — wir zweifeln an Gott, weil wir ohne einen Gott nicht leben können.

Wollen, werden Sie mir verzeihn? — Und ich habe nicht einmal so an Ihnen gezweifelt. Beim Himmel, ich beschwöre Sie, mir zu glauben, daß ich Ihr gütiges, mild tiefsinniges Wesen nie, auch nur einen Augenblick verkannt. So thöricht konnte ich selbst in meiner kranken Schwermuth nicht sein, mir dies Bild, unvergänglich in meinen Gedanken zu zerstören, das für mich eine solche aufrecht erhaltende Lebensbedeutung erlangt hatte. Mein Brief war keine Anklage, sollte es nicht sein. Ich wollte Sie bitten, mit mir Geduld zu haben, wenn ich Ihnen nicht genügte. Und nicht bloß meine Hypochondrie sagte mir wie ungenügend ich Ihnen eigentlich sein müsse; Ihre Bemerkungen hatten nur zu gut den wunden Fleck meines Wesens getroffen. Aber ich war mir zugleich bewußt, Ihnen gegenüber alle meine Kräfte aufgeboten zu haben, um Ihre Freundschaft zu verdienen, und wie man ängstlich, ja mit *kranker* Sorge über dem Gegenstand wacht, dessen man zumeist versichert sein möchte, so verwirrte sich mir an jenem Abend, wo ich (sogar unwohl) auf den *Scherz* Ihrer Worte nicht einzugehen vermochte, mein Sinn. Als ich von Ihnen schied, kaum flüchtig Ihre Hand berührend, fühlte ich mir aus dem Grund meines Herzens eine dunkle Raserei heraufstürzen, sie spielte auf mir in Beethovens kurz zuvor gehörten Tönen (dessen Musik mich *jedesmal* krankhaft aufregt), und ich zehrte mich noch den ganzen folgenden Tag mit dem fürchterlichen Gedanken ab, daß Sie, mich verkennend, in meinem Verhältnis zu Ihnen nur ein ganz gewöhnliches sähen, und nur aus reiner Bonhommie meine negativen Seiten „*ignoriren*“ wollten, während ich mich doch schon berechtigt glaubte, für Das, was an mir schadhaft, Ihre Heilung, Ihre Rettung, Ihren Trost in Anspruch zu nehmen. So kann sich auch Dessen, der sich des besten Strebens bewußt ist, eine räthselhafte Verfinsterung bemächtigen.

Bei jedem Andern würde ich in diesem Falle geschwiegen und ewig geschwiegen haben. Ihnen mußte ich es sagen. Durch jenen unseligen Brief wollte ich das einmal zur Sprache gebracht und auseinandergesetzt wissen, was uns wirklich noch an mir für das schönste Zusammenleben, dessen wir vielleicht werth sind, stören möchte. In meiner verwirrten, wilden Stimmung muß aus dem Brief, wie ich jetzt nach den Folgen urtheile, etwas Anderes geworden sein, als ich selbst gedacht. Ich bin nur zu bitter für diesen Brief bestraft, denn ich habe Sie dadurch betrübt.

Sie zu betrüben? Mein Gott, das ist etwas Neues für mich. Ich darf Ihnen wohl nicht erst sagen, daß Ihr *allererstes* Sehen sogleich das tiefste Verstehen und geistige Anschließen geworden. Ich habe Sie keineswegs und durchaus nicht erst „später“ erkannt, nein! nein! Aber das ist richtig, daß ich erst allmählig zu Worten kam. Wir stehen ja alle drei *drüber* über den gewöhnlichen conventionellen Verhältnissen, und im Reich des Geistes darf ich Ihnen wohl gestehn, wie, wie sehr ich Sie verehre. Und da, wo mir jeder Zug ein Gott ist, muß ich betrubt und verletzt haben?

Doch man kann und muß ja so viel im Leben vergessen! Wagen Sie es nur wieder mit mir! Wie mochten Sie aber glauben, daß Ihre anmuthigen Zeilen vom Morgen jenes Tages mich auch nur im Entferntesten verstimmen konnten? Schon das Erblicken Ihrer Handschrift bei solchen Billets ist mir ja immer eine Seelenheiterung.

Die Flügelchen richten sich Ihnen gewiß wieder auf. Es sind ja Musenflügel, die Sie haben, und die bleiben nie lange hängen. Unserm Duell schenke der Himmel seinen Frieden. Ich ergebe mich Ihnen. Wir mußten uns auch einmal duellirt haben.

Am Ende muß ich selbst die ganze Schuld auf den Dämon meines Wirrwarrs schieben, an dem ich noch immer arbeite, und der sich nun an mir armem Studenten rächt.

Noch einmal, verzeihen, vergessen Sie! davon lebe ich.

Berlin, d. 15. Januar 1834. Abends.

Theodor Mundt.

Die Versöhnung ließ denn auch nicht lange auf sich warten. Charlotte experimentierte augenscheinlich gern mit ihren und fremden Empfindungen. Unter dem Eindruck Beethovenscher Musik hatten sich die Freunde erzürnt; zwölf Tage später übersendet sie Mundt wieder „eine so gefährliche Waffe“, nämlich ein Billett zu einer Beethovenschen Symphonie, mit den Zeilen, die in dem „Denkmal“ unterm 24. Januar 1834 abgedruckt sind.

III.

Eine Novelle Theodor Mundts.

Am Schlusse seines Briefes vom 15. Januar 1834 schiebt Mundt scherzend die Schuld an dem kleinen Zerwürfnis mit dem Hause Stieglitz dem „Dämon seines Wirrwarrs" zu, an dem er noch immer arbeite, und auch Charlotte knüpft ihr Billett vom 24. Januar an diesen Ausdruck an, was schon wahrscheinlich macht, daß dies die ersten Zeilen waren, die dem Freunde auf sein Geständnis vom 15. Januar hin von Charlotte zukamen. Theodor Mundts neue Novelle „Moderne Lebenswirren", die im Sommer 1834 erschien, ist damit gemeint, und dieses Büchlein, an dem Mundt zur Zeit der im vorigen Abschnitt mitgeteilten Briefe arbeitete, das auch Charlotte in dem Billett vom 25. Februar 1834 (vergleiche Denkmal Seite 264) erwähnt, das für ihr Freundschaftsverhältnis voll Beziehungen ist und in den weiteren Briefen uns oft begegnet, bedarf hier einer Charakteristik. Von diesem Werkchen, das für Theodor Mundt im Mittelpunkt der hier behandelten Zeit steht, ist auch der Titel unserer ganzen Untersuchung genommen.

„Moderne Lebenswirren. Briefe und Zeitabenteuer eines Salzschreibers. Herausgegeben von D. Theodor Mundt" (Leipzig, bei Gebr. Reichenbach. 1834) lautet der vollständige Titel dieser Novelle. In der vom Pfingstsonntag 1834 datierten Vorrede bezeichnet der Herausgeber die Briefe als wirklich von einem Dritten geschrieben und versucht auch den Charakter der Redaktion gelegentlich zu wahren. Dies Versteckspiel war ein Gebot der Zeitverhältnisse, ebenso wie das Unentschiedene und Ungewisse des ganzen Inhalts der Briefe; aus der Not war allerdings schon bald eine Mode geworden; Gutzkows „Narrenbriefe", Laubes „Politische Briefe" und seine vorwiegend in Briefen abgefaßte dreibändige Novelle „Das junge Europa" waren für Mundt naheliegende Vorbilder gewesen. Daß das Buch gar keine Resultate habe, sondern nur dazu reize, solche zu suchen, hebt er vorsichtig schon in der Vorrede heraus; es wende sich nur an „Sinnende", die es verständen, selbst Resultate zu erzeugen.

Ein Salzschreiber ist der Verfasser dieser Briefe, ein junger Mann, der früher als Student in der Hauptstadt gewohnt, mit seinen Studien und seinem Dichten Schiffbruch gelitten und sich nach „Kleinweltwinkel" zurückgezogen hat, um in der eintönigen Tagesfron eines Schreibers auf dem Salinenamt alle ehrgeizigen Regungen zu ersticken. Ganz aber will sich sein Inneres nicht beruhigen; er leidet nämlich am „Zeitpolyp" (Seite 11), und auch die Lektüre der geliebten Schriften Goethes vermag es nicht mehr, ihn wieder „in die gute, goldene, altväterische Ruhe eines literarischen Deutschlands einzuwiegen und einzulullen" (Seite 126); so muß er wehrlos jedem Reiz verfallen und da dieser auch nicht ausbleibt, macht er die wunderbarsten Motionen durch. Darüber schreibt er dann langatmige, mit Einlagen und Episoden gespickte Berichte an ein geliebtes Mädchen, bei dessen Mutter er als mittelloser Student die Miete schuldig geblieben ist. Das Mädchen ist unterdes Lehrerin geworden.

Eines Tages taucht nun in Kleinweltwinkel ein Herr von Zodiacus auf, begleitet von einer geheimnisvollen Großmutter und einer durch melancholische Schönheit auffallenden Dienstmagd. Man erkennt in diesem sich sehr hochmütig gebärdenden unheimlichen Fremden bald den Mentor des Dr. Faust. In dem Werke des jungdeutschen Schriftstellers entpuppt er sich schließlich als der Parteiteufel; er hat sich in dem politischen Tumult seit 1830 heiser geschrien, und zieht sich eine Weile zur Erholung aufs Land zurück. Hier läßt er nun sein Teufelsmütchen an dem sich im Innern unsicher fühlenden Salzschreiber aus, um ihm den Zeitpolyp zu kurieren, und treibt ihn auf teilweise recht humoristische Art durch die verschiedenen Lager der damaligen politischen Parteien. Auf einem romantischen Nachtspaziergang begeistert er ihn für den Liberalismus; bei einem schlemmerhaften Frühstück vereidigt er ihn auf das monarchische Prinzip und den Absolutismus in jeder Lebensäußerung; nach einem heftigen Wortgefecht jagt er ihn dann in die nüchterne Ruhe des juste milieu, bis schließlich doch das bessere Selbst des früheren Dichters alle diese Schlangenhäute abstreift und der Salzschreiber mit der Losung „Forschung, Freiheit, Zukunft" in die Arme seiner Geliebten zurückkehrt, die ihm an ihrer Schule eine Lehrerstelle verschafft hat.

Poetisch sind Mundts „Lebenswirren" nicht hervorragend. Für Naturschilderungen fehlt

ihm jede Neigung. An Varnhagen schrieb Mundt einmal, daß die Natur ihn auf die Dauer schläfrig mache, er war eben ein moderner Stadtbewohner, und wenn er auch in seiner Satire gegen Hegel dem Philosophen aus einem ähnlichen Verhältnis zur Natur einen Strick gedreht hatte, so hat er selbst doch später in seiner „Madonna" die Mißachtung der Natur geradezu zum Programm der neuen Literatur erhoben. In der Sommernacht auf dem blühenden Apfelbaum sitzend, treibt der Salzschreiber Politik und Philosophie. Das kleinstädtische Milieu, sollte man glauben, gäbe Mundt die beste Gelegenheit, seinen Sinn für das Zierliche in der künstlerischen Wiedergabe kleiner Verhältnisse und Existenzen zu entfalten. Von den Einwohnern Kleinweltwinkels scheinen ihm aber nur zwei begegnet zu sein, die er der Beachtung würdigt, sein Kollege, der Kopist Mundus, und ein verbummelter Kandidat, der, noch berauscht von Hambacher Begeisterung, als verkrachter Theologe zu seinem Vater zurückkehrt. Der Kopist Mundus sollte wohl eine verkörperte Parodie auf Hegelsche Philosophie darstellen; er leugnet alle Begebenheiten und erkennt nur die Gedanken an, mit denen die allgemeine Ruhe in die Welt einkehre. Daher ist ihm die Kaltblütigkeit das höchste Prinzip (Seite 56). Dieser Mann des Begriffs kommt aber bei Gelegenheit eines Schützenfestes in sehr verhängnisvollen Konflikt mit der von ihm geleugneten Begebenheit. Infolge einer Meinungsverschiedenheit muß er sich mit dem Kandidaten Flitzbogen duellieren, zwar mit ungeladenen Flinten; aber der Parteiteufel Zodiacus lädt die Waffen heimlich und so fällt Mundus als ein „Opfer der Reflexion" (Seite 54), während der Kandidat Flitzbogen um ein Bein verkürzt wird. Dieser heiratet zur Sühne die Tochter des von ihm Getöteten und tritt auch dessen erledigtes Amt an. Die Brautwerbung, deren Zeuge der Salzschreiber ist, entwickelt sich in seiner Schilderung zu einer selbständigen Szene (Seite 168 ff.), die zwar etwas an Heine erinnert und an den Stil, den die Liebesepisoden des „Buches Le Grand" tragen, aber doch recht hübsch ist und neben der zweiten Episode mit der schönen Dienstmagd Olympia den geringen poetischen Fond des Buches ausmacht. Sind schon sämtliche auftretenden Personen dieser Geschichte Personifikationen von Begriffen, so macht Mundt mit dieser Olympia den Versuch, dieses Versteckspiel zu einer poetischen Symbolik zu vertiefen. Die schöne Dienstmagd ist die gestürzte Aristokratie, die, von ihrem Herrn geknechtet, nur zur Nachtzeit wagt, sich mit dem glänzenden Flitter der Vergangenheit zu schmücken und wie eine Irre klagend über Ruinen wandelt. Man möchte bei dieser Erscheinung an Mörikes Peregrina denken, von der Mundt leicht die Anregung zu der poetisch anmutenden Gestalt geschöpft haben dürfte.

Moritz Veit.

Für Mundts Biographie enthält dieses Büchlein mancherlei beachtenswerte Notizen. Er versichert in der Vorrede, daß außer dem Schreiber dieser Briefe auch die darin auftretenden Personen gelebt hätten, vor allem die Empfängerin Esperance, den wahren Namen der letzteren deutet er durch Sternchen an, deren Zahl sich mit der Buchstabenzahl des Namens Charlotte deckt. Wie die späteren

„Unterhaltungen mit einer Heiligen“, so sind also auch diese Briefe des Salzschreibers im Geiste an Charlotte Stieglitz gerichtet. Sogar der Geburtstag Mundts, dessen Jahreszahl noch nicht aktenmäßig feststeht, läßt sich diesem Buche entnehmen; der Salzschreiber bezeichnet einmal den 19. September 1833 (Seite 204) als den Tag, an dem er mehr als ein Vierteljahrhundert, also 26 Jahre, alt geworden sei. Auch Mundt ist am 19. September geboren und als sein Geburtsjahr wäre demnach 1807 festzusetzen.

Natürlich wimmelt das Buch von aktuellen Bezügen und Persönlichkeiten, die fast alle mit Namen genannt sind. Am wichtigsten darunter sind die Äußerungen über Henrik Steffens, dessen Schüler Mundt gewesen war und zu dem er in wirklicher Verehrung aufgeblickt hatte. Er hat in den „Kritischen Wäldern“ versucht, die schwankende Persönlichkeit dieses Philosophen zu erklären und damit zu verteidigen, wie er ja schon gelegentlich Hippels die Berechtigung jedes in sich geschlossenen Charakters behauptet hatte. Steffens hat seinem ehemaligen Schüler dieses Bemühen sehr übel genommen. Dies ergibt sich zunächst aus der Darstellung in den „Lebenswirren“. Theodor Mundt führt sich hier (Seite 110) selbst in seine Novelle ein unter dem Namen eines Theodor Ost (os-t = Mund-t),[1] der einmal über Steffens geschrieben und „die Einheit und Reinheit des Steffensschen Charakters aus allen Widersprüchen heraus, die sich darin kristallisieren mögen, doch zu retten und mit Liebe zu rechtfertigen“ gesucht habe. Steffens sei darüber sehr ungehalten gewesen, weil jener Theodor „den großen Steffens besser habe verstehen wollen, als der große Steffens sich selber verstanden hat“, die faktische Äußerung eines Kritikers über Theodor Mundts Aufsatz, die auch der nächste Brief an Charlotte Stieglitz zitiert. Bestätigt wird dieser Bruch mit Steffens auch durch eine unterdrückte Stelle in Charlottens Billett vom 8. November 1833, das Mundts Aufsatz zum Gegenstand hat. Statt „usw. usw.“ heißt es im Original: „Dem Schlusse nach begreife ich, warum sich Steffens vielleicht nicht so gefreut hat, wie er es eigentlich hätte tun müssen, nachdem ihn ein tiefes Herz, das notwendig dazu gehörte, erfaßt und gleichsam herausgekehrt, weil das sichversenkende Eingehen in seine Natur ein Drüberhinausgehen wurde.“

Die sich daraus ergebende Gereiztheit zwischen Mundt und Steffens führte zur Zeichnung des letzteren in den „Lebenswirren“, wo er die „vieldeutig schillerndste Persönlichkeit ihrer Zeit und das Oberhaupt der Aristokratie der Geistreichen“ genannt wird, die Steffens selbst einmal treffend gekennzeichnet habe (Seite 108 ff.). Für diese Charakteristik revanchierte sich dann Steffens ein Jahr später, indem auf seine Angeberei hin dem schon zugelassenen Privatdozenten Mundt die angesetzte Probevorlesung an der Berliner Universität im letzten Augenblick untersagt wurde, ein Vorgehen, zu dem die „Posthornsymphonie“ der „Madonna“ wahrlich keine ausreichende Veranlassung bot.

Auch Heinrich Stieglitz, der keineswegs sonderlich revolutionäre Anwandlungen hatte und mit Steffens häufig in Gesellschaft zusammentraf, hatte Mühe, mit dem von ihm hochgeschätzten Philosophen, der immer mehr einem Hofprediger-Pietismus sich näherte, auf die Dauer freundschaftlich auszukommen, und einem abendlichen Streit über Goethes Religiosität verdankt das Stieglitzsche Gedicht „Hellas Wiedergeburt“, wie schon früher erwähnt, seine Entstehung; Stieglitz schildert das ausführlich in seiner Selbstbiographie (Seite 152 ff.).

Neben seiner neuen Novelle befaßte sich Mundt im Frühjahr 1834 noch mit Zeitschriftenplänen. Unter dem Titel „Perspektiven für Literatur und Zeit“ gedachte er vom Juli 1834 ab ein Blatt herauszugeben, das aber von der sächsischen Zensur nicht zugelassen wurde; der Verleger Reichenbach wohnte in Leipzig. Für dieses Blatt hatte Mundt schon eine Reihe von Beiträgen gesammelt; Varnhagens Vermittelung hatte ihm auch ein Manuskript des Fürsten Pückler, der damals auf dem Höhepunkte seines literarischen Ruhmes stand, verschafft. In anderer Form als „Schriften in bunter Reihe, zur Anregung und Unterhaltung“ kam diese Sammlung von Journalaufsätzen dennoch im Herbst 1834 heraus. Dem ersten Heft, auf dessen Titelblatt auch Stieglitz als Mitarbeiter genannt

[1] Diesen Namen benutzte Mundt auch als Pseudonym für mancherlei Aufsätze in der Zeitschrift „Der Freimüthige“; u. a. ist eine ausführliche Kritik über die ersten Bände von Stieglitz' „Bilder des Orients“, (1831, No. 56 f.) mit Dr. Ost unterzeichnet.

ist, ohne daß sich ein Beitrag von ihm findet, folgte aber keine Fortsetzung; denn Mundt hatte schließlich in Verbindung mit seinem Verleger die Bedenken des Zensors zerstreut und die geplante Zeitschrift erschien vom Januar 1835 ab unter dem Titel „Literarischer Zodiacus". Hier taucht also wieder jener Name aus den „Lebenswirren" auf, und diesem Büchlein ist denn auch die Erklärung dieses nicht ungeschickten Zeitschriftentitels zu entnehmen. „Ich bin der Zodiacus", erklärt dort der Parteiteufel (Seite 248), „der Tierkreis der Zeit, und die Sonne der Wahrheit muß bekanntlich durch die Zeichen des Tierkreises laufen, wenn sie ihre Bahn vollenden will."

Diese beiden Interessen, das der Novelle und das der Zeitschrift, walten in den nächsten Briefen Mundts an Charlotte vor und wir erfahren mancherlei Neues über die Geschichte der beiden Unternehmungen, von denen die eine wider Erwarten ihres Autors vorerst hinausgeschoben werden mußte. Diese nächsten Briefe mit ihrem liebenswürdigen Humor sind sehr sympathisch und zeigen, daß einstweilen das tragische Element der Lebenswirren überwunden oder wenigstens verdrängt war durch vielseitigste Tätigkeit und die innere Befriedigung des produzierenden Schriftstellers:

An Frau Doktorin Charlotte Stieglitz.

Von Ihrem Ausflug nach Potsdam, der Ihnen mehr Freude gewährt haben möge, als mir der ich bloß dort geweint habe (nämlich als ich geboren wurde), von Ihrem Ausflug also nach Potsdam, Verehrte, Sie wieder zurückdenkend, bin ich so frei, Ihre lieben Zeilen, die Sie mir zu hinterlassen die Güte gehabt, noch nachträglich zu beantworten. Ich wäre gewiß der darin gegebenen freundlichen Andeutung, Sie in der Stadt, in der ich geweint habe, aufzusuchen, gefolgt, wenn mir nicht Ihr Briefchen allzu spät in die Hände gekommen wäre. Schuld der wiederholten Verzögerung war und ist, daß Sie durchaus jetzt der Meinung sein wollen, ich wohne um ein Haus weiter von Ihnen ab, als ich doch wirklich wohne und wohnen möchte, nämlich in Nr. 12, während ich wirklich in Nr. 11 bin. Ich möchte um Alles in der Welt gern um ein Haus näher zu Ihnen wohnen bleiben! Warum, warum wollen Sie mich durchaus um ein Haus weiter von sich abrücken? Ich bitte, ich beschwöre Sie, lassen Sie mich in Nr. 11 wohnen! Was habe ich Ihnen gethan? Wie, beim Himmel, habe ich das um Sie verdient? Bin ich unartig, unausstehlich in der letzten Zeit gewesen? Bedenken Sie, wie eisern die Zuchtruthe der Censur in diesen Wochen auf mir gelastet, welche peinlichen Kriege ich mit der Willkür und der Dummheit zu führen gehabt, und wie man mir jetzt sogar noch das Letzte, um das ich gerungen, nämlich die Censurstriche, genommen hat, so daß nun zwar endlich Frieden, aber ein Frieden der Ermattung, da ist. Bedenken Sie dies alles und sagen Sie, ob dann nicht Einer recht hat, einmal unausstehlich zu sein? Ich bin unglücklich, wenn Sie zu strenge mit mir sind!

Diese „Lebenswirren" sollen Sie übrigens nun bald lesen. Was ich selbst durch die Censur in der letzten Zeit vielleicht an Umgänglichkeit verloren, hat diese Kreatur (mein Buch) durch dieselbe gerade gewonnen; sie ist umgänglicher, unschuldiger, tugendhafter geworden, und nur den weltverlachenden Zug um den Mund, das verborgene schwermüthige Herz tiefinwendig, haben sie ihr nicht nehmen können. Gern hätte ich Ihnen schon das Manuskript mitgetheilt, aber ich hatte eine eigene geheime Scheu dabei, die ich mir selbst nicht ganz zu erklären weiß. Und solchen Instinkten pflege ich zu folgen. Aber sobald es gedruckt ist, gehört es nur Ihnen. Ich bin auch jetzt mit der Anlage eines neuen größeren Werkes beschäftigt, in dem ich mit reinem, reflektirendem Gedankenernst das darstellen will, was in den „Lebenswirren" lustig und humoristisch umschrieben ist, nämlich die Lebensfragen dieser Zeit.

Herzlichen Gruß an den trefflichen Heinrich Stieglitz, und die Bitte, seine Theeniederlage mir ja nicht zu verzögern. Bis zum 15. Mai muß ich sie haben, sonst kann ich sie erst im *zweiten* Heft der Perspectiven drucken lassen. Im zweiten Heft wird's zwar auch hübsch sein, aber im ersten noch hübscher, denn da erscheint ein Aufsatz: „Jugend Wanderungen, vom Verfasser der Briefe eines Verstorbenen," der, ein fürstlicher Gast, bereits geruht hat, hier auf meinem bürgerlichen Privatgelehrten-Tisch Platz zu nehmen. Der obrigkeitlichen Erlaubniß zur Herausgabe einer Zeitschrift darf ich nämlich jetzt mit ziemlicher Gewißheit entgegensehen. Die Sächsische Regierung, die mich nach meinen „Lebenswirren" für einen Demagogen gehalten, hat sich nämlich bei dem hiesigen Ministerium des Innern (Denken Sie Sich!) officiell über mich, meinen Charakter und meinen Ruf erkundigen lassen, ehe sie mir die Concession zu einer in Sachsen erscheinenden Zeitschrift ertheilen will. Die hiesige Behörde hält mich jedoch für keinen Demagogen, weil ich, (dies Alles voraussehend) einmal so klug war, in der Staatszeitung eine Hof-Recension zu liefern, und so kann man nur ein günstiges Zeugnis ertheilen. Nöthigenfalls appellire ich an den hiesigen Kronprinzen oder lade den König selbst und das ganze Hohenzollern'sche Haus zur Subskription auf mein revolutionäres Journal ein.

Sagen Sie auch gefälligst an Heinrich Stieglitz, daß ich über mein Verhältniß zu Steffens, dessen er in seinem letzten Billet an mich erwähnt, klar und fest bin. Ohne Ihnen Ihren Umgang mit diesem Heros, den ich noch immer zu achten weiß (ein Recensent sagte sogar einmal ich kenne Steffens besser als er sich selbst) trüben zu wollen, muß ich doch sagen, daß mir seine ganze Atmosphäre jetzt unheimlich und drückend ist, und ich mir gern sein Bild immer mehr und mehr

in die Ferne rücke, weil ich es dann sogar noch lieben kann. Daß ich die Aufführung des Marxschen Novellenconzerts (besonders dabei Sie und Ihre Stimme,) dadurch entbehre, thut mir allerdings sehr leid, um so mehr, da ich über die eigenthümliche Manier jener Composition, mit Hinblick auf das Verhältniß der Malerei zur Musik, einen eigenen Aufsatz für die Perspektiven zu schreiben im Sinne hatte. Dies muß nun unterbleiben, da ich nach der flüchtigen Art, wie ich bis jetzt diese Musik gehört, mein Urtheil noch nicht abzuschließen wage. Indeß ist dies gut zum Frommen meiner übrigen Arbeiten, und die Welt verliert auch nichts daran, wenn sie einen Aufsatz von mir weniger hat. Ich küsse Ihre strengwaltende Hand. — Ich habe wieder einmal mit Ihnen sprechen dürfen, und bin deß fröhlich. Eben geht die Nachmittagssonne noch auf, sie besinnt sich, daß Frühling ist, ich besinne mich, daß ich zu viel geschwatzt habe und schließe.

Seien Sie nicht zu streng mit Ihrem wärmsten Verehrer

Theodor Mundt.

Dieser wohnt: Nr. *11* in der Neuen Schönhauserstraße.

P. S. Wollen Sie denn, gedankenreiche Frau, garnichts für die Perspektiven schreiben?

D. Red.

Dieser Brief bedarf nur noch einer kurzen Erklärung bezüglich des Marxschen Novellenkonzerts. Der Komponist A. B. Marx, auch einer der Freunde dieses Berliner Kreises, hatte aus den „Bildern des Orients“ von Stieglitz das Stück „Nahid und Omar“ in Musik gesetzt und, wie er in seinen Erinnerungen berichtet, daraus eine „musikalische Novelle“ gebildet, „einen dramatischen Vorgang, nicht zu bühnenhafter Darstellung bestimmt, sondern nur in den lyrischen Hauptmomenten erfaßt, die zu einander in innere Beziehung treten und so ein zusammenhängendes Ganzes bilden“. Um eine häusliche Probe dieser musikalischen Novelle handelt es sich also, an der auch Charlotte, eine stimmbegabte Sängerin, beteiligt war. Der Brief ist undatiert, muß aber Anfang Mai geschrieben sein, über die im Eingang erwähnte Tour nach Potsdam gibt das „Denkmal“ (Seite 174 und 186) sachlichen und zeitlichen Aufschluß.

Auf dieses Schreiben Mundts folgen zeitlich die beiden im „Denkmal“ abgedruckten Briefe Charlottens vom 15. und 28. Mai. Der erste, der Stieglitz betrifft, läßt in seinem Eingang vermuten, daß Charlotte der Aufforderung Mundts, für die geplante Zeitschrift selbst einen Beitrag zu liefern nachgekommen ist, ohne daß sich Näheres feststellen läßt; vielleicht handelt es sich aber auch um die Beiträge ihres Gatten die sie kopiert hatte, die aber erst im späteren „Literarischen Zodiacus“ erschienen. Zu dem zweiten Brief Charlottens vom 28. Mai, der die Kritik eines nicht genannten Romans enthält, gibt nun die sogleich erfolgende Antwort Mundts die stoffliche Erklärung:

Mundt an Charlotte Stieglitz.

Ihre lieben schönen Zeilen von gestern, innig Verehrte! kommen erst heut früh in meine Hände, weshalb ich sie erst jetzt dankend beantworten und Ihnen damit zugleich das gewünschte Büchlein übersenden kann.

Bei Rellstabs 1812 meldet sich jetzt Ihr scharfes, tief gebildetes Urtheil, zu dem ich schon immer hatte sagen wollen: „Brutus erwache! Brutus, sprich, schlage, stelle wieder her!“ Doch wußte ich zu gut, daß Sie Sich durch die leichte Gesellschafts-Manier dieses Romans, die weder auf das hohe Meer des Lebens, noch der Geschichte hinauszuführen vermag, und sich gewissermaßen mit der Historie nur bekomplimentirt, nicht lange einnehmen lassen würden; und ich hatte mir daher vorgenommen, erst nach Beendigung des Ganzen mit Ihnen zu rechten. Es ist doch eine gar zu arge Versumpfung in Privatinteressen, während die Größe des geschichtlichen Stoffes dem Verfasser alle Augenblicke über die Schulter sieht und ihn fragt, ob er sich nicht doch wenigstens die Mühe geben wollte, nur die Thür ein wenig weiter aufzumachen, um ihn hineinzulassen.

Der Kriegeszug der großen Armee hätte meines Erachtens auch ganz anders dargestellt werden können! Wo bleiben hier Napoleons Marschälle und weltberühmte Generäle, ein Ney, Davoust, Eckmühl u. s. w. u. s. w. Wo bleibt Napoleon selbst? Statt dessen hat sich unser Salons-Erzähler überall nur an dem Privatjammer dieses Feldzuges zu begeistern vermocht, und bei seinen romanhaften Verkletterungen und Geschichtsklitterungen, wie der ehrenhafte Spaßvogel Fischart sagt, wird in des Lesers Gemüth selbst ein wahrer Katzenjammer daraus! Und dennoch läßt man sich im Augenblick des Lesens noch betrügen, schämt sich aber nachher ordentlich. Mit Recht, Freundin! konnte Ihnen da der *ewige Friede* einfallen. In meinen „Lebenswirren“, die doch hoffentlich nun in einigen Wochen fertig gedruckt sind, werden Sie einige Abschnitte unter dem Titel „*Weibliche Ansichten der Zeit*“ finden, in denen auch, von einem gewissen Gesichtspunct auf den ewigen Frieden gedeutet wird. Doch haben auch diese Partien, wie so manche andere, stark von der Censur gelitten sodaß an einigen Stellen meine Intentionen fast verwischt sind.

Die beifolgenden „Deutschen Briefe“, in denen Sie besonders die zwischen der Huber und der Woltmann gewechselten lesen sollten, kann ich Ihnen leider nur spätestens bis morgen Abend überlassen; auch darf ich sie oben nicht aufschneiden.



Nach einer Lithographie von Schertle.

Für den Sonnabend möchte ich Ihnen einen Ausflug nach Schöneberg vorschlagen; ich habe dort neulich ein stilles Plätzchen gefunden, wo wir vielleicht etwas lesen könnten.

Mit der Lektüre des R.[ellstab]schen Romans eilen Sie doch ja nicht zu sehr; Sie werden von keiner Seite her dazu gedrängt.

Was sagen Sie zu meiner Recension der „Stimmen der Zeit"? Ich habe sie so charakterisirt, wie ich sie sehe; also gewiß mit Interesse.

Mit treuer unvergänglicher Freundschaft in alle Ewigkeit

der Ihrige

29. 5. 34. Theodor M.

Die „weiblichen Ansichten der Zeit" finden sich in den „Lebenswirren" (Seite 84 ff.) als Abschnitt aus einer Antwort Esperancos, und über die beiden von Mundt und Charlotte erwähnten Bücher, Ludwig Rellstabs „1812" und die „Deutschen Briefe" der Karoline von Woltmann, wären noch die Kritiken heranzuziehen, die Mundt gleichzeitig darüber niederschrieb für das literarische Feuilleton seiner „Perspektiven"; sie finden sich ebenfalls in den „Schriften in bunter Reihe" (Seite 124 ff. und 139 ff.) unter der Überschrift: „Proben eines zu Grunde gegangenen Literaturblattes." *(Schluss folgt.)*



Die Tychoniana der Prager K. K. Universitäts-Bibliothek.

Von

Dr. Richard Kukula in Prag.

Am 24. Oktober 1901 wurde an vielen Orten die dreihundertste Wiederkehr des Sterbetages des berühmtesten Vorläufers der modernen Astronomie, des Dänen *Tycho Brahe*, gefeiert. Selbstverständlich fiel diese Gedenkfeier in der Heimat des Gelehrten, namentlich in Kopenhagen und auf der Insel Hven, auf der Tycho Brahe mehr als zwanzig Jahre in seiner berühmten Sternwarte Uranienburg gehaust hatte, und dann in Prag, der Begräbnisstadt Tychos, am glänzendsten aus. In Prag wurde damals auch das Grab des Gelehrten in der herrlichen Teinkirche geöffnet, um sicherzustellen, ob Tychos Leichnam überhaupt noch in demselben ruhe. Es waren nämlich, wie auch der diesfalls erstattete amtliche Bericht des Professors Dr. Heinrich Matiegka[1] hervorhebt, von mancher Seite nicht unbegründete Zweifel erhoben worden, ob dies der Fall sei, „da bekannt ist, daß bei der Gegenreformation nach der Schlacht am Weißen Berge im Jahre 1620 die Leichen der Nichtkatholiken aus dieser Kirche entfernt wurden". Freilich war Tycho Brahe nirgends unter jenen Personen erwähnt worden, deren sterbliche Überreste damals dem religiösen Übereifer zum Opfer gefallen waren. Die Autopsie der in der stark ruinierten und teilweise verschütteten Gruft unter dem erhaltenen prächtigen Grabsteine aufgefundenen Überreste zweier dort bestatteter Personen, namentlich einzelner, noch erhaltener Gesichtspartien legte zweifellos dar, daß man tatsächlich die Überreste Brahes und seiner drei Jahre nach seinem Tode in derselben Gruft bestatteten Gattin aufgefunden hatte. Die feierliche Wiederbestattung der Leichenreste und einige Festversammlungen bildeten im Vereine mit der Publizierung mehrfacher Festschriften die Hauptmomente der Prager Gedenkfeier.

Unter diesen Festschriften ragen namentlich mehrere Veröffentlichungen des seither leider verstorbenen Mathematikers, des Prager Universitätsprofessors Dr. Franz J. Studnička hervor. Dieser vielseitig gebildete und außerordentlich fleißige Gelehrte hatte sich seit langem für Tycho Brahe und die Erinnerungen interessiert, die sich an Tychos Aufenthalt in Prag (1599—1601) knüpfen. Allzuviel konnte Studnička allerdings nicht mehr eruieren. Das Curtiussche Haus auf dem Hradschin, in welchem Tycho als Hofastronom Kaiser Rudolfs II. arbeitete, ist längst verschwunden und an seiner Stelle erhebt sich jetzt das Gräflich Czerninsche Palais. Noch im Jahre 1804 wurde dort ein runder Turm

[1] Matiegka, Bericht über die Untersuchung der Gebeine Tycho Brahes. Vorgelegt am 11. Oktober 1901 in der Sitzung der königl. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften. Prag, Kommissionsverlag Fr. Řivnáč 1901.

Disce puer virtutem ex me verumque laborem,
Fortiter & fortis sustinuisse vices.

Tycho Brahe
Filio
Tychoni primogenito
Scripsi
Anno 1599 Feb 28
Witebergae.

Eintragung Tycho Brahes in das Wittenberger Stammbuch seines ältesten Sohnes.

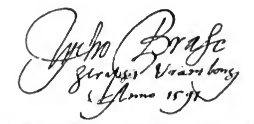
gezeigt, in dem Brahe seine Sternbeobachtungen gemacht hat; allein auch dieser ist längst niedergerissen. In dem prachtvollen Prager kaiserlichen Lustschlosse Belvedere, in dem Brahes wertvolle Instrumente untergebracht waren, findet sich hiervon keine Spur mehr. Nur zwei Sextanten sind von diesem großen Instrumentenschatze anscheinend erhalten geblieben; sie werden in der Prager K. K. Sternwarte pietätvoll aufbewahrt. Doch darf hier nicht verschwiegen werden, daß die Zugehörigkeit dieser beiden alten Sextanten zu Tychos Instrumenten von manchen Seiten bestritten wird.[1]

Um so fleißiger spürte aber Studnička den Resten nach, die sich von der einst zweifellos sehr bedeutenden Bibliothek Brahes in Prag erhalten haben könnten. Und bei dieser Suche hatte der findige Gelehrte mehr Glück. Studnička erlebte noch die Freude, im Gedenkjahre 1901 ein hübsches, reich illustriertes Heft: „Prager Tychoniana“ (Prag, Verlag der königl. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften) veröffentlichen zu können, in dem er als noch

[1] Vgl. Dreyer, Tycho Brahe, übersetzt von Bruhns. Karlsruhe 1894, S. 386.

vorhandene „Prager Tychoniana" neben dem kaiserlichen Lustschlosse Belvedere, den erwähnten Sextanten und dem marmornen Grabsteine in der Teinkirche, der die ganze Gestalt Brahes, allerdings in wenig künstlerischer Weise, wiedergibt, noch vier Handschriften und sechs Druckschriften vorführte. Von diesen in dem Hefte ausführlich beschriebenen Resten der Tychoschen Bibliothek besitzt die Prager K. K. öffentliche und Universitätsbibliothek den größten Teil: zwei Handschriften und fünf Druckwerke. Es sind aber gerade diese zwei Handschriften und fünf Druckwerke auch die *eigentlichen* Reste der Tychoschen Bibliothek, denn die übrigen von Studnička besprochenen zwei Handschriften und das Druckwerk, die sich in zwei Prager Büchersammlungen außerhalb der Universitätsbibliothek vorfinden, sind lediglich Dedikationswerke, die Brahe anderen Personen widmete, nicht eigentliche Handschriften Brahes oder Teile *seiner* Bibliothek. So vor allem das berühmte „Stammbuch", das Brahe 1598 zu Wittenberg seinem erstgeborenen Sohne schenkte und das sich derzeit in der Bibliothek des chemischen Landesmuseums in Prag befindet. In diesem herrlich eingebundenen, mit dem in Farben ausgeführten Brustbilde, dem Wappen und der nach Studničkas Ausführungen zweifellos eigenhändig geschriebenen Zueignung des großen Astronomen gezierten Stammbuche, das zahlreiche Eintragungen berühmter Männer enthält, ist selbstverständlich die von Tycho Brahe herrührende Eintragung besonders wertvoll. Diese Eintragung, die wir anbei reproduzieren, zeigt die charakteristischen, auf vielen Tychonischen Büchern und in den Handschriften wiederkehrenden Schriftzüge und vor allem die arabischen Ziffern, die wir in ihrer ungemein ausgeprägten Eigenart (besonders in den Ziffern 2 und 5) in allen Handschriften Brahes wiederfinden.

Auch die Handschrift der Strahover Stiftsbibliothek, die Studnička anführt, ist ähnlichen Charakters. Es ist dies ein Stammbuch des Siebold Plan, in welchem sich gleichfalls eine Eintragung Brahes, diesmal aus dem Jahre 1591, vorfindet. Auch hier hat der Gelehrte in seiner gewohnten Weise eine kernige Sentenz eingetragen; auch hier zeigt die Eintragung dieselben Schriftzüge und dieselbe charakteristische Gestalt der arabischen Ziffern, wie die



Eintragung Tycho Brahes in das Stammbuch des Siebold Plan.

Zueignung in dem Stammbuche des böhmischen Landesmuseums.

Das Druckwerk, das Studnička aus der Strahover Stiftsbibliothek als Tychonianum für seine Arbeit herangezogen hat, ist wieder nur ein mit Brahes Brustbild und Wappen geziertes Dedikationsexemplar seiner „Astronomiae instauratae mechanica", das er nach der von ihm ebenfalls eigenhändig geschriebenen Widmung dem Baron Johann von Hasenburg zusendete.

So haben wir denn gerade in den Tychonischen Handschriften und Druckschriften, welche die Prager Universitätsbibliotkek verwahrt, und die einerseits tatsächlich Handschriften Brahes und andererseits Bücher aus seiner Bibliothek sind, die noch erhaltenen Reste der Prager Bibliothek Brahes vor uns. Dieser Schatz, der jetzt insgesamt vier Handschriften und 50 Druckschriften umfaßt, wurde zum größten Teile erst bei der seit dem Jahre 1898 im Zuge befindlichen Neukatalogisierung der Universitätsbibliothek eruiert. Die Bücher, die zum Teile schon äußerlich durch den mit den eingepreßten Buchstaben T. B. O. (Tycho Brahe Ottonensis) versehenen Original-Ledereinband als Tychonisches Eigentum kenntlich sind, wurden von den Jesuiten, in deren Besitz sie wohl bald nach dem Tode des großen Astronomen übergegangen waren, überdies zum großen Teile durch den Vermerk „T. B." oder „Ex bibliotheca Tychoniana" auf den Titelblättern als Tychonisch gekennzeichnet. Die kostbaren Ledereinbände sind überdies zum Teil mit dem goldgepreßten Brustbilde und Wappen des ehemaligen Besitzers versehen. Diese kostbare Ausstattung der Einbände ist

übrigens ein Beweis dafür, daß die betreffenden Bücher erst in den letzten Lebensjahren in Brahes Eigentum übergingen, da Brahe jedenfalls erst zu dieser Zeit, nach Besserung und Sicherung seiner materiellen Verhältnisse, für seine Bücher derartig luxuriöse Einbände anfertigen lassen konnte.

Die Tychonischen Bücher sind, wie bereits erwähnt, größtenteils erst in jüngster Zeit anläßlich einer Neuinventarisierung der Prager Universitätsbibliothek eruiert worden und so konnte bereits am Ende des Jahres 1901 der Beamte dieser kostbaren Büchersammlung, Dr. Bořivoj Prusík ein ausführliches Verzeichnis von vier tychonischen Handschriften und 16 Druckwerken im 5. Jahrgange der „Mitteilungen des österreichischen Vereins für Bibliothekswesen" veröffentlichen. Freilich sagen diese Ziffern nicht genug; die Zahl dieser Tychonischen Druckwerke ist eigentlich weit größer, da Brahe, wie man aus den erhaltenen Originalbänden ersieht, die Gewohnheit hatte, mehrere Schriften in Sammelbänden vereinigt binden zu lassen. Einerseits mag der Wunsch, die Einbandkosten herabzudrücken, der Grund dieser Gewohnheit des Astronomen gewesen sein, teilweise mögen aber wohl auch pädagogische Gründe hierbei mitgewirkt haben, da in den augenscheinlich für den Gebrauch seiner zahlreichen Assistenten und Schüler bestimmten Mischbänden immer klugerweise inhaltlich zusammengehörige Werke vereinigt erscheinen. So konnte denn Dr. Prusík glücklicherweise in seinem Verzeichnisse eigentlich vier Handschriften und 28 Druckschriften anführen und da seither im Verlaufe der Neukatalogisierung der Prager Bibliothek noch 22 Druckwerke, in 7 Mischbänden vereinigt, aufgefunden worden sind, können wir jetzt mit der stattlichen Anzahl von fünf Tychonischen Handschriften und 50 Druckwerken in 28 Mischbänden rechnen. Wenn wir noch beifügen, daß manche der erhaltenen Druckwerke, wie gleich näher ausgeführt werden soll, noch zahlreiche, sehr wertvolle Eintragungen von Sprüchen, Gedichten, Glossen und kleineren Exkursen von der Hand Brahes enthalten, so kann man das nunmehr in einer kleinen Sonderabteilung in der Prager K. K. Universitätsbibliothek vereinigte Corpus der erhaltenen Reste der Prager Tychonischen Bibliothek mit Fug und Recht als *immerhin bedeutend und sehr wertvoll* bezeichnen. Auf eine weitere Vermehrung dieses Corpus ist freilich leider kaum mehr zu rechnen, da die Prager Neukatalogisierungsarbeit ihrem Ende zuneigt und eine flüchtige Durchsicht der noch der Bearbeitung harrenden Bücherbestände nach dieser Richtung hin keinerlei Resultat geliefert hat.

Von den Handschriften ist das kleine geometrische Handbüchlein [1] besonders hervorzuheben, welches Tycho Brahe im Jahre 1591 wohl als Hilfsmittel für die astronomischen Studien seiner Schüler verfaßte und dem er vier Jahre später nach seiner Gewohnheit ein lateinisches Distichon vorsetzte. Die Schriftzüge der 20 Quartblätter umfassenden Papier-Handschrift sind die uns bereits bekannten Tychonischen.

Das von Studnička im Jahre 1886 in getreuer photolithographischer Reproduktion im Verlage der böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften in Prag herausgegebene Manuskript führt den Titel: „Triangulorum planorum et sphaericorum praxis arithmetica" und zerfällt in zwei Abschnitte: „De triangulis planis" und „De triangulis sphaericis". Die Handschrift wurde früher, namentlich von dem Biographen Brahes Dreyer, dem Astronomen abgesprochen, doch ist man heute nach der Beweisführung Studničkas in seiner oben zitierten Schrift „Prager Tychoniana" in Fachkreisen allgemein der Überzeugung, daß das Manuskript von

Ein Tychonisches Bücherverzeichnis mit Preisangaben.

[1] Vgl. Bormans, La Trigonométrie de Tycho-Brahe. Revue des questions scientifiques. Louvain 1901, Octobre.

Brahes eigener Hand herrührt. Cantor nimmt dasselbe im zweiten Bande seiner ausgezeichneten „Geschichte der Mathematik“ (Seite 556) ohne weiteres für Tycho Brahe in Anspruch und reiht den Astronomen auf Grund derselben unter die hervorragenderen trigonometrischen Schriftsteller des XVI. Jahrhunderts ein; der Autor habe in dem Hefte „die wichtigsten Sätze der ebenen und der sphärischen Trigonometrie zusammengestellt“.

Bedeutend früher, bereits während Brahes Aufenthalt auf der Insel Hven, entstand ein zweites Manuskript Brahes, eine korrigierte Abschrift der Sinustafeln des Kopernikus. Die Handschrift besteht aus 18 abgenützten und die Spuren allzuhäufigen Gebrauches tragenden Pergamentblättern. Auf dem braunledernen reichverzierten Einbande steht in Golddruck:

T. B. O.
Tabulae sinuum
1582

T. B. O. bedeutet wieder „Tychonis Brahe Ottonidis“; so pflegte sich Brahe unter Beifügung des Vaternamens gewöhnlich selbst zu unterschreiben. Daß auch sachliche Gründe, vor allem die ungemein charakteristische Form der arabischen Ziffern der Sinustafeln, für Brahe selbst als den Verfertiger der überdies auf der ersten Seite mit der Bemerkung: „Ex bibliotheca Tychoniana 1642“ versehenen Handschrift sprechen, das hat schon Studnička in seiner bereits mehrfach angezogenen Schrift über die Prager Tychoniana überzeugend nachgewiesen. Sonderbar mutet allerdings die Tatsache an, daß man auf dem Titelblatte des Manuskriptes weder eine spezielle Aufschrift, noch das gewohnte lateinische Distichon, sondern lediglich unten rechts am Rande des Blattes die Worte: „οἰστέον καὶ ἐλπιστέον“ vorfindet. Auch diese Worte zeigen die charakteristischen Tychonischen Schriftzüge, und Studnička meint, aus der Beifügung dieser mit anderer Tinte geschriebenen und wohl erst längere Zeit nach Herstellung der Abschrift beigesetzten Worte schließen zu dürfen, daß Brahe diese Worte bei seinem bitter empfundenen Abschiede von seinem Heimatslande, bei der Musterung seiner Bibliothek und Ausscheidung der minder wichtigeren Bestände derselben, niedergeschrieben habe.

Cantor stellt auf Seite 589 des zweiten Bandes seiner Geschichte der Mathematik fest, daß einer der tüchtigsten Schüler Tycho Brahes und einer seiner Mitarbeiter bei den astronomischen Arbeiten, welche in der Uranienburg auf der Insel Hven geleistet wurden, Paul Wittich, der Erfinder des sogenannten prosthaphäretischen Multiplikationsverfahrens gewesen ist, eines eigentümlichen, vor Erfindung der Logarithmen häufig angewendeten Verfahrens, bei welchem man die Multiplikationen durch Additionen und Subtraktionen zu ersetzen suchte. Dieser Wittich erfand sein Verfahren auf

Handschrift Tycho Brahes im Manuskript der „Praxis arithmetica“.

Hven und nach Cantors Annahme vielleicht gemeinsam mit Tycho Brahe. Wittich teilte die Methode ohne den für dieselbe von ihm selbst und vielleicht mit Tycho gemeinsam ersonnenen Beweis an den berühmten Mathematiker Bürgi mit, der dann einen neuen Beweis ersann und die Methode, für deren Anwendung er schließlich genauere Sinustabellen berechnete, als seine eigene Erfindung ausgab. Nun ersehen wir aus dem Prager Tychonischen Manuskripte von Sinustafeln, daß Brahe selbst für die Arbeiten an seiner Sternwarte ebenfalls eigene Sinustabellen berechnete, wobei er seiner Arbeit die von zahlreichen störenden Druckfehlern entstellten Sinustafeln aus dem 1541 gedruckten „Canon semissium subtensarum rectarum linearum in circulo" des Kopernikus zugrunde legte. Inwieweit Brahe die Arbeit des Kopernikus in seinen, offenbar nur für den eigenen und den Gebrauch seiner Assistenten und Schüler angefertigten Sinustafeln verbesserte, das kann hier füglich übergangen werden. Es genügt wohl, wenn auf die bezüglichen Ausführungen Studničkas in seiner eben zitierten Schrift „Prager Tychoniana" und in dem Berichte hingewiesen wird, welchen derselbe Gelehrte über diese Sinustafeln in den Sitzungsberichten der böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften (Jahrgang 1899) erstattet hat.

Die beiden bisher besprochenen Prager Tychonischen Handschriften sind schon seit längerer Zeit bekannt gewesen, die übrigen zwei noch bisher ermittelten derartigen Handschriften jedoch sind erst bei der bereits eingangs dieser Zeilen erwähnten Neukatalogisierung der Prager Universitätsbibliothek aufgefunden worden. Über eine von diesen Handschriften hat bereits Studnička im Anhange zu seiner noch 1901 erschienenen Schrift: „Bericht über die astrologischen Studien des Reformators der beobachtenden Astronomie Tycho Brahe" gehandelt. Auf sechs, einem Sammelbande entnommenen Folioblättern sind fünf, von Brahes eigener Hand aufgezeichnete Kapitel irgend eines geometrischen Handbuches, das nach Studničkas Annahme der Verfasser vielleicht niemals vollendet hat, erhalten. Studnička hat das Fragment im Jahre 1903 unter dem Titel: „Brevissimum planimetriae compendium" (Prag, Gregr) zum erstenmal herausgegeben. Eine weitere Handschrift enthält eine eigenhändige Tychonische Abschrift des bekannten Werkes „Sphaera Johannis de Sacrobusto in compendium digesta". Diese Abschrift war ursprünglich einem Sammelbande der Prager Bibliothek vorgebunden, in dem Brahe eine Anzahl von astrologischen Schriften vereinigt hatte. Interessant ist die Fundgeschichte dieses Manuskriptes. Neben der Neukatalogisierung des gesamten Bestandes der Prager Universitätsbibliothek an Druckschriften geht die Ausarbeitung und Publizierung eines Handschriftenkataloges dieser Anstalt einher. Bei dieser letzteren Arbeit stieß der Kustos der Anstalt, Josef Truhlář, dem die Handschriftenkatalogisierung übertragen ist, auf das Tychonische Manuskript, das bei irgend einer früheren Revision der Handschriften dem oben erwähnten Sammelbande entnommen, besonders gebunden und in die Handschriftensammlung der Bibliothek eingereiht worden war. Die Initialen T. B. und verschiedene Anmerkungen von Brahes Hand auf dem Vorsteckblatte der Handschrift machten dem Katalogisator die Bestimmung der Person des Abschreibers leicht. Auf der zweiten Seite dieses Vorsteckblattes fand sich nun ein Verzeichnis von Titeln mehrerer Schriften mit den Ankaufspreisen derselben, das ebenfalls von Brahes Hand geschrieben war. Der genannte Beamte kam nun bald darauf, daß diese von Brahe in seinem Manuskripte verzeichneten Schriften, zu einem Sammelbande vereinigt, in der Bibliothek vorhanden seien. Als der Band geholt wurde, sah man sofort, daß man den Sammelband selbst vor sich hatte, aus welchem die Handschrift ehemals herausgenommen worden war. Man sieht noch heute die Spuren dieser Revisionsarbeit an dem Bande. Alle in diesem Sammelbande enthaltenen und in Brahes Verzeichnisse genannten Schriften zeigten zahlreiche Anmerkungen und Zusätze von Brahes Hand; überdies fand sich auf dem Vorderdeckel des Einbandes dieses Sammelbandes die handschriftliche Notiz „constat 5 15", welche Angabe genau mit der Gesamtsumme der in dem oben erwähnten Verzeichnisse enthaltenen Liste der Anschaffungskosten der im Sammelbande vereinigten Schriften übereinstimmt. Das ganze Tychonische Bücherverzeichnis ist selbstverständlich, namentlich für die damaligen Preise der Bücher und der Buchbinderarbeiten, interessant genug, so daß es

gewiß auch hier eine Reproduktion verdient.

Die 50 in 28 Mischbänden der Prager Universitätsbibliothek vereinigten Druckwerke aus Brahes Prager Bibliothek sind, soweit dieselben bis 1901 bekannt worden sind, von Studnička in verschiedenen Einzelschriften und von Prusík in dem zitierten Gesamtverzeichnisse der Tychoniana der Prager Universitätsbibliothek (Mitteilungen des Österreichischen Vereines für Bibliothekswesen, Jahrgang V) verzeichnet und besprochen worden. Unter diesen sind vor allem jene Druckwerke, sieben an der Zahl[1], hervorzuheben, die Brahes Interesse für die Astrologie beweisen. Es soll von diesen sieben Bänden nur jener oben erwähnte Mischband erwähnt werden, an dessen Spitze ursprünglich die besprochene Abschrift der „Sphaera Johannis de Sacrobusto" von Brahes Hand gesetzt war. Die in diesem Mischbande vereinigten Druckwerke: 1. Gauricus, Tractatus astrologiae judiciariae de nativitatibus virorum et mulierum, 2) Albubatris liber genethliaeus sive de nativitatibus und 3) Hieronymi Cardani libelli duo sind, wie bereits erwähnt, von zahlreichen eigenhändigen Anmerkungen und Berechnungen Brahes begleitet, welche zeigen, wie fleißig sich der Astronom in seiner Jugend mit Astrologie und Nativitätsberechnungen beschäftigte. Es darf uns füglich nicht allzusehr wundern, daß sich Brahe ebenso, wie Kepler, so intensiv mit astrologischen Studien beschäftigte. Das war im Zeitalter Kaiser Rudolfs II. nicht anders und Studnička hat gewiß recht, wenn er in seinem Berichte über die astrologischen Studien Brahes (Seite 13 und 14) behauptet, daß dem hochverdienten Astronomen Brahe nicht eine so glänzende Aufnahme in Prag und am Hofe Rudolfs II. beschieden gewesen wäre, wenn er nicht zugleich der eifrige Astrologe Brahe gewesen wäre.

Sehr interessant ist ein in weißes Leder gebundener Band, der die „Tabulae Prutenicae autore Reinholdo" (Tubingae 1551) enthält. Der Band ist ein Dedikationsexemplar Brahes an die Mansfelder Grafen Johann Georg und Johann Albert mit einer lateinischen Widmung, die nach einer eigenhändigen Bemerkung Brahes (est manus Reinholdi) vom Verfasser selbst beigesetzt wurde. Aus einer weiteren Bemerkung Brahes (emi pragae anno 1601 mense Junio) ist zu ersehen, daß der Band wohl eines der letzten von Brahe selbst[2] noch gekauften Bücher darstellt. Noch wichtiger ist jedoch, daß auf dem Vorsteckblatte des Exemplars zwei Konzepte von Brahes Hand erhalten sind, von denen das eine zu unserem Ergötzen zeigt, wie schwer dem armen Astronomen das Dichten geworden ist. Es ist schon mehrfach in diesem Aufsatze erwähnt worden, daß Brahe die Gewohnheit hatte, seinen Handschriften und Büchern lateinische Disticha voranzusetzen. Ein solches Distichon schrieb er nun auch in das Dedikationsexemplar an die „Mansfelder"; allein er muß mit dem Distichon sehr unzufrieden gewesen sein, da er in demselben mehrere Worte und einen ganzen Vers strich und beides durch andere Worte und einen anderen Vers ersetzte. Schließlich gefiel ihm das Distichon augenscheinlich auch in der verbesserten Fassung nicht; er strich es also vollständig und schrieb es mit dem vorgesetzten Worte „Aliter" in namentlich hinsichtlich der Schlußverse ganz geänderter Fassung neuerlich nieder. In Studničkas „Bericht über die astrologischen Studien Brahes" ist auf Seite 44 eine Reproduktion dieses schwierigen Distichonkonzeptes des armen gelehrten Dichters enthalten.

Ebenso interessant wie dieses Dedikationsbuch ist ein Sammelband, in dem die Basler Ausgabe einer lateinischen Übersetzung der Opera omnia des Archimedes aus dem Jahre 1548 an erster Stelle steht. Brahe hat sowohl dieses, als die angebundenen Werke, die sämtlich mathematischen Inhalts sind, mit sehr zahlreichen Anmerkungen versehen, welche zeigen, mit welchem großartigen Fleiße Brahe in seinen jüngeren Jahren mathematische Studien betrieb.[3] Das erste der Archimedes-Ausgabe beigebundene Werk ist übrigens das Original der Sinustafeln von 1541, das Brahe später nach sorgfältiger Korrektur der zahlreichen Druckfehler in seiner oben besprochenen Handschrift von Sinustafeln verwendete.

Als eine besonders günstige Fügung des Schicksals können wir es bezeichnen, daß uns in der Sammlung von Tychonischen Druckwerken der Prager Universitätsbibliothek auch die Aus-

[1] Prusík a. a. O. No. 2, 3, 9, 11. — [2] Tycho Brahe ist am 24. Oktober 1601 gestorben.

[3] Vgl. auch Studnička, Bericht über die astrologischen Studien Brahes, S. 49 und 50.

gaben zweier der hervorragendsten Klassiker der astronomischen Literatur erhalten sind und daß die betreffenden beiden Exemplare zahlreiche eigenhändige Bemerkungen Brahes aufweisen. Das eine Buch, eine Basler Ausgabe einer lateinischen Übersetzung aller Schriften des Ptolemaeus mit Ausnahme der Geographie aus dem Jahre 1551, ist von höchster Bedeutung für Brahes Lebensgang geworden. Nach einer handschriftlichen Bemerkung (emptus Haffniae 2 Joachimicis 1560 ultimo Novembris) hat Brahe das Buch als 14jähriger Student in Kopenhagen für zwei Joachimstaler gekauft. Am 21. August 1560 fand eine Sonnenfinsternis statt, die ganz nach den Vorherberechnungen der Astronomen verlief. Der junge Kopenhagener Student empfing von dem genauen Eintreffen dieser Vorherberechnungen einen so gewaltigen Eindruck, daß er gegen den Willen seines energischen Vaters seine behufs Ergreifen des diplomatischen Berufes bis dahin eifrig betriebenen Studien plötzlich aufgab und sich mathematischen und astronomischen Arbeiten widmete. Und da ist nun die glücklicherweise erhaltene Ptolemäusausgabe wohl eines der ersten Werke gewesen, das er sich für sein neuerwähltes Studium erstand. Und in dieses Buch trug nun der frischgebackene Astronom zahlreiche Glossen in lateinischer und griechischer Sprache, außerdem allerlei Hülfsrechnungen ein, die noch heute das größte Interesse erregen. Daß die Anmerkungen von Brahes Hand sind, das hat schon ein Jesuite im Jahre 1642 auf dem Titelblatte des Exemplares vermerkt („Marginales notae sunt Tichonis Brahe").[1]

Das zweite Standard work der Astronomie aus Brahes Besitz besitzen wir in dem erhaltenen Exemplare von Kopernikus' hochwichtiger Schrift: „De revolutionibus orbium coelestium libri VI." (Basileae 1566). Auch dieses Buch ist mit unendlich zahlreichen Anmerkungen, Zeichnungen und Rechnungen von Brahes Hand geschmückt und diese Glossierung, die ein bereits nicht unbekannter Astronom einem Meister der Astronomie zuteil werden ließ, sollte eigentlich von einem Fachmanne zum Gegenstande eines besonderen Studiums gemacht werden. Für die astronomische Lebensarbeit der beiden Astronomen Brahe und Kopernikus wären aus einem näheren Studium des Prager Tychonischen Exemplares der Basler Kopernikusausgabe gewiß sehr wichtige Resultate zu erlangen. Vielleicht regen diese Zeilen einen Fachmann an, die angedeutete, zweifellos wichtige Untersuchung vorzunehmen, um deren Zustandekommen sich schon Professor Studnička, der sich als Mathematiker selbst an diese Arbeit nicht heranwagte, während seiner letzten Lebensjahre vergeblich bemüht hat.

Die übrigen, bis zum Ende des Jahres 1901 bekanntgewordenen Prager Tychonischen Druckwerke bedürfen keiner besonderen Würdigung; es genüge hier ein Hinweis auf das bereits mehrfach zitierte Verzeichnis Prusíks. Lediglich das Dedikationsexemplar von Joseph Scaligers „Cyclometrica elementa duo" vom Jahre 1594, das dieser berühmte Chronologe nach der eigenhändigen Widmung: „Domino Tychoni Brahe, domino in Knudstrup et Uraniburgo" schenkte, verdient noch eine Erwähnung.

Seit 1902 sind jedoch, wie gesagt, noch 22 in 7 Mischbänden erhaltene Tychonische Druckwerke in der Prager Universitätsbibliothek neu aufgefunden worden. Es ist nun vor dem Abschlusse der vorliegenden Abhandlung noch unsere Aufgabe, derselben ein kurzes mit den notwendigsten Anmerkungen begleitetes Verzeichnis dieser Druckwerke als Ergänzung zu dem schon mehrfach zitierten Verzeichnisse Prusíks anzuschließen. Es sei nur bemerkt, daß die ersten vier Mischbände die Zahl der bereits bekannten braunen Original-Lederbände Brahes mit den vorgedruckten Initialen T. B. O. vermehren und daß die übrigen drei Bände hinsichtlich des Einbandes keinerlei speziellen Charakter an sich tragen.

I. Signatur: XVI J 38. Titel: a) De re metalli|ca . . . libri III. Autore | Christophoro Encelio Salueldensi.| Franc. 1557. — b) De iridibus | doctrina | Aristotelis et | Vitellionis... explicata . . a Johanne Fleischero Vratislaniense.| Witebergae 1571. — c) De meteoris | libri duo . . A. M. Michaele Stanhufio. Vitebergae 1562. — d) Antonii | Galatei Licien | sis . . Liber de | situ elemen | torum. Basileae 1558. — Auf dem Vorderdeckel des Einbandes steht eingepreßt: T. B. O. 1576. Diese und die folgenden drei Mischbände ließ also Brahe als 30jähriger Mann, jedenfalls kurz nach der Aufnahme seiner Beobachtungen auf der Insel

[1] Vgl. Dreyer, Tycho Brahe, übersetzt von Bruhns, S. 14 und 15.

Hven, herstellen. Auf dem Titelblatte steht handschriftlich: Collegij Caesarei Soctis. Jesu Pragae. 1642. Ex bibliotheca Tychoniana.

II. Signatur: V J 103. Titel: a) Απολλω|νιου Του Ροδιου | Αργοναυτικων βιβλοι .... item| Apollonii Rhodii Ar|gonauticorum, Carmine Heroico transla|ti per Valentinum Rot|marum .... libri IIII. Basileae 1572. b) Apollo|nii Rhodii Ar|gonauticorum, Carmine | Heroico translati per Valenti num Rotmarum .... libri IIII. Basileae 1570. — Auf dem Vorderdeckel des Einbandes steht wie bei Nr. I: T. B. O. 1576, auf dem Titelblatte handschriftlich: D. Gabriel Crusius 5. Augusti A. Dnj. 1654.

III. Signatur: V G 92. Titel: a) Synesii| ... Ptolemaidis Cy renaicae, Epistolae ... Grece ac La tine editae. | Thoma Naogeorgo| .. interprete. Basileae 1558. — b) Synesij Cyre|naei, Aegyptii, seu|de providentia | disputatio: conversa in latinum ser|monem .. Elaborata .. ab Esromo Ru dingero... Basileae 1557. — c) Synesii Cy|renaei oratio | ad Arcadium .. de regno ... conversa in latinum | sermonem ... a Joachimo Camerario. Lipsiae 1555. — d) Συνεσιου ὑπὲρ τοῦ δώρου, πρὸς Παιόνιον ... interprete | Gulielmo Can|tero. Basileae 1567. — Auf dem Einbande wie oben: T. B. O. 1576. Auf dem Titelblatte der an erster Stelle stehenden Schrift handschriftlich: Nobilis ac Doctissimus Dns. Gabriel Crusius 1673.

IV. Signatur: V J 2. Titel: Procli de sphae|ra liber. Cleomedis de mundo ... Arati .. Phae|nomena ... Dionysii Afri Descri|ptio orbis habitabilis. Basileae 1547. — b) Primarum | de coelo et terra | institutionum| ... libri tres ... Valentino Naiboda | authore. Venetiis 1573. — Auf dem Einbande: T. B. O. 1576; auf dem Titel- und dem ersten Textblatte der an erster Stelle stehenden Schrift handschriftlich: T. B.

V. Signatur: XIV F 8. Titel: a) Contenta in hoc libello. | Arithmetica communis. | Proportiones breues. | De latitudinibus formarum. | Algorithmus. M. Georgij Peurbachij in integris.| Algorithmus Magistrii Joannis de Gmunden | de minucijs phisicis (Defekt). — b) Strabi fuldensis Monachi. | Ad Grymaldum Abbatē | hortulus. Norinberge 1512. — c) Sacratissime Astronomie Ptholemei| liber diuersarū rerum ... Uenetijs 1509. — d) Meteorologia Aristotelis. | Jacobi Fabri.-paraphrasi explanata. Norinbergae 1512. — Auf dem Titelblatte der an erster Stelle stehenden Schrift steht handschriftlich: T. B.

VI. Signatur: XIV A 63. Titel: a) Calendarium | Romanum Ma|gnum .. D. Joanne | Stoeffler ... authore. Tubingae 1518. — b) Tabulae Eclypsiū Magistri | Georgij Peurbachij ... Viennae 1514. — c) Pronunciata cen|tum ... super instrumento nouo Primi Mobilis, recens iam a Petro | Apiano cōposita .. Norinbergae 1541. — d) Introductorium astronomicum ... Parisiis 1517. — Auf dem Titelblatte der an erster Stelle stehenden Schrift steht handschriftlich: T. B.

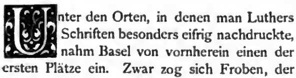
Der siebente neugefundene Mischband (Signatur: XIV J 199), welcher auf dem Titelblatte der an erster Stelle stehenden Schrift die handschriftliche Notiz: „Ex bibliotheca Tychoniana“ trägt, enthält: a) Joannis Keppleri| ... De | stella nova |in pede serpentarii ... Pragae 1606 und b) Joannis Kepleri| ... De | Jesu Christi | servatoris| nostri vero anno | natalitio. Francofurt. 1606. — Die beiden in dem Bande enthaltenen Schriften Keplers sind erst fünf Jahre nach Brahes Tod erschienen. Es ist dies wohl ein Beweis dafür, daß die Tychonische Bibliothek auch nach des Meisters Tode und sogar nach dem Tode der Witwe desselben, der im Jahre 1604 erfolgte, von seiner Familie und seinem Genossen Kepler noch einige Zeit hindurch beisammen gehalten und aller Wahrscheinlichkeit nach zweckentsprechend vermehrt wurde.



Fünf unbekannte Holzschnitte Hans Holbeins.

Von

Professor W. L. Schreiber in Potsdam.

Unter den Orten, in denen man Luthers Schriften besonders eifrig nachdruckte, nahm Basel von vornherein einen der ersten Plätze ein. Zwar zog sich Froben, der vornehmste und wohlhabendste der dortigen Typographen, der sogar mit dem Reformator im Briefwechsel stand, auf Betreiben des Erasmus schon im Jahre 1520 zurück; fast alle übrigen Drucker stellten aber ihre Pressen in den Dienst der lutherischen Lehre oder der noch schärfer protestierenden Richtungen, bis der Rat, der schon vorher mehrere von ihnen mit Geld- oder Gefängnisstrafen belegt hatte, infolge der damals ausbrechenden Bauernunruhen am 12. Dezember 1524 das Verbot erließ, daß die Drucker „hinfür weder lateinische, hebräische, griechische noch deutsche Schriften druckten oder in Druck geben sollten vor deren Besichtigung durch die jeweils Verordneten".

Ganz besonders sind als Verbreiter von Luthers Schriften aber die Baseler Drucker Adam Petri und Thomas Wolff zu nennen, die sich auch beeilten, Luthers Bibelübersetzung, so wie sie stückweise in Wittenberg erschien, nachzudrucken. Da die Originalausgaben mit Holzschnitten versehen waren, so glaubten auch sie, des Bilderschmuckes nicht entbehren zu können und wandten sich beide an Holbein. Ein ausführliches Verzeichnis der bisher bekannt gewordenen, von ihnen gedruckten Bibelausgaben hat Salomon Vögelin im Repertorium für Kunstwissenschaft Band II. Seite 162—190 als Ergänzung zu Woltmanns grundlegendem Werk über Hans Holbein geliefert. Da Muther in seiner „Deutschen Bücherillustration" und Lützow in seiner „Geschichte des deutschen Kupferstichs und Holzschnitts" ausführlich darauf Bezug genommen haben, so kann ich mich kurz fassen.

Für Wolff hat Holbein 21 apokalyptische Darstellungen (Woltmann 150—170) und 11 Zeichnungen zu den fünf Büchern Mose geliefert; beide Gruppen schließen sich eng an die Wittenberger Vorbilder an. Für Petris Neues Testament entwarf Holbein 8 Bilder (Woltmann 184—191), und unter den vielen Illustrationen seiner Folioausgabe des Alten Testaments befinden sich 5 von der Hand des großen Meisters (Woltmann 171—175). Die letzteren sind den Holzschnitten der 1487 von Schoensperger in Augsburg gedruckten Bibel (Hain 3139) nachgebildet, während die ersteren mit einer einzigen Ausnahme frei von Holbein erfunden sind.

Zu diesen vier Bilderfolgen gesellt sich aber noch eine fünfte, die den bisherigen Forschungen entgangen ist. Petri hat nämlich den ersten Teil des Alten Testaments nicht nur in Folio, sondern auch in Oktavformat nachgedruckt und hierfür hat Holbein ebenfalls fünf Holzschnitte entworfen, die im Format genau mit den neutestamentlichen (Woltmann 184—191) übereinstimmen und, wie jene, des Meisters eigene Erfindung sind. Von dieser Oktavausgabe sind mir zwei Auflagen bekannt geworden: die eine stammt aus dem Jahre 1524, die andre von 1526.

Die erstere besitzt die Stadtbibliothek von Colmar (Elsaß), und ich kann Dank der Liebenswürdigkeit des Bibliothekars Herrn André Waltz das dortige Exemplar meiner Beschreibung zugrunde legen. Der Titel lautet: *Das Alte Te-/*



Abb. 1. Genesis-Bild.

stament deütsch, Der vr-/sprünglichen Hebreischen warheyt/ nach, auffs trewlichst verdeütscht./ Vnd yetzmals in disem truck, durch/ den tolmetschen erleüchtet mitt vil-/hübschen der besunder schweren ort-/ten auslegungen vnd erkle-/rung, Die keyn ander/ drück haben. — Zu Basel, bey Adam Pe-/tri, im jar M. D. xxiiij. Er ist von einer Bordüre umrahmt, die in ihrem untern Teil drei Szenen aus dem Leben Mosis darstellt und von Passavant Band III, Seite 411 Nr. 115 unter den pseudoholbeinischen Werken, von Nagler in seinen Monogrammisten Band III, Seite 914 Nr. 11 aber unter den Arbeiten des Meisters I. F. beschrieben ist.

Der Inhalt des Buches, das jedoch nicht das ganze Alte Testament, sondern nur den Pentateuch enthält, ist ein wortgetreuer Nachdruck der Originalausgabe. Auf der Rückseite des Titels steht ein Verzeichnis sämtlicher Bücher des Alten Testaments, dann folgt auf 11 Blättern die Vorrede; der eigentliche Text füllt CCCXI bezeichnete Blätter und schließt mit den Worten: „*Das ende der bücher/Mose*". Das letzte Blatt ist leer. Fortgelassen ist nur das der Wittenberger Ausgabe angehängte Fehlerverzeichnis; die Verbesserungen sind zum Teil im Text berücksichtigt, teilweise aber auch unbeachtet geblieben.

Die elf großen Holzschnitte der Originalausgabe, die Holbein bereits für Wolffs Nach-



Abb. 2. Exodus-Bild.



Abb. 3. Leviticus-Bild.

druck kopiert hatte, blieben fort, hingegen zeichnete er für den Anfang eines jeden der fünf Bücher Mose, die in der Wittenberger Ausgabe mit unbedeutenden Initialen begannen, ein Bild von eigener Erfindung etwa 80:66 mm groß.

1. Das Paradies mit der Erschaffung Evas.
2. Der Auszug der Kinder Israel und der Untergang der Ägypter im Roten Meer.
3. Gottesdienst durch den Hohenpriester.
4. Moses mit dem Gesetz und das Bild der ehernen Schlange.
5. Moses liest dem Volke das Gesetz vor.

Die beigefügten Abbildungen entheben mich einer ausführlicheren Beschreibung. Ebenso bedarf es wohl keiner weiteren Begründung, daß die Zeichnungen von Holbein herrühren; am deutlichsten tritt die Eigenart des Meisters in dem prächtigen dritten Bilde hervor (leider ist in dem Kolmarer Exemplar gerade dieser Stock nicht sonderlich scharf abgedruckt), am wenigsten in dem ersten. Verwunderung muß es nur erregen, daß Petri nicht auch die Titelumrahmung von Holbein anfertigen ließ, sondern sich an einen Stümper wandte, der seine Aufgabe nicht anders zu lösen vermochte, als daß er vier der holbeinischen Bilder roh verkleinerte und nur die Szene mit dem Durchzug der Israeliten durch das Rote Meer abänderte.



Abb. 4. Numeri-Bild.



Abb. 5. Deuteronomion-Bild

Die zweite Auflage besitzt die Königl. Bibliothek zu Berlin, doch ist auch ein Exemplar in Freiburg i. Br. vorhanden (Weller 3986). Der Titel ist in folgender Weise abgeändert: *Das Alt Testa/ment Deutsch./ Der vrsprunglichen Hebrei-/schen warheit nach auffs treüwlichst/ verdeutscht. Vnd durch den Dol-/metschen, mit vilen der be-/sondern schweren ört-/tern außlegungen,/ erleuchtet. — Gedruckt zu Basel bey/ Adam Petri, im Augst,/ des iars./ M.D.XXVI.* Die Bordüre, die Anordnung des Textes und die Zahl der Blätter stimmen völlig mit der ersten Auflage überein, nur ist auf dem Schlußblatt das große Signet Petris mit dem auf einem Löwen reitenden Knaben hinzugefügt, der eine Fahne mit den Buchstaben IHS ·AD·P· hält (Heitz-Bernoulli, Basler Büchermarken Nr. 68). Ein für uns jedoch sehr wichtiger Unterschied besteht darin, daß sich zu Anfang der Genesis nicht der Holbein-Holzschnitt befindet, sondern ein andres Bild (59:86 mm), das ebenfalls die Schöpfung darstellt. Da dieses auch in der von Andreas Cratander in demselben Jahre gedruckten Vulgata-Ausgabe enthalten ist, so scheint der Stock mit dem Holbeinbilde inzwischen verloren oder unbrauchbar geworden zu sein, so daß Petri gezwungen war, den anderen als Ersatz dafür von seinem Kollegen zu entleihen.

Zum Schluß sei noch erwähnt, daß in dem 1527 von Christoffel Froschauer in Zürich gedruckten Alten Testament Kopien der Holbeinholzschnitte 3, 4 und 5, aber in Verbindung mit Initialen, vorkommen. Eine derselben, der Buchstabe D mit dem Deuteronomionbilde, ist in Butschs „Bücherornamentik" Band I, Taf. 66 in der zweiten Reihe links abgebildet, wo man ihn vergleichen kann.



Brentano und die bildende Kunst.

Von

Dr. Franz Deibel in Friedenau.

Die Betrachtung der illustrativen Ausstattung früherer Literaturerzeugnisse ist lange so vernachlässigt worden, daß nicht einmal einzelnen Werken gewidmete ausführliche Monographien auf Titelkupfer und Bildbeigaben eingehen und Neudrucke selbst Stiche von eigenem künstlerischem Wert nur selten wiederholen. Und doch sollte dieser Buchschmuck dem Forscher so wichtig sein wie dem Bibliophilen: oft ist er bezeichnend für die Kultur des literarischen Publikums und des Verlegers, und wenn die Wahl des Stechers oder der dargestellten Szenen auf den Autor selbst zurückzuführen ist, gibt er Aufschlüsse über dessen künstlerischen Geschmack.

Auf dem Gebiet der künstlerischen Ausstattung literarischer Werke hat die Romantik manches Verdienst. Im „Athenäum" hatte Wilhelm Schlegel in einem Aufsatz „Über Zeichnungen zu Gedichten und John Flaxmans Umrisse" die jämmerlichen Durchschnittsillustrationen auf das schärfste kritisiert und eine dem Text ebenbürtige Buchausstattung gefordert, die nach einem Wort seiner späteren Berliner Vorlesungen mehr eine „pittoreske Begleitung der Poesie" sein sollte. Von den jüngeren Romantikern trat dann besonders Clemens Brentano für eine intime Durchdringung und Wechselbeziehung der zeichnerisch-illustrativen und der Dichtkunst ein. Brentano hat immer ein starkes persönliches Verhältnis zur Malerei und den zeichnenden Künsten gehabt. Als Dichter hat er sich von der bildenden Kunst anregen lassen und ihr auch reiche Anregungen zurückgegeben. Als emsiger Sammler hat er ein von Natur aus feines Organ für die Reize älterer Kunst mehr und mehr geschärft. Endlich besaß er gleich seiner Schwester Bettine, gleich E. T. A. Hoffmann eigenes zeichnerisches Talent und wie der mit der Gewandtheit eines Taschenspielers in verschiedenen Künsten Dilettierende manche seiner wundervollen Lieder in selbsterfundenen Melodien zur Gitarre sang, so hat er auch für einige seiner Werke die Kupfer selbst entworfen.



Abb. 1.
Kupfer zu den Kinderliedern in „Des Knaben Wunderhorn".

Wie weit der Schlegelsche Kreis in Jena für die Kunstanschauungen des jungen Brentano maßgebend gewesen ist, läßt sich kaum genau feststellen. Jedenfalls zeigen die Kunstgespräche in seinem „verwilderten", aber an Schönheiten so reichen Jugendroman „Godwi" die Anregungen

des Athenäums, und allgemein romantischem Brauche folgt er, wenn er dort Bilder in Worten zu malen und in dichterische Form zu bannen sucht. Einen lauten unmittelbaren Widerhall aber weckten Schöpfungen der bildenden Kunst in ihm erst, als bei seinem Aufenthalt in Düsseldorf, Ende 1802, Anfang 1803, die dortige Galerie, die damals noch alle die später nach München gekommenen Schätze barg, ihm die lebendige Anschauung großer Werke der Malerei gab. Sein Verhältnis zu den dort gesehenen Bildern ist nicht das eines kritisch und geschult Sehenden, eines mit sicherem Geschmack und scharfem Auge Begabten, sondern das des unbekümmert schwärmenden Liebhabers. Raffael und Rubens stellt er neben den süßlich-glatten Carlo Dolce und den geleckten van der Werff, der zahlreich in Düsseldorf vertreten war; er erzählt seiner Schwägerin Antonie begeistert von den „himmlischen Bildern" und früh regt sich neben dem Liebhaber auch schon der Sammler: „Die schönsten Bilder der Galerie hängen in Kupfern in meiner Stube".[1]

Seine tiefste Verehrung wendet sich der älteren deutschen Kunst zu, den altkölnischen Meistern, Dürer und dem großen Matthias Grünewald. Schnell erwirbt er ausgebreitete Detailkenntnisse, die besonders durch seine eigenen reichhaltigen Sammlungen gefördert werden.



Abb. 2.
Titelkupfer zur „Trutz-Nachtigal".

Wie er alte Volkslieder und alte deutsche Literatur sammelt, so kauft er alte Bilder, Stiche, ja ganze Altartüren und kann manches Wertvolle vor dem drohenden Untergang retten. Sein Sammeln wurde dem Beruflosen mehr und mehr zur unwiderstehlichen Leidenschaft und mit welcher ergötzlichen Rücksichtslosigkeit er es betrieb, zeigt ein Schreiben seines Freundes Görres:[2] „Wenn Brentano zurückkommt, dann empfehle ich euch eine Sache, daß ihr nämlich auf keine Weise ihm sagt, wo die Madonna ist, die ich kaufen will. Den Namen des Ortes hat er mir abgefragt, die Person weiß er aber nicht. Er hat mir zwar versprochen, das Bild nicht zu kaufen, indessen ist er schrecklich auf den Bilderhandel versessen und in dergleichen Fällen weiß er ganz gemach die Leute auf die Seite zu schicken, daß sie das leere Nachsehen haben."

Von Künstlern seiner Zeit schätzte Brentano über alles den romantischen Maler Otto Philipp Runge, dessen tiefsinnige vier Radierungen „Die Tageszeiten" er dem Freunde Görres bald nach ihrem Erscheinen (1807) begeistert und „von Liebe für dieses Werk durchglüht" gebracht hatte.

Runges Kunst war der vollendete schöpferische Ausdruck romantischer Anschauungen; in seinen Hieroglyphen und Arabesken schien auf dem Grunde romantischer Religion und Naturphilosophie etwas völlig Neues zu erwachsen; seine zierlichen Gewinde von Blumen, aus denen liebliche Kindergestalten emporrankten, sprachen die gleiche geheime Sprache wie die Dichtungen Tiecks und anderer Romantiker. Von ihm wollte Brentano das Werk mit Randzeichnungen versehen lassen, das bei Vollendung sein bedeutendstes geworden wäre: die Romanzen vom Rosenkranz. Als das große Vorbild, auf das er den Maler in einem ausführlichen Bekenntnisbrief aus dem Jahre 1810 hinwies, erschienen ihm Dürers Zeichnungen zu Kaiser Maximilians Gebetbuch, jene lang versteckten Kunstwerke, die dann im XIX. Jahrhundert der Ausgang einer ganzen Künstlerschule werden sollten: „Mein Wunsch nun war, diese Lieder, die ich mit Begeisterung und Ernst geschrieben, möchten Ihnen so wohlgefallen, daß Sie gern jede Romanze mit einer Randzeichnung, so wie die Dürerschen im Steindruck vorhandenen des Münchner Gebetbuchs, abbildend und in die Verzierung überphantasierend, umgeben".

Vielleicht waren Brentano nie Gestalten und

[1] Gesammelte Schriften VIII, 114.
[2] Görres, Gesammelte Briefe I, 495.

Situationen einer Dichtung intensiver und plastischer in Erscheinung getreten, als die des großen faustischen Liedes der Romantik. „Konnte ich zeichnen, ich würde es nie gedichtet haben," gestand er, „aber ich konnte sie nicht zeichnen, ich mußte sie singen mit gebrochener Stimme."

Ein romantisches Gesamtkunstwerk schwebte ihm vor, das der Vereinigung von Poesie und Malerei entspringen sollte, ein Dokument romantischer Einheits- und Allkunst, aber des feinen Zeichners früher Tod machte den Plan zunichte. In Kleists „Berliner Abendblättern" widmete ihm Brentano einen schönen Nachruf.

Es war nicht das einzige Mal, daß der Dichter in Fragen der Kunst das Wort ergriff. Gelegentlich der Berliner Kunstausstellung von 1810 veröffentlichte er, gleichfalls in Kleists Zeitschrift,[1] einen sehr witzigen Aufsatz „Verschiedene Empfindungen vor einer Seelandschaft von Friedrich, worauf ein Kapuziner"; im Anschluß an das Bild des ausgezeichneten romantischen Landschafters, für das er auch treffliche ernste Worte findet, verhöhnt er hier mit beißender Ironie den typischen stumpfen Ausstellungsbesucher. Noch in der Zeit, da dem zum Glauben der Kinderjahre Zurückgekehrten längst die „geschminkten, duftenden Toilettensünden" seiner dichterischen Jugend entfremdet waren, bezeugte er sein unvermindertes Interesse für bildende Kunst in einem Artikel „Über populäre geistliche Kunst", in dem er auf die Veredelung der verbreiteten in Holz geschnitzten Kreuzbilder als eine künstlerische und nationale Notwendigkeit hinweist.

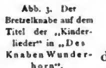


Abb. 3. Der Bretzelknabe auf dem Titel der „Kinderlieder" in „Des Knaben Wunderhorn".

Der Münchener Kreis, in dem Brentano von 1833 ab dauernd lebte, war ganz dazu angetan, seine Kunstinteressen zu beleben und aufrecht zu erhalten. Von fromm-katholischem Standpunkt aus beurteilt er natürlich alle Kunst nur noch nach dem religiösen Gehalt und verwahrt sich öfter gegen das Sündhafte der bloß weltlichen. Als Mitglied der Künstlergesellschaft zu den drei Schilden, deren Hauptzweck die Hebung mittelalterlich-deutscher Kunst bildete, kommt er mit dem Dichter und Maler Graf Pocci, mit Schwanthaler, dem archaisierenden Ballenberger und Schlotthauer, bei dem er ja lange wohnte, in Berührung. Den frommen Overbeck schätzte er, zu Cornelius, Hess, Deger u. a. entwickelten sich Beziehungen, besonders innig aber wurde das Freundschaftsverhältnis zu dem jungen Steinle. Ihn suchte Brentano im persönlichen Verkehr und später in Briefen in einer glaubenstreuen frommen Kunst zu bestärken und zu fördern. Dennoch hat alle Frömmigkeit die Sinne des früheren Kenners nicht so abgestumpft, daß er dem jungen Künstler nicht auch nützlichere Ratschläge zu geben wußte, wenn er ihn etwa mahnt, auf ein „Minimum Anmut und rührende Grazilität mehr in den Formen" zu achten. Des Dichters sinkende Schöpfungskraft wurde von Zeichnungen Steinles neu befruchtet: er dankt ihm die Anregung zur „Bekehrung der heiligen Maria von Ägypten" und vor allem zu seiner letzten Dichtung, der „Legende von der heiligen Marina".

Andrerseits wußte kein Maler, Steinhausen vielleicht ausgenommen, Brentanos Werke so fein und liebenswürdig zu fassen, wie der dem Dichter nahestehende Steinle; das beweisen einige seiner schönsten Arbeiten, Bilder zu den Rheinmärchen, den Romanzen und der Chronika eines fahrenden Schülers.

Brentano hat selbst als Zeichner dilettiert. Im Hinwerfen von Porträtumrissen muß er gerade wie seine Schwester Bettina eine leichte glückliche Hand gehabt haben; darüber gibt einer seiner Briefe an Arnim (20. April 1803) Aufschluß: „Wie ich König Friedrich den einzigen mit ein paar Linien immer zu zeichnen fähig bin, so kann sie (Bettine) nicht die Feder probieren, ohne dich mit ähnlichen Linien zu zeichnen; ich kann es nicht so gut wie sie, oder ich liebe dich nicht so sehr, aber gieb acht, welches das ähnlichste sein wird" — und hier finden sich nach Steigs Angabe[2] im Original die leider nicht reproduzierten Profilumrisse

[1] Der Aufsatz in ursprünglicher Fassung Gesammelte Schriften IV, 424—29. Arnim hatte daran Anteil; Kleist hat ihn für die Abendblätter einer verkürzenden Umarbeitung unterzogen. Vgl. Steig, Kleists Berliner Kämpfe S. 265.

[2] Steig, Achim von Arnim und Clemens Brentano, S. 70.

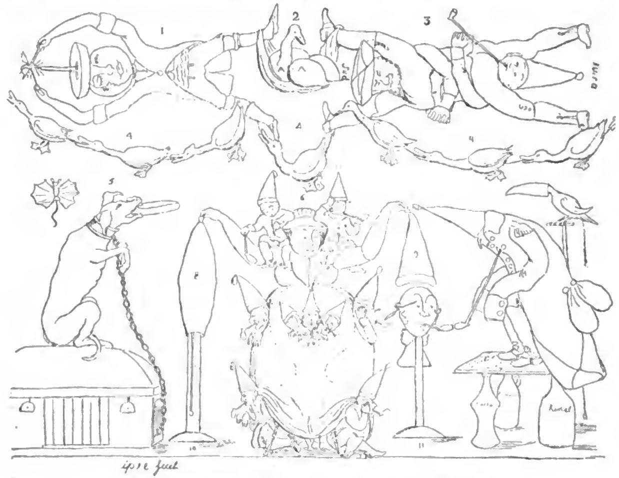


Abb. 4. Satirisches Kupfer zum „Philister vor, in und nach der Geschichte".

Friedrichs des Großen und Achims von Arnim. Die Absicht, seinen Arbeiten selbstgezeichnete Bilder beizugeben, taucht bei Brentano zuerst im Zusammenhang mit seinen Märchenplänen auf. Schon 1805 teilt er dem Freunde Arnim mit: „Ich denke auf Michaelis, wenn's zuschlägt, die italienischen Kindermärchen für deutsche Kinder zu bearbeiten; Mohr (und Zimmer, Verleger in Heidelberg) will's nehmen, ich will womöglich die kleinen Bilderchen selbst dazu kritzeln." Die Ausgabe der Märchen kam nicht zustande, aber bei dem Wunderhorn, der gemeinsamen Arbeit der romantischen Freunde, hatte Brentano Gelegenheit, zu dem illustrativen Schmuck persönlich beizutragen.

Der Ende 1805 erschienene erste Band des Wunderhorns enthält nur das kleine Kupfer des reitenden Knaben mit dem Horn, als dessen Radierer in Brentanos Briefen an den Verleger Zimmer ein gewisser Kunz oder Kunze genannt wird. Vielleicht ist es der seit 1805 als Hofmaler in Karlsruhe ansässige Maler und Stecher Karl Kuntz, dessen Spezialität Tierdarstellungen waren.[1] Brentano war mit der Arbeit recht zufrieden und rühmte die „große Zierlichkeit" des Stiches, weniger dagegen Arnim. Das Erscheinen des zweiten und dritten Bandes verzögerte sich bis zum Jahre 1808. „Auf das Titelblatt des zweiten Teils", schrieb Arnim 1807 an Zimmer, „können wir das alte Horn, das in Schleswig gefunden, abbilden lassen, um zu charakterisieren, wie das reine alte Lied immer hervortritt, nachdem der Knabe geblasen". Der geistige Urheber der aus zwei älteren Blättern entstandenen Zeichnung zum Titelkupfer des II. Bandes ist Brentano; er meldet selbst an Zimmer: „Es hat sie ein guter Freund von mir hier nach meiner Angabe mit großer Mühe gezeichnet." Wie aus seinem Brief an die Brüder Grimm vom 3. Mai 1808

[1] Vgl. Allgemeines Künstler-Lexikon, herausgegeben von H. W. Singer III, 408.

hervorgeht,[1] ist dieser gute Freund Wilhelm Grimm selbst.

Die im Durchblick gegebene Ansicht von Stadt und Schloß Heidelberg ist einem Buche Zincgrefs entnommen, während das Trinkhorn, wie Steig angibt, einer Abbildung in Hamelmanns Oldenburgischem Chronikon (1599 S. 20) nachgezeichnet ist. Mit der Ausführung des Stechers Adam Weise[2] war Brentano unzufrieden, er klagte, daß er Wilhelms „mühsame Zeichnung verhunzt und besonders steif und plump das umgebende Laub gestochen habe."

Diese Erfahrung scheint die Freunde bewogen zu haben, bei dem Kupfer des dritten Bandes einen Versuch mit dem damals erst siebzehnjährigen Ludwig Emil Grimm zu wagen, dem jungeren Bruder Jakobs und Wilhelms. Nicht ohne Geschick stach der junge Künstler, der bis dahin keinerlei Unterricht genossen hatte, ihnen das Titelkupfer nach einer Vorlage Israëls von Meckenem.[3]

Das zierlichste Kupfer im ganzen Wunderhorn aber, das echt romantische zu den im Anhang gegebenen Kinderliedern ist ein Werk Brentanos. Bei Arnim hatte erst die Absicht bestanden, zu den Kinderliedern eine Zeichnung der Brüder Riepenhausen zu geben,[4] die aber von ihren Umrissen zu Tiecks Genoveva her nicht gerade in Brentanos Gunst standen. So machte sich der Dichter mit Ludwig Grimm zusammen selbst an die Arbeit und konnte Arnim bald aus Kassel melden:[5] „Mit nächstem Postwagen erhältst du den ganzen Rest des Manuskripts vom Wunderhorn und die Kinderlieder, zu denen ich einen Titel komponiert, der allen Leuten gefällt. Zwei Kinder machen Musik bei einer Kapelle, in der die heilige Familie — du kennst die alte Abbildung von einer Gemme." Und Arnim bestätigte ihm: „Deine Zeichnung



Abb. 5. Illustrationsblatt aus „Gockel Hinkel, Gackeleja".

zu den Kinderliedern ist eine gar hübsche religiöse Idylle, und Grimm hat es geschickt ausgeführt." Das Kupfer (Abb. 1) bekundet deutlich die hohe Schätzung, in der Runge bei Brentano stand: Motive aus den Jahreszeiten sind verwendet, die beiden sitzenden und musizierenden Knaben sind getreue Wiederholungen aus der Rungeschen Darstellung des Morgens. Die Idee des wohlgelungenen Bildchens benutzte der Dichter noch einmal 1817 für seine Ausgabe von Spees Trutz Nachtigal,

[1] Steig, Goethe und die Brüder Grimm S. 20/21.

[2] Dr. Adam Weise, 1776 in Weimar geboren, der seit 1806 in Heidelberg lebte und 1808 eine Folge von Blättern bei Mohr und Zimmer, den Verlegern des Wunderhorns, erscheinen ließ. Vgl. Nagler, Künstler-Lexikon 21, 244.

[3] Goldschmied und Kupferstecher des XV. Jahrhunderts. Vgl. Allg. Künstler-Lexikon, hrsg. von Singer II, 236.

[4] J. G. Zimmer und die Romantiker S. 146. — [5] Steig, Arnim und Brentano S. 232.

unter Umbildung vieler Einzelheiten, wobei besonders bezeichnend ist, daß die beiden nackten Knaben sich in vorsichtiger Anpassung an seine veränderten Anschauungen in verhüllte Engel verwandeln mußten. (Abb. 2.)

Endlich stammt auch das Titelblatt mit der Aufschrift „Kinderlieder" im Wunderhorn von Brentano selbst:[1] „Von dem Titel zu den Kinderliedern habe ich mit Louis Grimms Hilfe die Zeichnung vollendet, er arbeitet jetzt die Platte. Die Idee ist folgende. In vielen Gegenden verkünden die Kinder den Sommer mit einer Bretzel an einer Stange. Die Bretzel aber ist nach der Meinung einiger Schulantiquaren ein Backwerk, welches den Kindern am Gregoriusfest als Belohnung gegeben ward, als ‚kleiner Preis', pretiolum, daher Bretzel. Ihre Gestalt aber hat sie, weil in dieser alle Buchstaben des A-b-c liegen. Daher habe ich den Titel mit dem Bretzel-A-b-c geschrieben." (Abb. 3.)

Der junge Grimm hatte sich bewährt und wurde nun auch zur Mitarbeit an der Einsiedlerzeitung und zur Ausstattung des von Brentano 1808 neu herausgegebenen Wickramschen Romans „Der Goldfaden" herangezogen. Clemens aber, an dessen zeichnerischem Geschick sich Arnim erfreut hatte, wurde von diesem aufgefordert, Illustrationen zu dem von den Freunden vielgepriesenen Schelmuffsky anzufertigen, an dessen Ausgabe er damals, 1808, ernstlich dachte.[2] Die Ausgabe kam aber ebensowenig zustande als die Zeichnungen.

Es wäre verwunderlich, wenn Brentano, dieser bizarrste aller Romantiker, mit seinem frechen „splendid-grotesken" Witz und seiner kaustischen Spottsucht, nicht eine Neigung zur zeichnerischen Karikatur gehabt hätte. In Heidelberg scheint er damit manch drolliges Spiel getrieben zu haben; schreibt ihm doch Arnim einmal 1808:[3] „Schwarz beklagt sich, daß du alle Bekannte als Karikatur gezeichnet." Als er sich im Herbst 1809 in Halle und Giebichenstein bei dem Musiker und Schriftsteller Reichardt aufhielt, belustigte er sich mit Wilhelm Grimm zusammen mit dem Abkonterfeien ihnen nahestehender Persönlichkeiten. Aus Einzelbildern komponierten sie dann ein „großes Familienepos", eine Bleistiftzeichnung, die sich im Grimmschen Nachlaß vorgefunden hat. In der Mitte sieht man nach Steigs Angabe[4] Goethe, der auf einer Trompete den Ton angibt; rings um ihn bilden Reichardts, Lafontaine, Arnim, Bettina, Clemens, Wilhelm Grimm u. a. das Orchester. Publiziert ist diese Zeichnung nicht. Aber in der 1811 erschienenen glänzend witzigen Abhandlung Brentanos „Der Philister vor, in und nach der Geschichte"[5] finden wir als Beilage eine Tafel mit eigenen satirischen Zeichnungen des Dichters, die an tollen, komischen und verblüffenden Kombinationen dem Wort- und Bilderwitz des Aufsatzes wenig nachgeben. (Abb. 4.)

In seiner Berliner Zeit im Laufe des Jahres 1811 kam Brentano wieder auf die früher schon Zimmer angebotenen Kindermärchen zurück. Auf der ergreifenden Suche nach einem festen Halt wurde der immer Schwankende und Beruflose damals für kurze Zeit ein begeisterter Schüler Schinkels.[6] Unter Leitung des bedeutenden Architekten wollte er Baukunde studieren, um damit, „wenn's anhält", fügte Wilhelm Grimm der Nachricht gleich hinzu, sein Brot zu verdienen. In diesem Zusammenhang bekam sein Zeichentalent für ihn eine neue Bedeutung und der frühere Illustrationsplan begann ihn wieder zu locken, so daß er dem Verleger schrieb:[7] „Die Kupfer kann ich Ihnen sehr wohlfeil und ausgezeichnet gut liefern, da ich sie selbst unter Schinkels Direktion unentgeltlich zeichnen werde, und sie in einer sehr leichten und wohlfeilen Manier, hier von meinem Freunde Wittig[8] könnte radieren lassen." Wieder aber kamen seine Absichten nicht zur Ausführung.

Dagegen enthält das in den folgenden Jahren in Prag und auf dem Familiengut Bukowan entstandene rätsel-, aber auch poesiereiche romantische Drama „Die Gründung Prags", das

[1] Steig, Arnim und Brentano S. 243. — [2] Steig, Arnim und Brentano, S. 257.

[3] Steig, Arnim und Brentano S. 236, 245.

[4] Steig, Arnim und Brentano S. 284.

[5] Jetzt wieder leicht zugänglich als Nr. 7 der von Fedor von Zobeltitz herausgegebenen „Literarhistorischen Seltenheiten". Vgl. dort Brentanos Erklärung der Zeichnung.

[6] Vgl. Gesammelte Schriften IV, 434. — [7] J. G. Zimmer und die Romantiker S. 188.

[8] Wohl der 1832 in Berlin verstorbene, mit Schinkel bekannte Radierer Ludwig Wilhelm Wittich. Vgl. Naglers Künstlerlexikon 22, 7.

im Herbst 1814 in Pest erschien, ein außerordentlich feines, sehr wohlgelungenes Titelkupfer, dessen Erfindung auf Brentano zurückgeht. Er selbst teilte Arnim mit, daß dieses, dem mystischen Charakter der Dichtung sorgsam angepaßte Kupfer nach seiner eignen Skizze gezeichnet ist. Zum Gelingen des Titels trug auch die Wahl des Stechers bei, die allerdings nicht Brentano, sondern dem Verlage anzurechnen ist: es war der aus vielen Almanachsradierungen der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts vorteilhaft bekannte, damals noch sehr junge Franz Stöber.[1]

Ob Brentano zu dem Kupfer in Tuschmanier, das dem 1817 in Berlin erschienenen Festspiel „Viktoria und ihre Geschwister" vorgesetzt ist, eigene Entwürfe gemacht hat, war nicht festzustellen. Die sehr mäßige Ausführung rührt von dem Berliner Karl Wilhelm Kolbe her, wohl demselben, der mit einem Gemälde E. T. A. Hoffmanns Novelle „Doge und Dogaresse" angeregt hat.

Brentanos Poesie sollte, nachdem sie über den religiösen Kämpfen der nächsten Jahre und den persönlichen und literarischen Bemühungen um die Dülmener Nonne Katharina Emmerich längst eingeschlafen war, noch eine kurze Nachblüte erleben, und das Werk, mit dem sie verknüpft ist, forderte auch noch einmal des Dichters Zeichenlust heraus. Der unermüdliche Freund Johannes Böhmer, der Brentanos Manuskripte sammelte und treu bewahrte, suchte ihn zur Vollendung des Wichtigsten, vor allem der Märchen anzutreiben und schließlich gelang es ihm auch, die Herausgabe des umgearbeiteten und erweiterten Gockelmärchens durchzusetzen. Nachdem manche Schwierigkeiten überwunden waren und Brentano mehrfach jede Lust zur Weiterarbeit verloren hatte, erschien das Buch endlich 1838 bei Schmerber in Frankfurt a. M. mit 15 Bildern, die des Dichters „eigene mühselige Erfindungen" sind.[2]

Wieder hat der von Brentano so verehrte Runge Motive hergeben müssen, was besonders bei dem hier wiedergegebenen Blatte auffällt. (Abb. 5.) Es ist eine deutliche Anlehnung an Runges wundervolle Zeichnung „Die Nacht", nicht nur durch die gleiche Tendenz, Unaussprechliches in Linien und Symbolen festzuhalten, sondern vor allem in den Einzelheiten der arabeskenhaften zarten Verschlingung von Blumen und Kindern.

Auch der Steinzeichner dieser Blätter darf ein besonderes Interesse beanspruchen. Die Ausführung bereitete dem Dichter zunächst manchen Verdruß, da die Steinzeichnerin der ersten Bilder, Maximiliane Pernelle, vor Vollendung der andern starb. Endlich aber fand Brentano in dem jungen Kasper Braun,[3] dem verdienstvollen späteren Mitbegründer der „Fliegenden Blätter", der dem Kreise des Dichters schon durch die Zeichnungen für Graf Poccis und Guido Görres' Festkalender bekannt war, den trefflichsten Ersatz. Durch feinfühlige Übertragung der Brentanoschen Entwürfe auf den Stein half Braun dem Märchenbuch jene köstliche Einheit geben, in der es als letztes Dokument der Zusammenarbeit des Dichters und des „Zeichners" Brentano vorliegt.[4]

[1] 1795—1858. Der erste, der sich in Wien mit dem Stahlstich befaßte. Stiche in Hormayrs Taschenbuch und sehr schöne Kupfer in Castellis Almanach „Selam", Wien 1812—17. Vgl. den ausführlichen Artikel in Naglers Künstlerlexikon.

[2] Vgl. das kurze Nachwort zu dem im Insel-Verlag erschienenen Neudruck, der auch die 15 Originalillustrationen enthält.

[3] Schriftliche Abmachungen zwischen Brentano und dem jungen Künstler existieren, wie mir die Familie Braun in München freundlichst mitteilte, nicht.

[4] In der kulturhistorisch und familiengeschichtlich sehr wertvollen Publikation: Das Geschlecht Lutteroth. Zusammenstellung von Mathilde Lutteroth zu Hamburg. Als Manuskript in 200 Exemplaren gedruckt, bei C. Griese, Hamburg 1902, findet sich S. 292/293 eine hübsche Zeichnung, nicht ohne Rungischen Einfluß, die fünf Töchter des Gottfried August Lutteroth darstellend. Die Herausgeberin hat sie mit der handschriftlichen Bemerkung versehen: „Zeichnung 1831, von Brentano". (Vgl. das Exemplar der Bibliothek deutscher Privat- und Manuskriptdrucke.) Meines Erachtens rührt sie, schon wegen der zu großen technischen Vollkommenheit, nicht von Clemens Brentano, sondern dem ihm verwandten Maler Franz Brentano her. Wie Herr Assessor Dr. A. Lutteroth in Hamburg mir freundlichst mitteilte, ist die Familie selbst in Ungewißheit.



Die Bibliophilen.

Sir Robert Peel.

Von

Otto von Schleinitz in London.



Sir Robert Peel, den die englische Nation ganz unabhängig vom politischen Standpunkte aus den „großen Peel" nennt, wurde am 5. Januar 1788 als der Sohn eines von Pitt zum Baronet erhobenen reichen Baumwollenfabrikanten und Parlamentsmitgliedes geboren. Wie schwer es oft selbst bei den bedeutendsten Männern hält, bestimmte Daten in ihrem Lebenslauf festzustellen, beweist auch hier der Umstand, daß der Geburtsort Peels nicht mit absoluter Gewißheit angegeben werden kann. Die einen sagen, er sei in der Grafschaft Stafford, die andern, er sei in Lancashire geboren. Auf der Schule in Harrow war er mit Byron befreundet. In den „Fragmenten aus Byrons Journal", das in der Bücherauktion Peel mit 650 Mark bezahlt wurde, findet sich ein Passus, in dem der Autor diesem seine Größe als Staatsmann und Redner voraussagt.

1809 sehen wir Peel bereits im Parlament, und nach dem Urteil aller zeitgenössischen Staatsmänner galt seine erste Rede im Unterhause als die beste nächst der von Pitt. Schon 1812 erhielt er den Posten als Staatssekretär für Irland, und 1819 erlangte die von ihm ausgearbeitete Vorlage über die Geldzirkulation und Münzprägung Gesetzeskraft. Als Kuriosum erwähne ich, daß Peel, da bekanntlich zu jener Zeit in England das Duell mit dem Tode durch Hängen bestraft wurde, nach Ostende fuhr, um mit dem Agitator O'Connel einen Zweikampf auszufechten. Trotzdem verhinderte diese mißliche Angelegenheit nicht seine Ernennung zum Minister des Innern.

Im Jahre 1820 verheiratete sich Peel mit einer Tochter des Generals Sir John Floyd und beabsichtigte nunmehr, sich ein eignes Heim zu errichten. Am 7. Juli 1824 schrieb er an Walter Scott: „Ich baue ein neues Haus und darin eine Galerie für Bilder. Vor allem wünsche ich ein Porträt von Ihnen, aber nur ein solches von Lawrence würde mir genügen. Er malt jetzt für mich sein eignes Porträt, das von Davy und vom Herzog von Wellington . . ."

Wir lernen damit Peel nicht nur als Staatsmann, sondern auch als Kunstliebhaber kennen. Außer seinen politischen Obliegenheiten beschäftigte er sich vornehmlich mit Kunst, Literatur und Bücherliebhaberei. Zwei Personen sind es in dieser Beziehung, deren Rat wesentlichen Einfluß auf ihn ausübte: der bereits genannte Sir Thomas Lawrence und der bedeutende Finanzmann Johann Julius Angerstein. Letzterer steht insofern in enger Verbindung mit der Errichtung einer nationalen Gemäldegalerie, als 38 Bilder seiner Sammlung zum Preise von 1 200 000 Mark vom Staate angekauft wurden, um den Grundstock für ein zu errichtendes Museum zu bilden. Bis die National Gallery in Trafalgarsquare fertig erbaut war, befand sich die nationale Sammlung, die am 10. Mai 1824 eröffnet wurde, in dem Hause Angersteins in Pall Mall.



Exlibris des Sir Robert Peel.

Da Sir Robert Peel in ununterbrochenem Verkehr mit Lawrence verblieb, so erscheint es angezeigt, auch über diesen einige Worte zu sagen, wenngleich er als der Wiener Kongreß-Maler nicht unbekannt sein dürfte. Niemand hat soviel dazu beigetragen, den Künstler zur Geltung zu bringen als Peel. Lawrence erhielt nach Reynolds Tode 1792 das Amt eines Hofmalers. Ursprünglich nahm er sich seinen Vorgänger auch als Vorbild und unter seinem Einfluß wandelte er längere Zeit in dessen Bahnen. 1820 wurde er zum Präsidenten der Königlichen Akademie erwählt. Das erste hier wiedergegebene Porträt Peels von der Hand des Meisters zeigt uns den Staatsmann im jugendlichen Alter als Minister des Innern. Außer mehreren Bildnissen von Mitgliedern der Familie Peel gehören zu seinen

hervorragendsten Werken: Gentz, Julius Angerstein, Walter Scott, König Wilhelm IV. von England, George Canning, Georg IV., Castlereagh, Fürst Metternich, Graf Nesselrode, Fürst Schwarzenberg, Hardenberg, Capo d'Istria, Kaiser Alexander I., Kaiser Franz II., Erzherzog Karl, Friedrich Wilhelm III., Fürst Blücher, General Tschernischoff, Papst Pius VII. und Kardinal Gonsalvi. Berühmt ist ferner von ihm das Porträt der großen Tragödin Sarah Siddons und ihres Bruders, des Schauspielers Kemble.

Als nach der kurzen Zwischenperiode des Ministeriums Canning die Tories im Januar 1828 ins Amt zurückkehrten, übernahm Robert Peel abermals das Ministerium des Innern. Wenngleich während dieser ganzen Zeit mit den Tories eng verflochten, bereitete er jetzt zum ersten Male seinen Parteigenossen eine jener Enttäuschungen, die ihm vom Fraktionsgeist als Abfall gedeutet wurden, obwohl sie nur das Ergebnis verständiger staatsmännischer Einsicht und patriotischer Selbstverläugnung waren. Im Gegensatz zu der starren, jeder Reform abgeneigtem Masse der Tories, erklärte er sich für die Notwendigkeit der Katholikenemanzipation und führte 1828 und 1829 trotz der heftigsten Anfeindungen seiner Partei diese inhaltschwere Veränderung durch. Guizot, mit dem Peel befreundet war, bemerkt in Rücksicht auf die merkwürdige Doppelstellung des englischen Staatsmanns: „Er ist der liberalste der Konservativen, der konservativste der Liberalen und der fähigste Mann in beiden Parteien!"



Exlibris Sir Robert Peels des Jüngeren.

Sowohl in politischer als in literarischer Beziehung besaßen Peel und Guizot ein Bindeglied in ihrer gemeinsamen Freundin, der Fürstin Lieven, geborenen von Benckendorff, deren Gatte 1814 bis 1834 als russischer Gesandter in London weilte. Die genannte Dame, 1784 geboren und 1857 in Paris gestorben, woselbst sie ihre letzten Lebensjahre verbrachte, hieß zu jener Zeit in der Londoner Gesellschaft die „diplomatische Sybille Europas". Sie besaß die heute so ziemlich verloren gegangene Kunst, einen interessanten und gern besuchten Salon mit Geist und Anmut zu leiten. Außer Guizot gehörten in Paris zu ihrem näheren Umgangskreise Molé, Thiers und Montalembert.

Die Korrespondenz der Fürstin Lieven war eine ebenso umfangreiche als vielseitige; sie kultivierte besonders eine abhanden gekommene Spezialität: den „schönen", den „literarischen" Brief, d. h. die schriftliche Mitteilung nicht etwa nur um ihres dürren Inhalts willen, sondern um sich selbst, dem Empfänger und dem Kenner literarischer Feinheiten einen Genuß zu bereiten. Die Franzosen sagen daher von dieser „grande Dame", sie vereinigte in sich „la Raison de la Rochefoucauld avec les manières de Madame de Sévigné". Ihre gesammelten Briefe sind vor einigen Jahren unter dem Titel „Letters of Dorothea Princess Lieven during her Residence in London, 1812—1834" von L. G. Robinson, London, Longman's, herausgegeben worden. Auch von ihr hat Lawrence (ebenso wie der verstorbene Watts) ein gutes Porträt angefertigt.

In dem hier wiedergegebenen zweiten Bildnis von Sir Thomas Lawrence wird uns Peel im besten Mannesalter zu einer Epoche veranschaulicht, in der ihn neben der Politik namentlich die Bücherliebhaberei beschäftigte. Von den bedeutenderen schriftstellerischen Zeitgenossen fehlte kein Werk in seiner Bibliothek, indessen zog ihn Walter Scott vornehmlich an und selbst dessen schwächste Arbeit „Das Leben Napoleons" war in mehreren Exemplaren vorhanden.

Eine gewisse Anzahl der von Sir Robert Peel gesammelten und nicht zum Majoratsvermögen gehörenden Bücher ist teils bei seinen Lebzeiten durch Eintausch wertvollerer Objekte in andere Hände übergegangen, teils haben seine Nachfolger und Erben eine beträchtliche Menge von Werken freihändig veräußert. In diese Kategorie gehören unter andern nachstehende seltene Drucke:

„Speculum . . . Incipit speculum sanctae Marie virginis . . . Das erst capitel von lucifers val", Kleinfolio mit 192 Holzschnitten, das erste illustrierte Buch von Günther Zainer und um 1470 in Augsburg gedruckt, verfaßt von Johann dem Mönch für Johann den Abt von S. Ulrich und Afra in Augsburg. Johannes Chrysostomus „De dignitati sacerdocii", Cöln, Ulrich Zell, ca. 1470. „Die sieben weisen Meister, Hienach volget ein gar schöne Cronik und Hystori ausz den Geschichten der Römern". Colophon: „Also hat die Historí von den syben Meystern ein End", gedruckt von



Sir Robert Peel.
Nach dem Porträt von Sir Thomas Lawrence.

hundert waren folgende die bedeutendsten in der Sammlung Peels: Matthäus Ringmann „Der Text des Passions oder Leydens Christi aus den vier evangelisten zusammen in ein sinn bracht mit schönen figuren. Regier dein hertz." Colophon: „hie endet sich der Passion . . ." Gedruckt von Johannes Knoblouch in Straszburg 1507, mit 24 Holzschnitten von Urs Graf, während die fünf und zwanzigste Illustration den seltenen Holzschnitt der Auferstehung von J. Wechtlin darstellt. Der Text ist die Arbeit von Ringmann Philesius, dessen Name „Ringmannus" ein Akrostichon der zehn ersten Verslinien auf dem Titelblatt bildet. Es sind zwei Ausgaben, eine lateinische und eine deutsche, vorhanden und in beiden stellt der Autor sein Licht durch ein Colophon unter den Scheffel. Er behauptet nämlich in der deutschen Ausgabe: aus dem Lateinischen und in dieser aus dem Deutschen übersetzt zu haben, während nach neueren englischen Forschungen beide Werke selbständige Arbeiten seiner Feder sind. Umgekehrt rührt die in der Bibliothek befindliche Übersetzung des „Julius Caesar" von Ringmann her, da er eine frühere Ausgabe bereits 1507 von Straßburg aus dem Kaiser Maximilian gewidmet hatte. Das erstgenannte mit 116 Holzschnitten versehene Exemplar besitzt das Colophon: „Getruckt zu Meyntz durch Johannem Schöffer im Jahr 1530". Paul Hector Mair, „Bericht und antzaigen der loblichen Statt Augspurg, aller Herrn Geschlecht, so vor

Johannes Bämler 1473 in Augsburg. Voragine, „Aurea Legenda", ca. 1474 von Michael Wensler in Basel gedruckt. „Comestor", etwa 1475—1476 in Köln gedruckt; Hain und Brunet weisen das Buch Ulrich Zell zu, allein Bernhard Quaritch, der den Druck erworben hatte, sprach mir gelegentlich seine Ansicht dahin aus, daß das Werk nur aus der Offizin Conrad Winters von Homborch stammen könne. „Boetius und Cato, Impresse anno salutis 1479 p. Henricum Quentell in Colonia". „Hugonis de Prato Florido Sermones de Sanctis", 1485, das erste in Heidelberg gedruckte Buch. Die Nürnberger Chronik „Registrum huius operis libri cronicarum cum figuris et ymagibus ab inicio mundi", Folio, mit den interessanten Colophon-Sätzen: „Completo in famosissima Nurembergensi urbe . . . auxilio doctoris Hartmanni Schedel 1493" und „hunc librum dominus Anthonius Koberger Nuremberge impressit", mit den Holzschnitten von Wohlgemut und Pleydenwurff.

Von deutschen Drucken aus dem XVI. Jahr-

fünfhundert und mehr Jaren, weder Jemandt wißen oder erfaren kann", Augsburg 1550 mit 157 Illustrationen von Rittern und deren Wappen, zum Teil koloriert. Einige der Holzschnitte tragen die Signatur des Stechers „C. W.", dessen Name wohl noch nicht über alle Zweifel aufgeklärt erscheint. Die Holzstöcke kamen später in den Besitz von Sigismund Feyrabend, der sie benutzte, um unter Hinzufügung eines neu gezeichneten Titelblattes einen Nachdruck vorzunehmen. Letzteres ist von Jost Amman entworfen, indessen werden in England diese Reproduktionen als viel weniger gelungen angesehen, so daß Sammler für das Originalwerk durchschnittlich etwa 200 Mark und für den Nachdruck nur die Hälfte anlegen. Luthers Bibel, „das ist die gantze Heylige Schrifft Teutschi, D. Mart. Luth. 1561", Folio, Frankfurt a. M. mit zahlreichen Holzschnitten des Meisters „V. S.". Die seltene Themas a Kempis-Ausgabe „De Imitatione Christi libri quatuor, Coloniae, typis B. Edmond, 1594" mit dem Titelkupferstich und der Inschrift „Mors ultima linea rerum

Anno 1594", gebunden von Padeloup.

Besonders hervorzuhebende und namentlich auch durch den Einband wertvolle Werke des XVII. und XVIII. Jahrhunderts sind die nachstehenden: „Achilles Tatii, De Clitophontis et Leucippes amoribus. De Daphnidiset Chloes amoribus", griechisch und lateinisch, Heidelberg 1606, von Eve gebunden. Das seltene und schön illustrierte, 1711 in Augsburg erschienene Werk P. Deckers „Fürstlicher Baumeister, oder Architektura Civilis, wie großer Herrn Palläste . . . nach heutiger Art auszuzieren". „Le Triomphe de l'Empereur Maximilian I, en une suite de cent trente cinq planches, gravées en bois d'après les desseins de Hans Burgmair, à son secrétaire Marc Treitzsaurwein", Folio, Extra-Papier, mit 135 vollseitigen Holzschnitten, Text deutsch und französisch, Wien 1796. Die Namen der 17 Stecher, unter denen sich Resch, Jost Negker und Hans Scheufelein befinden, sind bekannt, indessen erscheint die Bemerkung am Platz, daß die englische Dürer-Gesellschaft abweichend von Nagler der Ansicht ist, Burgmair habe ohne Dürers Hülfe aller Wahrscheinlichkeit nach die Zeichnungen selbst entworfen.



Sir Robert Peel.
Gemalt von Sir Thomas Lawrence, gestochen von H. Robinson.

Auffallend reichhaltig vertreten war Peels Bibliothek durch Werke, die italienische Städte als Erscheinungsort nennen, aber von deutschen Druckern herrühren, so u. a.: Rodericus Zamorensis „Incipit compendiosa historia hispanica", in Rom von Ulrich Hahn im Jahre 1469 gedruckt. Auf der letzten Seite geschieht Erwähnung des 1468 und 1469 stattgehabten Besuches Kaiser Friedrichs III. in Rom. „Cicero", 1472 in Mailand aus der Offizin von Zarotus hergestellt. Das älteste mit Namen und Datum von ihm gedruckte Werk ist der Virgil von 1472. Ob Zarotus in Mailand zuerst mit dem Druck von Büchern begonnen hat, ist nicht absolut sicher zu beweisen, wenngleich es sehr wahrscheinlich sein dürfte. Vor 1472 waren bereits in Mailand vier Bücher ohne jede nähere Bezeichnung herausgekommen, die aber zweifellos aus derselben Offizin stammen, da die Übereinstimmung der Typen augenscheinlich zu erkennen ist. Es liegt nahe, anzunehmen, daß im Anfange der Tätigkeit des Zarotus andere Personen die Mittel für den Druck der Werke lieferten und daß in dieser Beziehung eine Verbindung zwischen ihm und Philipp de Lavagna stattgefunden hat. Jedenfalls unterstützte Lavagna die Bestrebungen der Drucker, um die Erfindung Gutenbergs möglichst zu verbreiten und auch für sich selbst auszunützen. In einem 1473 gedruckten Werk (wie man vermutet von Christoph Valdarfer) findet sich das Colophon „Per Philippum de Lavagnia, hujus artis stampandi in hac urbe primum latorem atque inventorum". Da indessen Lavagna nicht selbst Drucker war, so sind die vorstehenden Worte nicht im buchstäblichen Sinne zu deuten, sondern es soll hiermit nur gesagt sein, daß er der erste war, der die Buchdruckerkunst in Mailand einführte und beschützte. Damit stimmt auch die Tatsache überein, daß sich in dieser Stadt eine Gesellschaft gebildet hatte, auf deren Kosten Zarotus von 1471—1497 druckte. Die Statuten jener ersten bekannten Buchdruckerassoziation sind noch erhalten und gewähren einen interessanten Einblick in den damaligen Geschäftsverkehr. Außer seinen Drucken der Klassiker ist Zarotus hauptsächlich berühmt durch den im British-Museum aufbewahrten

Prachtband der Geschichte des Hauses Sforza, der von Ambrogio de Predis illuminiert, von Simoneta verfaßt und durch Landino übersetzt wurde. Übrigens wird der Drucker verschiedentlich Zarotus, Zorota, Zaroti, Zarotta und dergleichen mehr genannt.

Fernere aus dem XV. Jahrhundert herrührende Drucke der ehemaligen Sammlung Peels sind: „Seneca", 1475, Rom, aus Pannartz' Offizin. „Manfredi, Libro del Perche", Neapel, 1478 von Sixtus Riessinger hergestellt. „Biblia" mit dem Colophon: „impressa Venetiis per Franciscum Renner de Hailbrun, 1483". Dante, „Proemio comento di Christophoro Landino", Venedig 1491, gedruckt von Bernardino Benali und Matthio di Parma. Savonarola, „Predica del arte del bene-morire", Florenz 1496—1497. „Boccaccio", Kleinquart mit dem Colophon: „Impresso in Vinegia per Gregorio de Gregori 1516".

Von den vielen Werken des XVI. Jahrhunderts erwähne ich in aller Kürze nur: „Ex Plauti Comoediis", 1522, mit dem Colophon: „Venetiis in aedibus Aldi et Andreae Asulani soceri"; ferner Ovids Metamorphosen, 1522 in Florenz von den Erben Philipp Juntas gedruckt, und „Petrarcha", 1532, Venedig, aus der Offizin von Bernardino de Vidali.

Einzelne der Exemplare aus der französischen Abteilung weisen mehrfach Abweichungen gegen die betreffende Gesamtausgabe desselben Werkes auf. So u. a. „Le Roman de la Rose ou lart damours est toute enclose", von Maistre Jehan de Meun, in Paris gegen 1490 von Vérard gedruckt und mit 88 Holzschnitten versehen. Diese sind Reproduktionen nach den bereits in Lyon benützten Vorlagen, aber einige der früheren Illustrationen wurden hier fortgelassen, dagegen zum Schluß eine neue Abbildung gegeben. In der Auktion wurde ein Exemplar mit 1000 Mark bezahlt. „Les neuf Preux, imprimé à Paris 1507 par Michel le noir", ein Buch, das in der Didot-Auktion 1600 Franken erzielte. „Heures de Paris", 1527, mit den Umrissen für 13 von G. Tory entworfenen Holzschnitten; in den Bordüren sind die Wappen von Franz I., Henri d'Albret und Marguerite von Valois angebracht. „Les amours libres des deux frères, histoire galante", Köln 1709, von Derome le jeune gebunden. C. J. Dorat, „Les Baisers, précédés du Mois de Mai, poëme. A la Haye, et se trouve à Paris, chez Lambert et Delalain" mit den schönen Illustrationen von Eisen, 1770. Von den bekannten beiden Oktavausgaben war die hier in Frage kommende auf feinem holländischen Papier gedruckt. Während der Durchschnittspreis in London für die auf gewöhnlichem Papier hergestellte Ausgabe 300 Mark beträgt, wird für die letztere 500 Mark bezahlt. Der höchste Preis für ein von Derome gebundenes und dekoriertes Exemplar betrug in der Auktion Sieurin 4500 Franken.

Der größere Teil der englischen Bücher Sir Robert Peels wurde im Wege der Auktion veräußert, von der am Schluß die Rede sein soll. Ich nenne deshalb an dieser Stelle nur die bedeutenderen, nicht durch öffentlichen Verkauf in andere Hände übergegangenen Werke. So namentlich: Arnolds „Chronicle", wichtig für die Geschichte der Stadt London, hier in der zweiten Auflage aus dem Jahre 1521 vorhanden und von Peter Treveris gedruckt. Der Name Peter von Trier kommt in der Schrift nicht vor, indessen sein „sh" ist ein so charakteristisches im Druck, daß kein Zweifel über den obigen Punkt obwaltet. Letztere Ausgabe ist besser als die 1503 in Antwerpen gedruckte. „Missale ad usum ecclesie Sarisburiensis (Salisbury), 1555, Londini impressum per Johannem Kyngston et Henricon Sutton typographos". „Joannis Chrysostomi opera graece, edidit Henricus Savilius. Etonae, in Collegio Regali, Joannes Norton, 1612." Cervantes erste Ausgabe von Sheltons Übersetzung „The History of Don Quichote", Edward Blount, 1620. Der vollständige Titel ist gestochen. Zum Schluß sollen Dibdins „Bibliotheca Spenceriana" sowie die „Bibliographical, Antiquarian and Picturesque Tour in France and Germany" nicht unerwähnt bleiben.

Das hier wiedergegebene Ex-libris Peels bildet gleichzeitig das Familienwappen, dessen von einem Löwen überragtes Schild eine Biene und unter dieser drei Bündel von drei sich durchkreuzenden Pfeilen zeigt. Der Wahlspruch lautet „Industria".

Wenn schon Peel sich als Premierminister nur von 1834—1835 zu halten vermochte, so stürzte er doch endlich nach langem Kampfe im Herbst 1841 das Whigministerium und bildete nun mit Wellington, Lyndhurst, Aberdeen, Graham und Stanley ein neues Ministerium, das sich bis zum Sommer 1846 behauptete und eine der denkwürdigsten Epochen der neueren britischen Geschichte bezeichnet. Hinsichtlich des zwischen Peel und Russell stattgehabten Kampfes sagt Gladstone: „Da beide ernste und starke Männer, so war dies die beste parlamentarische Periode, die ich kennen gelernt habe." Die Korrespondenz Beaconsfields mit seiner Schwester gibt uns interessante Aufschlüsse über das Verhältnis Peels zu ihm selbst und zu Gladstone.

Nachdem Peel angesichts der wachsenden Not der arbeitenden Klassen das herrschende Schutzzollwesen zu reformieren begonnen hatte, brach er endlich vollständig mit dem alten System. Unter den tiefgreifenden Reformen sind vor allem die Gesetze über das Erziehungs- und Kirchenwesen, die Aufhebung der Schutzzölle sowie namentlich der Kornzölle zu verzeichnen.

In der gefahrvollen Zeit von 1847—1848 ward Peel eine der wesentlichsten Stützen des Whigministeriums, das, wie er, die Freihandelsgrundsätze adoptiert hatte. Am 29. Juni 1850 verunglückte er bei einem Spazierritte so gefährlich, daß er bereits wenige Tage darauf, am 2. Juli, verstarb.

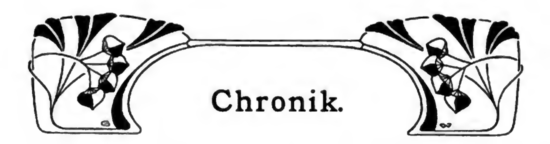
Schon zu Lebzeiten des Sohnes vollzog sich auch hier der Kreislauf alles Irdischen: Sir Robert, der dritte Baronet seines Namens, verkaufte 1871 an die Nationalgalerie für den Preis von 1400000 Mark die prachtvolle von seinem Vater angelegte Gemäldesammlung, soweit sie nicht zur Majoratsstiftung gehörte. Der jüngste Sohn des großen Peel, Arthur Wellesley, der mehrfach Ministerposten bekleidete und 1884 zum Sprecher des Unterhauses gewählt und zur Würde eines Viscount erhoben wurde, begründete eine frische Zweiglinie. Das hier wiedergegebene neue Wappen und Exlibris weist einige Unterschiede gegen das alte Bibliothekszeichen auf.

Der Enkel des Staatsmanns, der vierte Baronet Robert Peel, der das Familienbesitztum Schloß Drayton bewohnte, befand sich in so mißlichen Vermögensverhältnissen, daß auf seinen Antrag die zuständigen Behörden die Genehmigung zum Verkauf des alten berühmten Silberschatzes und des sehr erheblichen Restes der noch vorhandenen anderen Kunstsammlungen bewilligte.

Selbst die zum Majoratsvermögen der Familie gehörende Bibliothek vermochte ihrem Schicksal der Auflösung nicht zu entgehen. Auch diese wurde endlich auf Antrag Sir Robert Peels durch einen besonderen Gerichtsbeschluß zur Auktion gestellt, die am 12. Juni und den darauffolgenden Tagen im Jahre 1900 bei Robinson & Fisher in London unter großer Beteiligung des interessierten Publikums stattfand. Die hervorragendsten Objekte und die dafür gezahlten Preise waren folgende:

Eine Sammlung von 3300 Karikaturen, politische Persönlichkeiten und Sujets betreffend, chronologisch geordnet von 1642—1830, umfassend die ganze Epoche von Cromwell bis Georg IV., viele der Blätter koloriert; diese bedeutendste Spezialsammlung ihrer Art war durch H. Brooke angelegt worden und ist in 11 Bänden, Atlas-Folioformat, gebunden sowie mit seinem Exlibris versehen: 10000 Mk. (Sotheran). Eine Kollektion von 320 Stichen nach Zeichnungen von H. W. Bunbury, darunter „Erste Zusammenkunft zwischen Werther und Lotte", gebunden in zwei Atlas-Foliobänden: 3000 Mk. „Biblia Graeca", editio princeps, Venetiis Aldus, datiert 1518, gebunden von Bozerian le Jeune: 800 Mk. St. Augustinus, „De civitate Dei", 1475 von Jenson gedruckt, gebunden von Roger Payne, gotische Buchstaben, illuminiert: 800 Mk. „Apuleii Opera", editio princeps 1469, Romae: 640 Mk. „Anthologia Graeca", Florentiae 1494, L. F. de Alopa, bei 7 Blättern der Rand defekt: 420 Mk. „Aesopi vita et fabulae", Venedig 1505, Aldus: 320 Mk. Eine Sammlung von 185 auf die französische Revolution bezüglichen Karikaturen und Drucken: 600 Mk. „Homeri Opera", Graece, editio princeps, 1488, Florentiae, in zwei Foliobänden: 400 Mk. „Homeri Ilias et Odyssea" mit Inschrift „To the Rt. Hon. William Pitt from the University of Glasgow", 1756, Folioausgabe, gebunden von Mackenzie: 940 Mk. „Galerie du Palais Royal", 1786—1808, Paris: 920 Mk. „Histoire de la Maison de Bourbon", Paris 1772, Desormeaux: 700 Mk. Cicero, „Epistolae Familiares", großes Exemplar, 1470, Vindelin de Spira: 600 Mk. „Ciceronis Opera", 4 Bände, Victorius-Ausgabe, Venetiis L. A. Juntae, 1537, schöner Einband von Bozerian le Jeune (siehe Dibdins Classics 4. Ausgabe S. 394, und „Tour in France and Germany", Vol. II, S. 317): 600 Mk. Sir Williams Dugdales „Monasticon Anglicum", 1817—1830, mit Stichen: 600 Mk. „The Houghton Gallery", Folio, 1788, mit Stichen von Valentin Green: 600 Mk. Diodorus Siculus, „Bibliothecae Historicae Libri Quindecim de Quadriganta, Grece", Stephanus et Fugger, 1559, erste vollständige Ausgabe, gebunden von Derome Jeune: 600 Mk. „Ciceronis Opera", 1684, großes Exemplar der Graevius-Ausgabe, Amsterdam, auf Velin, 21 Bände: 300 Mk. John Evelyn, „Silva", 1786, mit Inschrift „To Brinsley Sheridan from Georgina Russell, 1800": 300 Mk. Janscha et Ziegler, „Collection de Cinquante Vues du Rhin", 1798: 420 Mk. John Nichols „History and Antiquities of the County of Leicester", 1795—1811: 3300 Mk. Nicholson & Burns „History of Antiquities of Westmoreland and Cumberland", 1777: 3300 Mk. Rev. Leysons „Environs of London", Folio, illustriert mit 1600 Porträts, Kupferstiche und Zeichnungen, Leysons eignes Exemplar: 7000 Mk. (Bain). T. Pennants „London and Westminster", 1793, 6 Bände mit 970 Stichen: 4300 Mk. „Skizzenbuch" mit 133 Porträts bedeutender Schauspieler: 3200 Mk. „Napoleon Bonaparte" mit 99 farbigen Karikaturen Cruikshanks, 1713—1816, chronologisch geordnet, 940 Mk. „Poliphili Hypnerotomachia", 1499, Venetiis Aldus: 1700 Mk. Kip & Kniffs „Nouveau Théatre de la Grande Bretagne", Folio, schöne Stiche, 1723—1728: 1300 Mk. „Psalterium Graecum", editio princeps, 1481, Mediolani: 460 Mk. Das Gesamtresultat der Auktion betrug in runder Summe 120000 Mk. — Die hier zur Illustration gelangten Abbildungen entstammen der Sammlung des Mr. W. H. K. Wright, Ehrensekretärs der Londoner Exlibris-Gesellschaft, der in liebenswürdiger Weise die Vorlagen zur Verfügung stellte.





Ein Bucheinband Tycho Brahes.

Der Freundlichkeit des Herrn Ludwig Rosenthal in München verdanken wir die Zusendung eines prächtigen Einbandes, die uns die Möglichkeit gibt, die beiden schönen Super-Exlibris desselben hier reproduzieren zu können, die zugleich auch eine anschauliche Ergänzung zu dem Artikel über die Tychoniana der Prager Universitätsbibliothek von Dr. R. Kukula in diesem Hefte bilden.

Der Einband umschließt das 1587 in Basel gedruckte Werk „Theatri Humanae Vitae Volumen Decimum-octauum", einen mächtigen Folianten von gegen 5000 Seiten. Eine handschriftliche Notiz im inneren Buchdeckel spricht von einem „*Schweizer* Ledereinband mit Blinddruck und Goldmedaillons". In der Tat läßt sich annehmen, daß der Einband in Basel gefertigt worden ist und zwar direkt für den berühmten Mann, dessen Porträtexlibris und Wappen Vorder- und Rückendeckel des Werkes schmücken: für den Astronomen *Tycho Brahe* (oder, wie man ihn in der Fremde fälschlich zu nennen pflegte, Tycho de Brahe).

Brahes Ruhm erfüllte bereits Europa, als er seine erste große Reise nach der Schweiz unternahm. Es ist bekannt, daß er die Absicht hatte, sich gänzlich in dem ihm lieben Basel niederzulassen und daß er sich hier auch noch längere Zeit aufhielt, nachdem König Friedrich II. von Dänemark ihn mit der (heute schwedischen) Insel Hven im Sund belehnt und daselbst die prachtvolle „Uranienburg" hatte erbauen lassen. Brahe stand mit der Typographie in enger Verbindung. Der berühmte Begründer der Blaeuschen Offizin, Willem Janszoon Blaeu in Amsterdam, war einer seiner intimsten Freunde und besuchte den großen Astronomen noch kurz vor dessen Tode in Prag; mit den meisten bedeutenderen Drucker-Verlegern stand er in reger Korrespondenz; 1596 hatte er in seinem Schlosse zu Hven sogar eine eigene Druckerei begründet, die allerdings nicht zur Entfaltung kam, da die gegen ihn gerichteten Hofintrigen unter Christian IV. ihm den Aufenthalt in der Heimat so verleideten, daß er mit seiner Familie schon 1597 das Vaterland verließ, um in die Dienste Kaiser Rudolfs II. zu treten.

Tycho Brahe war ein wohlhabender Mann und konnte daher sorgenlos seinen gelehrten Neigungen leben. Er besaß eine umfangreiche Bibliothek, die von seiner klugen Schwester und Mitarbeiterin Sophie in musterhafter Ordnung gehalten wurde und die fortlaufend durch Ankäufe, wie durch die zahlreich einlaufenden Dedikationsexemplare ergänzt wurde. Wie prächtig seine Bücher gebunden waren, davon liefert der hier reproduzierte Einband ein Beispiel. Der riesige Foliant liegt zwischen Holzdeckeln, die mit braunem, von der Zeit dunkel gebeiztem Leder überzogen sind und die durch zwei zierlich ziselierte Messingbänder zusammengehalten werden. Die Bänder sind am Rückendeckel an Lederstücke befestigt und greifen am Vordeckel in ebenfalls messingene Schragen ein. Der Buchrücken hat sieben sehr kräftige Bünde, die von blind gedruckten Linien eingefaßt sind. Das Leder beider Deckel ist mit reicher Ornamentik in Blindpressung geschmückt. Drei Rahmen umschließen die beiden Goldmedaillons der Mittelfelder. Die beiden äußeren Rahmen zeigen einen üppigen Rankenschmuck, der innere dazu noch vierzehn Miniaturporträts berühmter Gelehrter in Medaillonform. In dem durch vier goldene Rosetten abgegrenzten Mittelfeld des Vorderdeckels befindet sich das Porträt Tycho Brahes in Golddruck mit einer lateinischen Umschrift, die seinen Namen nennt: HJC PATET EXTERIOR TYCHONJS FORMA BRAHEI PVLCHRIVS ENJTEAT QVAE LATET JNTERIOR. Das Porträt ist das von ihm bekannteste und zeigt den charakteristischen kurzgeschorenen Kopf von dem großen steifen Kragen des Oberrocks umgeben, der darunter das gestickte Wams mit der Ehrenkette und dem Elefantenorden sehen läßt; die linke Hand umfaßt den Schwertknauf.

Das entsprechende Mittelfeld-Medaillon des Rückendeckels zeigt das Wappenbild in Gold mit der Umschrift: ARMA GENVS FVNDI PEREVNT DVRABJLE VJRTVS ET DOCTRJNA DECVS NOBJLJTATJS HABENT.

Daß es sich in der Tat um das Brahesche Wappen handelt, ergibt die genaue Übereinstimmung mit der Beschreibung in Rietstaps Armorial: das Schild trägt im schwarzen Felde einen silbernen Pfahl, der Helm eine aufrechtstehende Pfauenfeder in natürlichen Farben zwischen zwei schwarz-silbern-schwarz quergeteilten Büffelhörnern, die mit je drei Pfauenfedern (je eine in den Mündungen der Hörner) besteckt sind.

Die Brahes, der Tycho erwiesenermaßen entstammte, sind ein altes schwedisch-dänisches Adelsgeschlecht. Die schwedische Familie ging mütterlicherseits aus dem dänischen Geschlechte dieses Namens hervor und stieg durch ihre Verbindung mit dem Hause Wasa auch zu politischer Höhe: Joachim Brahe (gefallen 1520 im Stockholmer Blutbad) war mit der Schwester Gustav Wasas verheiratet.



Porträt-Super-Exlibris Tycho Brahes
Vorderseite des Einbands.



Wappen-Super-Exlibris Tycho Brahes.
Rückseite des Einbands.

Der Einband ist im ganzen recht gut, die goldenen Medaillonbilder sind tadellos erhalten und noch heute von erstaunlicher Frische. —bl—

Ein kleines deutsches Volkslied aus alter Zeit.

Im Jahre 1583 erschien bei Andreas Petri zu Eisleben ein kleiner Druck, betitelt: *Zwey Schöne Weltliche Lieder*. Das Erste/ Von dem Alten Hildebrandt/ etc. Das Ander/ Ein truncken Man der fürt ein Martererſleben. Das Titelblatt zeigt unter diesen Worten einen Holzschnitt: einen Ritter zu Pferde, der offenbar den alten Hildebrandt darstellen soll.

Dieser Druck des jüngeren Hildebrandtliedes ist von Steinmeyer in Müllenhoff und Scherers Denkmälern deutscher Poesie und Prosa nicht erwähnt, dürfte demnach ziemlich selten sein. Er zeigt kleine Varianten gegenüber allen anderen Ausgaben, bietet aber sonst nichts neues, das einen Wiederabdruck rechtfertigte.

Das zweite kurze und inhaltlich recht interessante Liedchen habe ich nirgends gedruckt gefunden. Ich setze es deshalb wörtlich hierher, nur teile ich die Verszeilen in der uns geläufigen Weise ab.

[1.] Ein truncken Man/
ohn abelan/
der fürt eines Marterers leben/
Er hat kein ruh/
weder spat noch fru/
nach vnfal thut er streben/
Er saufft in sich/
gantz geitziglich/
das Bier vnd auch den Weine/
Deñ wird er vol/
thumb taub vñ thol/
Recht wie ein wildes Schweine.

[2.] Ein grosse plag/
on wider sag/
das einer sich nicht kan füllen/
Eins Ochssen Bauch/
eins Esels Schlauch/
kan man mit Wasser stillen/
Ein raucher Beer/
der trinckt nicht mehr/
denn das jm zugehöret/
Ein truncken Man
nicht ab wil lan/
Er sey denn gar bethöret.

[3.] Er kan nicht gehn/
auff füssen stehn/
sein Sinn sein ihm geschwechet/
Es geht alles vmb/
Er siehet krumb/
Wann er zu viel hat gezechet/
feld offt zur Erdt
der Krieger werdt/
thut sich mit Kott beschmieren/
Recht wie ein Schwein
solchs Straff sol sein/
Die Wein vnnd Bier gern thun schlingen.

Göttingen. *Dr. Wichmann.*

Ein italienischer Bibliophile des siebzehnten Jahrhunderts.

Über einen der eigenartigsten Bücherliebhaber, die jemals gelebt haben, *Antonio Magliabechi* (1633—1714) von Florenz, teilt im letzten Novemberheft der Pariser „Revue" der bekannte Forscher auf dem Gebiet des Bücherwesens *A. Cim* eine Reihe interessanter biographischer Daten mit. Aus der untersten Klasse der Bevölkerung stammend, hatte Magliabechi als Gehilfe bei einer Obst- und Gemüsehändlerin seine Erwerbsarbeit begonnen. Obwohl er noch nicht lesen konnte, hielt ihm doch eine Art Instinkt immer die Augen auf die Makulatur und die Blätter aus alten Büchern gebannt, in die er die verkaufte Ware einwickeln mußte. Ein Buchhändler aus der Nachbarschaft, der diese Liebhaberei des Knaben bemerkt hatte, forderte ihn auf, in seinen Dienst zu treten und konnte schon nach wenigen Tagen merken, welchen glücklichen Griff er mit der Einstellung Magliabechis in seinen Dienst getan hatte; denn der junge Lehrling war vermöge seines erstaunlichen Gedächtnisses schon nach ganz kurzer Zeit imstande, die gesuchten Bücher schneller als sein Dienstherr selbst ausfindig zu machen. Er lernte nun rasch lesen und schreiben und machte auch bald die Bekanntschaft von Michele Ermini, dem Bibliothekar des Kardinals von Medici, der ihm mit Rat und Unterweisungen zur Hand ging. Unter der Leitung dieses Mannes machte Magliabechi so erstaunliche Fortschritte, daß er bald „das Orakel der Gelehrten" genannt wurde; mit erstaunlicher Genauigkeit wußte er den Verfasser, die Ausgabe, ja häufig selbst die Seite eines Werkes anzugeben, auf der gerade die Antwort auf eine Streitfrage zu finden war. So las denn auch der gelehrte Pater Angelo Finardi damals schon mit etwas freundlicher Nachhilfe aus dem Namen Antonius Magliabechius das Anagramm heraus: „Is unus bibliotheca magna" — „der ist für sich allein eine große Bibliothek".

Inzwischen hatte auch der Herzog Cosimo III. von den seltenen Gaben des jungen Mannes vernommen; er ernannte ihn zum Konservator seiner Privatbibliothek und ermächtigte ihn gleichzeitig, die Manuskripte der Laurentiana abdrucken zu lassen, deren weitere Verbreitung er für nützlich halten sollte. Jetzt war Magliabechi in seinem Element; aber die ungeheure Menge Bücher, von denen er umgeben war, genügte seiner unersättlichen Wissensgier noch lange nicht. Er hatte nicht nur den Standort jedes der Bücher dieser beiden großen Bibliotheken so gut im Gedächtnis, daß er es zur Not selbst mit verbundenen Augen hätte finden können, sondern er wollte sich auch in den anderen großen Bibliotheken Europas ebenso heimisch machen. Obwohl er Florenz nie verlassen hatte, kannte er doch infolge seines unablässigen Studiums der gedruckten und ungedruckten Kataloge, durch schriftliche Anfragen und Unterhaltungen die großen Bibliotheken des Auslandes so gut oder gar besser als irgend jemand außer ihm. Man erzählt sich, daß Magliabechi eines Tages, als Herzog Cosimo ihn um ein außerordentlich seltenes Buch ersucht hatte, diesem antworten konnte: „Gnä-

diger Herr, ich kann Ihnen das Buch nicht verschaffen; es gibt auf der ganzen Welt nur *ein* Exemplar davon, und das befindet sich in Konstantinopel in der Bibliothek des Großtürken; es ist der siebente Band im Schrank rechts vom Eingang." Eine für Magliabechis Eigenart jedenfalls sehr charakterische kleine Schnurre.

Magliabechi hatte eine eigentümliche Art, die Bücher zu lesen oder vielmehr zu verschlingen. Wenn ihm ein neues Buch in die Hand fiel, las er den Titel, dann die letzte Seite, flog die Vorrede, Widmung und Tafeln durch, warf einen Blick auf die Haupteinteilungen und Kapitel und hatte dann genug gesehen, um nicht nur über den Inhalt des Buches, sondern auch über die Quellen, aus denen der Verfasser geschöpft hatte, Bescheid geben zu können.

Nachdem er Bibliothekar des Herzogs geworden war, änderte Magliabechi seine frühere einfache Lebensweise nicht; er war immer nachlässig in seiner Kleidung und hatte als einziges Mobiliar ein Bett, auf dem er die wenigen Stunden Schlaf zubrachte, die er seinen Büchern entziehen mußte. Häufig schlief er auch ganz angekleidet auf den Büchern und Broschüren, mit denen sein Bett immer bedeckt war; er verließ sein Zimmer nur, um sich zur Bibliothek zu begeben und schloß sich dann sofort in seine Bücher ein. Florenz verließ er überhaupt nur zweimal in seinem Leben; das eine Mal besuchte er das ganz nahe gelegene Fiesole, das andere Mal machte er auf Befehl des Herzogs eine Reise, die ihn zehn Stunden von Florenz wegführte. Der Papst und der Kaiser versuchten mehrfach, ihn für ihre Dienste zu gewinnen, aber Magliabechi blieb allen Angeboten von auswärts gegenüber unzugänglich und bestand darauf, seine Vaterstadt niemals zu verlassen.

Seine Nahrung war außerordentlich einfach; einige Eier, etwas Brot und Wasser bildeten seine tägliche Mahlzeit. Seine Kleidung stand damit in wohltuender Übereinstimmung; sie bestand aus einem braunen Rock, der ihm auf die Knie herabfiel, ein Paar Pantalons, einem schwarzen vielgeflickten Mantel, einem breitkrämpigen, durchlöcherten und ganz aus der Form gekommenen Hut, einer mit Schnupftabak bedeckten Kravatte und einem schmutzigen Hemd, das er nie auszog, solange es noch hielt, und das durch die zerrissenen Ellenbogen des Rocks sah. Außer den Büchern bildete noch eine sonst nicht sehr beliebte Sorte von Lebewesen, nämlich die Spinnen, von denen es in seiner Behausung wimmelte, den Gegenstand seiner liebevollen Fürsorge. Er hatte für diese ein solches Interesse, daß er manchmal Besuchern, die ihm auf diese lieben Tiere nicht genügend Rücksicht zu nehmen schienen, zurief: „Tun Sie meinen Spinnen nicht weh!"

Der Herzog, der das Wissen und den Eifer Magliabechis sehr hoch schätzte, erwies ihm trotz seiner Sonderbarkeiten große Aufmerksamkeit und hatte ihm sogar, als er älter wurde, ein Zimmer in seinem eigenen Schlosse anweisen lassen, damit er besser seine Bequemlichkeit habe; aber Magliabechi gab dieses bald unter einem Vorwand wieder auf und kehrte in seine alte Stube, wo er sich ungezwungener bewegen konnte, zurück. Infolge seines nächtlichen Übereifers entstanden übrigens unter den bei ihm angehäuften Papier- und Bücherschätzen mehrfach Brände und einmal wäre ohne schleunigst gebrachte Hilfe unfehlbar das Haus, in dem er wohnte, abgebrannt.

Der merkwürdige Mann, dessen Neigungen und Gewohnheiten entschieden einen etwas abnormen Zug trugen, wurde im Januar 1714 beim Verlassen seines Hauses von einem heftigen Zittern und großer Schwäche befallen; von diesem Augenblick an siechte er dahin und starb am 2. Juni desselben Jahres im Alter von 81 Jahren. In seinem Testament vermachte er seiner Vaterstadt seine aus 30000 Bänden bestehende Bücherei mit einer Jahresrente zu ihrer Unterhaltung; diese inzwischen stark angewachsene Bibliothek ist heute die bedeutendste von Florenz und hält durch den Namen „Bibliotheca Magliabecchiana" den Namen ihres Gründers lebendig.

München. *Karl Schneider.*

Moderne Illustratoren.

Moderne Illustratoren. Text von *G. Eßwein.* Band V. *Oberländer.* Band VI. *Neumann.* Band VII. *Munch.* Jeder Band 3 M. Bei R. Piper & Co., München.

Munch ist ein Künstler, dem die Menge respektvoll und höhnisch fernbleibt. Instinktiv wittert sie das Problematische. Selten wird über ihn geschrieben. Umsomehr interessiert jede Publikation über ihn. Eßwein faßt den norwegischen Maler und Zeichner als eine typische Kulturerscheinung auf. Munch gehört zu den Künstlern, die mehr ahnen als gestalten, die ihr Leben erleiden. Das Chaotische ihrer Welt teilen sie den Dingen mit, die sie zur Darstellung reizen. Sie verschmähen alle überkommene Form. Und Munch weist der Verfasser darin eine besondere Rolle zu. Er prägt ihn als Zerschmetterer alter Formen. Der Kampf gegen diese aber gilt nicht den Formen allein, sondern der Kunsttrieb wittert hinter ihnen ein Mysterium, zu dem er gelangen möchte.

In Munchs Schaffen unterscheidet der Verfasser drei Etappen oder vielmehr drei Gruppen von Werken. Die erste Gruppe umfaßt die Werke, die als „realistisch" anzusprechen sind. Dahin gehören vor allem die kräftigen, eindringlichen Porträts. Die zweite Gruppe bilden die Schöpfungen, bei denen das Persönliche der Auffassung überwiegt. Die Dinge der Außenwelt erfahren eine Umbildung. Die Wirklichkeit erscheint wie hinter einem Schleier. Und wir bemerken in Linie und Farbe einen Künstler, der eine eigene Schrift schreibt, der eigen sieht, eigen gestaltet. Die dritte Gruppe umfaßt die Arbeiten, in denen diese eigene Phantasie sich zügellos austobt. Sie herrscht; sie knechtet die Dinge. Gerade diese letzte Gruppe ist besonders wertvoll. Sie liefert psychologisch und zeitkünstlerisch die interessantesten Belege. Und manche Erklärung wird hier gegeben. Diese Gruppe aber tut der Verfasser kurz ab und begnügt sich damit, daß hier nicht der *Künstler*, sondern nur die eigenwillige *Persönlichkeit* interessiere.

Aus der zweiten Gruppe sind die Milieudarstellungen hervorzuheben, die sich den genannten kraftvollen Porträts, die oft wie plötzliche Erscheinungen suggestiv hintreten, voll plastischem Leben und voll geheimnisvoller Beziehungen, gleichwertig anreihen. Hier zollt Munch der sogenannten Armeleutemalerei seinen Tribut auf seine charakteristische Weise. Jede Linie ist hier momentan und gewaltsam und zuckt voller Leben und doch frappiert die künstlerische, schlafwandelnde Sicherheit der Behandlung. Munch belauscht in visionären Sterbeszenen den Gang des Todes und schildert das Entsetzen in machtvollen schwarz gegen weiß gesetzten Flächen und wie willenlos sich schlängelnden Linien. Daran schließen sich erotische Darstellungen. Auch hier eine Färbung stark symbolistischer Art, doch immer überwiegt das Künstlerische, die Umsetzung in Linie und Flächengegensätze. Sein Schwarz-Weiß spricht eine eigene Sprache, nervös, abgerissen und doch elementar.

An diese Gruppe reiht der Verfasser abschließend die Landschaften ein. Das Eigentümlich-Großzügige, Wilde, Elementare kommt hier besonders zum Ausdruck; wir sehen nordisch ungestüme Kraft umgewertet zu dekorativgroßartigen Szenerien, in denen ein leidenschaftliches Naturempfinden eine bezwingende Größe aus der Natur hervorholt. Das kindliche, das primitive und das kulturell gebändigte Entsetzen vor der Natur kommt hier zum elementaren Ausdruck. Und wie ein leiser Abklang menschlichen Empfindens, etwa wie ein zarter Schlußakkord nach wilden Descandostürmen wirkt das Interieurbild mit dem blassen Kind im Krankenstuhl, das vor sich hinsinnt. Die Mutter sitzt daneben, ein hartknochiges Gesicht, und beobachtet die Kranke. Es ist stille Luft im Zimmer. Draußen aber ist Frühling; man sieht es an dem hellen Licht, das sonnig hereinflutet durch die Gardinen, zwischen den erglühenden Blumentöpfen hindurch. So ruhig und behutsam steht alles im Raum und alle Flächen leuchten in dem wunderbaren, neuen Glanz der Stille.

So konzentriert sich naturgemäß das Hauptinteresse auf den Band Munch. — Bei Oberländer hätte die Auswahl der Bilder charakteristischer sein können und die Darstellung ruhiger, gesammelter. Man meint Oberländer zu kennen und kennt ihn doch meist nur recht einseitig. Mannigfache Ausstellungen der letzten Jahre zeigten gerade die Tiefe und Vielseitigkeit, das echte Können dieses Künstlers.

Daß Ernst Neumann in diese illustre Serie aufgenommen wurde, ist wohl nur zu erklären durch freundschaftliche Verbindung und lokalpatriotische Regung. Durch diese Bemerkung soll übrigens das Verdienst des Graphikers Neumann nicht geschmälert werden. Er ist für München von Bedeutung, da er hauptsächlich für den Originalholzschnitt tätig war. Nach ihm arbeiteten viele wieder in dieser Technik und seitdem begegnet man solchen Einzelblättern ständig in den Ausstellungen, die alle aus derselben Schule zu stammen scheinen. Das aber genügt nicht, um unter die „Zwölf" gerechnet zu werden, deren kulturhistorisch wie künstlerisch bedeutendes Schaffen in diesen Bänden gesammelt wird.

Ich kann mir wohl denken, was dem Autor als Ganzes vorgeschwebt hat. Er wollte das Dozierende, Trockene, Fachwissenschaftliche vermeiden. Aber diese Vorstellung ist nicht Tat geworden. Es ist alles in den Anfängen stecken geblieben. Das Momentan-Feuilletonistische herrscht vor. Das Psychologische mangelt, das Technisch-Künstlerische ebenfalls. Und zu alldem doziert der Verfasser dennoch oft in unerträglicher Weise. Er versäumt darüber manche wichtige Erörterung.

Es ist in den genannten Büchern, die doch von *Kunst* handeln, zu sehr von Gefühlen und Gefühlswerten die Rede und das Inhaltliche wird zu sehr betont. Darum entgleist die Darstellung an einigen Stellen und es kommt zu Ausführungen, die in unreifer Übertreibungssucht und Pose gehalten sind. Sie schaden dem Ganzen. Was soll man z. B. sagen, wenn der Autor bei Gelegenheit einer Lithographie, die eine Sterbeszene darstellt, dringend bittet, „dieses Blatt nicht des Nachts allein zu betrachten". Überhaupt hört der Autor eigentlich da auf, wo er beginnen müßte. Er gibt kulturhistorische Einleitungen. Das Künstlerische kommt stiefmütterlich weg. Heutzutage genügen jedoch solche mit großer Geberde vorgetragenen Kulturexpektorationen nicht mehr. Die Kunst ist ein Glied der Kultur. Aber abgesehen davon ist sie etwas für sich, eine Anschauung und vor allem eine Technik. Es gibt verschiedene Arten, über Kunst und Künstler zu reden. Man kann das Werk von innen sehen, es gleichermaßen als wachsend und werdend hinstellen. Dies Organische wirkt ruhig und groß. Dann kann man die Übersicht über die Werke in den Vordergrund stellen, kann vergleichen, urteilen, Schlüsse ziehen. Beides tut der Autor nicht. Er bleibt eigentlich ganz draußen, außerhalb des Künstlerischen. Was er aber sonst noch gibt, ist zu allgemein, als daß es an sich Wert besäße. Wir stehen unserer Zeit zu nahe, als daß wir selbst schon über sie richten, sie werten könnten. Gott sei Dank! Denn sonst ginge alle Kraft und Freude zum Teufel. So aber bleibt dem Autor nur eine Häufung von Phrasen und Bildern, die nicht erläutern, nicht erfreuen, sondern nur unbewiesene Behauptungen sind. Man muß — schreibt man so wie der Autor — säuberlich trennen. Man muß dem Künstler geben, was des Künstlers ist, und der Kultur lassen, was ihr Zeichen sein mag. Und auch das eigene Ich muß bescheidener — oder ausschließlicher auftreten. Sonst gibt es ein Gemengsel. Und ein Gemengsel ist immer unerfreulich. Dennoch — und darum gehe ich auf die Textfassung ein — lese ich den Text mit Interesse. Denn ich glaube, daß in dieser Auffassung Möglichkeiten liegen, die sich aber erst noch mehr klären müssen, um für strenge Kritik Brauchbares, Erfreuliches zu liefern. Mit sicherem Instinkt hält sich der Autor an das Kulturniveau und an das Allgemeine. Er fühlt sich da selbstproduktiv; er schildert nicht, er gestaltet. Damit hängen auch die gerügten Fehler zusammen. Der Kreis ist zu eng, die Auffassung noch zu unentwickelt. Manche Schiefseiten kommen dadurch in die Darstellung, und das Wahre liegt neben der Übertreibung und dem Lächerlichen. Der Autor kennt

seine Zeit, aber er überschaut sie noch nicht. So nimmt er vieles allzuwichtig und läßt es an dem Distanzgefühl fehlen. Er bleibt in einer Periode der eigenen Entwicklung stecken, über die er hinauswachsen muß, um das Wertvolle des Materials ausmerzen zu können.

Das Illustrationsmaterial dieser Publikation ist sorgfältig gewählt und erhebt sie über das sonstige Niveau. Die Reproduktionen stehen meist auf eigenem Blatt. Nicht das Allgemeinübliche wird berücksichtigt, sondern das Besondere, Interessante tritt in den Vordergrund. Da das Werk, sobald es abgeschlossen vorliegt, ein wertvolles Zeitdokument darstellen wird, so ist zu wünschen, daß der materielle Erfolg den Wagemut der Inangriffnahme belohnt. Wir haben nicht viel Werke, die so sicher einem Ziel zustreben, das für die meisten noch problematisch ist.

Charlottenburg. *Ernst Schur.*

Eine unbekannte Goethe-Ausgabe.

In Band IV von Goedekes Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung (Dresden 1891) findet sich auf Seite 624 ein Nachdruck von Goethes *Neuen Schriften* „Neue Auflage, Mannheim 1801"(allerdings unrichtig als achtbändig) verzeichnet. Leider vermißt man auch in der neuen Ausgabe des Grundrisses die Angabe von Kupfertafeln und Vignetten. Die soeben angeführte Nachdrucksausgabe ist illustriert und verdient wegen ihrer für die damalige Buchausstattung in deutschen Landen splendid zu nennende Art der Drucklegung (gesperrter Satz, starkes Papier usw.) Beachtung. Jeder Band enthält ein anderes Frontispiz und eine andere Titelvignette. Das ganze Titelblatt ist in Kupfer gestochen und trägt zumeist am unteren Rande die Bezeichnung „(Joh.) Renard scrips(it)". Das Frontispiz ist signiert „(D.) Weis fec.", von welchem auch die Titelvignetten herrühren. Es existiert zu dieser Ausgabe der „Neuen Schriften" eine ebenso geartete Nachdrucksausgabe der Schriften und zwar mit gleichem Druckort und Jahr (Mannheim 1801) und ebenso wie oben ohne Nennung einer Firma. Dieser Nachdruck in acht Bänden in Oktav fehlt bei Goedeke auf Seite 622—23, wo andere Nachdrucksausgaben verzeichnet sind. Auch von ihm gilt das von der Mannheimer Ausgabe der Neuen Schriften oben Gesagte; sie ist splendid und auf gutem Papier gedruckt und schön illustriert. Die Titelblätter sind ganz in Kupfer gestochen, am unteren Rande „Renard scripsit", und mit acht verschiedenen Titelvignetten verziert. Jeder Band enthält ein hübsches Frontispiz, *J. G. Mansfeld* sc(ulpsit) resp. fec(it), nur in Band V trägt dasselbe die Bezeichnung: *Angel. Kaufm(ann)* del. Es ist merkwürdig, wie selten diese Mannheimer Nachdrucke sind, zumal sie doch umfangreiche Werke repräsentieren. Ist es schon auffallend, daß die Schriften in acht Bänden von Goedeke nicht zitiert werden, so muß man zugleich konstatieren, daß sie in allen großen öffentlichen Bibliotheken fehlen und auch in Biedermanns großer Goethe-Sammlung nicht vorhanden waren. Heut, wo die geringsten Goethe-Nachdrucke zur Vervollständigung von Goethe-Bibliotheken willkommen sind, verdient diese alte und würdige Ausgabe ganz besondere Beachtung. Es sei noch erwähnt, daß die Neuen Schriften in Band IV—VII Wilhelm Meisters Lehrjahre enthalten und daß diese vier Bände außer mit den Kustoden: Goethes neue Werke Band IV—VII auch apart mit dem Titel: Wilhelm Meisters Lehrjahre . . . und den Kustoden: Goeth. Wilh. Meisters I.—IV. Band, erschienen (Goedeke IV, 680, 10).

Was nun die am Anfang meiner Ausführungen erwähnten „Neuen Schriften" betrifft, so wiederhole ich, daß Goedeke sie auf S. 624 als achtbändiges Werk anführt; aber vor mir liegt außer diesen acht noch ein „Neunter" und „Zehnter Band", die ebenfalls: Neue Auflage. Mannheim 1801 bezeichnet sind und die gleiche Ausstattung zeigen, wie sie oben bereits beschrieben wurde. Band IX (Kustoden: „Goethes neue W. 9. B.") enthält die „Lieder" und ist 240 Seiten stark. Angefügt ist dem Bande eine Pränumerations-Anzeige auf die Ausgabe sämtlicher Werke von *Friedrich Schulz.* Dieser zweiseitige Prospekt verrät uns allerdings ebenfalls nicht den Namen des Nachdruckers, aber er ist inhaltlich nicht ohne Interesse. Der Wortlaut beginnt „Ich glaube bey Fortsetzung des Druckes deutscher Klassiker keinen Mißgriff zu machen, wenn ich itzt diese Werke in der Reihe folgen lasse. Nur der kleinere Theil derselben ist hier etwas bekannt und auch geschätzt, indessen der größere, der gewiß eben diese Auszeichnung verdient, nur in den Händen weniger seiner Freunde ist. Alle Werke dieses für die deutsche Litteratur zu früh verstorbenen Schriftstellers nehmen durch den korrekten, ungekünstelten und doch lebhaften Styl jeden Leser gleich ein; sein Vortrag fällt nie ins Gezierte oder Gesuchte, aber dabey ist er gleichwohl elegant. Selbst die strengere Kritik hat ihm diese Vorzüge eingestanden." Es folgen dann die Titel der Werke dieses „Klassikers", Preis usw. Schließlich heißt es: „Die Auflage wird in Druckpapier und Kupfern ganz der von Meißners und Göthes Werken ähnlich." Der erwähnte Nachdruck von Aug. G. Meißner in 14 Bänden findet sich bei Goedeke IV, S. 219 unter Nr. 7 als im Jahre 1800 erschienen, notiert, während von J. Chr. Fr. Schulz ebenda S. 354 nur zwei Bände davon unter Nr. 6 und Nr. 16 (Mannheim 1801) verzeichnet sind. In den regulären Buchhandel sind die Verlagswerke dieses unbekannten Nachdruckers kaum gekommen und da sie alle aus den Jahren 1800 bis 1801 stammen, scheint auch der Erfolg dieser Tätigkeit kein großer gewesen zu sein.

Berlin. *Max Harrwitz.*

Verschiedenes.

Die deutsche Literatur des neunzehnten Jahrhunderts. Von *Richard M. Meyer.* Dritte umgearbeitete Auflage. Zehntes bis dreizehntes Tausend. Berlin, Georg Bondi 1906. Gr. 8°. XVIII und 926 Seiten. Pr.: 10 M.; gebd. 12.50 M.

Als ein Akt selbstentäußernder Nachgiebigkeit müssen wir es bezeichnen, daß der Verfasser dieses

ersten moderngeistigen Kompendiums für die deutsche „Schönwissenschaft" des XIX. (und des anhebenden XX.) Jahrhunderts sich dem fast einhelligen Wunsche seiner Richter und Benützer gefügt hat, indem jetzt eine Darstellung nach Richtungen, nach innerlich zusammengehörigen Gruppen die kuriose bisherige nach Dezennien, gleichsam nach Jahresringen, ersetzt. Dies ist das Hauptmerkmal der Neuauflage des gewiß vielfältig verdienstvollen Meyerschen Handbuchs, das im übrigen die mannigfachen sachlichen Angriffe im Bewußtsein der starken selbstgefertigten Ausrüstung sowie der angebrochenen zweiten Zehntausend-Reihe gelassen ertragen mag. Freilich hätte ja in allerlei Einzelheiten auf Grund neuerer Forschungen und Feststellungen gebessert (so etwa bei dem Paar Fanny Lewald - Adolf Stahr nebst ihrem Freunde Max Waldau - Hauenschild nach L. Geigers Veröffentlichungen, bei Bodenstedt nach meinen Materialien in der „Allg. Deutschen Biographie", um nur zufällige Stichproben zu berücksichtigen), insbesondere vereinfacht werden können. Letzteres ist zwar schon im Gesamtumfang geschehen, der trotz des Einschubs zahlreicher frischer Erscheinungen (auch G. Frenssen, Herm. Hesse, Thomas Mann u. a. figurieren jetzt bei Meyer neben andern mit Recht auf dem Parnaß der Gegenwart) um 34 Seiten dünner geworden, weniger aber durch einen Zusammenschluß versprengter Erwähnungen desselben Mannes an gar zu verschiedenen Orten. Da hier kein Anlaß ist, die außerordentliche Herrschaft über den weitschichtigen Stoff, dazu die erstaunliche Verfügbarkeit über Seitenstücke, Gegensätze, Lesefrüchte, die Fülle blendender, öfters freilich ablenkender Lichter näher hervorzuheben, betone ich lediglich die Erweiterung nach Seiten der schweizerischen Dialektliteratur und der spezifisch „katholischen" Belletristik der jüngsten Vergangenheit, welche beide dem Bearbeiter wirksame Verbindungen „erst eigentlich zugänglich gemacht" haben. Das neue ausführliche Inhaltsverzeichnis der 24 jetzigen Kapitel bietet eine klare und trotz der — wie so häufig bei R. M. Meyer — etwas manirierten Einkleidung eine sehr deutliche Übersicht und ermöglicht Hand in Hand mit den angehängten „Angaben" (die er seinem Lehrer Wilh. Scherer abgelernt hat) und dem genauen Register (die Haupterledigung daselbst stets in Fettdruck) den Nachschlagern aus dem Interessenkreise der „Zeitschrift für Bücherfreunde", für welche natürlich die nunmehr gewählte landesübliche Gliederung weit brauchbarer erscheint, sich rasch und sicher über Bücher, deren Väter und Zusammenhänge aufzuklären. Wer über das Bibliographische der Literaten und ihrer Erzeugnisse weitere Auskunft benötigt, der greife von diesem belegfreien Handbuche in seine Vorratskammer hinüber, den fast durchgängig verläßlichen, an Quellen und Unterlagen überraschend reichen „Grundriß zur Geschichte der deutschen Literatur im XIX. Jahrhundert" (1902), den hoffentlich ebenfalls bald eine Neuausgabe auf dem Laufenden erhält.

München. *Ludwig Fränkel.*

Ein Dantekranz aus hundert Blättern von Paul Pochhammer. Mit hundert Federzeichnungen von Franz Stassen. Lieferung 1. Berlin 1905. G. Grotesche Verlagsbuchhandlung. Vollständig in drei Lieferungen. Preis jeder Lieferung 4 M.

Das Werk ist der Fürstin von Bülow „in dankbarer Erinnerung an den Empfang des Dante-Rhapsoden im Palazzo Caffarelli zu Rom am 18. Juni 1895" gewidmet; an sie richtet sich wohl auch das Zueignungsgedicht, das eigentlich hinter dem Widmungstext stehen müßte, obwohl es dadurch auch nicht viel klarer würde. Im Vorwort entwickelt der Autor des „Kranzes" seine Theorien von der Abhängigkeit der Kunstwirkung einer Dichtung vom betreffenden Klima; die meisten von uns werden wohl auf dem entgegengesetzten Standpunkt stehen und erwarten, daß des Dichters Wort dem Leser das Land seiner Träume vorgaukelt und daß nicht die Geistesgroßen nach Breitengrad und Landschaftscharakter „umgedichtet" zu werden brauchen, um uns verständlich zu werden. Auch den weiteren Ausführungen der „Einführung" werden sie nicht beipflichten. Fast jeder Absatz fordert eine Widerlegung heraus, und für die Tendenz, aus dem göttlichen Dante eine Art Traktätlein für christliche Erbauungsstunden: Wie soll ich Frieden erlangen? zu prägen, wird in der Welt der Dantefreunde — und sie ist weit größer, als Herr Oberstleutnant z. D. Pochhammer annimmt — wohl wenig Sympathie sein. Wo kommen wir hin, wenn wir die Monumentalschöpfungen der Weltliteratur zu Bonbonverschen kondensieren und in hundert Strophen zum Nutz und Frommen der wenig Denkeifrigen das Nibelungenlied und die Odyssee, die Rigveda und die Lehren des Confutse einpöckeln wollten! Es sind schon vielfach Versuche gemacht worden, den Genuß an Dante zu erleichtern durch Fortlassung des Unwesentlichen, aber so zur nackten Jahrmarktsmoritat hat noch niemand ihn hinabextrahiert. Abgesehen von der Pietät für den Dichter ist dieser Dantekranz ohne Kenntnis der wirklichen „Divina Commedia" einfach unverständlich. Ich setze hier nur ein einziges Beispiel her; ich denke es wird genügen. Das fünfte Blümchen des Kranzes behandelt die herrliche Francesca-Episode. Hören wir den neudeutschen Nachdichter:

„Der Höllenrichter Minos wahrt die Pforte,
Wo(?) jetzt zum zweiten Kreis wir abwärts gehn.
Und am orkandurchbrausten Schreckensorte,
Der Sinnenlust bestraft mit Sturmeswehn,
Vernahm gerührt(!) ich weiche Liebesworte
Und durfte Riminis Franziska sehn,
Die stolz und minniglich(!) ihr Leid mir klagte,
Bis schmerzgelähmt der Pulsschlag mir versagte."

An jenem Abend las ich nicht weiter in Herrn Paul Pochhammmers Dantekranz! —

Kraftvoll sticht von dem Gesäusel Franz Stassens Bildschmuck ab. Gerade zu den Francesca-Versen hat er eine prächtige Gruppe gegeben, die sturmgepeitscht durch die schwarze Nacht dahinsaust. Die Kentauren, der feiste Schlemmer im ewigen Regen, der wütende Charon: das sind echt danteske Visionen, denen bei aller grausigen Größe doch auch ein gewisser Humor

nicht fehlt. Nur der allzu gemütliche grimme Drache erinnert stark an die lustigen Fafner-Gewürme unserer Opernhühnen. Ausgezeichnete Typen geben den Versen eine Deutlichkeit, die einer hesseren, einer hesten Sache würdig wäre. —hl—

Der Inselverlag hat wieder einmal eines seiner Schmuckhändchen erscheinen lassen. In ihrem zartgrauen, schwach gewaffelten Umschlag mit dem diskreten braungoldnen Titelschildchen liegt uns Nummer 421 der 500 Exemplare von *Aubrey Beardsleys* romantischer Novelle *„Unter dem Hügel“* vor. Die Verdeutschung besorgte *R. A. Schröder* aufs Sorgsamste. Die Novelle ist Fragment gehliehen. Dafür hat ihr Verfasser ihr eine ausgewachsene, in ihrer gewollten Demut sonderbar eitle Widmung an den Kardinal Giulio Poldo Pezzoli vorangestellt, aus der ich nur zwei Sätze erwähnen möchte. Der erste knüpft an die Entschuldigung an, daß die Widmung nicht lateinisch ahgefaßt wurde, und lautet: „Nicht um die Welt möchte ich Ihr delikates südliches Ohr durch einen barharischen Ansturm rauher und gotischer Worte beleidigen: nur scheint mir keine Sprache rauh oder roh zu sein, die sich gewandter und höflicher(!?) Schriftsteller rühmen kann; und nicht wenige dieser Art hahen früher in meinem Vaterlande gehlüht und die Umgangssprache bei uns zu hoher Vollendung gebracht. In der gegenwärtigen Zeit, ach, mißhrauchen un gehildete Autoren und unmanierliche Kritiker bei uns die Feder, Leute, die eher einen formlosen Haufen als ein Gehäude, eine Wildnis als einen Garten zustande bringen.“ Im zweiten Satz heißt es: „Ach, auch das Werk, das ich Ihnen hier dediziere, ist nur gering; doch wenn Sie es einmal durchhlättern und es dann eines Platzes in dem verstecktesten Winkel Ihrer fürstlichen Bihliothek für wert halten, so würde das Gefühl, daß es dort stehe, eine reiche Belohnung der Mühe und eine Krone des Vergnügens sein, die ich beim Schreihen dieses unbedeutenden Büchleins hatte.“

Diese Sätze passen gut zu dem süßlich gesuchten Stil Beardsleys, zu den vielen französischen Floskeln und dem Anhäufen wohllautender Worte ohne hedeutsamen Inhalt, zu dem immerwährenden Zitieren von Kunstwerken und Bildern, die der hreiteren Schicht der Leser wenig geläufig sein dürften. Annuzio hat zuweilen diesen hyperfeinen Ästhetenton, Huysmans hat ihn pikant verwertet. Schon der Buchkünstler Beardsley findet hei uns nur eine kleine Gruppe von Freunden; der Novellist verstärkt sie nicht.

Aher noch eine dritte Kunstseite seines Schaffens muß ich heleuchten: seine Balladen, von denen zwei dem Bändchen angehängt sind: „Die Ballade eines Barbiers“ und „Die drei Musikanten“. Der grelle Witz, der in ihnen wetterleuchtet, das souveräne Spiel mit der Klanglinie, wie sein Stift mit der Strichlinie spielt, das innerlich Moderne seiner Stoffe, stellen diese Arheiten in die vorderste Reihe des Interesses. Wer Wildes wilden Humor liebt, dem wird auch dieser schwächere willkommen sein. Eine freie Übertragung einer freien Übertragung von Catulls „Ave atque vale“ leitet den Band ein. —m.

Nicht allein durch musterhafte Ausstattung, auch durch fachlichen Inhalt seiner Jahresveröffentlichungen für die Mitglieder sucht der *Schwedische Buchgewerbeverein* (Stockholm, Jakobsgatan 28) Verständnis für Buchherstellung und Kenntnisse üher deren geschichtliche Entwicklung zu verbreiten. So gah er 1903 eine Arbeit von Dr. V. Gödel „Wie man im Mittelalter ein Buch machte“ heraus, 1904 ein anschauliches Werk seines Sekretärs A. Hasselquist über die Geschichte der Typenschnitte und vor kurzem für 1905 Beiträge zur Geschichte des ältesten (und zwar fast ausschließlich deutschen) Buchdrucks. Letztere bestehen aus sieben Ahhandlungen des Bibliothekars Dr. J. Collijn, unter dem Gesamttitel *„Ettbladstryck från femtonde århundradet“* (VI, 96 S., 4°) und beschäftigen sich mit Einblattdrucken, die Collijn an Inkunahelbänden der Universitätshihliothek zu Upsala entdeckt und nun, da sie zumeist undatiert, zu hestimmen und zu datieren mit Erfolg sich hemüht hat. Die besprochenen 12 Blätter sind in Lichtdruck in einer besonderen Folio-Mappe wiedergegeben. Ihr Gegenstand gibt vielfach zu interessanten kulturgeschichtlichen Abschweifungen Anlaß; sind ja doch darunter eine niederdeutsche Buchhändleranzeige des XV. Jahrhunderts, Kalender für 1493 und 1497; die hier (S. 429 IX. Jahrg.) schon erwähnten „Articuli ahhreviati“; zwei Ablaßbriefe, ein „Pestblatt“, von Gregor Bötticher 1494 in Leipzig gedruckt, und zwei Kupferstiche des „Meisters mit den Bandrollen“. Ein paar Buchstahen aus dem diesem letzteren zugeschriehenen grotesken Alphahet von 1464 mit menschlichen Gestalten sind als Initialen in dem genannten Aufsatz verwendet. Den Text druckte die Firma Almquist & Wicksell in Upsala, die durch Übernahme des von der schwedischen Akademie der Wissenschaften verpachteten Almanachmonopols jetzt eine Druckerei ersten Ranges geworden ist; die Überschriften und teilweise die Initialen in Rot, Kopfleisten und Schlußstücke hat der Buchkünstler Arthur Sjögren gezeichnet (dem auch die von der neuen Firma hübsch ausgestatteten schwedischen Almanache ihren Umschlagschmuck verdanken), und zwar nach Motiven in den Blindstempeln der Bände, in denen diese Blätter als Vorsätze verwendet klehten: hreite Leisten mit tiefschwarzem Rankenwerk, Rosetten, Doppeladler oder Greifen. B.

Für die Redaktion verantwortlich: Fedor von Zobeltitz in Berlin W. 15.
Alle Sendungen redaktioneller Natur an dessen Adresse erbeten.

Gedruckt von W. Drugulin in Leipzig für Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig auf Papier der Neuen Papier-Manufaktur in Straßburg i. E.

ZEITSCHRIFT
FÜR
BÜCHERFREUNDE.

Monatshefte für Bibliophilie und verwandte Interessen.

Herausgegeben von Fedor von Zobeltitz.

10. Jahrgang 1906/1907. **Heft 2: Mai 1906.**

Jungdeutsche Lebenswirren.

Von

Dr. Heinrich Hubert Houben in Berlin.

IV.

Theodor Mundt als Kritiker.

Was sagen Sie zu meiner Rezension der Stimmen der Zeit?" lautete die Schlußfrage in Theodor Mundts letztem Brief an Charlotte vom 29. Mai, und um eine Antwort zu ermöglichen, hatte er das Manuskript dieser für die „Jahrbücher fur wissenschaftliche Kritik" bestimmten Rezension dem Briefe beigelegt. Am selben Tage noch ward ihm eine Antwort aus dem Hause Stieglitz, die nicht erhalten ist, und zwar von Charlotte selbst, die augenscheinlich über diese Beurteilung der poetischen Fähigkeit ihres Gatten durch den Freund außer sich war. Stieglitz war an dem Morgen, da Mundts Sendung eintraf, bereits zur Bibliothek gegangen; in diesem Monat hatte sich sein krankhafter Zustand wieder bedenklich verschlimmert, und es war nur natürlich, daß Charlotte eilte, jeder ihm drohenden neuen Aufregung vorzubeugen. Wie schmerzlich sie durch Mundts Kritik berührt war und wie energisch sie dem Freunde gegenüber die Partei ihres Gatten ergriff, zeigt Mundts Antwort vom selben Tage, die aber auch für ihn selbst ein sehr günstiges Zeugnis bedeutet. Freund und Kritiker zugleich zu sein, ist wohl unter Literaten die schwerste Lebenssituation, und einem Manne wie Stieglitz gegenüber, dessen Empfindsamkeit durch körperliche Kränklichkeit und durch einen krankhaften Poetenehrgeiz aufs äußerste gereizt war, gehörte schon eine Dosis Unbefangenheit dazu, überhaupt zu einem solchen kritischen Freundschaftsdienst willig zu sein. Dieser Konflikt spielt im ganzen jungen Deutschland eine leider sehr große Rolle, und das Hin- und Herflackern zwischen Freundschaft und Feindschaft unter



Theodor Mundt. 1837.
Nach einem Relief von Jos. Bellat.

den Jungdeutschen und ihren journalistischen Lanzknechten wurde durch solche kritischen Winde und Gegenwinde ein dauernder Zustand, in dem sich ein großer Teil ihrer besten Kraft nutzlos verzehrte. Man soll aber deshalb nicht sagen, daß es eine alberne Empfindlichkeit gewesen, die alle diese Schriftsteller wie eine Zeitkrankheit erfaßt habe und die ihnen ein stilles in sich freudiges Schaffen nur selten gestattete. Eine Zeitkrankheit war es gewiß, aber sie hatte doch eine tiefere Quelle; in der allgemeinen Aufgeregtheit der Epoche durfte man das behagliche Poetentum alten Stils, „die gute, goldene, altväterische Ruhe eines literarischen Deutschlands“, wie es in Mundts „Lebenswirren“ heißt, einstweilen für überwunden und unmöglich halten, und jenes Büchlein enthält auch ein Wort über die Aufgabe des modernen Literaten, das in diesem Sinne zu beachten ist: „Der heutigen Schriftsteller-Generation muß es das höchste Ziel sein, Pfeile des Geistes in ihre Zeit hinauszuschicken, um das Volk der Deutschen aufzuregen und aufzuschütteln. Eines Buches Geist muß in das Volk übergehen, und dann als Buch aufgehört haben zu leben. Es muß wirken und in der Wirkung seinen Geist ausatmen. Die Bücherleiche wird in den Literarhistorien feierlich begraben.“ Wie der vorsichtige Kaufmann in unruhigen Zeiten an keine weitsichtigen Geschäfte sich wagt, sondern auf kurze Abschlüsse drängt, so war auch der Literatur jener Zeit die Ruhe weitsichtiger Spekulation abhanden gekommen; dadurch wurde das *Fragment* das literarische Symbol jener Epoche, und daß man sich nun in dieser schnellen, kurzatmigen Wirkung, die ein allgemeines Bedürfnis war, noch durch tausend Persönlichkeiten gegenseitig beeinträchtigte, veranlaßte die zahlreichen literarischen Guerillakriege, die einen nicht unbeträchtlichen Abschnitt in der Geschichte des jungen Deutschlands einnehmen.

Solche programmatischen Äußerungen wie Theodor Mundts nächster Brief an Charlotte haben daher einen prinzipiellen Wert, und in diesem Fall für Mundt besonders, da er sich der geliebten Freundin und dem kränklichen Freunde gegenüber gewiß zu den äußersten Konzessionen bereit erklärt hätte, die nur irgendwie mit seinen kritischen Grundsätzen vereinbar waren. Daß es in der Rücksicht auf den Freund eine Grenze für ihn gab und zwar eine sehr bald erreichte, zeigt nun die ausführliche Rechtfertigung, die er gegen Charlottens Beschwerde erließ:

Die Depeschen drängen sich, der Eifer der Unterhandlungen nimmt zu, und die Gefahr wächst mit der Hitze des Gefechtes.

Warum nehmen Sie doch meine Recension strenger und ernster, als sie in der That ist? Wozu wollen wir uns wieder unnöthige Sorge machen? Ich werde den Aufsatz umarbeiten, weil er der Freundin so nicht gefällt.

Nur einige Gegenbemerkungen, bei denen wir jedoch keinen Advokaten anzunehmen nöthig haben werden:

1. Bei der flüchtigen Durchsicht, die Sie wohl nur dem Aufsatz gewidmet haben mögen, und bei dem (wie ich daraus mit Bedauern ersehe) fortdauernden getrübten Zustand, in dem ihn Stieglitz selbst gelesen haben mag, und wovon die Eindrücke auch auf Sie übergegangen, konnte es wohl nur möglich sein, daß Sie mich so gränzenlos mißverstanden, als hätte ich (der ich aus dem reinsten freundschaftlichen Wohlwollen für Stieglitz mir diese Recension bei der Societät *auswirkte*) dadurch auf den Verfasser den „Schein einer *Flauheit der Gesinnung*“(!) verbreiten wollen. Ich bin allerdings der Meinung, daß in diesen „Stimmen der Zeit“ annoch eine *bestimmte und festumgränzte Zeitansicht* nicht vorliegt. Dies deutete ich leise an, aber zugleich auch, daß die Keime zu einer künftigen Bildung derselben im Dichter bereits sichtbar werden. Für den fremden Leser der Recension konnte hier kaum der Schatten eines Vorwurfs, am wenigsten aber eine solche, der auf die *Gesinnung* geht, bemerklich sein; sie war nur für den Verfasser der Gedichte selbst schonend unter dem grünen Blätterwerk sonstiger Anerkennung versteckt. Und unsere neuliche Unterhaltung im Thiergarten (zum Accompagnement der Bärenmusik) überzeugte mich noch, daß St. zuweilen und in mancher Hinsicht noch völlig *unzeitgemäße Anflüge* hat, wie z. B. sein Royalismus, was Sie selbst durch ein Gleichniß eines Ihrer abgelegten Kleider trefflich hervorhoben. Dennoch ist es wider meine Art, dem Freunde öffentlich und auf dem Markte vor allen Leuten zu sagen, daß er ein Loch im Aermel hat; und so habe ich in der That in dieser zum öffentlichen Abdruck bestimmten Recension fast garnichts Nachtheiliges davon gesagt, es im Gegentheil so gestellt, daß es in den Jahrbüchern gedruckt werden darf, und dem Büchlein hiesigen Orts Freunde erwirbt. Ich verkannte und verkenne daher die Stärke der *Gesinnung*, die in Stieglitz überhaupt ist, keineswegs, aber ich deutete an und mußte andeuten, daß seine Zeit an sich diesen Gedichten nach zu urtheilen, im Werden und Entfalten ist, und daß mir daher diese „Stimmen der Zeit“ mehr nur wie Vorklänge zu einer künftigen Zeitansicht des Dichters erscheinen. Deshalb nehmen sie sich auch nur wie vereinzelte, und aus verschiedenen Stimmungen gezeugte Tonweisen aus. Ich sage dies ganz abgesehen von dem poetischen Werth dieser

Gedichte, den ich überall anerkenne. Stelle ich aber dennoch diese Gedichte (an denen Sie vielleicht nicht gern etwas abgemarkt wissen möchten) Ihrem Ermessen nach auf eine zu geringe Stufe in Stieglitzens Dichterleben (aus dem, beim Himmel, doch noch viel Herrlicheres und Saftigeres erblühen wird) so kann ich nur sagen: „Gott helfe mir! Amen! Ich kann nicht anders!"

2. Die allgemeine Bemerkung der Recension, daß die Deutschen, wenn sie satirisch werden, doch immer noch zu gutmüthig bleiben, und an Weib und Kind, Onkel und Vettern denken, haben Sie vielleicht zu ernst persönlich genommen, obwohl allerdings eine persönliche Beziehung, doch anders, als Sie im Augenblick verstehen wollten, darin lag. Da ich weiß, daß Einer Ihrer oft unter uns genannten achtbaren Verwandten die Ideen in St.'s zu erwartender Reisebeschreibung gern beaufsichtigen möchte, da mir ferner St. sagte, daß er meine Recension über seine „Stimmen der Zeit" zu seiner Satisfaction an diesen Verwandten schicken wollte, so nahm ich mir vor, diesem achtbaren Petersburger, mir ihn schon als Leser meiner Recension denkend, darin etwas zu verstehen zu geben, und ihm anzudeuten, daß der Deutsche, wenn er etwas Tüchtiges sagen wolle, frei gelassen werden müsse von allen Rücksichten auf Onkelschafts- und Basenschafts-Banden. So entstand diese Stelle, die Sie gerade umgekehrt verstanden haben, indem Sie mir, mit einigem Anflug von Bitterkeit, zu Gemüthe führen, daß dies „ein rechter Lump" sein müsse, der solche Rücksichten nähme. Nun, verehrte Freundin, da könnte ich Ihnen eine ganze Literaturgeschichte voll solcher ehrenwerthen Lumpen anführen, denn es ist dem deutschen Geist zu eigenthümlich, daß indem er sich kühn zum Allgemeinen erhebt und in die Oeffentlichkeit hinauswagt, er nur zu leicht durch den angeborenen Zug zu gemüthlichen Familienrücksichten sich darin gehemmt fühlt. Daher ist es rührend, wenn selbst *Börne* einmal ausruft, er sei froh, daß er weder Weib, noch Kind, noch Verwandte habe, um sich ganz der Sache, die er verficht, hingeben zu können; und dies spricht sehr schlagend für Das, was ich Ihnen sage. Also fühlte doch auch Er, daß er enger von menschlichen und von deutschen Banden umstrickt, sich selbst und seiner Börnität hätte untreu werden können. Auch ich, Theuerste! bin schon hin und wieder einmal ein solcher rührender Lump gewesen, indem ich in Recensionen über den einen oder den anderen *Freund* meine Ansichten nie so scharf ausgedrückt habe, als ich gegen den Fremden thun würde; um der puren lieben Freundschaft willen! Auch habe ich ja in der Recension nicht gesagt, daß St. selbst bereits solche Rücksichten genommen; und ich strich sogar einige darauf folgende Zeilen weg, weil sie vielleicht für St. in dieser Beziehung hätten nachtheilig gedeutet werden können. Nur einmal ist mir als Thatsache bekannt, daß Stieglitz in dem Gedicht: „Hellas Wiedergeburt" den Vers: „Wenn Eure Ottonen geruhen zu ruhen" änderte, auf Ihre billige Bemerkung: daß der Onkel in Petersburg damit unzufrieden sein könne. Sie sehen also, wir leiden Alle samt und sonders daran, und wir müssen uns nun schon damit zufrieden geben. Reichen Sie mir die Hand, wir wollen Freunde bleiben!

3. Wenn Sie bemerken, daß meine Ansicht über Stieglitz sich dadurch nüancirt und getrübt habe, weil ich ihn in der letzten Zeit beständig in einem herabgestimmten Zustande gesehen, so thun Sie mir damit so großes Unrecht, daß Sie, wenn Sie hier in mich hineinblicken könnten, selbst davor erschrecken würden. Ein so schwachsinniger Kritiker bin ich nicht daß ich jemals von der *Sache* abstrahirt hätte. Diese mache ich mir nach allen Seiten hin klar, und was in dieser gut und trefflich ist, verliert nicht an Werth bei mir, und wenn ich den Urheber derselben wer weiß in welchem Zustande je erblickt hätte. Das Sprüchwort sagt zwar: Für den Kammerdiener giebt es keinen Helden! (weil dieser den großen Mann auch in seiner menschlichen und häuslichen Nothdurft sieht), aber solche Kammerdienergesinnung habe ich nicht. Also ohne Furcht! Vor mir, bei Gott, braucht sich kein Freund in seinem leidenden und schwachen Zustande zu verbergen. Etwas humane Toleranz habe ich doch wenigstens in mir ausgebildet; ich gehe gern mit dem leidenden Freunde um, widme ihm nur um so lebhaftere Liebe, und bin weit entfernt davon mir sein ganzes Bild dadurch verrücken zu lassen.

— Doch, wie gesagt, ich werde die fragliche Recension, mit Ausscheidung der bedenklich gewordenen Stellen, umarbeiten, und sie Ihnen dann noch einmal zuschicken. Diese kleine Differenz hat garnichts auf sich, obwohl sie mich Anfangs in dem schon öfter in mir rege gewordenen Vorsatz, das Kritisiren ganz aufzugeben, bestärken wollte, da es doch in der That ein penibles und undankbares Geschäft ist.

Das Büchlein, das ich Ihnen heut übersandt, werden Sie morgen vielleicht schon gelesen haben, und da würden Sie mich zu großem Dank verpflichten, wenn Sie es mir morgen (*Freitag*) gegen Abend wieder zurückzuschicken die Güte hätten. Ich war anfangs selbst gewillt, es mir von Ihnen abzuholen, aber ich werde nun den morgenden Abend lieber auf die Umarbeitung jener Recension verwenden, da ich bei Tage sehr überhäuft bin. Ich wünsche, daß Sie in den „Deutschen Briefen" wenigstens Einiges mit Interesse gelesen haben möchten; es ist Schade, daß ich sie so schnell wieder abliefern muß.

In inniger Verehrung Ihr

aufrichtiger treuer Freund

Donnerstag, Abend Theodor M.

29. 5. 34.

Charlottens Antwort vom 30. Mai 1834 ist im Denkmal abgedruckt; man verständigte sich noch am selben Tage mündlich über eine neue Redaktion der Kritik, wozu Mundt auch bereit war, um jede direkte Kränkung des Dichterehepaares zu vermeiden. Vermutlich hielt sich aber Mundt an Charlottens Bitte in einem am nächsten Tage folgenden Billett vom 1. Juni (vergl. „Denkmal" Seite 271 ff.), außer einigen

Zeilen keine Veränderung vorzunehmen. Vermutlich, sage ich, da natürlich der ursprüngliche Text der Kritik nicht mehr vorliegt und wir für die gedruckte Form derselben auch nur auf Grund dieser Briefe den Autor feststellen können. Denn er zog nunmehr seinen Namen davon zurück, was er allerdings vielleicht auch ohnedem, da seine persönliche Freundschaft mit Stieglitz bekannt war, getan hätte, und die Rezension erschien anonym in den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik", die sich nur auf die Bitte ihres jungen Mitarbeiters[1] hin dazu verstanden hatten, über das nur neu aufgelegte und vermehrte, nicht sehr bedeutende Büchlein von Stieglitz überhaupt eine Besprechung zu bringen, hatte doch Mundt nicht viel später selbst Grund zur Klage, daß man seine eigenen Bücher dort ignoriere. Die Kritik erschien im Juli 1834 (Nr. 4). Ihr Gedankengang läßt, nach Kenntnisnahme des voraufgegangenen Briefwechsels, mit Sicherheit auf Mundts Verfasserschaft schließen. Er bestreitet den „Stimmen der Zeit in Liedern" jede entschiedene Tonart, vermißt darin „scharf getroffene Abdrücke der Gegenwart" und zählt sie zu den „*vermittelnden* Stimmen und Tendenzen der Zeit", ein deutlicher Tadel in einer Zeit, die auf „Gesinnung" oft den einzigen Wert legte, und er milderte sein Urteil dadurch nicht sonderlich, daß er den Inhalt des Buches „das vernünftigste Justemilieu" nannte, „mit dem man sich nur befreunden könne". So stellte er also, damals wenigstens, auch unter dem Schutze der Anonymität die Pflicht des Kritikers über die Rücksicht auf den Freund und seine Gattin.

V.

Rücksichten und Aussichten.

Der Sommer 1834 trennte Theodor Mundt und das Stieglitzsche Ehepaar auf Monate voneinander. Wahrscheinlich Ende Juni reiste Mundt nach Jena, um dort den Nachlaß Karl Ludwig von Knebels, der auf Wunsch des Ministers von Altenstein herausgegeben werden sollte, für die Veröffentlichung zu ordnen. Varnhagen von Ense war wohl ursprünglich mit dieser Aufgabe betraut worden, aber er lieh nur seinen Namen dazu und wälzte die eigentliche Arbeit auf die jüngere und beweglichere Kraft des jungdeutschen Schriftstellers ab, dem er seit einem Jahre in persönlicher Freundschaft und aus literarischem Interesse näher getreten war. Vom 6. August 1834 liegt ein kurzes Billett Mundts an Varnhagen vor, das aus Wien datiert ist, wo auch Varnhagen bis Anfang August geweilt und eine für das junge Deutschland wichtige Konferenz mit dem Fürsten von Metternich gehabt hatte. Das Billett betrifft einen Brief des Professors Hermann Scheidler in Jena an Varnhagen, den Mundt abzugeben vergessen; Varnhagens Empfehlung hatte ihn mit dem Jenenser Professor in Verbindung gebracht.

Schon am 5. März 1835 hatte Varnhagen diesem geschrieben: „Ich hoffe, Dr. Mundt wird sich noch zurecht finden; jetzt ist er auf großen Abwegen; er ist aber rastlos fleißig, und meint es redlich. Die Herausgabe der Knebelschen Schriften besorgt er ganz allein; ich habe weder Zeit, noch Kräfte, noch Lust; bin aber durch manche Verdrießlichkeiten schon vielfältig bestraft, gutmütig und leichtsinnig meinen Namen mit hingestellt zu haben, wo ich nicht mittätig sein will noch kann."[2]

In der Zwischenzeit hatte Mundt eine sommerliche Erholungsreise gemacht, auf der er Dresden, Teplitz nebst Umgebung und die böhmische Hauptstadt Prag als schriftstellernder Wanderer abstreifte und seine „Madonna" erlebte, worauf ich im nächsten Schlußkapitel zurückkommen werde. Er führte gleich von vornherein ein Reisetagebuch, dessen fertige

[1] Mundts Beiträge zu den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik", wenigstens die mit seinem Namen unterzeichneten, sind im übrigen in diesen Jahren 1833 und 1834 folgende:

1833: Mai. No. 86 f.: v. Thümmels Sämtliche Werke. — Juli. No. 16 f.: Pyrkers Sämtliche Werke. — August. No. 31: K. Büchner und Fr. Herrmann, Handbuch der neuern französischen Sprache und Literatur — Oktober. No. 71—74: Rahel. — November. No. 88: V. A. Huber, Skizzen aus Spanien, T. 2 u. 3. — Dezember. No. 109: Franz Xaver Bronner, Lustfahrten ins Idyllenland.

1834: Februar. No. 31: Briefwechsel zwischen Heinrich Voß und Jean Paul. — März. No. 56 f.: Ludwig Tieck, Novellenkranz [Der Tod des Dichters]. — April. No. 72: Goethes Faust. Übersetzt von A. Hayward Esqu. — Mai. No. 82: V. A. Huber, Die romantische Poesie in Frankreich. — Juli. No. 17: Leopold Schefer, Laienbrevier. — Oktober. No. 79: Eduard von Bülow, Novellenbuch. — November. No. 86: Ludwig Rellstab, 1812.

[2] Original im Besitz des Herrn Ernst Frensdorff, Berlin

Blätter er zum Teil auch Charlotte Stieglitz übersandt hatte. Dies erhellt aus dem im „Denkmal" mitgeteilten Brief Charlottens vom 12. August 1834, einer Zeit, in der Mundt wohl wieder in Berlin angelangt und eine kurze Begegnung mit den bald darauf abreisenden Freunden erfolgt war.

Heinrich und Charlotte Stieglitz reisten nach Kissingen, von wo man für den körperlich und geistig kranken Dichter Heilung erhoffte; die Fahrt dorthin ging über dieselben Stationen, die auch Mundt auf seiner Tour berührt hatte, Dresden, Teplitz und Prag, und hätte daher zum brieflichen Austausch reichen Stoff geboten, besonders da Charlotten die Reiseeindrücke des Freundes zum Teil schon bekannt waren. Dennoch schlief der Briefwechsel in diesen Monaten fast ganz ein und beschränkte sich auf den umfangreichen „Brunnenbrief" Charlottens vom 7. bis 16. September, auf den Mundt erst im Oktober antwortete. Weitere Korrespondenzen aus dieser Zeit sind ausgeschlossen, das besagen diese wenigen Zeugnisse deutlich und besonders auch der nächste Brief Mundts; nur ein nicht erhaltenes Schreiben des letzteren an Stieglitz selbst unterbrach das Stillschweigen; Charlotte dankt dafür unter dem 9. September (vergl. „Denkmal" Seite 258, Zeile 3 von oben und Zeile 1 von unten), und in Beantwortung jenes Schreibens beginnt im Original der Briefabsatz Charlottens vom 9. September „Nachmittags" mit folgenden Worten:

„So lieb und interessant mir auch jede Mittheilung immer seyn wird, die Sie mir über Ihr früheres Leben geben, glauben Sie ja nie, es *bedürfe* dieses Schlüssels um Sie nicht zu verkennen. Sie wurden mir in Ihrem *eigensten* Wesen lieb; ich glaube, Sie brauchten sich in unserer Nähe niemals einen Zwang anzuthun, und ich denke das zeigt zuerst, daß man zueinander gehört. Am meisten kränkt mich daher Empfindlichkeit vom Freunde, und bringt mich allerdings in eine Art Leidenschaft, weil ich darin das Mistrauen gegen das Allgemeine plötzlich auch ganz eben so gegen mich gekehrt sehe. Zwischen uns aber mögen andere Kämpfe vorfallen, ich bins zufrieden, die mit der Welt dürfen in unserer Gegenseitigkeit garnicht aufkommen geschweige denn irgend wie sich einnisten."

Im übrigen wäre aus diesem umfangreichen Brief Charlottens hier nur das flüchtige Urteil über Karl Egon Ebert nachzutragen, den Mundt auf seiner Reise vermieden hatte, den Stieglitz und Frau aber besuchten:

„Ebert scheint mir, je liebenswürdiger und gemüthlicher sein Mensch, als Poet ziemlich fertig zu seyn; er erinnerte mich in seiner Behaglichkeit an unsern V."

Mit dieser Abkürzung kann, wie aus Mundts früheren und weiteren Briefen hervorgeht, nur Moritz Veit gemeint sein. Außerdem kommt hier als Überleitung zum nächsten Briefe Mundts nur der Schluß des „Brunnenbriefs" unterm 16. September (Seite 280, „Denkmal", letzter Absatz „Nun adio!" usw.) in Betracht, der im Original selber so lautet:

„Wollen Sie uns Theurer wieder einmal (wenn Ihre Zeit auch nur wenige Zeilen erlaubt) bald erfreuen, so brauchen Sie nur an Schott etwa den 27ten September es abzugeben. Den hat nehmlich Stieglitz gebeten, das was für uns etwa angekommen den 28sten des Morgens nach Arolsen zu senden, wo wir im Anfang Oktober sind. An Schott habe ich nur ein paar Zeilen schreiben können, meiner Reizbarkeit wegen, ich möchte nicht, daß er wüßte, wie lang ich mich mit Ihnen unterhalten. Die möglichste Schonung haben wir uns immer gegen ihn zur Pflicht gemacht, Sie kennen ihn und wissen darum, zu einer innern harmonischen Ausgleichung kommt er nie, daher muß ich recht gesund seyn, um wohlthätig auf ihn wirken zu können. Die Hauptsache fehlt uns, nehmlich Gegenseitigkeit; doch das haben Sie sich selbst Alles längst gesagt.

Nun Adio! schonen Sie ja Ihre Gesundheit, und vergeuden Sie nicht Ihre Reisefrische zu sehr in Stubenluft!

Wenn Sie einmal Lust hätten, der Hofräthin Herz, (ein würdiges Berliner Haupt — freilich jetzt schon sehr alt —) von unserm Befinden welches St. ihr beim Abschied sogar versprochen hatte (nehmlich durch einen Freund, an den er schriebe) Nachricht zu geben und unsere *wärmsten* Grüße zu bringen, so wird sie sich sehr mit Ihnen freuen. Sie finden sie entweder schon in der Stadt, Kronenstraße Nr. 57, oder Charlottenburg im Anfang der Orangenstraße links. Sie können aber sagen, St. sey auf dem Wege wenigstens der Besserung und der Arzt gäbe viel auf eine Wiederholung der Kur für nächstes Jahr. Ich hoffe, es wird Sie nicht gereuen, sie hat einen Schatz von ausgezeichneten Bekanntschaften, Schleiermacher war ihr bester Freund, es giebt also viel Berührungspunkte mit ihr, und sie ist wirklich *Herz*.

Mundts Antwort erfolgte erst am 26. Oktober. Sie ist für die Biographie ihres Verfassers höchst wichtig und auch für das Freundschaftsverhältnis der drei das schönste Denkmal. Frei von kleinlichen Philisterrücksichten fühlte man sich beiderseits, und das ungezwungene Bestreben, ihr Bündnis auf eine ideale Höhe zu erheben und poetisch zu verklären,

kann, besonders in Mundts graziöser Art sich zu geben, auch heute noch nur die tiefste Sympathie erwecken:

Mundt an Charlotte Stieglitz.

Berlin, d. 26. Oktober 1834.

Meine theure Freundin! Die Freude, wieder einige Zeilen an Sie richten zu können, ist ebenso groß, als das Stillschweigen, welches so lange zwischen uns obgewaltet, mich gedrückt hat. Warum hatten Sie mir nicht genauer Ihre Adressen angegeben, wo und auf welcher Station Ihres Reiselebens Sie jedes Mal zu treffen waren? Ins Ungewisse hinaus, für die Aufbewahrung in Briefkästen, kann ich nie schreiben, ein Brief ist mir eine Anrede an Ohr und Auge, und daher muß ich schlechterdings immer wissen, wo der oder lieber die sitzt, zu der ich mit meinen ungeduldigen Schriftzügen rede, um ihr dabei auch recht fest in das geliebte Auge schauen zu können. Daher die lange Unterbrechung wenigstens des schriftlichen Zwiegesprächs unserer Geister. Das inwendig zwischen uns Fortplaudernde hat hoffentlich bei Ihnen nie ganz gestockt; bei mir hat es ganze Reden und ganze Pfingstpredigten gehalten. Denn auch das war nichts, einen Brief an Schott zu geben. Einmal war die dafür angegebene Frist zu kurz für einen überhäuften deutschen Schriftsteller, und dann hätte der närrische Kauz wohl nicht einmal wissen sollen, daß ich an *Sie* schriebe?? Weiß es doch Stieglitz, der es aus großartigem Gesichtspunkt anzusehen versteht! Nein, nein, ich will kein abgestohlnes Glück, ich bin zu stolz dazu! Ich bin aus tiefstem Herzen Ihr Freund und das hat eine unvergängliche und weitgreifende Bedeutung für mein Leben und mein Dichten gewonnen! Was soll ich mich dabei noch gegen einen närrischen Kauz geniren? Gott sei Dank, daß ich die Welt jetzt mit freieren und keckeren Blicken betrachte, als jemals! ich glaube, Freundin, man darf nicht zu viele Rücksichten nehmen, alle unsere Verhältnisse wären sonst am Ende matt, fahl und aschgrau darüber und verlieren ihre blühenden Farbenunterschiede. Das Leben ist schrecklich kurz und schrecklich arm an wahren Verhältnissen, und doch sind die Kraftanstrengungen, die sich die Menschen kosten lassen, um ihre halben Verhältnisse in einer erträglich langweiligen Mitte aufrecht zu erhalten, bei weitem größer und ungeheurer, als die sie anwenden, um ihre wahren Verhältnisse zur schönsten Blüthe zu bringen. Dies hat seinen guten, achtbaren, ächt menschlichen und ächt tragischen Grund, wenn nur nicht auch die besten Stunden des Lebens oft darüber verloren gingen! Dazu kommt der Mangel an aller Großartigkeit der Gesinnung, welcher die armen Teufel zu dem feigsten Justemilieu verdammt. Sie verdienen nichts Besseres. Wir Drei, o Theuerste, verdienen etwas Besseres, ich nehme mir die Freiheit, es mir vom Schicksal gradewegs auszubitten. Ihr herrlicher Geist ist der Welt gegenüber zu sehr auf Adel und Großartigkeit angelegt und begründet, als daß Sie auch nur ein einziges Ihrer Verhältnisse vor derselben zu verstecken nöthig hätten. Fangen Sie doch einmal an, ganz Ihrer freien göttlichen Laune zu folgen, und weniger der Reflexion! Ich behaupte, daß Sie in Ihrer Laune (weil Ihre Natur unmittelbar darin) nie mehr irren können, als in Ihrer Reflexion! Dieser gute Rath, wenn es einer sein sollte, ist wenigstens eine mit Blut errungene Erfahrung. Verkennen Sie ihn nicht, und mich darin nicht! Ich denke immer, Sie sind zu gut, und besitzen nicht Bosheit genug, um der Reflexion, die Sie zuweilen etwas zu ängstlich im Handeln macht, auch einmal die weißen Zähnchen zu zeigen.

Doch handeln Sie nur, wie Sie wollen! Sie werden es nie ganz schlecht machen. Aber ich mußte Ihnen dies sagen und schreiben, ich seltsamer Gesell, ich weiß bei Gott selbst nicht, warum? Und nun seien Sie mir noch einmal viel tausendmal gegrüßt und zu Ihrer baldigen Rückkehr (das ist herrlich!) bewillkommt! Einen Brief haben Sie mir aus Kissingen geschrieben, durch den der ganze dortige Badeort für mich klassisch geworden ist! Und ich habe Ihnen noch nicht einmal dafür gedankt! So geht es wieder, daß man erst so viel mit den halben Verhältnissen kramt, und dann nachher nur noch zwei Briefseiten, wie ich, für die wahren übrig behält. Und dennoch bin ich kein Undankbarer! Ich, der ich selbst Jean Pauls Flegeljahre (mir das Liebste von ihm) nur Einmal lese, habe Ihren theuren, prächtigen Brief nun wohl schon zehnmal in mich eingeimpft, und ich glaube, es müssen Blumen danach in mir gewachsen sein. Doch dies ist kein Ruhm, es ist nur Dank! Dank!

Liebe, holde Dichterfrau, seien Sie mir gut! Seien Sie froh, lustig! Ich bin es. Sie haben den kranken Dichtergatten treu und herzlich gepflegt, ich höre davon mit gerührter Freude. Sie haben auch zuweilen schön gesungen auf Ihrem Wanderleben, schreibt Stieglitz, und man hat hier nichts davon abbekommen. Wie konnten Sie aber nur so lange fortbleiben? Durch die lange Ferne sind Sie mir ordentlich ehrwürdig geworden, wie eine zu Himmelsweiten entrückte und doch unsichtbar nahe Göttin. Ich möchte zu Ihnen beten. Ich könnte in diesem Brief fast nicht bloß: Charlotte! zu Ihnen sagen, noch weniger aber: Frau Doctorin! Und von *Berlin* konnten Sie so lange fortbleiben, von Berlin, wo doch immer „ein Weltauge" ist, wie Sie sich ausdrücken? Hören Sie, Charlotte, wenn Berlin jetzt auch nur noch ein einziges Weltauge hat, so bin ich auf meinen beiden kurzsichtigen vollends blind geworden. Ich sehe jetzt nichts als retrograde Bewegungen in Berlin. Ein abgelegener halbverfluchter Winkel der Weltgeschichte. Sie werden es spüren, wenn Sie wieder hieher kommen, die Luft wird es Ihnen sagen, nachdem von der Reise alle Ihre Organe stärker und lebensbegehrlicher geworden. Doch darum keine Feindschaft! Übrigens bleibe ich hier, solange Sie hier sind. Ich wäre mein Seel' auch zu Ihnen nach Kissingen gekommen, und da mit Ihnen geblieben, hätte ich es zur rechten Zeit gewußt. Denn mich binden jetzt vorläufig keine Geschäfte, auch die Staats-Zeitung habe ich völlig aufgegeben (in dieser Hinsicht darf keiner von mir *Treue* erwarten, denn ich laufe überall davon) und so lebe ich vogelfrei wie

ein Vogel. Meine immer rüstige Feder ist der grüne Zweig, auf dem ich mich wiege und nähre. Doch haben mir Geh. Rath Schulze und sogar Minister v. Altenstein gedroht, mich nächstens einzufangen in einen Käfig für ein paar Hundert Thaler. Es wäre wirklich Schade um mein junges Blut. Einen solchen Menschen, der ganz und gar Literatur ist, wie ich, würde die deutsche Literatur nicht so bald wieder bekommen.

Wollen Sie nicht bald wieder etwas von mir lesen? Ich frage, wie ein Jude: Haben Sie nichts zu schachern? Denn ich weiß, daß ich immer für mich profitire, wenn Sie etwas von mir lesen, Sie Königin nicht nur der Leserinnen, sondern auch der Leser! Ich schreibe an einem Buch unter dem Titel: „Madonna. Unterhaltungen mit einer Heiligen", das in einzelnen Skizzen, Humoresken und Phantasiestücken, durch welche jedoch alle nach meiner Art ein gemeinsamer rother Faden geht, Resultate und Bilder von meiner Reise durch das katholische Süddeutschland darstellt. Es handelt sich darin fast immer um den Katholizismus, berührt viele in die Zeit wichtig eingreifende Fragen, und wimmelt von bekannten und lebenden Figuren, Persönlichkeiten u. dgl. Vor Manchem darin werden Sie erschrecken, aber nichtsdestoweniger wahr finden (ich nehme jetzt keine Rücksichten mehr!!), Manches wird Ihnen gute und schlechte Seiten meiner Seele enthüllen und das Ganze bin ich, Ihr Freund! Außerdem lassen Sie Sich doch durch Stieglitz meine „Schriften in bunter Reihe", deren erstes Heft schon lange heraus ist, verschaffen! Was ich darin aus dem Knebel'schen Nachlaß zur Probe mitgetheilt habe, hat Aufsehen gemacht, und wird auch Sie vielleicht interessiren.

Jetzt ist ein Mann hier, der einen *Psychometer* erfunden hat. Die Maschine ist gespenstisch aber durchaus wahrhaft. Sie zeigt Ihnen mit unerbittlicher Strenge alle moralischen und gemüthlichen Eigenschaften an, die in Ihnen vorhanden oder nicht vorhanden sind. Sie besteht aus einem Kästchen mit einer darin stehenden Säule und einer beweglichen Feder. Auf einem Fachwerk sind in 150 Rubriken ebenso viele menschliche Eigenschaften verzeichnet. Man erhitzt durch Reiben mit seiner Hand einen halb aus Glas, halb aus Metall bestehenden Stab, und läßt diesen dann auf die Rubrik fallen, deren Eigenschaft man prüfen will. Dann nimmt man einen Magnet und hält ihn horizontal gegen die Säule. Hat man die Eigenschaft, so bewegt sich die Feder, hat man sie nicht in sich, so bleibt sie unbeweglich. Die Maschine kannte alle meine Eigenschaften so genau, daß ich mich davor entsetzte. Hier ist durchaus keine Charlatanerie. Die Maschine ist meines Erachtens auf die Wirkungen des thierischen Magnetismus mit großer Einsicht berechnet. Es kann lächerlich klingen, aber es ist *wahr*. Die Maschine kennt auch die verborgensten Eigenschaften in Ihnen. Ich halte es für eine unendlich wichtige anthropologische Entdeckung und werde öffentlich darüber sprechen, kann Ihnen aber jetzt meine Gedanken nicht auseinandersetzen. Genug, es ist *wahr*. —

Die Maschine sprach mir auch *Aufrichtigkeit* zu. Mit Gott also, Ihr aufrichtiger treuer Freund

Th. Mundt.

Für das Ehepaar Stieglitz war die Hauptsorge dieses Sommers, den Krankheitsurlaub des Gatten auf eine möglichst weite Zeit zu verlängern, und besonders Charlotte war, nach Mundts Zeugnis (vergl. „Denkmal" Seite 207), unermüdlich in Anknüpfung der Beziehungen und Korrespondenzen, die allein zur Erreichung dieses Zieles führen konnten. Auch der anregende Verkehr im Kreise der Kissinger Badegäste vermittelte eine Bekanntschaft, deren Einfluß für das weitere Schicksal des sich kaum merklich bessernden Stieglitz von entscheidender Bedeutung sein konnte. In dem „Brunnenbrief" Charlottens heißt es unterm 16. September: „Des Mittags sitze ich gewöhnlich bei ***, der hier einen seltnen Humor zum besten gibt." Im Original lautet die Stelle so: „Standesunterschiede kennt man gar nicht, des Mittags sitze ich gewöhnlich beim Fürsten Wittgenstein, der hier einen Humor zum besten gibt, an dem das belebende Gas schuld sein muß. Man möchte sich oft krank lachen". Es handelt sich natürlich um niemand anders als um den Minister Friedrich Wilhelms des Zweiten, den Fürsten Wilhelm Ludwig Georg von Sayn-Wittgenstein, der auch unter den folgenden Königen noch bis zu seinem späten Tode 1851 einen inoffiziellen, aber um so mächtigeren Einfluß am Berliner Hofe und im preußischen Staatsbetriebe ausübte; er war einer der unerbittlichsten, monarchisch-reaktionären Persönlichkeiten jener Zeit, und um so gefährlicher, als er nicht ohne Geist war. Varnhagen ist in seinen „Blättern aus der preußischen Geschichte" und deren Fortsetzung, seinen „Tagebüchern", unerschöpflich in der Charakteristik dieses meist durch dritte Hand wirkenden Mannes.

Auf ihn bezieht sich wohl auch die Gesprächsnotiz im „Denkmal" (Seite 223), die die Aussicht auf eine Protektion seitens des Fürsten eröffnet. Die andere Abkürzung des „Denkmals" an denselben Stellen, „v. D.", ist mit „von Dusch" zu ergänzen. Die Bekanntschaft mit Professor Scheidler aus Jena muß auch die Frage einer Übersiedelung des Ehepaares nach jener Universitätsstadt aufgebracht haben; Seite



Gutzkow

Nach einem Porträt aus den vierziger Jahren.

280 des „Denkmals" ist „Sch." mit Scheidler und „J." mit Jena aufzulösen.

Eine Entscheidung hing aber zunächst allein von den amtlichen Instanzen des Bibliothekars Stieglitz ab, und diese auszukundschaften übernahm auch Mundt auf Bitten des Freundes, eine Mission, über deren günstigen Erfolg er bereits am 28. Oktober berichtete:

Mundt an Heinrich Stieglitz.

Berlin, d. 28. Oktober 1834.

Dein Brief vom 18. d., theurer Stieglitz, der mich des darin herrschenden klaren Friedens wegen erfreut und Deinethalben beruhigt hat, würde schon beantwortet worden sein, wäre er nicht, wie alle Deine Briefe, wieder mindestens acht Tage unterwegs gewesen. Zähle mir daher nicht Saumseligkeit in Erfüllung Deiner Aufträge bei, denn heut früh konnte ich erst von dem Geh. R. Schulze Auskunft über Deine Angelegenheit erhalten, und ich will Dir lieber noch heut, wo die Post nach Hannover geht, wenn auch nur flüchtig und zerstreut, schreiben, als Dich noch länger in Ungewißheit zu lassen. Folgendes wörtlich, wie mir der Geh. R. Schulze es gesagt hat: „Guten Tag, liebes Kind! Sie wollen heut schon Antwort über Stieglitz? Es soll nächstens darüber verfügt werden. Schreiben Sie ihm nur, daß er bald eine Verfügung erhalten soll. Wenn ich nur wüßte, was er wollte, aber er weiß es selbst nicht. Er will von seinem Amt entlassen sein, doch von diesem Amt einen Theil des Gehalts beziehen, und dabei zugleich in den allgemeinen Verhältnissen eines Staatsdieners bleiben. Auf das letztere hat jeder gebildete Mann Anspruch. Lauter Widersprüche, die sich nicht vereinigen lassen. Die Sache ist ungemein schwierig. Es ist gar keine Form, unter die ich es bringen kann. Doch will ich die Sache selbst bearbeiten; da mir das kein Anderer zu Danke macht. Schreiben Sie nur Stieglitz, er soll ganz ruhig sein. Sehen Sie, lieber Mundt, er kann nur ebenso eine provisorische Entscheidung erhalten, als sein Antrag selbst provisorisch ist. Sagen Sie ihm nur, wir wollen ihn vorläufig auf *zwei Jahre* von seinem Amt entbinden und ihm ungefähr 200 Thlr. lassen. Vor Wilken braucht er garnicht angst zu sein. *Die* Leute bekümmern sich doch nicht um ihn, und thun nichts für ihn. Ich werde schon sehn, auf welchem Bolzen ich das schiebe. Ich weiß schon, was er will. Er will Zeit gewinnen und sich dabei doch nicht ganz aufs Bloße setzen. Sagen Sie ihm, daß ich dies sein Interesse wahren will. Ich habe ihn lieb, und seine Frau" — — —

So sprach er, und er scheint wirklich ein wohlwollender human gesinnter Mann zu sein. Ich habe selbst in letzter Zeit überraschende Proben davon an mir. Nach meinen literarischen Arbeiten ist nämlich jetzt plötzlich viel Nachfrage im Publikum entstanden. Altenstein, der mir sehr wohl will, hat davon gehört, und will, daß meine Kräfte lieber für den Staatsdienst verwendet würden. Das Tollste aber ist, daß — — im Figaro eine wirklich merkwürdige Rezension meiner „Lebenswirren" gestanden hat. Der Rezensent, den ich bis heut noch nicht habe auskundschaften können, nennt mich darin lächerlicher Weise einen großen gleichgültigen speculativen Geist, mit kalter, Göthescher Ruhe und Kunst, der seine Zeit verachtet. Und denke Dir, der Minister liest den Figaro(!) und hat diese Recension, die ihn in Erstaunen über mich gesetzt hat, dem Geh. Rath Schulze Wort für Wort vorgelesen. Schulze hat es mir ordentlich triumphierend erzählt. Ich hörte es wirklich mit Kälte und Ruhe an. Dem Minister habe ich aber das Buch schicken müssen. Der will nun, wie es scheint, damit ich in meiner Seeligkeiten Zeitverzweiflung nicht zu Grunde gehe, etwas für mich thun. Und so ist es möglich, Freund, daß, während Du aus dem Staatsdienst scheidest, ich am Ende in denselben eintreten muß, wie die beiden Freunde zum Schluß meines Duetts. Habt aber keine Sorge um mich, Freund und Freundin!, denn Ihr wißt ja von Alters her, wie wenig ich mich durch irgend Etwas, sei es, was es sei, in meinem Eigensten binden lasse, wie ich vielmehr überall wieder davon laufe! Es scheint aber, daß ich auf der einen Seite an der Universität, vielleicht vorläufig als Privatdozent, lesen, zugleich jedoch in das Altenstein'sche Ministerium als Expedient mit einem erträglichen Gehalt eintreten soll, in welcher letzteren Beziehung ich dann vielleicht besonders Carriere machen kann. Doch ist noch Alles so nebelhaft, daß ich bei mir selbst fast garnicht daran denke, und auch zu Niemanden davon spreche. Vor dem Geh. R. Schulze aber fürchte ich mich jetzt heimlich. Denn der ist unermüdlich und fängt mich am Ende doch noch in den Käfig ein. —



Hegel.
Gemalt und lithographiert von Sebbers.

Jetzt gratulire ich Dir förmlich, lieber Stieglitz, daß Du von der Bibliothek Dich gerettet hast. Du hast mir immer leid gethan, es war gar keine passende Nachbarschaft für Dich da oben. Schreibe, dichte und trachte jetzt ungebunden fort, Du gutes, wackeres Poetenhaupt! Erscheint denn der Berliner Kalender gar nicht mit Deinen schönen Gedichten? Und höre, liefere mir doch einen Beitrag für meine „Schriften in bunter Reihe". Es kann Alles darin stehen. Das erste Heft (10 Druckbogen stark) ist schon lange heraus, und der Buchhändler ist so sehr mit dem Verkauf zufrieden, daß er alle zwei Monate wahrscheinlich ein solches Heft liefern wird. Diese Hefte sollen so die Stelle unserer Zeitschrift vertreten, und werden Beiträge von den berühmtesten Schriftstellern Deutschlands enthalten. Bringe mir nur schon für das 2te etwas mit. Ich habe aber in diesem Augenblick kein einziges Exemplar mehr, das ich Dir schicken könnte.

Laß es Dir dort in einer dortigen Buchhandlung zeigen, um Dir die Sache vorläufig anzusehen.

Klein ist in der vorigen Woche nach Griechenland abgereist und grüßt Dich herzlich. Er hat mich in der letzten Zeit noch recht oft besucht und wir sind bei einer friedlichen Tasse Thee auf No. 11 gut mit einander gewesen. Er hat Dir seine Doktor-Dissertation: de pertussi, dedizirt, auf die er hier noch promovirt worden ist, und ich bewahre sie für Dich auf. Es hat mir doch sehr leid gethan, und ihm auch, daß wir ihn auf mehrere Jahre verlieren werden. Wir schieden sehr bewegt. Du weißt, daß ich weich bin, ungeachtet meiner philosophischen Ruhe. Er schrieb eine treffliche Recension über meine „Lebenswirren" für die Jahrbücher, und seltsam, kurz nachdem er sie eingeschickt hatte, erschien die geistreiche Beurtheilung von Göschel über mich, mit der dieser mein neuer Freund und Gönner mich überrascht hat. Du wirst sie wohl gelesen haben. Ich bedaure aber doch, daß der treffliche Aufsatz von Klein, schon um seinetselbst willen, nun ungedruckt bleiben muß.

Göschel wird Beiträge für die „Schriften in bunter Reihe" liefern. Eine glänzende Acquisition!

Höre, jetzt sind die gesammelten Gedichte von *Rückert*, schön gedruckt (Erlangen, bei Heyder, nicht bei Veit) heraus. Die mußt Du für Lottchen kaufen. Ich habe kein Lottchen, und kaufe sie doch. Ich lasse jetzt überflüssig viel Geld drauf gehen, ich lebe dürftiger als sonst.

Über Schott hast Du dich in Deinem Brief wohl etwas zu stark ausgesprochen. Er scheint mir zu unbedeutend dazu. Ich habe ihn immer nur für einen ganz gewöhnlichen deutschen Gelehrten gehalten. So sind sie ja alle ebenso unglücklich und ebenso unbehilflich. Ich sehe nichts Originelles dabei.

Veit habe ich einmal in seiner neuen jungen Häuslichkeit besucht. Er kommt mir jetzt grade wie alter Käse vor. Er ist immer noch fetter und umrindeter geworden. Fi donc! Aber verzeih! — Dagegen ist Lehmann consequenter und ehrenwerther .... Er hat Dir auch geschrieben; ich lege seinen Brief unter die anderen an Dich eingegangenen bei. Aber das ist die liebe Berliner Geselligkeit! Gott sei Dank, daß ich einen lachenden Satyr in mir habe, den die Andern mir nicht anmerken, und der mich doch zuweilen auf tausend spaßhafte Gedanken über das Volk bringt!

Was sagst denn Du zu der medizinisch-wohnungsanzeigerischen Tendenz der Veit'schen Buchhandlung? Auch wieder Käsekram!

Kommt Ihr beide nur bald wieder! Euch ist treu, aufrichtig und herzlich gesinnt Euer

stets anhänglicher Th. Mundt.

Hast Du noch etwas zu besorgen vor Deiner Ankunft, so bin ich zu pünktlicher Vollziehung hier erbötig.

Wie die beiden vorigen Briefe Mundts besagen, hatten seine Aussichten auf eine Karriere und zwar in amtlicher Linie, in diesem Jahre 1834 sich überraschend günstig gestaltet. Minister sind stets unberechenbare Leute und die Tatsache, daß der Minister von Altenstein aus einem obskuren Berliner Winkelblatt sich seine Anregungen holte, findet ja zu allen Zeiten ihre Parallele. Der „Berliner Figaro" erschien von 1831 ab, verlegt und redigiert von L. W. Krause. 1834 übernahm Eduard Maria Öttinger die Redaktion, ein sattsam bekannter, skandallüsterner Vielschreiber, soweit seine journalistische und belletristische Tätigkeit in Betracht kommt. Später hat er sich bekanntlich durch ein bibliographisches Werk tatsächliche Verdienste erworben, durch Herausgabe des „Moniteur des dates", das noch heute unentbehrlich ist und wohl verdiente, in größerem Stile und mit manchen Systemänderungen neu bearbeitet zu werden. Damals war er noch ein sensationshungriger, aber betriebsamer Journalist, der mit dem jungen Deutschland höchstens in zufällige Berührung kam, und von der Bedeutung seines Blattes zeugt der Umstand, daß mir von den zwanzig Jahrgängen desselben (1831—1851) trotz vieler Anfragen auf Bibliotheken nicht einer vor Augen kommen wollte.

Eine Kritik der „Lebenswirren" Theodor Mundts, die sich in diesem Blatte befand, hatte das Interesse Altensteins für den jungen Schriftsteller, der sich ihm schon durch die Herausgabe des Knebelschen Nachlasses empfohlen hatte — auch die Verlagsübernahme seitens der Gebrüder Reichenbach in Leipzig und die kostspielige Abfindung der Knebelschen Erben hatte Mundt vermitteln müssen — ungewöhnlich geweckt, und der vortragende Ministerialrat Johannes Schulze, ein Freund Varnhagens, war ein viel zu humaner Mensch, um nicht einen solchen Funken zu einem wohltätigen Flämmchen aufzuschüren. Ob Akten über diese Vorgänge existieren, bleibt abzuwarten. Nach diesen Briefen Mundts ist einstweilen festzustellen, daß die Anregung zu seinem Eintritt in den Staatsdienst ihm so von entscheidender Seite nahe gelegt wurde, was zu beachten ist für die Beurteilung der Vorgänge im nächsten Jahr, wo dem angehenden Privatdozenten die Tür der akademischen Aula vor der Nase zugemacht wurde. Allerdings hatte Steffens dies eigenmächtig getan, unter Mißbilligung seitens des Ministers Altenstein; aber eine ministerielle Hand war auch hier im Spiele gewesen und zwar die

des Professors Göschel, der zu jener Zeit als Hilfsarbeiter in das Justizministerium eingetreten war. Ihn hat wenigstens Mundt später öffentlich als die eigentliche Triebfeder seiner Verbannung angeklagt. Es ist derselbe Göschel, den die obigen Briefe Mundts als den Verfasser einer schmeichelhaften Kritik der „Lebenswirren" und als voraussichtlichen Mitarbeiter der „Schriften in bunter Reihe" „eine glänzende Acquisition" nennen. Die „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik" hatten im Oktober 1834 (No. 73) soeben diese Rezension Göschels über Mundts Büchlein gebracht; sie erklärte das Werk für geist- und inhaltsreich, setzte sich mit dem Verfasser über den Begriff Wahrheit in freundschaftlichster Weise auseinander und sprach besonders das entscheidende Wort: „Niemand wird die einseitigen Urteile des Salzschreibers, der mit dem Monde seine Phasen wechselt, und die Berichte über namhafte Personen dem Herausgeber als feste Resultate beimessen wollen", es solle ja eben die Einseitigkeit der verschiedenen Parteien dadurch geschildert werden. Und kaum ein halbes Jahr später mußten dieselben „Jahrbücher" eine Kritik Göschels über Mundts „Madonna" zurückweisen, ihrer lärmenden Heftigkeit wegen, die sich dann an einem würdigen Orte, in Hengstenbergs „Kirchenzeitung" austoben durfte.

Neben den beachtenswerten Resultaten für Mundts Biographie und sein schönes Verhältnis zu Charlotte, gewinnen wir schließlich aus diesen Briefen auch einige Details über die Persönlichkeiten des Freundeskreises, den ich im ersten Kapitel umschrieben habe. Wie in Voraussicht einer nahen Katastrophe scheint er bereits gelockert. Schott und Veit gegenüber ist die Freundschaft bereits der Kritik gewichen, und I. L. Klein, der am meisten interessiert, scheidet aus Berlin, um auf mehrere Jahre nach Griechenland überzusiedeln, wohl in eine Hofmeisterstelle. Zu dem in der Selbstbiographie von Stieglitz über Klein gefällten Urteil ist zuletzt hier noch eines von Charlotte nachzutragen, das im „Denkmal" (Seite 239) abgedruckt ist, ohne jedoch den Namen ganz zu nennen. Was Charlotte hier über diesen „J. L. K." (das ist zweifellos Klein) sagt, trifft in der Tat den Nagel auf den Kopf: „Er ist keine gekünstelte Natur — er hat ursprüngliche Begeisterung — er hat idealen Sinn bei lebendigem Geist. Dennoch kann er aber nur Geistreiches heraufschleudern." Womit eine bei Klein zweifellos vorhanden gewesene elementare Kraft sehr gut bezeichnet ist.

VI.

Madonna.

Der Leser moderner Literatur, dem Theodor Mundts Buch „Madonna. Unterhaltungen mit einer Heiligen" (Leipzig, Gebr. Reichenbach. 1835) einmal vor Augen kommt und genug Neugierde erweckt es durchzulesen, wird baß erstaunen, nebenbei zu erfahren, daß dieses Werk einstmals zu den verpönten Büchern des jungen Deutschlands gehörte, gegen die eine ganze deutsche Bundesversammlung ins Geschirr ging. So harmlos mutet das Ganze an, und vielfach kaum noch verständlich in seiner vorsichtigen Schüchternheit. Wie konnten diese brieflichen Ergüsse novellistischen Genres, geistreicher Schwärmerei und dialektischen Spiels mit den Begriffen „Katholizismus, Legitimität und Wiedereinsetzung des Fleisches" jemals das Gleichgewicht der deutschen Bundesstaaten erschüttern und Ausnahmegesetze veranlassen, die eine hereinbrechende Anarchie befürchten ließen? Wir müssen also doch seit jenen Tagen ein gut Stück weiter gekommen sein in der Möglichkeit öffentlicher Aussprache, und auch die Furcht vor der Öffentlichkeit in stofflicher Beziehung ist zweifellos einem gesunden Freimut gewichen, der heute wohl kaum mehr die öffentliche Behandlung irgend eines Themas ganz unmöglich macht. Was aber hatten jene Jungdeutschen damals zu sagen, was so staatsgefährlich und gesellschaftszerrüttend gewesen wäre?

Sie sagten nicht mehr, als ihnen die Stimme der Zeit diktierte, aber sie riefen es deutlich hinaus mit praktischen Beispielen, verständlich und vernehmlich für jedermann. Hegel war in politischer und religiöser Beziehung gewiß viel radikaler, aber den las das große Publikum nicht; die Philosophen sind dem Volk der Dichter und Denker noch nie gefährlich geworden. Diese Jungdeutschen legten es aber mit allen Mitteln darauf an, gelesen zu werden, und waren daher für die Kolportage unbequemer Ideen viel wichtigere Faktoren. In den „Lebenswirren" hatte Mundt grade deshalb



Henrich Steffens.
Gezeichnet von Krüger, lithographiert von Jentzen.

die Novelle als die zeitgemäße moderne Kunstform bezeichnet, weil sie biegsamer und unbegrenzter sei und mit einer großen Keckheit der Darstellung in alle Gebiete des inneren und äußeren Lebens übergreifen könne. „Die Novelle," spottete er, „nistet sich noch am meisten in Stuben und Familien ein, sitzt mit zu Tische und belauscht das Abendgespräch, und man kann da dem Herrn Papa zur guten Stunde etwas unter die Nachtmütze schieben oder dem Herrn Sohn bei gemächlicher Pfeife eine Richtung einflüstern, die vielleicht einmal für die ganze Nation Folgen haben mag. Die Novelle ist ein herrliches Ährenfeld für die politische Allegorie . . . man muß große Lebensgebilde erträumen und sie in Novellenform den Deutschen aufs Zimmer schicken. Die Novelle steht sich mit der Polizei besser, und sie flüchtet sich auf die Stube, wo es keine Gendarmerie gibt. In seiner Stube ist der Deutsche auch ein ganz anderer Mensch, da kann man mit ihm reden. Hier sitzt er still und läßt sich gern für alles begeistern, er glaubt an die Freiheit, und schwört auf ein höheres Nationalleben. Er sieht ein, wo ihm Unrecht geschieht und Recht widerfahren muß . . . In dieser seiner glücklichen Stimmung muß ihn die Novelle zu Haus zu treffen suchen . . . Mitten in der Trägheit

der Novellenleserei, wo er recht zu faulenzen glaubt, muß sie ihm einen Floh ins Ohr setzen, und muß ihn allmählich durch Gebilde eines glückseligeren, kräftigeren, hochherzigeren Lebens überraschen, daß er vor Ungeduld und Sehnsucht ganz unbändig wird. So fasse ich die Novelle als deutsches Haustier auf und als solches ist sie mir jetzt die berufenste Kunstform, das Höchste darzustellen."

Dieses Programm, das eine allgemeine Gultigkeit hatte, zeigt, daß man im jungen Deutschland nach einer künstlerischen Form suchte, die es ermöglichte, die Stoffe der Gegenwart zu fassen, daß man den Trieb fühlte, den formlosen Fragmenten, die von der Romantik überkommen waren, zu entfliehen. Heine war noch durchaus Fragmentendichter gewesen, soweit er Prosa schrieb. Die Briefform beherrschte alles; die drängende Beweglichkeit der Zeit stürzte sich mit Hast auf den Reisebrief. Auch die Jungdeutschen hatten sich auf diesem Felde getummelt, nachdem sie die kurze Epoche der Nachahmung alter poetischer Muster überwunden hatten und ihnen neue Stoffe in die Augen fielen, die für die Literatur zu gewinnen waren. Aber diese Stoffe gaben sich nicht so leicht, es gehorte größere Glut dazu, sie poetisch einzuschmelzen. Gutzkow tadelt in seinen Briefen an Varnhagen aus dem Jahre 1835 die „erschreckenmachende Formlosigkeit" seiner Kollegen, bei denen alles „scherbenartig aufgelesen" sei, und versichert, daß er für musikalische und plastische Schönheit ein ihn immer leitendes Gefühl habe; es komme ihm auf „künstlerische Konkretionen" an, das „ganze lustige Schiboleth der Mundtschen Bewegung" diene höchstens dazu, eine Weltanschauung zu verschaffen; er aber wolle, wenn man von Geschichte spreche, mit der Poesie antworten; er möchte „den Zeitgenossen etwas in die Hand geben, was in sich abgerundet dasteht und doch den ganzen Himmel unsrer modernen Hoffnungen aus einem seelenvollen Auge strahlen lasse". So hölzern und nüchtern das Produkt dieser Bestrebung, Gutzkows „Wally" auch ist, ein Suchen nach einheitlicher Kunstform ist darin nicht zu verkennen. Auch Mundt sah den Vorteil straffer Komposition und rein poetischer Darstellung sehr gut ein, wie die obige Äußerung der „Lebenswirren" zeigt. In der „Madonna" allerdings überläßt er sich noch ganz seiner Fragmentenlust. „Es ist einmal ein zerstückeltes Leben in dieser Zeit," meint er (Seite 342), „und das Herz hängt sich mit seinen Sympathien an diese Zeit. Darum ist es auch zerstückelt. Mein Herz freut sich seiner Fragmente, und erschrickt ordentlich vor der Harmonie, als wäre der Welt Ende da. Was soll ich auch mit der Harmonie! Ich bin nicht für sie geboren." Aber der Kern des Buches, der auch die regellosen Reisebriefe verbindet, ist ein novellistischer, wenn auch die Novelle selbst wieder in brieflicher Einkleidung auftritt. „Thetisch, künstlerisch, plastisch, ohne Scheu und Hehl, keck, kurz und gut die Fragen hinzustellen", hatte Gutzkow geraten und in der „Wally" versucht. Laubes „Junges Europa" ist noch zu Zweidrittel Briefnovelle, eine Form, die in der Ausdehnung ermudend wirken muß; ebenso die Novelle „Liebesbriefe" (1835); die eingestreuten Novellenkerne der „Reisenovellen" und der zweite Teil des „Jungen Europa", „Die Krieger", zeigen den allmählichen Fortschritt vom brieflichen Bericht zur selbständigen Form der Novelle, die er schon 1836 mit der „Schauspielerin" und „Glück" anbaute.

Die Novelle seiner „Madonna" hatte Mundt im Sommer 1834 vermutlich selbst erlebt. Genauere Nachrichten darüber fehlen; den Schluß der Novelle unter der Überschrift „Madonna schreibt" bezeichnet er zwar als „Bruchstücke aus einem Originalbriefe", aber da er auf dem Titelblatt und in einem „Nachwort zu dem ganzen Buche" sich selbst nur als den Herausgeber der Briefe bekennt, so wie in den „Lebenswirren", läßt sich die Grenze zwischen Dichtung und Wahrheit um so schwerer ziehen. Die Novelle selbst aber macht den Eindruck tatsächlicher Begebenheit und könnte, von dem unbefriedigenden Schlusse abgesehen, sehr wohl für sich bestehen. Es ist die Lebensgeschichte eines jungen Mädchens, das als Tochter eines böhmischen Dorfschulmeisters geboren, aus den ärmlichen und lieblosen Verhältnissen seines Elternhauses plötzlich in das große Leben der sächsischen Hauptstadt versetzt wird, zu einer Tante, die aber eine Kupplerin ist und in ihrem Hause zu Dresden mit reichstem Raffinement und körperlicher wie geistiger Erziehung die Opfer für die Gelüste eines reichen Wollüstlings heranbildet, der in einem jungdeutschen Buche natürlich ein Graf ist. Der nach der

Buntheit des Lebens von jeher verlangende Sinn des Mädchens kommt dieser Bestimmung entgegen, aber eine unbewußt keimende Liebe zu einem jungen Theologen, der ihr Unterricht erteilt, wappnet sie gegen die glänzende Versuchung. Als der Tag des Opfers herangekommen ist, weiß sie sich loszureißen, und flüchtet zu ihrem Geliebten, dem sie sich in einem Rausch von Liebe und Angst hingibt. Mellenberg, so heißt der Theologe, kann aber seinen Fall nicht überleben, er stürzt sich in die Elbe, und nun kehrt Maria in ihr Heimatsdorf zurück, wo sich ihre ganze Existenz erschöpft in der Pflege ihres kranken, mürrischen, bigotten Vaters. In einer dumpfen Verzweiflung lebt sie dahin, bis ihr eines Tages ein deutscher Schriftsteller begegnet, dem sie als Teilnehmerin einer Marienprozession zum Kloster Neu-Osseg bei Teplitz aufgefallen war und der sie im Hause des Schulmeisters, wo er zufällig einkehrt, entdeckt. Die Begegnung beschränkt sich auf eine Abendunterhaltung, erweckt aber soviel Vertrauen, daß Maria dem neuen Freunde brieflich ihre Lebensgeschichte mitteilt und dieser ihr seine Reiseeindrücke sendet. Einen weitern Einfluß als den einer nachwirkenden Ermutigung hat die Begegnung nicht. Das Leben Mariens nimmt erst den ersehnten freudigen Aufschwung, als nach einiger Zeit der Vater stirbt, sie zu liebenswürdigen Verwandten nach München übersiedelt und, um die düstre Vergangenheit völlig abzustreifen, vom Katholizismus zum Protestantismus übertritt.

Der innerliche Kampf, den Maria während ihres Dresdener Aufenthaltes durchmacht, ist mit feiner Psychologie geschildert, und man muß dem Urteile Gutzkows zustimmen, daß Mundts „Madonna" „einige Herzen gewinnen" könne, ohne jedoch auch wie Gutzkow sagen zu müssen, daß „hunderte sie nicht begreifen lernen". Wenigstens kann sich das letztere nicht auf die skizzierte Novelle beziehen, die in einer Mundt sehr gut stehenden graziösen Einfachheit geschrieben ist. Anders mag es sich mit dem übrigen Inhalt des Buches verhalten. Es ist die Einleitung bis zu dem Punkte, wo die Novelle einsetzt, und das Konvolut von Reisebriefen, die der Freund Mariens an seine „Weltheilige" richtet, weitaus der größte Teil des Buches. Poetisch sehr ansprechend, die Überleitung in die Novelle vermittelnd, ist die Schilderung des alten gichtkranken, in einem blöden Aberglauben völlig verstumpften Dorfschulmeisters, des Vaters Mariens. Als der Fremde in seine Hütte getreten und von dem mürrischen, kaum ein Wort herauspolternden Alten eine Erfrischung ertrotzt hat, hält er ihm zum Lohne eine geistreiche Vorlesung über Casanova, der im nahen Orte Dux gelebt hat. Der Schulmeister hat natürlich diesen Namen nie gehört, aber die reiche Flucht von ungeahnten Geistesbildern, die der Fremde da vor ihm aufsteigen läßt, macht auf ihn einen fast überirdischen Eindruck, und bis zu seinem nahen Tode wird er die Gedanken an diese Stunde nicht los, er, der pietistische Katholik, phantasiert Tag und Nacht von Casanova und hofft bis zuletzt, daß der Fremdling noch einmal Abends in sein Haus treten werde, um ihm die Fragen zu beantworten, die ihn seit jener weltlichen Vision ängstigen.

Die Nennung Casanovas ist, wie eine Reichstagssitzung gelehrt hat, noch heute gefährlich, und der Hymnus auf diesen Lebenskünstler in dem jungdeutschen Buche mag allein schon manchem Geheimrat die schämliche Röte in die Wangen getrieben haben. Das also war einer der Helden des jungen Schriftstellers — — da mußte mehr dahinter stecken! Und nun schwollen die flüchtigen geschlechtlichen Andeutungen in dem Buche zu einer Flut an, die es verderben mußten. Denn mehr wie Andeutungen sind es nicht, die sich in dieser Beziehung in Mundts Buche finden, wenn auch von einer nüchternen Selbstverständlichkeit, die gegenüber den üblichen traditionellen Verschleierungen auffiel. In dieser Beziehung haben die Jungdeutschen in der Tat mit einer Tradition gebrochen, wenn auch diese Anfänge so schüchtern waren, daß sie heute erröten müßten. Aber Mundt war leichtsinnig genug gewesen herausfordernd drei Kapitel seines Buches zu überschreiben: „Katholizismus, Legitimität, Wiedereinsetzung des Fleisches". Dieses letztere Stichwort den Gegnern hinzuwerfen, war um so leichtsinniger, als der Ausdruck in dem Texte selbst gar nicht gebraucht und auch in dem einfachen, das sechste Gebot bekämpfenden Sinne gar nicht gemeint war. Vielmehr heißt es hier durchweg die „Wiedereinsetzung des Bildes", worunter ganz allgemein die Realität des Lebens gemeint ist. Mundt predigt eine Bejahung des Lebens, die viele moderne

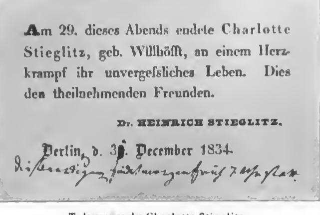
Anklänge aufweist. „Christus schreitet als der Geist der Fortentwicklung durch die Geschichte, und die Religion bildet sich im Geist und in der Wahrheit in die Welt hinein." Mundt schwärmt von einer Einheit des Diesseits mit dem Jenseits, die in der Weltgeschichte in die Erscheinung tritt. Das Weltliche ist ihm daher das eigentlich Heilige, und deshalb nennt er auch seine Madonna die „Weltheilige": „Du kannst keine größere Heilige auf Erden sein, als wenn Du eine Weltliche bist!" ruft er Marien zu, denn heilig ist es, wenn „Gottes ganze Welt in Blüte steht und sich entwickelt". Mit der „Wiedereinsetzung des Fleisches" oder vielmehr des „Bildes" glaubt Mundt diese harmonische Entwicklung am besten bezeichnet zu haben, und in diesem Sinne gab er seinem Werke in dem Nachwort den gefährlichen Titel „ein Buch der Bewegung", ein Ausdruck, der politischer Auslegung fähig war, denn die süddeutsche Demokratenpartei nannte sich schon 1832 die „Partei der Bewegung", und daher allein hinreichte, „allgemeines Schrecken" zu verbreiten, wie der Staatsminister von Beyme sofort warnend hervorhob.

Jene Trilogie „Katholizismus, Legitimität, Wiedereinsetzung des Fleisches" bildet für Mundt insofern eine Einheit, als die beiden ersten Begriffe die Widerstände bedeuten, die der im dritten ruhenden Entwicklung, der Bewegung entgegenstehen, denn den Katholizismus bezeichnet er als die „Religion der Legitimität", weil sie beide auf der Tradition basieren und sich gegenseitig stützen, da die Tradition jeder Entwicklung feindlich ist. Aus dem religiösen Milieu heraus erwächst überhaupt die ganze breit dargelegte Weltanschauung, wie ja auch Mundt an Charlotte geschrieben hatte: „Es handelt sich darin fast immer um den Katholizismus". Von religiösen Meisterwerken Rafaels und Tizians sind auch die meisten poetischen Bilder genommen und aus religiös-historischen Untersuchungen ergeben sich alle Gedankengänge; die Örtlichkeit, das katholische Böhmen, forderte das heraus, und eine Fülle sehr feiner sinniger Beobachtungen und Bemerkungen ist das Resultat. Daß es Mundt um eine tendenziöse Darstellung zu tun war, ergab sich schon aus dem Schluß der im Mittelpunkt stehenden Novelle, und wenn man einmal den Ruf „Los von Rom" in der Literatur verfolgen wollte, durfte man an diesem Buche Mundts nicht vorübergehen. Die freiere Kirche war für ihn zunächst der Protestantismus; daß aber auch hier nicht das Ideal zu finden, zeigt wieder in der Novelle die Gestalt des Theologen, der nicht fähig ist, das Leben in seiner Weltlichkeit zu tragen.

Wir finden also in Mundts „Madonna" eine Weltanschauung, die im wesentlichen auf den Hellenismus Heines hinauslief und auf die sonnigen Evangelien der Saint-Simonisten, deren er mehrfach, aber nicht ohne Kritik, Erwähnung tut; daß Mundt aber grade durch eine philosophische Erörterung religiöser Begriffe und Momente und mit dem sich daraus ergebenden dialektischen Apparat zu seinen weltlichen Resultaten kam, mögen ihm die Orthodoxen in beiden Lagern am meisten übelgenommen haben. Denn auch bei Gutzkows „Wally" sprach die Orthodoxie das heftigste Bannwort. Politisch jedenfalls war diese „Madonna" trotz gelegentlicher Ausfälle auf die Legitimität äußerst harmlos und auch im übrigen keineswegs kritiklos in radikalem Eifer. So gibt z. B. Mundt, der sich stets mit dem Frauenproblem in der Geschichte viel beschäftigt hatte und darin durch sein Verhältnis zu Charlotte Stieglitz besonders angeregt sein mochte, in Form einer Geschichte des böhmischen Mägdekrieges eine Entwicklung der Frauenemanzipation, die in Hippel gipfelt; indem er diesen Abschnitt aber „Bohemiconymphomachia" überschreibt, hält er eine Kritik in der Reserve. Auch von diesem Buche muß gelten, was Göschel von den „Lebenswirren" urteilte, daß in dieser brieflichen Debatte die eigentliche Meinung des Autors zum Teil mit Fleiß versteckt und nur angedeutet ist.

Es liegt nun nahe, bei dieser „Madonna" an eine Verwandtschaft mit Charlotte Stieglitz zu denken, der Mundt am 26. Oktober zuruft: „ich möchte zu Ihnen beten", und auch nach ihrem Tode fand er in seinen Geständnissen an Kühne über sie nur das gleiche Bild: „Sie war mir eine Heilige"; er fügte dann hinzu: „ich habe niemals einen unreinen Gedanken zu ihr gefaßt; aber an Keckheit dessen, was ich ihr von meinen Gefühlen sagen und bekennen durfte, hat es vielleicht niemals ein großartigeres und geistigeres Verhältnis gegeben". Daß Madonnas Schicksal mit dem Charlottens

keine Ähnlichkeit hat, geht aus der obigen Skizze hervor; es sind zwei ganz verschiedene Welten. Eine Wirkung, wie sie Charlottens Tod auf Gutzkows „Wally" ausübte, ähnlich der des Selbstmordes Jerusalems auf Goethes „Werther", liegt bei Mundts Buch schon deshalb nicht vor, weil es bereits vollendet, vielleicht schon fertig gedruckt war, als die Katastrophe hereinbrach. Das erste und zweite Heft der von Mundt endlich durchgesetzten neuen Zeitschrift „Literarischer Zodiacus" brachten bereits Proben des neuen Buches, zuerst den Abschnitt mit der poetisch ausgeschmückten Darstellung des böhmischen Mägdekrieges, die „Bohemiconymphomachia", die in der Buchausgabe die Seiten 293 bis 343 einnimmt, und dann im Februarheft das einleitende Kapitel, die „Posthornsymphonie", die aus der beginnenden, etwas lärmend unternommenen Reise das verfängliche Motiv der „Bewegung" gleichsam musikalisch entwickeln sollte. Im April erschien 1835 das fertige Buch, war aber jedenfalls schon eine Zeit vorher in befreundeten und feindlichen Händen, namentlich in den Händen der Zensur. Eine genauere Datierung, die für die ganze Entwicklung dieser Begebenheiten von Wichtigkeit ist, gewinnen wir zum erstenmal durch Mundts nächsten Brief an Heinrich Stieglitz drei Tage nach der Rückkehr des Ehepaares von ihrer durch Aufenthalt in Arolsen und Hannover bis in den Spätherbst (21. Nov.) ausgedehnten Reise:


Am 29. dieses Abends endete Charlotte Stieglitz, geb. Willhöfft, an einem Herzkrampf ihr unvergeſsliches Leben. Dies den theilnehmenden Freunden.

Dr. HEINRICH STIEGLITZ.

Berlin, d. 3[illegible]. December 1834.

Todesanzeige der Charlotte Stieglitz.

Ich mache von Deiner Güte, theurer Freund, Gebrauch, und übersende Dir hier mehrere Ankündigungen unserer blutjungen Zeitschrift. Willst Du Deinem Hrn. Onkel in Hannover und Andern, wo es fördern könnte, davon Mittheilung machen, so nimm im Voraus meinen Dank!

Lottchen wieder gesehen zu haben, hat auf mich den heilsamsten Eindruck gemacht. Sage ihr dies recht ausführlich! Gleich heut' habe ich in den letzten Bogen meiner „Madonna" mehrere Veränderungen gemacht, auf die ich bloß durch die Stimmung ihrer befreundeten Nähe gekommen bin. Da diese Nähe auch auf Dich oft gewiß so gewirkt hat, so ist kein Zweifel, daß sie einmal in der Literaturgeschichte genannt werden muß! Sie ist mein schönerer Genius! Ich kann nichts sagen als: Dank! Dank!

Willst Du einmal in Rückerts Gedichten lesen, so ständen sie Dir auf einige Tage zu Gebote. Es ist viel Schönes und manches Neue darin, obwohl die *Sammlung* an sich nicht nach meinem Sinn gemacht ist.

Ich möchte Euch Beiden nächstens einen Aufsatz vorlesen, der zur Vervollständigung unserer neueren gegenseitigen Bekenntnisse über die Bewegungen der Zeit und Literatur dienen könnte.

Von ganzem Herzen Euer

24. 11. 34. Th. Mundt.

Mundts „Madonna" war also schon im November vollendet, und nur die Möglichkeit einiger Änderungen im Manuskript oder in den Korrekturbogen lag noch vor. Es läßt sich also, so hübsch es auch klingen mag, nicht mehr mit Joh. Prölß sagen (vgl. dessen „Junges Deutschland", Seite 526): „Der Selbstmord der Stieglitz überraschte ihn entsetzensvoll bei der Arbeit. Sollte der Dolch, der die geliebte Frau vom Leben löste, nicht auch die Fäden zerschnitten haben, die den rechten Schluß zu Ende weben sollten?" Vielmehr fällt das Abgerissene des Schlusses ganz dem doch wohl überlegten Willen des Verfassers der „Madonna" zu. Aber der obige Brief verrät uns zugleich dennoch die Art der mitarbeitenden Teilnahme Charlottens, und der Anregungen, wie sie von dem ersten Wiedersehen nach ihrer Reise auf das schon abgeschlossene Werk des Freundes ausgingen, werden im einzelnen noch viele sein, die natürlich der Reihe nach nicht zu fixieren sind. Gewiß ist, daß die Adressatin der in der „Madonna" enthaltenen Reisebriefe für deren Schreiber oft genug die Züge Charlottens angenommen haben mag; auch mit Rücksicht auf den Schluß der Novelle, der alle innigeren Beziehungen zwischen der glücklich gewordnen „Weltheiligen" und ihrem Freunde abschneidet, lassen sich manche

Stellen der Briefe nur in diesem Sinne deuten. Bei einem Kapitelschluß wie dem folgenden (S. 379): „Bleibe Du mir nur gut, o Heilige! — Und Du! Du! an die ich immer denke! Du! Du! — Du weißt doch — — —“ fällt es schwer, nicht an eine solche Zweieinigkeit der Briefadressatin, der Heiligen und Charlottens, zu denken, und deutlicher noch spricht eine andre Stelle (S. 174): „Die liebe Seele, die mein gehört, ist aber weit von mir entrückt, nicht bloß durch örtliche Fernen, sondern durch Lebensfernen. Nicht durch Raum, nicht durch Zeit, nicht durch Gluck, sondern durch das Verhältnis. Nicht durch Sinn, nicht durch Geist, sondern durch die Form. Nicht durch das Herz, nicht durch das Auge, sondern durch die Hand. Nicht durch den Gedanken, sondern durch die Regel. Nicht durch das Verständnis, sondern durch das Bekenntnis. Nicht durch Nein, sondern durch das Ja. Nicht für die Ewigkeit, aber für das Leben.“ Ist also auch die Heilige eine ganz andre als Charlotte Stieglitz: das, was für ihre Freundschaft zu Mundt charakteristisch war, wie Mundt an Kühne schrieb, daß an „Keckheit dessen, was er ihr von seinen Gefühlen (die ich im *allgemeinsten* Sinne nehme, so wie sie sich in der „Madonna“ auf die vielfältigsten Dinge erstrecken) sagen und bekennen durfte, es vielleicht niemals ein großartigeres und geistigeres Verhältnis gegeben habe“ — — dieses Motiv einer ungewöhnlichen geistigen Vertrautheit stammte von Charlotte und wurde der novellistischen Heiligen zugedichtet, die ja auch (vgl. S. 147) eine solche unbeschränkte Offenheit der Bekenntnisse fordert. Ob darin nicht der Ableiter einer ungestandenen Liebe zu liegen pflegt, sei dahingestellt; auch eine starke gegenseitige Empfindlichkeit, das häufige Vorkommen von Mißverständnissen spricht dafür, und mit solchen Disharmonien klingt auch der Briefwechsel der Freunde aus, soweit er aus dieser Zeit unmittelbar vor Charlottens Tode erhalten ist.

Schon der im „Denkmal“ gedruckte Brief Charlottens vom 15. Dezember, der auch vermuten läßt, daß die Freundin den Inhalt des „Buches der Bewegung“ damals schon völlig kannte, deutet derlei an. Das Original enthält noch eine Stelle, die nicht unterdrückt werden soll, da sie zeigt, daß auch in der Empfindung der beiden manche Kluft bestanden hat, die zur trennenden Grenze wurde: „Bei dem Vertiefen in Ihre Arbeit (gleichsam ein freundliches Ahnden) kam wenig darauf an, ob sie zustande kam oder nicht, und welch ein andres Motiv als Furcht bloß verkannt zu werden bewegte mich überhaupt zu den Zeilen. Wir vergessen oft, daß wir es mit einem Manne zu tun haben und wenn es der edelste ist — in unsern zartesten Motiven versteht uns doch nur eine Frau; es ist auch ganz unnötig, der Mann hat dafür ganz andre Eigenschaften.“ (Einzufügen S. 285 des „Denkmals“ am Schluß des ersten Absatzes.) Zuletzt bittet sie dann noch Mundt, wenn er sie beide wieder eines Abends abhole, weitere Prospekte seiner neuen Zeitschrift, des „Literarischen Zodiacus“, mitzubringen.

Diesem Brief Charlottens vom 15. Dezember 1834 muß ein Brief des Freundes vorangegangen sein, der nicht erhalten ist. Wohl aber fand sich Mundts Antwort darauf, die an Heinrich Stieglitz gerichtet und etwa vom 16. oder 17. Dezember zu datieren ist:

Theuerster Freund! Da erneuertes Zahn- und Wangenreißen mich sehr ungesellig macht in diesen Tagen und Abenden, sende ich statt zu bringen, hier noch einige Prospekte, welche Du wieder die Güte haben willst, an Deine Verbindungen zu befördern.

In einer der letzten Nummern des Morgenblattes steht Dein „Gruß“. Es ist ein recht voller erquicklicher Laut, und ich erinnerte mich mit Vergnügen, daß Du mir dies Gedicht schon früher einmal vorgelesen.

Aus den heutigen Zeitungen wirst Du ersehen haben, daß ein großer Brand in Odessa auch die Magazine des Handlungshauses *Stieglitz* ergriffen und vernichtet hat; der Verlust soll sehr bedeutend sein. Doch wird sich der Jupiter der Russischen Kaufmannswelt wohl schwerlich dadurch erschüttert fühlen, und auch Du kannst Dich also trösten.

Viele und herzliche Grüße an Dein Lottchen. Sie hat mir einen Brief voller Ironie geschrieben, und die steht ihr gut. Ich kann Ironie ertragen und liebe sie. Aber meinen betreffenden Brief hat sie entsetzlich mißverstanden, und jede Zeile darin wie unter einem dicken Nebel gesehen. Nun, dadrum keine Feindschaft nicht! Sie bedankt sich bei mir, wie bei einem Unterofficier, der sie zum Militärdienst hätte einexerziren wollen. Das wollte und konnte ich nicht. Ich kenne den weiblichen Standpunkt und verkenne ihn nicht. Genug, mein Brief war mißverstanden, und meine reinste und beste Absicht verfehlt. Aber was liegt an einem einzelnen Brief, was liegt an einem einzelnen Mißverständnis? Das Leben ist lang und groß, und wir werden uns noch Alle eben so oft verstehen, als wir uns mißverstehen. Also Hoffnung und Geduld!

Sage ihr, daß ich ein ihr unveränderlich ergebenes Herz habe! Ich habe es doch nun einmal!

Dein redlich treuer Th. Mundt.

Das hier erwähnte Gedicht von Stieglitz findet sich im „Morgenblatt“ vom 11. Dezember 1834 (Nr. 296) und ist ein Dithyrambus auf die poetischen Entdecker des Orients, Herder, Jussuf (Pseudonym für Leo von Seckendorf), Freimund Reimar (d. i. Rückert), Erdmann und Goethe. — — —

Weitere Briefe Mundts an Charlotte haben sich nicht mehr gefunden. Nur noch ein Brief an Heinrich Stieglitz ist übrig, der hier den Abschluß bilden soll. Er zeigt, daß der letzte Mißklang noch nicht verstummt ist. Die übrigen darin behandelten Dinge gehören zur Redaktionsgeschichte des „Literarischen Zodiacus“. Das Gedicht „Dem deutschen Dichter August von Stägemann zu seinem Amtsjubiläum“ von Stieglitz wurde im Februarheft dieser Monatsschrift abgedruckt. Über die Entstehung des Hegelschen Gedichtes gibt uns die Selbstbiographie von Stieglitz Auskunft. Der Dichter hatte den Philosophen dringend gebeten, die Herausgabe seiner wichtigsten Werke, der „Geschichte der Philosophie“ und der „Philosophie der Geschichte“ ja selbst noch zu betreiben und dies nicht seinen Schülern späterhin nach seinem Tode zu überlassen, damit nicht der falschen und schiefen Urteile über ihn noch mehr würden. Er hatte ihm dann einen „Mitternachtsgruß an Hegel“ gesandt mit derselben Mahnung. Der Philosoph hatte sich darauf ebenfalls auf den Pegasus geschwungen und in burlesk-hölzernen Versen, die in den Anmerkungen zu jener Selbstbiographie (S. 432 f.) nebst dem Gruße von Stieglitz abgedruckt sind, auf den Zuruf des poetischen Jüngers und Freundes geantwortet. Es zeugt nur von Mundts gutem Geschmack, wenn er diesen Verswechsel für seine Zeitschrift zurückwies und von der Veröffentlichung abriet. So schrieb er denn an Stieglitz:

Vielen und herzlichen Dank für Deine Mittheilungen vom 19. d. Das Gedicht an Stägemann hat mich durchgängig erfreut; Vers und Ausdruck stürzen so stark und mächtig wie ein Bergquell, und man sieht es dem Gedicht ordentlich an, wie sich der Dichter, nach lange verhaltenem Musenathem, einmal wieder darin Luft macht, und nun um so gewaltiger und zugleich um so selbstgenießender, tönt. Das Gedicht wird, an Ort und Stelle, vorgelesen, gewiß einen großen Eindruck machen; das Persönliche des Gelegenheitsgedichtes ist durch die dabei mitgenommenen historischen Erinnerungen sehr wirksam, und doch ganz unabsichtlich, auf einen allgemeinen Hintergrund gestellt. Man erhalt zugleich eine sehr lebhafte Anschauung von dem Inhalt des Stägemann'schen Dichtens selbst, und bei der Polensache, wo die volle Brust Deiner Muse sich fast gegen den eigenen Gegenstand ihres Lobes empören möchte, macht sie uns wenigstens wohlthätige Gedankenstriche! Das nenne ich mir ein Gelegenheitsgedicht!!

Was das Gedicht von Hegel anbetrifft (ich kann mich kaum überwinden, es ein Gedicht zu nennen), so möchte ich jetzt, nachdem ich es kenne, dessen Veröffentlichung widerrathen! Dem „Fürsten der absoluten Normen“ steht sein Vers gar zu possirlich. Dein eigenes Gedicht vom J. 1831 habe ich mit großer Verwunderung gelesen und mit großer Verwunderung wieder gelesen. Sollte aber diese ganze seltsame Geschichte, die etwas Burleskes hat, in dem Poet und Philosoph über das Elend der Schule in Versen mit einander correspondiren, wirklich gedruckt werden, so will ich Dir den Eindruck davon sagen: Die *Freunde* Hegels werden sich ärgern, und den *Feinden* Hegels wird ein neuer Stoff zum Spott damit dargeboten werden! Keinem geschieht also ein Dienst damit, außer *etwa* den letzteren. Wenigstens in einem *Journal*, wo die Sache ganz zusammenhangslos auftritt, dies Gedicht mitzutheilen, möchte selbst *ich* dem Andenken Hegels nicht zu Leide thun; in H.'s *Vermischten Schriften* wäre es immer noch etwas Anderes. Doch würde ich es auch hier nur thun, wenn mehreres dieser Art aus H.'s Papieren da wäre, unter das man es mischte; *allein* stehend würde es sich zu fremde ausnehmen. Du hast Recht, Freund, zu sagen, daß Du Dich vor der ganzen Welt nicht scheust; aber vor Etwas muß sich doch ein öffentlicher Charakter (und das ist ein Schriftsteller!) scheuen, nämlich davor: *nicht lächerlich zu werden*. Gieb also lieber Deinen guten Dichternamen zu Allem, was das Elend der Schule anbetrifft, nicht her! Wer steht Dir z. B. dafür, daß man in Süddeutschland, wo man Dich weniger kennt, Dich mit dem Dichter des Don Ramiro[1] auf eine Stufe stellt? — — — — —

Der Faustische Feenabend war schön; nur that es mir im tiefsten Innern wehe, zu sehen, wie *Lottchen*, leidend und wie eine Mimose berührt, das *Mißverständniß* meines Briefes noch immer in sich nachwirkend zu empfinden schien. Ein Frauenherz ist ein gar zartes Saitenspiel, man glaubt es zu stimmen, und man verstimmt es. So soll es denn auch wirklich das allerletzte Mal gewesen sein, daß ich irgend Jemandem auf dieser Welt einen *guten Rath* gegeben habe. Auch was ich Dir jetzt über das Hegel'sche Gedicht und das Deine dazu gesagt, sieh nur als *meine Meinung* an, und *thue*, was *Dir selbst* gut scheint! Wer vermag das Unglück, die Verfeindung und dergl. alles zu ermessen, was durch einen leidigen *guten Rath* entstehen kann. In meinem Leben soll kein

[1] d. i. Professor H. G. Hotho, ein Hegelianer.

guter Rath, kein Eingreifen wollen in die Individualität eines Anderen, mehr aus mir herauskommen! Ich resignire gern auf alle Geltung meiner Ansichten, wie als Schriftsteller, so als Freund!

Aber aufrichtig werde und muß ich dennoch sein! Und weißt Du, wie mir Hegel in seinem Gedicht vorkommt? — *grade wie ein brummiger Tanzbär mit Musik!*

20. 12. 34. Abends spät: Dein Th. M.

Am selben Tage noch beantwortete Charlotte diesen Brief mit der einem testamentarischen Wunsche ähnelnden Bitte, alle ihre Briefe aus diesem letzten Sommer zu vernichten, ihrer krankhaften Aufgeregtheit halber. Auch ein Billett vom 26. Dezember nach gemeinsam verbrachtem Weihnachtsfest liegt noch vor (vgl. Denkmal S. 287). Vierundzwanzig Stunden später schon war sie ihrem Verhängnis erlegen, und ihr Gatte mußte den Freunden die Mitteilung ihres Todes machen, der alle Welt tief erschütterte.



Aus dem Stammbuch von Schillers Sohn Karl.

Von

Professor Dr. Ernst Müller in Stuttgart.

Im Nachlaß des Freiherrn Karl von Schiller (geboren 1793 in Ludwigsburg, gestorben 1857 als Oberförster a. D. in Stuttgart) befindet sich ein Stammbuch mit etwa 125 Einträgen auf einzelnen losen Blättern, unter denen einige illustrierte sich befinden. Dieses Album ist jetzt im Besitz der Frau Anna Lanz in Mannheim, der Nichte von Schillers Schwiegertochter, Frau Oberförster Freifrau von Schiller. Für die Überlassung des Stammbuchs zur Veröffentlichung sei dieser Dame auch hier der gebührende Dank ausgesprochen.

Das Album enthält hauptsächlich Einträge aus der Heidelberger Studentenzeit Karl von Schillers vom Jahre 1810 an. Demgemäß stammen auch die meisten derselben von Studenten her; doch sind auch manche von anderen Personen vorhanden, darunter von verschiedenen Damen. Mit ihren Einträgen sei der Anfang gemacht. Von dem Ursprung aller dieser poetischen Leistungen sehen wir ab. Manche trifft man auch in anderen Stammbüchern. Eine Stuttgarter Freundin Luise Landauer schreibt Tiedges Verse:

> Sei hoch beseligt oder leide;
> Das Herz bedarf ein zweites Herz.
> Geteilte Freud' ist doppelte Freude,
> Geteilter Schmerz ist halber Schmerz.

Eintragung des Pfarrers Franckh, Schillers Schwager, in das Stammbuch Karl von Schillers.

Incertain de son sort, l'homme avec défiance
Interroge l'éternité:
Il désire, il espère; ... et c'est à l'espérance
Qu'appartient l'immortalité

de votre ami
J. G. Cotta

Tubingue 6 Octobre
1810

Eintragung J. G. Cottas in das Stammbuch Karl von Schillers.

Auch deren Schwester Lida hat sich eingetragen. Albertine Cotta aus Stuttgart schrieb „zur Erinnerung“:

Wer edel denkt, hat nie den Zweck verloren,
Beglückt und tugendhaft zu sein.

Caroline von Reischach aus Eßlingen verewigte sich mit dem Verse:

Vielen teile Deine Freuden,
Allen Munterkeit und Scherz,
Wenig Edlen deine Leiden,
Auserwählten nur Dein Herz.

Zwei Bonner Schwestern, Josephine und Elisa Mehlem, ließen sich also hören:

Viel Glück, Heil und Segen
Begleite Sie auf allen Wegen!

und: Genießen Sie das Leben mit heiterem Gesicht
Und trifft mitunter Sie ein Leiden,
So sei es kurz wie dies Gedicht.

Eine Eva Zimmermann aus Ruhla notierte die Verse von Karls Vater, dessen Dichtungen überhaupt manche Verse entnommen sind:

Es prüfe, wer sich ewig bindet
Ob sich das Herz zum Herzen findet!

Zwei Schwestern, Henriette und Karoline Viktoria Hellmann, bemühen sich in folgendem eifrig um die Freundschaft Karl von Schillers:

Ihrer Freundschaft wert zu sein
Sei stets ein Wunsch für mich!

Sodann:

Einen Kranz für Sie zu winden
Wünsch' ich mir Vergißmeinnicht,
Möchten Sie mit mir empfinden,
Was der Wunsch der Freundschaft spricht.
Wer könnte dann auf dieser Erden
Glücklicher als ich je werden?

Sind diese Einträge von aller Zimperlichkeit und Geziertheit weit entfernt, so ist dies noch viel mehr bei den studentischen der Fall. Manche derselben sind ziemlich gepfeffert, zumal soweit sie auf das weibliche Geschlecht Bezug nehmen. Ein Wolf von Helldorf schreibt:

Wer nie ein Mädchen lieb gehabt,
Der ist kein braver Mann,
Wer nie an Freundes Brust sich labt,
Ist wahrlich übel dran,
Wer stets nur jagt nach Ehr und Ruhm,
Riskiert sein Kapitolium.

Ein anderer Eintrag lautet:

Wer Äpfel schält und sie nicht ißt,
Bei den Mädchen sitzt und sie nicht küßt,
Die Flasche hält und schenkt nicht ein,
Das muß ein dummer Teufel sein.

Der „wahre Freund“ Wilh. Obstfelder gibt folgende Mahnung:

Ein Mädchen und ein Gläschen Wein
Verscheuchen alle Not,
Und wer nicht küßt und wer nicht trinkt
Der ist so gut wie tot.

Ein Freiherr von Bibra hat folgenden Wunsch:

Dir wünsch ich ein Pfeifchen,
N' schön Mädel darzu,
Brav Wein und genieß dann
Dein Sächlein in Ruh.

Ähnlich sagt S. Zigenfuß aus Bruchsal:

Ein Plätzchen am Abend im schwellenden Moose,
Ein Pfeifchen Kanaster, ein Mädchen im Schoße,
Frohsinn im Herzen und Tugend im Sinn,
Dies, Freund, dies sei Deiner Arbeit Gewinn!

Von F. Englertt aus Eschweiler lesen wir folgenden Eintrag:

Gott im Herzen, ein Mädchen im Arm,
Das eine macht selig, das andere macht warm.

L. Scheild aus Frankenhausen versteigt sich zu folgendem Produkt:

Es schenke Sie der Himmel
Vier muntere rasche Schimmel
Ein Mädchen von 18 Jahren
So können Sie reiten und fahren.

Der stud. jur. August von Gemmingen aus Stuttgart äußert sich also:

Es grüne die Laube,
Die Küsse verschließt,
Es wachse die Traube,
Der Nektar entfließt!

Es blühe der Rasen,
Wo Liebende geh'n,
Wo Tanten und Basen
Die Küsse nicht seh'n!

Eine große Anzahl der Stammbuchverse beschäftigt sich mit der Freundschaft. Ernst und Scherz kommt dabei in gleicher Weise zum Ausdruck.

Der „dicke Gemmingen" schrieb:

Wer Freunde sucht, ist sie zu finden wert;
Wer keinen hat, hat keinen noch begehrt.

Ein Kurländer Studiosus Fr. v. Korffand:

Wenn Teufel beten, Engel fluchen,
Wenn Katz und Mäuse sich besuchen,
Wenn jedes Mädchen keusch und rein,
Dann hör ich auf Dein Freund zu sein.

Ein Forststudent O. Gschwind gibt die Versicherung:

Ich soll mich in Dein Stammbuch schreiben,
Ich weiß nicht was;
Wir wollen immer Freunde bleiben,
Gefällt Dir das?

Auch an anderen humoristischen, zum Teil derben Einträgen fehlt es nicht. Es seien nur folgende zwei erwähnt.

Der „Freund und akademische Bruder" J. H. Speyrer sagt:

Hirsche, Hasen und Studenten
Leiden gleiches Ungemach,
Jenen stellen Jäger, Hunde,
Diesen die Philister nach.

Der zweite von Krinitz lautet:

Lustig gelebt und selig gestorben,
Das heißt dem Teufel die Rechnung verdorben!

Auch zwei Lehrer sind in dem Album vertreten: Der eine, der Oberforstrat Professor Dr. Graf von Sponeck schrieb: „Sich in der Jugend Kenntnisse sammeln, welch ein Gewinn für das Alter!" Der Eintrag des anderen lautet: „Zum Andenken Ihres Freundes Ferdinand Schweins Professor." Schweins war Mathematiker, bei dem Karl von Schiller unter anderm Trigonometrie hörte.

Interessant ist ein französischer Eintrag von J. G. Cotta, datiert Tübingen 6. Okt. 1810:

Incertain de son sort, l'homme avec défiance
Interroge l'éternité;
Il désire, il espère; . . . et c'est à l'espérance
Où appartient l'immortalité.

Zwei Juristen, J. G. Camerer und A. C. Dürbig, bekannten sich zu folgendem Eintrag:

Nur der Mann mit edler Seele ist ein Gott auf dieser Welt,
Sei er König oder zähl' er sein erbettelt Kupfergeld.

Auch zwei Grafen Reuß, Heinrich LXIX. und LXX. jüngere Linie, zählten zu Karl von Schillers Freunden. Sie schrieben:

Der Schurke weicht; der brave Mann
Tritt nie aus seinem Gleise,
Stößt mit dem Tode selber an
Und trinkt — Glück auf die Reise.

Und (aus Schillers „Votiftafeln"):

Wirke Gutes, Du nährst der Menschheit göttliche Pflanze,
Bilde Schönes, Du streust Keime der göttlichen aus.

Schließlich sind noch drei Einträge von Verwandten hervorzuheben. Magister Franckh, Stadtpfarrer in Möckmühl, Gemahl von Luise Schiller, also Schwager des Dichters, „empfahl sich" am 3. September 1822 „seinem HE[=Herrn] Neveu" mit folgendem Verse:

Der beste Gottesdienst ist uns ins Herz geschrieben.
Ein Wort, doch recht gebraucht, und dieses heißet Lieben.

Ein Nachkomme von diesem, J. G. Franckh, ein Vetter Karl von Schillers, schrieb „zum Andenken" die Verse:

Schön blühend sei die Rose Ihres Glücks,
Nie treffe Sie der Stachel des Geschicks!
Stets heiter muß die Sonne Ihnen scheinen
Und alles sich zu Ihrem Glück vereinen.

Der dritte Eintrag endlich stammt von Carl F. Locher, stud. med., datiert Reichenberg 9. Oktober 1828. Es ist dies wohl ein Schwager Karl von Schillers, der ihn in Reichenberg

besuchte. Karl von Schiller hatte nämlich im Februar 1825 Luise Locher, eine Tochter des Oberamtsarztes Dr. Locher in Gaildorf, geheiratet. Karl F. Locher schrieb mit Rücksicht auf Schillers Braut die bekannten Verse, die auch andere gewählt hatten:

> Wohl dem, selig muß ich ihn preisen,
> Der in der stillen ländlichen Flur,
> Fern von des Lebens verworrenen Kreisen
> Kindlich liegt an der Brust der Natur.

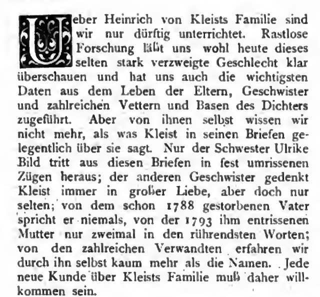
Außerdem erwähnen wir noch eine Anzahl Namen der „akademischen Brüder“ Schillers, die sich im Stammbuch finden. Darunter sind viele bekannte, meist adelige Namen, da Schiller offenbar einer vornehmen Studentenverbindung angehörte: L. von Both, L. von Boyneburg, Hel. von Bülow, L. T. von Buttlar, Ph. C. Gr. Fugger-Hoheneck, B. von Gerstdorf, Gr. von Giech, F. von Häseler, M. von Heeremann, B. von Kniestedt, L. von König, L. von Korff, W. von Mandelsloh, von Manteuffel, Martens, Fr. Merkel, A. von Osten-Sacken, C. und M. von der Recke, A. von Sandt, W. von Schweinitz, J. G. Schröder, C. Steinheil, E. und L. von Sternenfels, E. von Steuben, J. E. von Stockhorn, F. von Waldungen, Frhr. von Witzleben.



Ein Porträt des Vaters Heinrich von Kleists.

Von

Dr. Georg Minde-Pouet in Bromberg.



Ueber Heinrich von Kleists Familie sind wir nur dürftig unterrichtet. Rastlose Forschung läßt uns wohl heute dieses selten stark verzweigte Geschlecht klar überschauen und hat uns auch die wichtigsten Daten aus dem Leben der Eltern, Geschwister und zahlreichen Vettern und Basen des Dichters zugeführt. Aber von ihnen selbst wissen wir nicht mehr, als was Kleist in seinen Briefen gelegentlich über sie sagt. Nur der Schwester Ulrike Bild tritt aus diesen Briefen in fest umrissenen Zügen heraus; der anderen Geschwister gedenkt Kleist immer in großer Liebe, aber doch nur selten; von dem schon 1788 gestorbenen Vater spricht er niemals, von der 1793 ihm entrissenen Mutter nur zweimal in den rührendsten Worten; von den zahlreichen Verwandten erfahren wir durch ihn selbst kaum mehr als die Namen. Jede neue Kunde über Kleists Familie muß daher willkommen sein.

Einen nach dieser Richtung wichtigen Fund haben bereits meine Nachforschungen nach neuem Material für die nun abgeschlossene große Ausgabe der Werke und Briefe des Dichters ans Licht gebracht: mehrere Stammbücher von Mitgliedern der drei eng verschwägerten Familien von Kleist — von Schönfeld — von Pannwitz im Besitze des Oberleutnants Ernst von Schönfeld in Bremen, reich an Einträgen von Kleists nächsten Verwandten, auch einige Zeilen von der Hand des Dichters selbst und sogar seiner Mutter enthaltend. Sie sind von mir in der „National-Zeitung“ vom 24. Februar 1905 veröffentlicht worden.

Und nun vermag ich einen neuen Fund bekannt zu geben: ein Jugendbild von Kleists Vater. In der Familie der Nachkommen von Heinrichs jüngerem Bruder Leopold, der als Major a. D. und Postmeister in Stolp in Pommern 1837 starb, in der Familie, in der mir auch die Wiederauffindung des lange spurlos verschollenen einzigen Originalbildes des Dichters glückte, wird es aufbewahrt, ein prächtig erhaltenes, 0,265 m hohes, 0,21 m breites Ölbild.

Joachim Friedrich von Kleist, dem von seinem Vater Bernd Christian abstammenden Schmenziner Seitenzweige angehörend, wurde am 9. (nach anderen Quellen am 13. oder 30.) Oktober 1728 als ältester von drei Söhnen und fünf Töchtern in Schmenzin in Pommern geboren, studierte zunächst zwei Jahre in Frankfurt a. O., wo er am 18. November 1748 immatrikuliert wurde, erwählte aber dann die Militär-Laufbahn. Er trat in das Infanterie-Regiment (Alt-Schwerin) Nr. 24 in Frankfurt a. O. ein, war dort am 23. Mai 1751 Fähnrich, wurde am 1. Juli 1756 Leutnant, machte mit dem Regiment den siebenjährigen Krieg mit, wurde bei Kunersdorf am 12. August 1759 verwundet und avancierte am 13. September desselben Jahres zum Premierleutnant, am 1. Januar 1762 zum Stabskapitän. Nach dem Friedensschlusse kehrte er mit dem Regiment, dessen Chef nach dem Tode Schwerins bei Prag der Oberst von Diringshofen geworden war, nach Frankfurt zurück und wurde hier am 12. Juni 1770 zum Kompagniechef, am 3. April 1780 zum Major befördert. Er starb am 18. Juni 1788. Er heiratete am 29. September 1769 Karoline Luise von



Joachim Friedrich von Kleist, der Vater von Heinrich von Kleist.

Wulffen, die Tochter des Hauptmanns von Wulffen, Erbherrn auf Steinhöfel und Kersdorf bei Fürstenwalde, die ihm zwei Töchter, Wilhelmine und Ulrike, schenkte. Bei der Geburt Ulrikens am 26. April 1774 starb die Mutter, und Joachim Friedrich von Kleist vermählte sich zum zweiten Male im Januar 1775 mit der am 22. März 1746 geborenen Juliane Ulrike von Pannwitz, Tochter des Erbherrn auf Müschen, Babow und Gulben, Otto Heinrich von Pannwitz. Aus dieser Ehe gingen drei Töchter, Friederike, Auguste, Juliane, und die beiden Söhne *Heinrich* und Leopold hervor. Die Mutter überlebte den Vater um fünf Jahre; sie starb am 3. Februar 1793.

Die Kleistforschung erhält keine wesentliche Förderung durch die Auffindung dieses Bildes. Aber die Teilnahme, die wir dem Vater Heinrich von Kleists entgegenbringen, wird die Veröffentlichung gerechtfertigt erscheinen lassen und ihr Interesse entgegenbringen.



Neue Schriftgießerei-Erzeugnisse im sogenannten Empire- und Biedermeierstil.

Von

F. Frhr. von Biedermann in Steglitz-Berlin.



Der Beginn des XX. Jahrhunderts bezeichnet den Hochstand der Bewegung nach einem neuen Stil in der ornamentalen Kunst. Wohinaus es damit sollte, wußte man zwar nicht; man verlangte zunächst Freiheit für den Künstler, der nicht mehr an die Regeln zunftmäßig ausgebildeter Stilformen gebunden sein sollte, von dem man hingegen die, leider zu oft vernachlässigte Ehrlichkeit in der Behandlung des Materials und der Bekennung des Zweckes forderte.

Aus dem Sturm und Drang, der uns die unbestimmbaren Sezessions- und Jugendstile bescherte, ist man seitdem in ein langsameres Tempo übergegangen und hat sich wieder Zeit genommen, nach rückwärts zu schauen. Dabei beginnt man nun wahrzunehmen, daß das XIX. Jahrhundert, dessen künstlerische Qualitäten man recht gering eingeschätzt hatte, doch nicht so ganz ohne Ausdruck seines Zeitcharakters gewesen ist und Eigenheiten zeigt, an die man heute wieder anknüpfen kann, indem man sich anschickt, verlorene Fäden der Tradition neu aufzunehmen. Über die Zeit, in welche dieser Anknüpfungspunkt zu verlegen sei, ist keine ganz übereinstimmende Meinung herbeigeführt, denn die einen bauen auf der Grundlage des Barock, andere finden im Empire ihr Heil, diese scheinen aber nicht ganz klar darüber zu sein, ob sie nicht lieber bis zu dem unbestimmbaren Biedermeierstil vordringen sollen; vielleicht kommt auch bald die Zeit, da man noch in den sechziger Jahren des XIX. Jahrhunderts künstlerische Keime entdecken wird, die weiterer Entwickelung würdig sind.

So bietet das erste Lustrum des neuen



Abb. 1. Behrens-Schmuck der Schriftgießerei Gebr. Klingspor in Offenbach.



Abb. 2. Schrift Marly mit Biedermeier Ornamenten der Schriftgießerei Flinsch in Frankfurt a. M.

Säkulum ein etwas verworrenes Bild widerstreitender Meinungen und Strömungen, aus denen wir einen Stil der Zukunft noch nicht aufsteigen sehen. Sehen wir nun zu, wie sich in diesem Labyrinth unsere Schriftgießereien zurecht gefunden haben. Die Schrecken von „Sezession" und „Jugendstil" haben wir da in vollem Maße ausgekostet; kein Zweig des Kunstgewerbes konnte entsetzlicher darunter gelitten haben. Einige im allgemeinen und dunkel empfundene Wahrheiten wurden zwar von kräftigen Künstlernaturen zu einleuchtender Erscheinung gebracht, so daß z. B. das System der gemalten Schriften eine ziemliche Ausbildung erfahren hat, aber im großen ganzen sehen wir auch hier ein unsicheres Vorwärtstappen, das mehr auf die Launen der Mode als auf die großen Prinzipien des Fortschritts zu achten scheint.

Demzufolge ist denn auch „Empire und Biedermeier" heute die Losung in den Werkstätten der Typographie. Es ist so recht bezeichnend für die Stilverwirrung der Zeit, daß man zwei auf entgegengesetzten Empfindungen beruhende Kunstweisen zusammenwirft und nebeneinander gebraucht, kaum der grundsätzlichen Verschiedenheiten bewußt.

Das Empire, hervorgegangen aus der strengen Beobachtung altklassischer Kunst, die in der Literatur der Zeit eine Parallele fand, entwickelt durch das an römisches Wesen anklingende republikanische Gebahren der Franzosen, wollte cäsarischen Pomp mit schlichter Würde vereinen, während die Biedermeierzeit, um diese wenig geschmackvolle, nun aber einmal üblich gewordene Bezeichnung zu gebrauchen, nach den Stürmen der napoleonischen Zeit sich von dem Pathos des Kaisertums abwendet, halb gezwungen durch wirtschaftliche Nöte der Zeit, halb in einer Reaktionsstimmung, die den stillen Frieden nach langen Kriegsstürmen mit Behagen genießen wollte. Diese Zeit, welche zugleich die Keime der bald üppig entwickelten Gotik enthält, die Blütezeit der Romantik, steht mit der kurz vorangegangenen Epoche in einem prinzipiellen Gegensatz, der heute gar nicht empfunden zu werden scheint... Das Stilgefühl

Nikolaus Wagner, Frankfurt a. M.

Seifen- und Parfümeriewaren-Fabrik



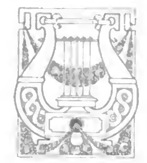
Frankfurt a. M.,

Gesangverein Erato

Brandenburg a. H.

Vereinslokal: „Zum Parlament"

Kaiserstraße No. 16.



Fest-Programm

zum

5. Stiftungsfest

am Sonntag, den 15. Mai 1906

im Tivoli-Garten.



Menu

Austern, Caviar, Anchovis

Tauben Suppe

Gedämpftes Ochsenfleisch

mit Nudeln

Rehziemer mit Erbsenbrei

Kapaunen-Ragout

Mayonnaise von Hummern

Vanille-Eis



Abb. 3. Schrift Marly mit Biedermeier-Ornamenten der Schriftgießerei Flinsch in Frankfurt a. M.





Abb. 4. Schiller-Schmuck mit Maria Antoinette-Schrift der Schriftgießerei D. Stempel A.-G. in Frankfurt a. M.





Abb. 5. Mignon-Zierat und Alte Fraktur

Abb. 6. Mignon-Zierat und Grasset-Cursiv

der Schriftgießerei Genzsch & Heyse in Hamburg.

scheint ganz abhanden gekommen zu sein, ebenso wie jeder eigentliche Stil, der nur aus einem einheitlichen Zeitempfinden entstehen kann. Eine Übereinstimmung beider Richtungen mag man darin gefunden haben, daß man beiden eine gewisse Schlichtheit entnahm, die auf der einen Seite ins Strenge und Monumentale geht, auf der anderen mehr gemütliche Töne anschlägt.



Abb. 7. Trio-Ornamente und Colonialcursiv-Schrift der Schriftgießerei Wilhelm Woellmer in Berlin.

Die Schriftgießerei hat nun für zweierlei Dinge zu sorgen; für Schriften und für Ornamente. In beiden Hinsichten war deren Anschluß an diese Moderichtungen nicht ohne weiteres gegeben, denn an und für sich bietet jene Zeit herzlich wenig Ausbeute dafür und kann mit den reichen Produktionen des Mittelalters und der Renaissance keinen Vergleich aushalten.

Die Schriftproduktion war um die Wende des XVIII. und XIX. Jahrhunderts in enge Grenzen gebannt. Man findet an der Frakturschrift vielfach kein Gefallen mehr und strebt, den klassischen Neigungen entsprechend, zur Antiqua, die Didot damals in neuen Schnitten auch nach Deutschland brachte; einschneidende Änderungen wurden aber nicht herbeigeführt. Die Romantik erfand allerdings gotische Schriften, aber diese kommen für die jetzigen Bestrebungen nicht in Frage. Soweit man für den Biedermeierstil Schriften aus jener Zeit wieder aufnimmt, geben Frakturen, deren Schnitt tief ins XVIII. Jahrhundert zurückgeht, den Ausschlag, wie sie schon seit den achtziger Jahren des XIX. Jahrhunderts vereinzelt dann und wann auftauchten.

Daran anschließend wäre noch einiger Neuschnitte zu gedenken, auf die wir bei anderer Gelegenheit näher eingehen wollen, da die Reform der Frakturschriften zum größten Teil ganz anderen Motiven zu verdanken ist, als hier zur Besprechung kommen sollen. Eine wesentliche Änderung und Verbesserung wurde jedoch auf dem Gebiete der sogenannten Schreibschriften in engem Zusammenhang mit der Stilwandlung herbeigeführt.

Bei der Beschäftigung mit dem Schriftgießereiwesen müssen wir uns an eine sonderbare Nomenklatur gewöhnen; so darf uns auch die Tautologie des Wortes Schreibschrift nicht befremden, ja, der Buchdrucker würde es auch



Abb. 8. Empire-Kasetten und Schrift Boldrini der Schriftgießerei Wilhelm Woellmer in Berlin.



Abb. 9. Empire-Ornamente der Schriftgießerei Julius Klinkhardt in Leipzig.

verstehen, wenn wir von Schreib-Schreibschriften etwas zu sagen hätten. Im Grunde ist ja jede Schrift „geschrieben". Der Sprachgebrauch ist über die Etymologie aber hinweggegangen und versteht unter Schrift die Lautbilder, unter „schreiben" nur die Art, mit der *Feder* Schrift zu erzeugen. Unsere Druckschreibschriften sind nun solche, die die Federzüge der Handschrift und zwar der Kurrentschrift nachahmen.

Hier handelt es sich nun besonders um das, was wir in der Schule lateinische Schrift nennen, denn die deutsche Schrift ist nur in geringem Umfange für Druckarbeiten zur Anwendung gekommen. Die Lateinschrift, wie sie die Schreiblehrer uns beizubringen suchten, hat aber auch als Grundlage der neueren Druck-Schreibschriften gedient. Die Lithographie hat sich das zweifelhafte Verdienst erworben, sie auf die jetzige Höhe gebracht zu haben. Des Lithographen „Englische Schrift" ist die langweiligste Ausgeburt der Schreibkunst, die je erdacht worden: charakterlos, schmächtig und schulmeisterlich. Trotzdem fand sie bei unseren kleinen Drucksachen, besonders auch für den privaten Bedarf, ausgiebigste Verwendung.

Für Visitenkarten, Einladungen, Familienanzeigen hatte die englische Schrift nahezu Monopol und hat die beste Gelegenheit gehabt, zur Verflachung des allgemeinen Geschmackes beizutragen. Noch bis in die jüngsten Tage haben sich die Schriftgießereien in der Erzeugung solcher Lithographenschriften in immer zarterer Linienführung und schöneren Schwingungen zu überbieten gesucht und es war höchste Zeit, hier Einhalt zu tun. Anderer kunstvoll verzierter Merkantil-, Akzidenz- und Zirkularschriften nicht zu gedenken.

Diejenigen, welche diese Übelstände erkannten, mußten sich nach älteren Mustern umsehen, die Anhalt für eine Verbesserung der Schreibschriften bieten konnten. Es werden wohl zuerst alte Kupferstiche auf brauchbare Formen hingelenkt haben, dann alte Schreibbücher und sonstiges Material, das aber in seinem Ursprung weit hinter der Zeit zurückliegt, an die wir hier denken. Eine dieser neuen Schreibschriften führt den Namen Ridinger-Schrift (Abb. 21), nach dem Kupferstecher Johann Elias Ridinger, der von 1695 bis 1767 lebte und bekannt ist durch seine Tier- und Jagdstücke, denen längere Unterschriften über die Lebensweise und Jagdbarkeit der Tiere beigefügt sind. Da es sich hierbei nicht um einzelne Titelzeilen, sondern um ganze, teils viele Zeilen füllende Sätze handelt, so mußte die Schrift durchdacht und sorgfältig ausgeführt sein.

Die Schriftgießerei Benjamin Krebs Nachf. in Frankfurt a. M. hat nach diesen Vorlagen

eine typographische Schrift von angenehmer Erscheinung schneiden lassen. Ridinger war dabei ja auch nicht ganz Original, sondern arbeitete nach der Weise älterer Meister, und so finden wir diese und ähnliche charakteristischen Schreibschriftformen schon in den bis ins XVI. Jahrhundert zurückliegenden Schreibbüchern und bei Anwendungen mancherlei Art.

Auf die weiteren Vorbilder dieser Schriften soll hier nicht eingegangen werden, nur im allgemeinen sei noch bemerkt, daß man an eine unmittelbare Übertragung der alten Schreib- und Kupferstichschriften nicht denken darf.

Jene vorbildlichen Schriften sind doch immer mit einer gewissen Freiheit behandelt, die dem strengen typographischen System, den gesteigerten Anforderungen unserer Zeit an stilistischer Einheit nicht entspricht. Aus verschiedenen Unterlagen war das für den Zweck geeignete herauszuholen und einer gründlichen Durcharbeitung zu unterziehen. Dabei haben die Schriften allerdings meist etwas von dem leichten federmäßigen Charakter verloren und sich den auf ähnlichen Prinzipien erwachsenen Kursivschriften genähert, namentlich dadurch, daß die verbindenden Anstriche bei den Gemeinen weggelassen wurden.

Hat man die Schreibschriften sonst nur für offenen Satz zu kleineren Akzidenzen und wohl selten zu geschlossenen Kolumnen verwendet, so eignen sich die meisten der neuen Schriften sehr wohl dazu, in geeigneten Fällen zu größeren Satzflächen zusammengebaut zu werden. Wir kennen ja aus jenen alten Zeiten auch manche Stücke, die diese Schriften in größerer Fläche aufweisen. Ein wie schönes Satzbild dabei entsteht, dafür ist ein Beispiel der Text zu dem bei Wasmuth erschienenen Werke „Architektur



Abb. 10. Biedermeier-Schmuck und Austria-Schrift von Julius Klinkhardt, Schriftgießerei in Leipzig.

von 1750—1850“ von Lambert und Stahl, den Ansgar Schoppmeyer im Kupferstichstil geschrieben hat, wonach er zinkographisch reproduziert wurde.

An der Herstellung typographischer Schriften dieser Manier sind die meisten unserer größeren Gießereien beteiligt. Es sind in der alphabetischen Reihe der Firmen, denen in Klammer die Namen der Schriften beigefügt sind, die folgenden: Bauersche Gießerei, Frankfurt a. M. (Trianon), H. Berthold, Berlin (Romana), Flinsch, Frankfurt a. M. (Französische Schreibschrift und Marly), W. Gronau, Berlin (Regina), B. Krebs



Abb. 11. Mignon-Zierat und Grasset-Cursiv von Genzsch & Heyse, Schriftgießerei in Hamburg.



Abb. 12. Biedermeierzierat von Julius Klinkhardt, Schriftgießerei in Leipzig.

Nachf., Frankfurt a. M. (Ridinger, und daraus entwickelt eine fette Reklameschrift „Biedermeier"), Ludwig & Mayer, Frankfurt a. M. (Manola und Elfe), Roos & Junge, Offenbach (Rococo), Schelter & Giesecke, Leipzig (Hispania und Rousseau), D. Stempel, Frankfurt a. M. (Maria Antoinette), W. Woellmer, Berlin (Boldrini, fast identisch mit Roos & Junges Rococo, beide wohl aus Amerika bezogen).

Vergleicht man diese Schriften, von denen die meisten in den hier beigegebenen Beispielen gezeigt werden, nebeneinander, so empfängt man keineswegs den Eindruck, als ob sie aus einheitlichem Stilgefühl entstanden seien. Wenn sie auch in ihren Grundformen alle auf verwandte Quellen zurückgehen, so sind sie doch verschieden in der Benutzung und in der Abhängigkeit von den englischen Schreibschriften, deren Schule sie teilweise noch nicht verleugnen können. Man sieht es manchen dieser Schriften noch an, wie die Aufgabe nur zögernd erfaßt wurde und die ersten Versuche mehr auf die veränderten Schnörkel als auf die solidere Gesamterscheinung der Schrift achteten. Viel war schon gewonnen, wenn ruhige und klare Grundformen an Stelle etwas gesuchter Bildungen traten, bis dann Erzeugnisse, die auf eingehendem Studium und feinem Verständnis der alten Art beruhen, von schreibgewandten Künstlern mit eigenem Empfinden durchtränkt und mit gutem Geschmack ausgeführt, zu einer durchaus befriedigenden Lösung gelangen.

Ohne das Verdienstliche dieser Leistungen zu verkennen, das in der taktvollen Wahl der Vorbilder, in ihrer richtigen Bewertung und der fachgemäßen Umbildung für moderne Augen und typographisch technische Anforderungen beruht, lag die Behandlung des Zierenmaterials doch weit schwieriger.

Die Änderungen, welche an den Schriftformen vor sich gehen, sind im allgemeinen nicht von so einschneidender Natur, daß dadurch der Charakter kürzerer Zeitepochen zu schärferem Ausdruck käme. Anders in der dekorativen Kunst, die in wenigen Jahren grundlegende Wandlungen zeigt.

So ist es gerade mit den beiden Stilrichtungen, die den neuen Gießereierzeugnissen die Namen gegeben haben. Hierfür war das Charakteristische herauszuholen, wobei die Anlehnung an Vorhandenes aber wegen des begrenzten Vorrates an Vorbildern weniger in Betracht gezogen werden konnte, diese auch wegen der technischen Verhältnisse eine weit umständlichere Umwandlung erfahren mußten. Erleichternd hingegen ist in Betracht zu ziehen, daß sich für beide Stilrichtungen verwandte Neigungen in der Kunstweise unserer Zeit bereits vorfanden, die nur einer stärkeren Betonung bedurften.

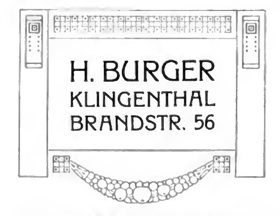


Abb. 13. Anker-Serie der Schriftgießerei H. Berthold A.-G. in Berlin.

Biedermeierzierat mit
Rousseau u. Hispania

Hierdurch geben wir uns
die Ehre, Sie zu unserem
Gesellschaftsball
ganz ergebenst einzuladen
mit der Bitte uns bis zum
15. Juni Ihre bestimmte
Zusage mitteilen zu wollen
Mit aller Hochachtung
Vorstand der Flora

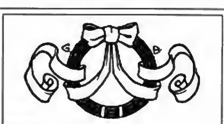
Kunst-Fayence
Max Brunt



Fabrieken te
Wormerveer
Amsterdam

J. G. Schelter & Giesecke
Kunstanstalt · Leipzig

Festtafel der Saxonia



Holländische Austern
Mockturtle-Suppe
Rindslende mit Blumenkohl
Hecht in Butter
Pökelzunge mit Spargel
Gänseleberpastete
Butter und Käse

Abb. 14. Biedermeier-Zierat und Schriften Hispania und Rousseau von J. G. Schelter & Giesecke, Schriftgießerei in Leipzig.

In der Typographie machte sich seit einigen Jahren das Bestreben nach strengeren Formen geltend. Die von den Setzern so genannte „Freie Richtung“, ein den üblen lithographischen Merkantilarbeiten nachgeahmtes Dekorationssystem, wurde verlassen und ein dem eigentlichen System der Satzkunst mehr entsprechendes rechtwinkliges Schema empfohlen, woraus sich Ernst und Steifheit auch für die dekorativen Elemente ergaben.

Man brauchte nur der dabei eingeführten Einförmigkeit einige belebende Dekorationen beizufügen oder geeignete ältere Motive in strengerem Sinne zu verarbeiten, um etwas im Geiste des Empire Verwandtes zutage zu fördern.

Man muß es den Zeichnern, die sich hierbei zu betätigen hatten, zum Ruhme nachsagen, daß sie sich nicht mit der Kopie von Motiven aus der alten Zeit begnügten, sondern teils durch Umwandlungen, teils durch Einführung neuer Ideen, etwas Eigenartiges geschaffen haben. Das so entstandene Neue hat mit dem Empirestil schließlich nur noch Anklänge gemein und kann nicht als eine Aufwärmung alter Formen angesehen werden.

Wenn man früher auf peinliche Stilreinheit ein großes Gewicht legte, so kommt diese jetzt hierbei gar nicht mehr in Frage, weil es sich schließlich doch um etwas Neues handelt, das mit dem Empire kaum so viel Berührung hat als dieses mit der Antike.

Was jetzt alles unter der Flagge des „Empire“ segelt, ist untereinander aber auch so verschieden, daß man eine Grenzlinie zu dem, was sich „Biedermeier“ nennt, nicht mehr finden kann, so daß diese Bezeichnungen aus mehreren Gründen ungerechtfertigt erscheinen; denn beide künstlerischen Ausdrucksweisen wurzeln in Bedürfnissen und Empfindungen unserer Zeit; die Namen verführen manche Zeichner nur dazu, an Stelle der Selbstschöpfung die Nachahmung zu setzen und lassen hinter der ganzen Erscheinung etwas Fremdes vermuten.

Es ist aber gut für alle Teile, sich bewußt zu werden, daß wir es nicht mit einer bloßen Aufnahme großväterlicher Allüren zu tun haben, sondern mit dem Ausdruck in gewissen Künstlerseelen vorherrschender, aus den Zeitverhältnissen erwachsener Stimmung. Ich brauche nur die Namen Heinrich Vogeler-Worpswede und



Abb. 15. Anker-Serie der Schriftgießerei H. Berthold A.-G. in Berlin.

Peter Behrens zu nennen. Sie bezeichnen die beiden entgegengesetzten Pole des künstlerischen Gepräges unserer Zeit. Hier waltet ein von dem wissenschaftlichen und technischen Geiste des Jahrhunderts geschulter strenger Verstand, dort ein von dem Stadt- und Großbetriebe abgestoßenes Gemüt, das sich ganz auf sich selbst zurückzieht und in lieblichem Spiel seine Phantasie walten läßt. Beide Künstler haben sich vielfach auf graphischem Gebiete betätigt und ehe sie noch daran dachten, sich in den Dienst der typographischen Regeln zu begeben — abgesehen von der Behrensschrift, die in den



Abb. 16. Anker-Serie der Schriftgießerei H. Berthold, A.-G. in Berlin.

Zusammenhang dieser Betrachtung nicht gehört — einen bestimmenden Einfluß auf die Produkte der Schriftgießereien gewonnen.

Vogelers im Inselverlag erschienene Gedichtsammlung „Dir", seine reizenden Leistchen zu Schröders im selben Verlag erschienenen „Sprüche in Reimen", der von Behrens ausgestattete, in der Reichsdruckerei hergestellte Katalog der Weltausstellung St. Louis 1904, sind markante Zeugnisse ihrer Kunstweise, die zugleich als Repräsentanten der in den Schriftgießereien unter dem Namen „Empire" und „Biedermeier" gepflegten Stilarten gelten mögen.

Unter den vielen Spielarten von Zierat, die in letzter Zeit aus den deutschen Schriftgießereien hervorgegangen sind und mit mehr oder weniger Recht zu diesen Kategorien gerechnet werden können, sind nicht alle repräsentabel. Die Güte der Erzeugnisse hält leider mit ihrer Menge nicht gleichen Schritt. Gehört schon große Aufmerksamkeit dazu, über die *Schrift*produktion ständig orientiert zu bleiben, so ist es fast eine Unmöglichkeit, sich über all den Wust unterrichtet zu halten, der auf dem Gebiete des typographischen *Zierwerks* zutage gefördert wird. Man muß staunend fragen, woher das Bedürfnis zu solcher Mannigfaltigkeit kommt. Wenn alles gut wäre, dürfte man ja nichts dagegen sagen; leider wird aber eine Masse geradezu unerträglicher Dinge auf den Markt gebracht und leider wird gerade das Schlechteste am meisten gekauft und verwendet.

Neuerdings haben allerdings die besseren Gießereien angefangen, tüchtige Künstler mit Entwürfen zu betrauen; oft hört man aber die Klage, daß die Künstler den praktischen Anforderungen der Technik und des Marktes nicht immer gerecht zu werden verstünden, und andererseits verdrießt es die Künstler, wenn ihre besten Ideen von dem Techniker nicht verstanden und mit ungeschickten Änderungen reproduziert werden.

Freilich, die Jagd nach dem neuesten Geschmack verdirbt auch viel auf beiden Seiten. Es wird immer noch zu wenig auf den Stil des Künstlers geachtet und zu oft verlangt, daß der Künstler in der Manier irgend einer gut eingeschlagenen Neuheit arbeite, um den Konkurrenten den Boden wieder streitig zu machen.

Was in Begleitung dieser Zeilen hier vorgeführt wird, ist nur zum geringsten Teil durch die Namen von Künstlern gedeckt: es ist eine Auswahl aus der Fülle der neueren Erzeugnisse, die, wenn sie auch nicht alle auf der ersten Stufe der Vollendung stehen, doch den besseren Teil typographischen Geschmackes unserer Zeit vertreten.

Da ist als der abstrakteste unserer Künstler mit den *Behrens-Linien* (Gebr. Klingspor, früher Rudhardsche Gießerei, Offenbach), deren Geist schon charakterisiert wurde (Abb. 1). Es ist dies ein architektonischer Aufbau in Linien, die in ihrer strengen Bewegung an moderne Eisenkonstruktionen erinnern. Die *Schiller-Einfassung* der

Schriftgießerei Flinsch in Frankfurt a. M. entspricht ähnlichen Motiven, ihre leichteren Formen klingen mitunter an gotische Ideen an. In die Bahnen altklassischer Formen lenken die *Schwarzweiß-Ornamente* der Bertholdschen Gießerei und auch die Woellmerschen *Trio-Ornamente* lassen sich zu ähnlichen Wirkungen zusammenbauen (Abb. 7), während die *Empire-Kassetten* (Abb. 8) derselben Gießerei sich weiter von dem Ziel entfernen, das ihr Name andeutet. Auch die *Empire-Einfassung* von Roos & Junge in Offenbach, die mit ihren pflanzlichen Motiven zu einer ganz anderen Richtung überleitet, erinnert kaum an das, was wir aus der Zeit vor hundert Jahren kennen; eher trifft der *Schiller-Schmuck* (Abb. 4) der Schriftgießerei D. Stempel in Frankfurt a. M. diesen Ton, der noch lebhafter in den von Hans Kozel gezeichneten modernen *Empire-Motiven* der Leipziger Gießerei Julius Klinkhardt (Abb. 9) angeschlagen wird. Bei letzterer ist mit dem leichten Linien- und Rankenwerk auch allerlei direkt an jene Tage anknüpfender figürlicher Schmuck verbunden. Hier ist nun der Übergang geschaffen zu einer Gruppe von Erzeugnissen, welche diese Motive in einmütiger Weise behandeln, so daß sich in ihnen ein bestimmter einheitlicher Stil ausgebildet zeigt.



Abb. 17. Empire-Schmuck von A. Numrich & Co., Schriftgießerei in Leipzig.

Es sind da zu nennen: der mit wenig Motiven ausgestattete *Girlandenschmuck* von Gentzsch & Heyse in Hamburg dann die mannigfaltigen *Empire-Einfassungen* der Firmen: Ludwig & Mayer und Benjamin Krebs (Abb. 20) in Frankfurt a. M. und A. Numrich & Co. in Leipzig (Abb. 17), ferner die als *Récamier* bezeichnete Ornamenten-Serie aus Wilhelm Gronaus Schriftgießerei in Berlin-Schöneberg (Abb. 18).

Unter dem Namen „Biedermeier" schließen sich Erzeugnisse der Firma Woellmer an, die in Verbindung mit strengerem Linienwerk wieder mehr an klassische Motive erinnern, ferner der von Julius Nitsche gezeichnete Buchschmuck und Zierat der Klinkhardtschen Offizin (Abb. 12) und der Zierat, den Schelter & Giesecke in Leipzig nach Zeichnungen von G. Belwe, M. Salzmann, W. Tiemann (Abb. 14) und andere herausgegeben haben.

An das Ende dieser Gruppe von anerkennenswert ausgeführten Schmuckserien stellen wir zwei großzügige Publikationen von Gießereien des Maingaues.

Der Vogeler-Zierat, den die Rudhardsche Gießerei (Gebr. Klinkspor) in Offenbach herausgegeben hat, ist eine Kunsterscheinung von epochaler Bedeutung, die eigentlich in ein Schema nicht hineinpaßt. Vogeler ist ein Künstler voller Originalität und voller Einfälle, womit er sich seinen persönlichen Stil schafft, der nichts an Eigenart verliert, wenn er auch Anklänge an schon Dagewesenes, seinem Wesen Homogenes nicht vermeidet. Hier bietet er nun eine Fülle von Ornamenten für Einfassungen,

Leisten, Vignetten, Initialen, sodaß man meint, ein ganzes Zeitalter damit versorgen zu können. Eine harmonische Künstlernatur streut da das ganze Füllhorn ihres Reichtums aus und viele werden davon satt werden.

Für die Typographie des täglichen Lebens ist aber doch Vogeler, dessen typographisches Material bereits in einem früheren Hefte der Zeitschrift für Bücherfreunde vorgeführt wurde, etwas zu eigen-persönlich. Während es natürlich zu wünschen ist, daß Drucksachen, die von Künstlern ausgestattet werden, durchaus deren Art zur Schau tragen, soll das für die typographische generelle Benutzung bestimmte Werk zwar nicht den Charakter verleugnen, aber ihn doch in gewisser Weise einschränken und es mag sich auf einem allgemeinen Niveau bewegen. Denn der Künstler kann die einzelnen Anwendungen seiner Schöpfung in der Praxis nicht überwachen und die Mißgriffe, die da unausbleiblich sind, werden bei allzu starkem persönlichen Gepräge der Schmuckteile auffallender und schlimmer sein. Zu seiner vortrefflichen Trianonschrift hat Heinrich Wieynk für die Bauersche Gießerei in Frankfurt a. M. auch passenden Schmuck (Abb. 19) gezeichnet, der in einem stattlichen Hefte mit vielen Anwendungen vorliegt. Wie die Schrift die richtigen Wege gefunden hat, aus dem Werke der Alten ohne Schönheitsverlust etwas Neues unserer Zeit Gemäßes zu gestalten, so bilden auch diese vielerlei Schmuckstücke ein annehmbares Kompromiß, um uns den Geist der Urgroßväter erstehen zu lassen, ohne daß er sich wie in toten Schemen zwischen die modernen Erscheinungen hineindrängt. Viele Anregungen und Motive hat der Künstler aus den Werken des Barock, des Empire und der Frühzeit des XIX. Jahrhunderts entnommen, aber alle sind sie wieder in dem Sinne verarbeitet, wie ihn die moderne Satz- und Drucktechnik verlangt. Damals herrschte der Kupferstich für die Buchornamente vor, dessen Finessen in den typographischen Stil nicht hineinpassen wollen. Wo Holzschnitt angewandt wurde, war die Zeichnung wieder zu derb. Selbst bei engem Anschluß an die Vorbilder hätte also eine vollständige Umwertung stattfinden müssen.

Doch der Anwendungskreis drucktechnischer Ornamentik ist heute ein ganz anderer, vielseitiger und weitgehender, so daß dafür auch andere Grundsätze zur Anwendung kommen müssen. Vor allem war natürlich auch der, seit hundert Jahren veränderten Anschauungsweise gerecht zu werden, die im Strich, in der Linienführung, der Anwendung der Ornamente,

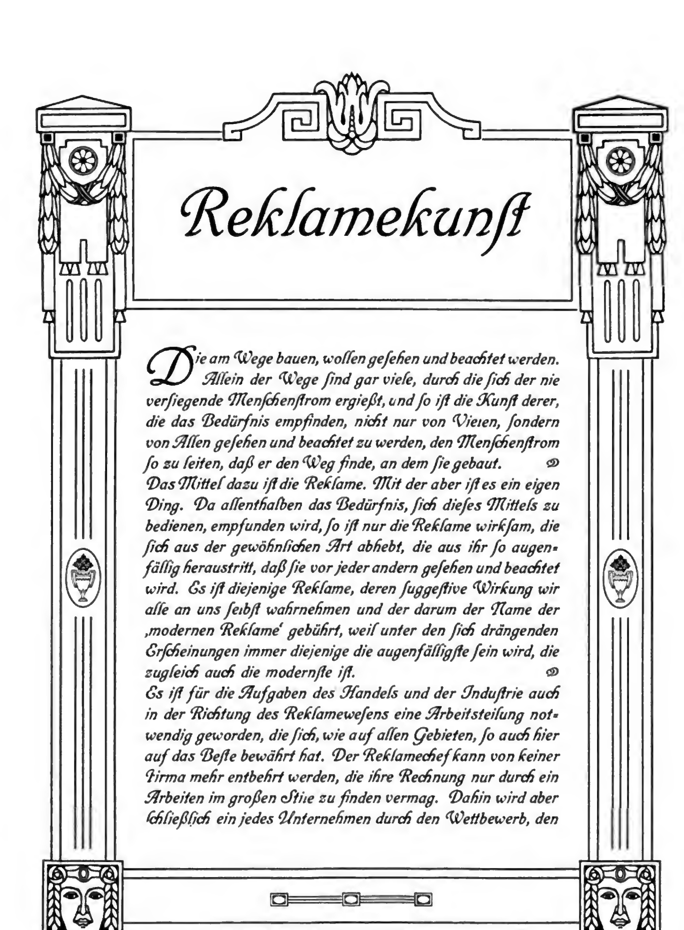


Wilhelm Gronau's Schriftgießerei
Berlin-Schöneberg führt eine für den Buchdrucker sehr wertvolle, vom Bücherfreunde geschätzte typographische Neuheit Klassischer Ornamente unter der Bezeichnung



von der Musterblätter auf Verlangen zu Diensten stehen.

Abb. 18. Récamier-Schmuck aus Wilhelm Gronaus Schriftgießerei in Schöneberg-Berlin.



Reklamekunſt

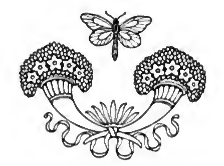
Die am Wege bauen, wollen geſehen und beachtet werden. Allein der Wege ſind gar viele, durch die ſich der nie verſiegende Menſchenſtrom ergießt, und ſo iſt die Kunſt derer, die das Bedürfnis empfinden, nicht nur von Vielen, ſondern von Allen geſehen und beachtet zu werden, den Menſchenſtrom ſo zu leiten, daß er den Weg finde, an dem ſie gebaut.

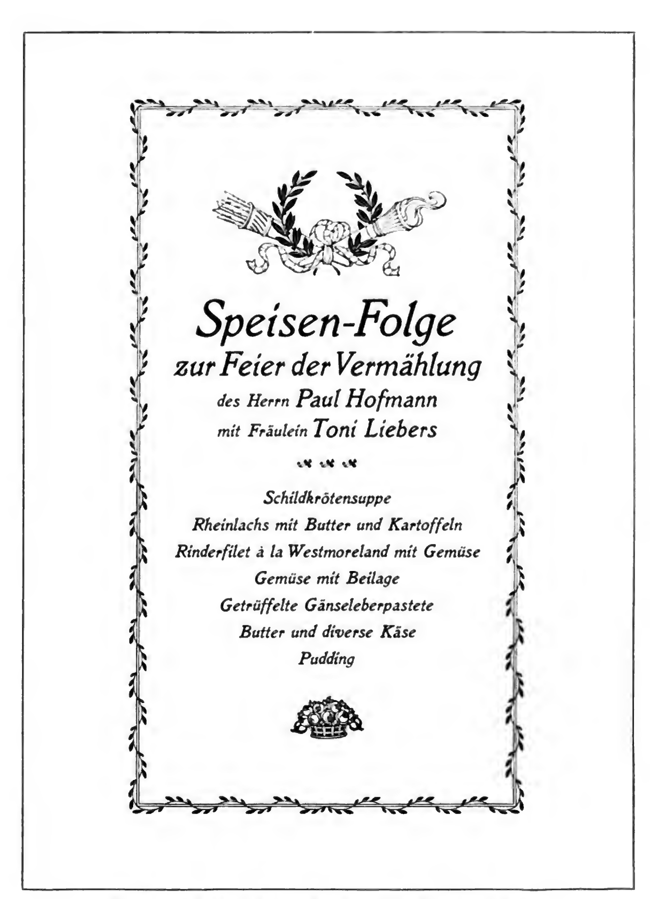
Das Mittel dazu iſt die Reklame. Mit der aber iſt es ein eigen Ding. Da allenthalben das Bedürfnis, ſich dieſes Mittels zu bedienen, empfunden wird, ſo iſt nur die Reklame wirkſam, die ſich aus der gewöhnlichen Art abhebt, die aus ihr ſo augenfällig heraustritt, daß ſie vor jeder andern geſehen und beachtet wird. Es iſt diejenige Reklame, deren ſuggeſtive Wirkung wir alle an uns ſelbſt wahrnehmen und der darum der Name der ‚modernen Reklame' gebührt, weil unter den ſich drängenden Erſcheinungen immer diejenige die augenfälligſte ſein wird, die zugleich auch die modernſte iſt.

Es iſt für die Aufgaben des Handels und der Induſtrie auch in der Richtung des Reklameweſens eine Arbeitsteilung notwendig geworden, die ſich, wie auf allen Gebieten, ſo auch hier auf das Beſte bewährt hat. Der Reklamechef kann von keiner Firma mehr entbehrt werden, die ihre Rechnung nur durch ein Arbeiten im großen Stile zu finden vermag. Dahin wird aber ſchließlich ein jedes Unternehmen durch den Wettbewerb, den

Abb. 19. Trianon-Schrift und Zierat der Bauerschen Gießerei in Frankfurt a. M.

Der Tod Ludwig Putschellers. des Vorkämpfers für den Alpinismus, des geistvollen Schilderers der Hochalpenwelt, hat in den Kreisen aller Berg- und Naturfreunde eine tiefe Trauer wachgerufen. Nun ruht er aus von seinen Wanderungen, der nimmermüde Forscher — doch seine Schriften, in denen er den großen Schatz seiner Erlebnisse und Erfahrungen niedergelegt, sind uns geblieben, seine entzückenden Schilderungen erfüllen nach wie vor jeden Naturfreund mit der Sehnsucht nach der Hochalpenwelt, nach Nebelgrau und Mattengrün, nach Firnenglanz und Gletscherluft. Die letzte literarische Arbeit des hervorragenden Meisters war der Aufsatz: „Die Wanderziele und Raststatten in den deutschen Alpen", doch war es ihm nicht vergönnt, denselben zu vollenden. Durch das Lieblingsgebiet des weitgereisten Alpenfahrers, welches zu schildern ihm vorenthalten blieb, durch das kleine, doch an Naturschönheiten überreiche Salzburger Land, soll der Leser nunmehr geführt werden. Idyllisch gelegene Orte, lauschige Seen, starre Kalkwildnisse, blinkende Firnketten vereinigen sich hier zu einem Bilde von harmonischer Vielgestaltigkeit; für Bergwanderer jeder Kategorie finden sich lohnende Ziele und freundliche Aufenthaltsorte. Diesem schließt sich im Salzachtal der Eiswall der Hohen Tauern an.





Speisen-Folge

zur Feier der Vermählung

des Herrn **Paul Hofmann**

mit Fräulein **Toni Liebers**

Schildkrötensuppe

Rheinlachs mit Butter und Kartoffeln

Rinderfilet à la Westmoreland mit Gemüse

Gemüse mit Beilage

Getrüffelte Gänseleberpastete

Butter und diverse Käse

Pudding

Trianon-Schmuck, ſowie Elzevir-Kurſiv der Bauerſchen Gießerei in Frankfurt am Main

Trianon, Schrift und Schmuck nach Zeichnungen von Heinrich Wieynk



Zum gefälligen Besuch
ihres neu eingerichteten
Salons für Damenmode
ladet ganz ergebenst ein
Marry Pfannschmidt
Hamburg
Reesendammbrücke 28





Eintrittskarte
zum
elften Stiftungsfeste
des Turnvereins „Jahn"
am Sonntag, den 7. Mai
in den gesamten Räumen
des „Hôtel Bühler"
zu Wandsbek



Henry Longfellow

Manufacturer of Printing
and Lithographing Inks

Nottingham

279 Victoria Street

Bauersche Gießerei in Frankfurt am Main und Barcelona



Abb. 20. Empire-Einfassung und Ridingerschrift der Schriftgießerei Benjamin Krebs Nachf. in Frankfurt a. M.

der Wahl der ornamentalen Motive zum Ausdruck kommt.

Allen diesen Forderungen hat der Trianon-Künstler wohl zu entsprechen vermocht, wobei er durch die ausführende Firma eine verständnisvolle Unterstützung gefunden hat.

Ähnliches sehr brauchbares Schmuckmaterial bietet die Schriftgießerei Flinsch in Frankfurt a. M., das in mehreren angenehmen Anwendungen hier sich zeigt (Abb. 2 und 3).

Wie sich aber aus diesem Schwarm für Urväterart weiter etwas Eigenartiges entwickelt und gestaltet, das zeigen uns zwei Produkte Norddeutscher Gießereien: Die Anker-Serie (Abb. 13, 15, 16) der Firma A. Berthold A.-G. Berlin und der Mignon-Zierat (Abb. 5, 6 und 11) von Genzsch & Heyse in Hamburg.

Die erstere, von dem auf graphischem Gebiete schon vielfach bewährtem Hans Anker gezeichnet, wirkt vorteilhaft durch klare Zeichnung, durch frische selbständige Auffassung und anmutige Gestaltung. Dabei ist den Erfordernissen des typographischen Stils, der Technik und Praxis verständnisvoll Rechnung getragen, so daß ihre vielseitige Verwendung zu ernsten und heiteren Dingen ins Auge gefaßt werden kann. Es sind verhältnismäßig wenig Figuren, aber diese sind mit gutem Bedacht gewählt.

Der Zeichner der Mignon-Serie, von der mir vorläufige Proben vorliegen, ist nicht genannt. Sie hat manches Verwandte mit der vorigen Serie, ist mit besonderen Einfällen gemischt und mit einem eigenartigen leichten Strich ausgeführt, der zur Anker-Serie wieder einen originellen Gegensatz bildet. In den Anwendungen wirken auch diese Stücke sehr reizvoll und verdienen viel benützt und beachtet zu werden.

Aus diesen Beispielen wird man ersehen, daß wir nicht Gefahr laufen, in der Stilmacherei zu versumpfen. Eine Übersicht wie diese wird überzeugen, daß wir heute den Kunstweisen vergangener Zeit nicht mehr als sklavische Nachahmer gegenüberstehen, sondern daß wir uns kräftig von ihnen zu neuer Schöpfung anregen lassen. Wenn auch der eigentümliche Reiz der Altväterkunst mitunter verleitet, etwas tiefer sich in ihrer Formenwelt zu verlieren, und im Bestreben, diese Reize auch anderen mitzuteilen, mehr davon zu übernehmen, als die Bedürfnisse unserer Zeit erheischen, so dürfen wir doch im ganzen gestehen, daß die gewonnene Ausbeute auf eine fruchtbare Entwickelung hindeutet.



Chronik.

Ergänzungen zum Goedeke.

Ein Stück Romantik aus der Bibliographie der deutschen Romantik. Wirr im Kopf wird dem Ärmsten, der heutzutage es unternimmt, ein vollständiges Exemplar der Werke des gelesensten unter den Romantikern, *Achim von Arnims*, zusammenzustellen. Zunächst versucht er es mit der *ersten* Ausgabe als der begehrenswerteren. Aber bald belehrt ihn Goedeke (zweite Auflage Band VI S. 77 Nr. 61), daß von dieser Berlin 1839f (und folgende) erschienenen Ausgabe nur Band I bis III und V bis VIII existieren sollen. Diese Angabe ist, obwohl aus der alten Auflage wieder abgedruckt, nicht richtig. Tatsächlich sind viel mehr Bände in dieser ersten Ausgabe erschienen; es existieren Bände mindestens bis Bandzahl 19. Immerhin gibt die Zusammenstellung aller Bände dieser ersten Ausgabe der Werke keine vollständige Sammlung, da wenigstens Band IV (Die Kronenwächter Band II) fehlt. Somit muß man sich an die zweite von Goedeke richtig verzeichnete Ausgabe in 22 Bänden halten; dieselbe ist datiert Berlin 1853—56. Da vollständige Exemplare der sämtlichen Werke Achim von Arnims fast gar nicht mehr im Handel vorkommen, muß man die einzelnen Bände mit Eifer und Geduld nach und nach zusammentragen, und es ist nicht so schlimm, wenn dabei einige Bände aus der ersten Ausgabe mit den Jahreszahlen 1839, 1840 usw. dazwischengeraten. Denn die Anordnung des Textes, Format, Bandzahl usw. decken sich; es wirken keine besonderen Verschiedenheiten störend im Ensemble.

Hingegen muß ein Warnungsruf erschallen, wenn sich Bände aus einer dritten, unserem Pfadweiser Goedeke ganz unbekannten „Neuen Ausgabe", die in nur 21 Bänden vollständig ist, hinein verirren, welche durchweg die Bezeichnung „Berlin, von Arnims Verlag" und die Jahreszahl 1857 trägt. Nicht deshalb sei gewarnt, weil diese dritte Ausgabe etwa minderwertig wäre; denn sie hat vielmehr Vorzüge vor den früheren und die Korrektheit des Textes ist die gleiche wie die der anderen, da es sich bei allen drei Ausgaben um denselben Druck handelt. In hohem Grade unangenehm ist es aber, daß diese dritte Ausgabe der sämtlichen Werke eine an sich sachgemäße Umstellung der Bände mit neugedruckten Doppeltiteln aufweist, so daß Band I—V die Novellen, Band VI—X die Schaubühne, Band XI—XIV des Knaben Wunderhorn, Band XV—XVI die Kronenwächter, Band XVII—XVIII Gräfin Dolores, Band XIX—XXI Landhausleben, Päpstin Johanna und Gedichte enthält.

Enttäuschung erlebt also der glückliche Käufer von Band IV, wenn solcher die Jahreszahl 1857 aufweist, denn die Kustode sagt ihm, daß er Band X der älteren Ausgabe in Händen hat und das Titelblatt und Inhaltsverzeichnis recht haben, wenn sie den Inhalt mit Novellen Teil 4 angeben.

Dagegen hat es der Bibliophile entschieden besser, der nur diese „neue" Ausgabe (für Goedeke neu im wahren Sinne des Wortes) „sammelt"; denn neben dem Vorzuge, daß Zusammengehöriges sich anschließt, bedenke man, daß der neben Band IV ebenfalls recht schwer erhältliche Band XXII gar keine Kopfschmerzen verursacht, weil er gar nicht existiert! Und doch ist diese seltsame und seltene Ausgabe ganz vollständig. Die Auflösung dieses Rätsels enthüllt uns Band V der neuen Ausgabe (1857); er umfaßt nämlich die Bände XI und XII der älteren Ausgaben, d. i. Wintergarten Teil I und II als einen Band, was ganz vernünftig ist, da diese Bände ziemlich dünn sind.

Es ist also die neue (dritte) Ausgabe der sämtlichen Werke eine vollständige, aber zugleich vollständig umgeordnete Titel-Auflage, d. h. mit unverändertem Text oder richtiger wieder benutztem Druck der älteren Ausgaben, so daß man sich bei einer Zusammenstellung der Werke A. v. Arnims, wenn man alle drei Ausgaben hierzu verwendet, nicht nach der Bandzahl des Titels, sondern nach dem Inhalt der Bände oder einfacher nach der Bandzahl der Kustoden am unteren Rande der ersten Seite jedes Bogens richten muß.

Die falsche Angabe Goedekes ist um so seltsamer, weil auf den Umschlägen der späteren Bände, die nicht so selten sind und ihm dennoch entgingen, gedruckt steht, welche Bände bereits erschienen sind. So enthält beispielsweise der mir vorliegende, im Jahre 1846 erschienene Band XVI auf der letzten Umschlagseite die Notiz „bis jetzt erschienen: Bd. I—III, V—XVI", die obendrein mit Titelangabe einzeln aufgeführt sind; ferner „In Kurzem erscheint: Des Knaben Wunderhorn III. Bd." Übrigens findet sich bei Goedeke an anderer Stelle (Bd. VI S. 73 No. 12 unter Wunderhorn) die richtige Angabe bezüglich der Bände XIII, XIV, XVII und ihrem Erscheinungsjahre (1845 und 46). —

Schließlich sei im Heine-Gedenkjahr noch einer vergessenen *Heine-Ausgabe* gedacht, die ebenso hübsch wie selten ist. Eigentlich sind es deren zwei sogar, aber die eine ist offenbar aus der anderen entstanden. Es sind 22 reizende Bändchen in Duodez, nämlich Teil 1—18, Neue Folge Band I—III und ein Bändchen: Heinrich Heine, Erinnerungen von Alfred Meißner, die sämtlich in grünen ornamentierten Umschlägen in Amsterdam bei M. H. Binger & Söhne in den Jahren 1854—56 erschienen sind. In Meyers Heine-Bibliothek findet sich dieses Schlußbändchen mit der Bezeichnung „Nachdruck" auf S. 97 angeführt, aber die vorangehenden 21 Bände sind ihm entgangen. Anscheinend hat ein Verleger H. Nijgh in Rotterdam eine Titel-Auflage in gleicher Ausstattung im Jahre 1860 veranstaltet, wenn es sich nicht um einen neuen Nachdruck handelt. Auch diese Rotterdamer Ausgabe fehlt bei Meyer.

Daß auch die Literatur über Heinrich Heine sich in der genannten Bibliographie bedeutend vermehren läßt, sei nebenbei erwähnt. Es fehlen interessante Bücher wie z. B. der Illustrierte Volkskalender für 1853, herausgegeben von Hoffmann, Stuttgart bei Hallberger, der zwei Radierungen von Neureuther zu Heine enthält. Unter 1845 vermisse ich die Abhandlung von

A. Ruge über die neueste deutsche Poesie (Heine usw.), die im Telegraph 1845 Nr. 4 enthalten ist. Unter 1844 fehlt Lud. Rellstabs „Paris im Frühjahr 1843“, in drei Bänden, Leipzig 1844; hier wird im 33. Brief ein Zusammentreffen mit Heine geschildert. Auch der Telegraph von 1844 bringt in Nr. 1 einen Aufsatz von G. S. (Schirges): Heine in Hamburg.

Die bei Meyer Seite 77 aufgeführte Ausgabe der neuen Gedichte, zweite Auflage, Hamburg und Paris 1844, ist zwar korrekt angegeben, aber der Zusatz: „Exemplare mit dem Vorwort gehören zu den größten Seltenheiten“ etwas stark übertrieben; der Zusatz „ziemlich selten“ wäre das Höchste, was man bewilligen kann.

Sodann sei noch für das Jahr 1843 auf die fehlenden „Briefe eines Deutschen aus dem Exil“, Winterthur 1843, aufmerksam gemacht, die eine Notiz über Heine enthalten, sowie für 1834 die dort fehlenden Romanzen und Balladen, welche Raßmann in Quedlinburg 1834 [Literaturkatalog 101 von Max Harrwitz Berlin Nr. 896] erscheinen ließ und die zwei Gedichte von Heine enthalten.

Besonders interessant ist aber die Rezension der Tragödien, welche im Jahre 1823 in Nr. 51 auf Seite 401—4 des literarischen Wochenblattes „Hekate“ erschien und Fr. Meyer entging. Auch für das Jahr 1837 kann das Taschenbuch für ernste und heitere Poesie, Auswahl deutscher Gedichte, herausgegeben von Ad. Glaßbrenner, sechs Teile, Berlin 1837, herangezogen werden, da es Beiträge von Heine enthält. Unter 1821 fehlt die Zeitschrift „Der Sammler“, ein Unterhaltungsblatt, das im Jahrgang XIII. Wien 1821 in Nr. 95 Byrons Manfred, nachgedichtet von H. Heine und in Nr. 125 „Der Herbst“ von Heine enthält. Schließlich ist noch für 1838 das seltene Taschenbuch „Ich gedachte Dein“, zu erwähnen, das Joh. Greger in Walterhof im Fichtelgebirge 1838 herausgebracht hat (vgl. meinen Literaturkatalog 101 Nr. 1261), in dem sich „Das Herzweh oder die Wallfahrt zu Maria, eine Legende“ verändert wieder findet.

Derartige Ergänzungen werden sich leicht vermehren lassen und es wäre wünschenswert, wenn neugefundene Nachträge allgemein bekannt würden.

Berlin. *Max Harrwitz.*

Ein Gelegenheitsgedicht des Barden Sined. Zu Goedekes „Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung“ (2. Aufl.) § 218, 11 = 4, 109f. Unter den bardischen Gelegenheitsdichtungen des Wiener Barden *Sined*, d. i. Joh. Nepomuk Cosmas Michael Denis, befindet sich auch ein Hochzeitsgedicht auf die Vermählung eines einstigen Schülers, das in der Sammelausgabe „Ossians und Sineds Lieder“, Wien 1784, V, 157 ff. abgedruckt ist. Doch existiert auch ein Einzeldruck des Gedichtes, auf den P. v. Hofmann-Wellenhof in seiner Monographie „Michael Denis. Ein Beitrag zur deutsch-österreichischen Literaturgeschichte des XVIII. Jahrhunderts“, Innsbruck 1881, auf Seite 199, Anm. 5 hinweist. Obwohl nun von Goedeke diese monographische Arbeit bereits herangezogen worden ist, entging ihm doch die Notiz, aus der sich der vollständige Titel des seltenen Einzeldruckes übrigens nicht entnehmen läßt.

Ein Exemplar dieses verschollenen Druckes wird in der Ferdinandeums-Bibliothek zu Innsbruck aufbewahrt; es trägt die Signatur F. B. 3093 (7) und führt den Titel:

Der / Blumenstrauß, / am / penklerischtoussaintischen Brauttage / gesungen / von / Sined dem Barden, / und von A. P. / einem Verehrer / des / neuverlobten Paares, / zum Drucke befördert. / WJEN, / gedruckt bey Johann Thomas Edlen v. Trattnern, / K. K. Hofbuchdruckern und Buchhändlern. / 1774. 4°. 4 Bl.

Der Text des zwölfstrophigen Gedichtes — die Strophe zu sechs Versen — läuft von Blatt 2^a—4^a; zu Beginn auf Blatt 2^a ist die Überschrift „Lied“ und unter Blatt 3^a die Blattzählung 3* angebracht. Das Gedicht ist auch im Leipziger Musen-Almanach für 1777, S. 207 ff. abgedruckt.

Graz. *Otmar Schissel von Fleschenberg.*

Shakespeareiana.

Shakespeares Spuren lassen sich wohl von seiner Wiege bis zum Grabe verfolgen, aber im ganzen ist das Licht spärlich, das uns seinen Lebensweg erhellt. Die Hoffnung ist dennoch niemals aufgegeben worden, daß eine gründlichere Durchforschung öffentlicher und privater Urkunden manche Aufklärung zutage fördern würde. Eine solche gelang Sir *Henry Maxwell Lyte*, dem stellvertretenden Direktor des Staatsarchivs, der durch einen Fund den Vorhang abermals gelüftet und einen Mosaikstein zu dem Lebensbilde des großen Dichters hinzugefügt hat. Diese Entdeckung besitzt jedenfalls den Wert, daß nach peinlichster Prüfung an ihrer Echtheit von keiner Seite gezweifelt wird.

Sir Maxwell Lyte und der als historischer Forscher bekannte Mr. *W. H. Stevenson*, hatten den Auftrag erhalten, das Hausarchiv des Herzogs von Rutland in Belvoir Castle durchzusehen, und bei genauer Durcharbeitung der Haushaltungsbücher der Familie während des XVI. und XVII. Jahrhunderts fanden sich auch in einem Bande die Rechnungen des sechsten Grafen von Rutland, beginnend mit dem August 1612 und endend mit dem August 1613. Der wörtliche Inhalt der zur Sache gehörigen Stelle lautet:

„Item, 31 Martii 1613, to Mr. Shakspeare in gold about my Lorde's impreso, Xliiijs; to Richard Burbage for paynting and making it, in gold Xliiijs.“ Der Buchführer hieß Thomas Screvin und der Posten war angesetzt unter der Generalüberschrift „Paymentes for houshold stuff, plate, armour, hammers, anvyles and reparacions“.

Um die Angelegenheit verstehen zu können, wird es nötig sein, über die damaligen Sitten des Adels einige Worte zu sagen. Des Poeten naher Freund und professioneller Kollege Burbage war der Teilhaber des ihm von dem Grafen von Rutland gewordenen Modeauftrags, und es muß hierbei in Erinnerung gebracht werden, daß Burbage ebenso als Zeichner und Maler wie als Schauspieler von seinen Zeitgenossen anerkannt

wurde. Ohne weiteres vermag ferner das Wort „Impresso" oder damals korrekter geschrieben „Impresa" nicht verstanden zu werden. Vielfach bezeichnet es ein heraldisches, mitunter aber auch nicht streng heraldisches Wappen mit Wahlspruch, Motto oder Devise. Zur fraglichen Zeit bedeutete es in der Ritterwelt indessen hauptsächlich eine en miniature gehaltene dekorative Verschönerung des Schildes, der Waffe und Rüstung nebst einem klassischen und oft in irgend einer Beziehung zu dem Besitzer stehenden Zitat aus alten oder modernen Dichtern. Sir Philip Sidneys „Impresa" hatte z. B. den Wortlaut „Sine refluxu". Das Ganze wurde in seiner dekorativen Ausstattung als ein moderner Sport behandelt.

Shakespeare erwähnt ein „Imprese" in „König Richard II." und zwar heißt die betreffende Stelle (Act III, Sc. 1, l. 25): „Whilst you have fed upon my signories, Dispark'd my parks and fell'd my forest-woods, From my own windows torn my house, hold coat, Raz'd out my *impress*, leaving me no sign, Save men's opinions and my living blood, to show the world I am a gentleman."

In der Schlegel-Tieckschen Übersetzung findet sich der obige Passus in der Mitte der zweiten Szene wie folgt wiedergegeben:

„Indessen ihr geschwelgt auf meinen Gütern, mir die Geheg' entfegt, gefällt die Forste, Mein Wappen von den Fenstern mir gerissen, den *Wahlspruch* mir verlöscht, kein Zeichen lassend, Als Anderer Meinung und mein lebend Blut."

Im Jahre 1613 am Lady Day (25. März) erschien der Graf von Rutland in einem Turnierfest vor dem König Jacob I. mit seinem neuen „*Impresa*" und wird hier der Name des sechsten Grafen von Rutland zum ersten Male mit Shakespeare in Verbindung gebracht. Sein Onkel stand in nahen Beziehungen zu dem Grafen von Southampton, bekannt als Shakespeares Gönner, und seine Tante war die einzige Tochter von Sir Philip Sidney.

Ein interessanter, auf den sozialen Unterschied zwischen Shakespeare und Burbage hinweisender Umstand wird durch die in Frage kommende Eintragung sehr deutlich veranschaulicht: Der erstere wird *Mr.* Shakespeare genannt, weil er 1599 von dem Heroldsamt die Berechtigung erhalten hatte, ein Wappen zu führen und den Titel „Gentleman" beanspruchen konnte. Im übrigen wurde die Honorierung für beide in gleicher Höhe bewertet, d. h. jeder erhielt 44 Schilling in Gold, vielleicht in der sogenannten „Angels" à 11 Schilling oder in Doppelkronen. Es bleibt zu bedauern, daß die Entdecker des Fundes, da ihnen das herzogliche Schloß und die Archive zu Gebot standen, nicht methodischer vorgegangen sind und zu ermitteln suchten, welchen Wahlspruch der Dichterfürst dem Hause Rutland damals gegeben hatte. Hierdurch wäre der Schatz erst vollständig gehoben worden; jedenfalls aber hätte man das Eingeständnis erwarten können, daß trotz aller aufgewandten Mühen und allen Nachsuchens auf allen Wappen, Schildern, in Turnierbüchern und Chroniken nichts Bezügliches zu identifizieren gewesen sei.

In denselben Rechnungen, drei Jahre später indessen, kommt wiederum eine Eintragung für Burbage vor hinsichtlich eines „Impresa", honoriert mit 4 £ St. 18 Schilling zu einem Turnier, in welchem der Graf diesmal am 25. März 1616 vor Jakob I. kämpfte. Leider nur aus zu triftigen Gründen konnte sich Shakespeare an der Ausführung dieses „Impresa" nicht beteiligen, denn er lag um diese Zeit auf seinem Sterbebette.

Einen ferneren Beitrag zur Shakespeare-Forschung lieferte Mr. *C. W. Wallace*, ein amerikanischer Professor, der in dem Archiv der Stadt London unter den alten Prozeßakten eine Klage von „William Shakespeare, gentleman" an das Tageslicht hervorzog. Das Klageobjekt bildete ein Haus in der Nähe von Blackfriars in London.

London. *Otto von Schleinitz.*

Goethe und das Duell.

Der Zufall spielte mir jüngst ein Buch „Über die Abschaffung der Duelle auf unseren Universitäten" in die Hand, das nach verschiedenen Richtungen hin Interesse erwecken dürfte. Der Titel lautet:

Wie die Duelle, diese Schande unseres Zeitalters, auf unsern Universitäten so leicht wieder abgeschafft werden könnten, nachgewiesen von *Dr. Heinrich Stephani*, k. bair. Kirchenrathe, Dekane und Ehrenritter des k. Hausritterordens vom h. Michael. Leipzig 1828, F. A. Brockhaus.

Zuvörderst dürfte das Buch für die Bibliographie insofern in Betracht kommen, als auf Seite 131 *ein Brief Goethes* vom 5. Januar 1792 mitgeteilt wird, der zwar bereits in der Weimarer Sophien-Ausgabe 4. Abteilung, 9. Band, Seite 293 abgedruckt ist, *ohne jedoch den Adressaten namhaft zu machen.* Der Brief hat folgenden Wortlaut:

„Den mir von Ew. Hochwohlgebl. zugesandten Entwurf eines Planes zur Abschaffung der Duelle habe mit Vergnügen gelesen und mich über den Gesichtspunkt gefreut, aus dem so viele hoffnungsvolle junge Leute diesen Gegenstand ansehn. Ich werde nicht verfehlen, Serenissimo sogleich das eingereichte Schreiben mit den Beilagen vorzulegen und wünsche mir Einfluss genug, diese gute Sache befördern zu helfen, und dabei das schmeichelhafte Zutrauen zu verdienen, womit mich ein so schätzbarer Theil unsrer akademischen Bürger beehrt hat.

Weimar, den 5. Jan. 1792.

J. W. Goethe.

Wie sich aus dem Buch von Stephani ergibt, ist der Brief an einen *Herrn von Deyn* gerichtet, einen der Deputierten der zur Abschaffung der Duelle verbundenen Landsmannschaften.

Was die Anteilnahme Goethes an diesen Bestrebungen anlangt, so ergeben die in der Stephanischen Schrift mitgeteilten Aktenstücke, daß sich Deputierte eines großen Teiles in Jena Studierender in einer Eingabe, de dato Jena den 19. November 1791, an den Großherzog von Weimar gewandt haben mit dem Petitum: „dass sich alle Rechtschaffen denkende unter den Studirenden zu dem Zwecke vereinigen möchten,

unter dem gnädigsten Gutheissen Ew. Herzogl. Durchl. ein Paktum zu errichten, wodurch jeder dem Zweikampfe entsagte; zu gleicher Zeit solche Bestimmungen zu verabreden, welche die Ehre eines jeden gegen alle Beleidigungen in Schutz nehmen, und die wir zu seiner Zeit zur gnädigsten Bestätigung und Approbation vorzulegen nicht ermangeln werden." Sie bitten ferner „um Ernennung einiger Comissarien, unter deren Aufsicht und Leitung sie diesen wohlthätigen Plan ausführen können. Würden dabei Ew. Herzogl. Durchlaucht auf den Geheimenrath Goethe, und unter ihren hiesigen Lehrern auf die Hofräthe Schnaubert und Schütz gnädige Rücksicht nehmen, so würden sie sich eine desto glücklichere Vollendung versprechen, je allgemeiner und grösser das Vertrauen der hiesigen Studirenden zu diesen vortrefflichen Männern ist."

Die erbetenen Kommissarien wurden auch vom Großherzog bewilligt und unter deren Leitung, vermutlich mithin unter Mitwirkung von Goethe, ein Plan zur Abschaffung der Duelle ausgearbeitet, der zuvörderst den respektiven Landsmannschaften zur Begutachtung unterbreitet, sodann in einer Eingabe vom 3. Januar 1792 an „die Durchlauchtigsten Erhalter der Gesammt-Akademie Jena zur hohen Einsicht und gnädigsten Ausführung" vorgelegt wurde. Diese Eingabe enthält den Plan, den Goethe in seinem an den Deputierten von Deyn gerichteten Schreiben vom 5. Januar erwähnt. Diesem Plane ist auch der Entwurf von „Gesetzen" beigefügt, der in der Stephanischen Schrift S. 120ff. abgedruckt ist. Er zerfällt in allgemeine Gesetze und spezielle Gesetze. Die allgemeinen Gesetze enthalten nichts Bemerkenswertes. Nummer 1 erklärt: „Jeder Student hat nach dem Ausspruche der gesetzgebenden Vernunft mit dem andern gleiche Rechte."

Nummer 3: „Wer von dem andern in seinen Rechten gekränkt wird, darf sich weder durch Zweikampf noch andere Mittel Selbstgenugthuung verschaffen; sondern muss sich darum an das akademische Gericht wenden."

Hingegen enthalten die speziellen Gesetze einige merkwürdige, kulturhistorisch nicht ganz uninteressante Bestimmungen. Schon Nr. 1 mutet merkwürdig an: „Da die Rechte unter den Studirenden gleich sind, so ist jeder gehalten, dem andern die Hälfte auf der Strasse, oder wo sie sich sonst begegnen, auszuweichen."

Nr. 4 lautet: „Wer den andern schimpft und ihm der Ehre nachtheilige Dinge entweder ins Gesicht oder hinter dem Rücken sagt, muss im überwiesenen Falle vor dem akademischen Gerichte dem beleidigten Theil in Gegenwart mehrerer Freunde, die dieser mitzubringen das Recht hat, öffentlich Abbitte thun, auch in sehr gravirten Fällen sogar eine schriftliche Ehrenerklärung ausstellen. Pasquillanten werden mit achttägigem Carcer bestraft."

Die Nummern 6 und 8 regeln im folgenden das Schlagen mit der Hand:

„Jeder einfache Schlag mit der Hand wird mit zweitägigem Carcer bestraft, es mag der Schlagende von dem andern geschimpft worden sein oder nicht."

„Mehrere Schläge mit der Hand werden mit acht und mehrtägigem Carcer bestraft."

„Damit die Carcerstrafe gehöriges Gewicht erlange, so wird a) Niemand anders als dem Wächter oder einem Arzte erlaubt, zu dem Gefangenen zu gehen. b) Darf ihm des Morgens nichts als eine Portion Kaffee, des Mittags Suppe, Gemüss und Fleisch, des Abends eine Portion Braten, und als Getränke nicht mehr als zwei Maas Bier, Wasser aber in beliebiger Menge gegeben werden."

Nummer 11 setzt strenge Bestimmungen für Ausübung des eigenen Hausrechts wie folgt fest:

„Wer in seinem Zimmer den andern auf eine grobe Art, ohne vorhergegangene Beleidigung, oder ohne vorhergegangenes höfliches Ersuchen, ihn allein zu lassen, oder sonstige vorhergegangene Erklärung, dass er sich dessen Besuche verbittet, zur Thüre hinausweist, oder gar hinauswirft, wird im ersten Falle mit eintägigem, im zweiten mit zweitägigem Carcer bestraft."

Am eigentümlichsten berührt Nr. 12, die einen wunderbaren Einblick in die damaligen unter den Studenten und zwar wahrscheinlich nicht nur unter den Jenenser Studenten augenscheinlich herrschenden Gebräuche gewährt.

„Das Begiessen mit dem Nachttopfe ohne vorhergegangenes dreimaliges Kopfwegrufen wird das erste Mal mit dreitägigem Carcer, das zweite Mal, wenn es in einer Frist von sechs Monaten geschieht, mit acht Tage Carcerstrafe belegt. Ausserdem muss er die beschädigten Kleidungsstücke bezahlen."

Scharfe Bestimmungen enthalten die Nummern 14 und 15:

„Wer sich wirklich schlägt, wird cum infamia relegirt und zugleich sein Vaterland davon benachrichtigt."

„Wer einem Zweikampfe beiwohnet, wird als Theilnehmer einer solchen entehrenden Thorheit gleichfalls relegirt."

Irgend etwas darüber, was weiter aus der Eingabe beziehungsweise aus dem ganzen Plan geworden ist, ist aktenmäßig nicht bekannt. Stephani erwähnt (S. 97), daß ein hierüber gepflogenes Gespräch mit Goethe nicht viel Gutes ahnen lasse,

„denn dieser liess die Worte fallen, dass man die Eingabe nur für das Werk einiger bessern Köpfe hielt, dasselbe dem noch rohen Geiste des grossen Haufens aber nicht entspräche; und es sei eine Maxime der Regierungsklugheit: ‚Die Menschen nicht so zu behandeln, wie sie sein sollten, sondern wie sie wirklich sind'."

Die Eingabe scheint einfach ad acta gelegt worden zu sein.

Berlin. Dr. *Ernst Magnus.*

Verschiedenes.

Der VI. Band von Klimschs Jahrbuch (1905) mit seinen vielen technischen Abhandlungen und Berichten über Neuheiten aus dem Gesamtgebiete der graphischen Künste enthält wieder mehrere für unsere Leser ganz besonders interessante Artikel. *Friedrich Bauer* erörtert den *modernen Buchtitel.* Bauer beginnt mit

einer Geschichte des Titelsatzes; es ist unsern Lesern ja bekannt, daß die ersten Bücher, auch die gedruckten, noch keinen Titel führten, sondern mit einer vollen Seite, meist einem schöngezierten Initial unter den Einleitungsworten: „Hier beginnt das Buch" anhoben. Erst allmählich löste sich die Überschrift vom Texte und nahm langsam die ganze erste Seite in Besitz. Bauer erwähnt lobend die lapidare Kürze der ältesten Titel und bringt in seinen, dem Text eingestreuten Abbildungen ein paar Beispiele aus den verschiedenen Jahrhunderten, mit dem Teuerdank von 1517 beginnend. Der Begriff eines „modernen" Buchtitels, meint Bauer, sei sehr unbestimmt und bestünde oft nur darin, daß der sogenannte Titel an seinem Platze überraschend eigenartig oder auch absonderlich wirke, so daß mancher alte Titel unter die Rubrik „modern" in diesem Sinne fallen dürfte. Zweiunddreißig wirkliche Buchtitel in verkleinertem Maßstabe dienen dem Artikel als Anschauungsmaterial. Der Verfasser bestimmt zuerst die Teile des Titels und stellt dann allgemeine buchästhetische Sätze auf, wie sie zum Teil an dieser Stelle schon vielfach ausgesprochen worden sind, zum Teil mir aber auch zu rigoros erscheinen. So heißt Satz 2: Der Titel soll so wenig als möglich verschiedene Schriftgrößen aufweisen. Da auf einem Titel nur Notwendiges stehen soll, so habe es keinen Sinn, einen Teil des Wortlauts durch übermäßige Kleinheit vor dem übrigen zurückzusetzen. Hier entscheidet meines Erachtens die Augenfälligkeit allein. Die übrigen Forderungen des Autors sind so berechtigt, daß manches als selbstverständlich erscheint, gegen das doch viel verstoßen wird, wie gegen Satz acht, der lautet: Zierat auf dem Buchtitel ist auf das äußerste zu beschränken! Die Zeit der goldüberklexsten Prachtausgaben ist ja glücklich überwunden, aber es gibt unechte „Liebhaberbändchen", die eben so schlimm sind wie jene und ganz besonders wird auf der ergiebigen Fläche der Dedikationsexemplare gesündigt, so daß sie bisweilen reliefierten Landkarten gleichen.

Mit einigen Worten über den Charakter des Reklametitels, der ja dem Buchumschlag und Innentitel nahe verwandt ist, endet der Aufsatz. Ihm schließen sich zwei Artikel von *Wilhelm Hellwig* an: *„Neubuchstaben für den Sprachschatz"* und *„Die Satztechnik des Auslandes"*. Ersterer ist auf sprachvergleichender Grundlage aufgebaut und behandelt, nach Ländern geordnet, Versuche auf dem Gebiet der Neuschaffung und interessiert mehr den Neuphilologen; letzterer beschäftigt sich ebenfalls mit Vergleichen, die sich aber auf das Handwerksmäßige, sozusagen auf das eigentliche Typenbild beziehen.

Aus der großen Reihe weiterer wertvoller Beiträge erwähne ich noch: *Die Reproduktion von Karten und Plänen* von *Friedrich Hesse* — *Die Spielkartenfabrikation* von *August Weichelt* — *Über den Lichtdruck in den Tropen* von *A. Saal* — *Papiergefüge und Bedruckbarkeit* von *Dr. Paul Klemm.*

Besonders letzterer Artikel verdient die Beachtung unserer Leser. Man weiß oft nicht, an welcher Tücke eine sorgsamst vorbereitete Reproduktion scheitert, eine gepflegte Type ihre Schärfe verliert. Über die verschiedenen Strukturen im Papier und ihre Verwendbarkeit, über die Ungeeignetheit späterer Nachglättung der Oberfläche, über die Art, die Struktur eines Papiers beurteilen zu lernen, gibt Dr. Klemm wichtige Fingerzeige.

Der in graues Englischleinen mit grau-goldner Titelpressung gekleidete Band entspricht natürlich in seiner sorgsamen Einfachheit den ästhetischen Grundsätzen seiner Mitarbeiter. Das graublaue, leicht gemusterte Vorsatzpapier, der scharfe einheitliche Druck auf schön gerieftem Material, die tadellos ausgeführten, auf farbigem Karton aufgezogenen Buntdruckbeilagen respektive die Heliogravüren auf Kupferdruckpapier bilden ein harmonisches Ganze. —m.

Oskar Bie: „Der Tanz". Verlag von Bard, Marquardt & Co., Berlin 1906.

Ein ästhetischer Universalismus, der Bie „die Zeit, alle Zeit in beweglichen Dingen" rhytmisieren heißt, gibt seinem Buch — ganz abgesehen von der virtuosen Sprachtechnik, plastischen Deutlichkeit und schließlich fast dichterischen Gestaltung des Stoffes — vor allem jenen weiteren Horizont, den wohl alle Werke über das gleiche Thema vor Bie pedantisch-einseitig vermissen ließen. Noch vor den Rhytmen des Tanzes lauscht Bie den Rhytmen des freieren Sturmes, der über die Steppen wandert, dem wechselnden Liede der Ströme und Meere, dem Rhytmus der zeitlichen Wolken, die über den Berghang tanzen. Rhytmus ist alles: „Der gesellschaftliche Verkehr", „Das Fest der Elemente" — zwei geistreiche Kapitel aus dem Bieschen Buche, die die Entstehung des „Tanzes als Kunstwerk" einleitend illustrieren, bis es dann „Die Musik" vollenden hilft, die sich als abstrakte Kunst übrigens von rein physischen Rhytmen längst befreit hat. Indes spricht Bie nicht allein als Ästhet, er will zeitweilig auch Gelehrter sein, der aus Quellen erhärtet, wie er zu Prinzip und Anschauung kam. Uns mag seine Vielseitigkeit um so erwünschter sein, als er auf seinem Marsch durch Kunst und Natur häufig genug Gebiete aufdeckt, die nur selten beschritten oder besser: heute schon wieder vergessen sind. Bie spricht vom Rhytmus des Feuers, den prunkliebende Höfe zu festlichem Schauspiel in ihre Dienste stellten: dabei gibt er die wichtigsten Bibliographien verschollener Feuerliteratur. Er gibt die Entwicklung des „Gesellschaftstanzes" von der Renaissance, die ihn erst schuf, bis herauf ins XIX. Jahrhundert: dabei vergißt er nicht, die wichtigste Tanzliteratur zu zitieren. Arbeau in Frankreich, die Italiener Caroso und Negri, die späteren Franzosen Feuillet, Rameau, Noyerre — Noyerre führt das große Wort namentlich in Bies entzückendem „Ballet" —, selbst Tauberts dicker und langweiliger, aber doch „Rechtschaffener Tanzmeister" von 1717, dann um die Mitte des verflossenen Jahrhunderts Cellarius' Tanzlehrbuch defilieren an der Seite weniger berühmter Kollegen vorbei. Einer der glücklichsten Essays, „Der Tanz im Dienst", stellt Kulturelles aus jüngster und älterer Zeit hart nebeneinander, aber man wird die historischen Ausführungen über den sich

mählich entwickelnden und ästhetisch ebenso oft wie kriegerisch verwerteten Rhythmus des Soldatentums mit nicht geringerem Vergnügen lesen, als etwa Bies Skizzen über Geschichte und Wesen des Sports.

Im übrigen: ein bibliophiler Band, dem die ganze Sorgfalt unserer Zeit die geschmackvollste Ausstattung lieh. Auf weiches rotes Leder ist in Gold eine Tänzerin eingepreßt, die sich graziös auf blutenbestreuter Wiese dreht. Hinter ihr, gleichfalls in Gold, beschnittene Taxushecken. Dann grünweißes Vorsatzpapier mit Blumenmotiven und einfacher Lyra in jeder Ecke. Unter den Kunstbeilagen — es sind ihrer im ganzen gerade hundert — muß man kaum eine besonders hervorheben: die Illustrationen zu Bies Text sind den Werken der besten Meister aller Völker entnommen. Die Art, wie sie den Text des Buches unterbrechen, zeugt übrigens von raffiniertem Geschmack. Zwischen weißem, schönlettrigem Büttenpapier tragen unaufdringliche, schwere grau-braune Sonderblätter die Reproduktionen. Watteaus farbige „Gesellschaft im Freien" ruht als Titelbild auf schwarzem Hintergrund. Von *Karl Walser* — auch die Tänzerin in Gold ist sein eigen, die dann als eine der Hauptvignetten immer wiederkehrt — rührt der Buchschmuck her. Bie hat die graphische Darstellung der Courante und des Menuetts in sein Werk nicht mit aufnehmen wollen, um, wie er selbst sagt, „die tänzerische Linie Walsers" nicht zu unterbrechen. Das ist zugleich auch Walsers beste Kritik.

Berlin. *Karl Fr. Nowak.*

Die öffentlichen Bibliotheken und die schöne Literatur. Mit besonderer Beziehung auf die Cölner Stadtbibliothek von Dr. *Adolf Keysser.* Cöln 1903. Verlag der Du Mont-Schaubergschen Buchhandlung. — Veröffentlichungen der Stadt-Bibliothek in Cöln. Beiheft 5. VIII u. 26 S.

Die bemerkenswerte kleine Schrift tritt in warmen Worten für eine Reform unserer öffentlichen Bibliotheken nach der Richtung hin ein, daß sie nicht nur, wie dies gegenwärtig meistens der Fall ist, rein wissenschaftlichen Zwecken dienen, sondern auch dem Unterhaltungsbedürfnis entgegenkommen sollen. Für die richtige Schätzung der poetischen Literatur wäre die Erkenntnis von hohem Werte, daß sie, sofern die Benutzung der Bibliotheken jedermann gestattet und von keinerlei Zwang oder Vorurteil eingeschnürt wäre, ein vortreffliches Mittel sein würde, die ästhetische und damit auch die ethische Bildung weiterer Volkskreise zu fördern und das Problem einer einheitlichen Volksbildung seiner Lösung näherzubringen. Die praktischen Vorschläge des Verfassers laufen darauf hinaus, daß er den Bibliotheken eine Vermehrung ihres Besitzstandes an Werken heimischer Dichter, sodann aber auch an literargeschichtlichen Werken, Reden, Briefen und Bildnissen von Dichtern, an guten Übersetzungen fremdsprachlicher Werke und nicht zuletzt auch an Romanen empfiehlt. Keysser beklagt es, daß die Sammelarbeit unserer Bibliotheken auf dem Gebiete der poetischen Literatur noch nicht allgemein geregelt ist. „Haben wir erst ein großes deutsches Bildungsamt, es wird auch hier ein weites Feld für regulierende Tätigkeit vorfinden." Von den wissenschaftlichen Bibliotheken erstreben einige große Zentralen annähernde Vollständigkeit; anderen, auf die Provinzen verteilten Anstalten — man hat sie unter dem Namen „Territorialbibliotheken" genannt —, fällt dann die Aufgabe zu, zunächst in größerer Auswahl das anerkannt Beste aller Zeiten und Völker zusammenzustellen, hierauf aber die ganze poetische Literatur desjenigen räumlichen Gebietes, für das sie zunächst wirken sollen, *vollständig* zu vereinigen und damit an ihrem Teile zur Pflege und Erhaltung eines blühenden Zweiges der „Heimatkunst" beizutragen. Die Cölner Stadtbibliothek hat sich seit einigen Jahrzehnten zu einer bevorzugten Stelle für die Ansammlung und das Studium der gesamten Literatur zur Geschichte und Landeskunde der Rheinprovinz entwickelt, und Dr. Keysser legt am Schluß seiner Ausführungen das Programm dieser Bibliothek, deren Direktor er ist, näher dar. Bei der Sammlung der poetischen Literatur werden zwei verschiedene Richtungen eingehalten. Es handelt sich zunächst um die Werke derjenigen Dichter, die nach Geburt oder wegen langjährigen Aufenthalts als Rheinländer zu betrachten sind, dann aber auch ohne Rücksicht auf die Herkunft oder den Wohnort des Verfassers um alle diejenigen Dichtungen oder Sammlungen von solchen, deren Gegenstand dem Rheinlande, seiner Natur, Geschichte oder Sage entnommen wurde. Eine Kritik dem dichterischen Werte nach wird bei der Aufnahme ebensowenig geübt wie nach Konfession oder politischer Stellung der Autoren. Das hier aufgestellte Programm ist im höchsten Grade nachahmenswert, und es bleibt nur zu wünschen, daß sich recht viele Städte im deutschen Vaterlande finden möchten, die Cölns Beispiele folgten.

Leipzig-Gautzsch. *Paul Seliger.*

Ein paar hübsche Buchausstattungen verdienen erwähnt zu werden.

Der Segen, Dichtungen von *Will Wesper* ist in der C. H. Beckschen Buchandlung in München (1905) zum Preise von M. 2.40 erschienen. Der Buchschmuck von *Käte Waentig* zeichnet sich durch entschiedene Originalität aus. Er begleitet in Form von Kopf- und Fußleisten den in schönen großen lateinischen Typen gedruckten Text und ist in seiner Anordnung so eigenartig, daß man ihn nirgends einzureihen weiß. Bald scheint es, als habe der Panzer eines Schaltiers das Grundmotiv abgegeben, bald sind es pflanzliche Formen, die variiert erscheinen. Der Umschlag besteht aus einer Art bräunlicher Büttenpappe, von der ein dem Prinzip der hängenden Fuchsien etwa abgelauschtes Muster, auf tiefgrauem Grunde mit blauen Samenstempeln, sich vornehm abhebt. Ein ausgespartes rechteckiges Feld trägt den Titel. Die Rückseite trägt rechts oben ein Signet: die Buchstaben C. H. B. in einem von blauen Früchtchen erfüllten Ring. Das gleiche hübsche Signet wiederholt sich auf dem schmalen, glanzfaserigen Falz, der an Stelle des üblichen

Schmutzblattes steht. Unter dem Text des Titelblattes befindet sich ein Rechteck, das mit assyrisch wirkendem Linienschmuck ausgefüllt ist.

Held und Holdin, eine Improvisation von *Walter Rodlo*, gehört zu den Neuerscheinungen des Modernen Verlagsbureaus (Curt Wigand, 1905, Berlin-Leipzig). Der Buchschmuck beschränkt sich hier auf schmale, zierliche Beerenleistchen in Corinthrot und ebensolche Initialen, auf zwei Masken hinter dem Innentitel, und einen Ritter als Cul-de-lampe. Dieselben Masken bilden in Goldpressung den einzigen Schmuck des gerippten corinthbräunlichen Deckels. Ganz reizendes Vorsatzpapier, corinthfarbene Rittersspornblüten mit feinem grünen Stielgewirr und mattgelblichen Zwischenfeldern, ist zur Auskleidung verwendet worden.

Aus dem Verlag von A. Francke in Bern (1906) rührt ein Band *„Hochzeitsspiel"* von *Carlot Strasser* her, der auf hervorragend schönem gerissenem Papier gedruckt ist und ebenfalls sehr niedlichen Vorsatz — weiße Beeren an grünen Stengeln auf sanftgrünem Grund — hat. Gegen den imitiert-pergamentnen Umschlag mit seinem vielen Gold und dem wahrscheinlich heliogravürten Bachushaupt in Dunkelrot, ist allerdings vom buchästhetischen Standpunkt sehr viel einzuwenden.

Unter den letzten Veröffentlichungen der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart befindet sich u. a. *„Großmutter, ein Buch von Tod und Leben. Gespräche mit einer Verstorbenen." Herausgegeben von Richard Schaukal.* Der graue halbrauhe Einband zeigt eine feine Ziervignette in dunkelblauen Linien von *Heinrich Vogeler*, in deren Mittelschild der Titel in dunklem Braun gedruckt ist. Die Vignette wiederholt sich einfarbig auf dem Schutzumschlag. Als Vorsatz wurde ein geometrisches Muster in Gelb und Graugrün gewählt. Von vornehmer Wirkung ist der Innentitel, dessen schwarze schlanke Typen nur durch zwei graublaue Striche und ein winziges Kränzlein gehoben werden.

Eines der neuesten Druckwerke aus den *„Endymion-Series"* von George Bell & Sons in London ist der Gedichtband von *Alfred Tennyson*. Die Illustrationen stammen von *Eleanor F. Brickdale* und sind in der bekannten etwas süßlichen englischen Manier gehalten: sehr viel Figürliches und meist das Stoffliche des Gedichtes zur Darstellung verwendet. Reiner Buchschmuck ist wenig vorhanden, doch findet sich grade unter den stilisierten Blumenrahmen der Vollbilder manche feine und zierliche Leiste, so unter anderem die Schneeglöckchen zu „St. Agnes Eve" oder der Rittersporn zur „Princess". Besonders hübsch gelungen ist die Schlußvignette: Efeublätter um eine der Sonne zujubelnde Lerche. Hier fällt auch der Hang zum Kleinlichen weg, der englischen Durchschnittsillustrationen so oft anhaftet. —m.

Ein uraltes Volksbuch der Norweger, *Snorre Sturlassöns Königssagas* (nach den Anfangsworten des ersten Kapitels lange „Heimskringla" = die runde Scheibe der Welt, bezeichnet), die das Leben der norwegischen Könige bis 1177 lebendig und volkstümlich schildern, ist in neuer, sehr wohlfeiler „Nationalausgabe" erschienen, die dadurch ermöglicht ist, daß das norwegische Storthing, übrigens schon 1900, also nicht erst unter dem Einfluß der gegenwärtigen nationalen Bewegung im Lande, 20000 Kr. dazu bewilligte. Bücherfreunde werden natürlich dieser billigen Oktavausgabe die ursprüngliche in Quart von 1899 vorziehen, die erste und bisher vorzüglichste Leistung neuer norwegischer Buchkunst. Dem Verlag, J. M. Stenersen & Co. in Kristiania, gelang es, zu der sehr reichen Illustrierung so hervorragende Künstler wie die Maler C. Krohg, Gerhard Munthe, E. Werenskjold, V. Wetlesen und andere zu gewinnen. Ihre Bilder entsprechen dem altnordischen Geist des Werkes meistens gut in ihrer alten Holzschnitt-Strichzeichnung; namentlich Munthe, der auch ein Initialalphabet und zu jeder Seite oft abwechselnde Kopfleisten lieferte, gebietet über eine echt nordische Phantasiekunst; sein Vermögen, auf kleinstem Raum eine Kreis- oder Vierecksform, die als Zwischenstück zu zwei nebeneinanderstehenden Versstrophen dient, mit phantastischen Tieren, Windungen, Gewächsen oder Skizzen aus dem Heldenzeitalter zu füllen, ist einzigartig. Die möglichst wortgetreue Übersetzung in modernes Norwegisch besorgte eine Autorität Professor Gustav Storm. Seine Darstellung von Snorres Leben und Schriften, Anmerkungen, Namenregister, Kartenskizzen und Abhandlung über die vorhandenen Handschriften und verschiedenen Ausgaben verleiht dem Buche Bedeutung auch für die Wissenschaft. Dazu kommt ein photochemigraphisches Faksimile des einzigen erhaltenen Blattes der ältesten bekannten Handschrift, die um 1260, 20 Jahre nach Snorres Tod, auf Island geschrieben wurde und 1728 mit der Kopenhagener Universitätsbibliothek verbrannte. Für den Bibliophilen sind weiter von Interesse das charakteristische Porträt, das Krohg von Snorre gibt, die Reproduktion von W. G. Collingwoods Gemälde der Landschaft Snorralaug bei Reykjaholt und besonders die Faksimilia der ersten Seite in 10 verschiedenen Ausgaben dieser Sagas, von Mathis Störsöns Auszug Kopenhagen 1594 an bis zu St. Schjötts Übertragung in norwegisches Landsmaal und Finnur Jonssons philologisch-kritischer Ausgabe; ferner schmücken Bildnisse Storms und der Illustratoren sowie der früheren Übersetzer das Werk. Sein Inhalt selber gewinnt aktuelle Bedeutung heute, wo Norwegens ruhmvolles Königtum erneuert ist, dessen alten Träger schon so oft die Namen Haakon und Olav führten. G. B.

Für die Redaktion verantwortlich: Fedor von Zobeltitz in Berlin W. 15.
Alle Sendungen redaktioneller Natur an dessen Adresse erbeten.

Gedruckt von W. Drugulin in Leipzig für Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig auf Papier der Neuen Papier-Manufaktur in Straßburg i. E.

ZEITSCHRIFT

FÜR

BÜCHERFREUNDE.

Monatshefte für Bibliophilie und verwandte Interessen.

Herausgegeben von Fedor von Zobeltitz.

10. Jahrgang 1906/1907. Heft 3: Juni 1906.

Aus den Mannesjahren Friedrich Halms.

Reisebriefe aus des Dichters ungedrucktem Nachlaß,

mitgeteilt von

Dr. Anton Schlossar in Graz.

Unter den österreichischen dramatischen Dichtern der Grillparzerzeit nimmt der Freiherr Eligius von Münch-Bellinghausen, rühmlich bekannt unter seinem Poetennamen Friedrich Halm, nach dem Großmeister der österreichischen Poeten unbedingt die erste Stelle ein. Man mag im einzelnen an seinen recht viel bewunderten und in ganz Deutschland begeistert aufgenommenen Hauptdramen: Griseldis, Ein Sohn der Wildnis, Der Fechter von Ravenna, Wildfeuer heutzutage manches ausstellen und einen scharfen ästhetisch-kritischen Maßstab berechtigt finden, muß aber jetzt wie früher anerkennen, daß Halm dramatische Kunstwerke reich an echter Poesie geschaffen hat, die zum Herzen sprechen, daß er eine dramatische Technik besaß, die alle Mittel ins Treffen zu führen und vorzüglich zu verwenden wußte, daß er selbst den scheinbar spröden Stoff auf die gewandteste Art wirksam zu formen verstand. Daneben hat Friedrich Halm auch als Lyriker Beachtenswertes und als Novellist Weniges, aber Ausgezeichnetes geboten. Aus dem Leben Halms sind nur vereinzelte Mitteilungen bekannt geworden, bis der Verfasser dieser Zeilen versucht hat, anläßlich der Herausgabe von „Halms Ausgewählten Werken" in vier Bänden (Leipzig, Max Hesse, 1904) eine zusammenhängende, möglichst ausführliche Darstellung vom Leben und Wirken des am 22. Mai 1871 im 65. Jahre seines Alters verstorbenen Dichters als Einleitung jener Ausgabe abzufassen. Mannigfaches ungedrucktes Material hat dabei zu Gebote gestanden und ermöglichte es, den Menschen und Dichter zu schildern und verschiedene irrige Anschauungen zu berichtigen, die lange Zeit hindurch über ihn sich als eine Art Tradition festgesetzt erhielten. Frühzeitig einer liebenden Mutter beraubt, wurde der junge Freiherr zumeist außerhalb des Hauses erzogen. Eine Zeitlang war dies in dem Stifte Melk an der Donau der Fall, wo der

Exlibris mit Ansicht der K. K. Hofbibliothek in Wien um 1850.

Geistliche Michael Enk von der Burg sein Lehrer wurde, derselbe Enk, der später die hervorragende Begabung Halms als Dichter erkannte und ihm beim poetischen Schaffen beratend und helfend zur Seite stand. Enk ist selbst eine charakteristisch hervortretende Gestalt im literarischen Leben Altösterreichs. Seine Dichtungen und seine ästhetisch-kritischen Arbeiten erweisen ihn als scharfen Denker und geistvollen Poeten. Leider war das Leben, das er im Stifte Melk als Konventuale geführt, kein glückliches; er fühlte sich nicht wohl im geistlichen Stande und dies führte schließlich dahin, daß er am 11. Juni 1843 ein selbstgewähltes Ende in den Wellen der Donau fand. Sein Schüler Halm hat dem älteren Freunde und Berater stets ein pietätvolles Andenken bewahrt und ihm auch in Grafenwörth a. d. Donau ein Steinmonument setzen lassen.

Münch-Halm war, abgesehen von seinem seit der Aufführung der „Griseldis" (1835) ihn immer mehr der Höhe des Ruhmes zuführenden poetischen Schaffen, auf der österreichischen bureaukratischen Laufbahn rasch vorwärts gekommen. Als Verwaltungsbeamter bekleidete er schon 1844 den Rang eines wirklichen Regierungsrates. In dem genannten Jahre aber wurde er zum Kustos und Vorstande der kaiserlichen Hofbibliothek in Wien und damit auch zum Hofrat ernannt, mit Hintansetzung Grillparzers, der sich um dieselbe Stelle beworben hatte und seinen Mißmut über deren Nichterlangen nie verwinden konnte. So hatte Baron Münch eine glänzende Stellung erreicht; später, im Jahre 1867, gelangte er zu einer der höchsten und einflußreichsten Stellungen überhaupt, da er zum Generalintendanten der k. k. Hoftheater und zum Hofbibliothekspräfekten ernannt worden war. Aber Halm war dennoch stets eine verschlossene, niemals zufriedene Natur, die der Welt mehr oder weniger verbittert gegenüberstand. Der Grund hierfür ist wohl in seinem Familienleben und in den Kränkungen zu suchen, die ihm auf literarischem Gebiete zugefügt wurden. Er hatte schon mit 20 Jahren Sophie, die Tochter des Freiherrn von Schlössnig, des Besitzers der Herrschaft Ebergassing nahe der Donau, geheiratet. Aber die geliebte Gemahlin erkrankte nach einigen Jahren der glücklichen Ehe und ein vieljähriges Leiden fesselte sie fast ununterbrochen an das Haus, in dem der Gatte deshalb nur Kummer und Sorge finden sollte. Was die erwähnten Kränkungen auf literarischem Gebiete betrifft, so hatten Böswillige das Gerücht verbreitet, Halms Dramen seien eigentlich von Enk verfaßt, und es bedurfte des energisch verteidigenden Auftretens hervorragender ernster Schriftsteller, wie z. B. H. Laubes, um diesen Klatsch als haltlos darzustellen, bis er nach Enks Tod sich als völlig nichtig erwies. Wie noch viel später Halm als Verfasser des „Fechter von Ravenna" des Plagiats an dem albernen Schulmeister Bacherl beschuldigt wurde, ist eine literargeschichtlich bekannte lächerliche Tatsache, die aber des Betroffenen Kränkung neu und heftiger aufleben ließ. Aus diesen Gründen lebte auch Münch ganz zurückgezogen. Er hatte als jüngerer Mann mit Lenau, mit dem Historiker und Germanisten Karajan, dem späteren Präsidenten der Wiener kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, mit dem Romanisten Ferdinand Wolf, der ihn im Jahre 1838 mit Uhland in Wien bekannt machte, und mit einigen anderen geistvollen Männern heiter verkehrt, suchte aber später selten Gesellschaften auf und Wenige nur konnten sich seines freundschaftlichen Vertrauens rühmen.

Zu diesen Wenigen gehörte vor allem das Künstlerpaar Julie und Karl Rettich, beide am Wiener Burgtheater engagiert. Seitdem Julie Rettich 1835 in Halms „Griseldis" durch ihre glänzende Darstellung der Titelrolle der Dichtung doppelten Glanz verliehen, betrachtete Halm sie als die Förderin seines dramatischen Wirkens, als seine Muse, an die er bei nahezu allen später entstandenen seiner Dramen dachte und für die er stets eine passende Rolle in diesen schuf. Das Ehepaar Rettich war ihm ein Paar von Freunden, wie er keine anderen kannte, denen er mehr herzliches Vertrauen geschenkt hätte; dem Urteile Juliens unterwarf er jede seiner Arbeiten bedingungslos und außer seiner eigenen Familie stand ihm in Freude und Leid niemand näher als dies Ehepaar und deren Tochter Emilie (Mile), die später in Italien zur Sängerin ausgebildet wurde und sich mit Eugenio Merelli, einem Italiener, vermählte.

Rettichs hatten zu Anfang der vierziger Jahre ein Landhaus in dem damals noch sehr idyllisch gelegenen Hütteldorf bei Wien

gekauft, wo sie mit ihrer Tochter im Sommer lebten. Dort suchte Münch das Freundespaar oft auf, dort hatte er sogar eigene Zimmer zur Verfügung, in denen er, wenn es ihm seine Amtsgeschäfte in der Stadt erlaubten, gern zurückgezogen lebte und dichtete. Es war dies namentlich dann der Fall, wenn das Ehepaar Rettich auf Gastspielreisen abwesend war, während welcher Zeit er zugleich die Aufsicht über Haus und Garten führte. Dort sind viele der dramatischen und andere Dichtungen Halms entstanden. In späteren Jahren beaufsichtigte er auch die beiden Enkelkinder des Rettichschen Paares, welche, da deren Eltern häufig ebenfalls auf Künstlerreisen abwesend waren, den Großeltern zur Erziehung anvertraut wurden.

Mitunter unternahm Baron Münch auch mit Rettichs kleinere Reisen in die nahen Alpengegenden. Zu einer größeren Reise nach Süddeutschland entschloß er sich erst im Sommer des Jahres 1842, nachdem im Januar desselben Jahres sein zweites Hauptdrama „Der Sohn der Wildnis“ mit Julie Rettich als Parthenia einen neuerlich unerhörten Erfolg errungen und über die deutschen Bühnen rasch seinen Lauf angetreten, während eine Reihe dramatischer Schöpfungen Halms nach der „Griseldis“ weniger Aufmerksamkeit gefunden hatte.

Aus dieser Zeit rühren die bemerkenswertesten der nachfolgenden Briefe an Karl oder Emilie Rettich her, die uns mit dem Reiseleben des Dichters, aber auch mit einer großen Sehnsucht nach seinem verlassenen stillen Heim bekannt machen. Vorher gehen einige Schreiben, die Halms Fahrt nach dem Stifte Melk betreffen, wo er den getreuen, damals noch lebenden Enk gern zu besuchen pflegte und literarische Dinge mit dem geistvollen Manne besprach.

Rettichs befanden sich damals auf einer Gastspieltour in Pest. Einige weitere Briefe an das viel auf Gastspielreisen weilende Künstlerpaar aus späterer Zeit seien diesen Briefen noch angefügt; sie machen uns mit dem stillen Leben und Treiben des Dichters in Wien und Hütteldorf bekannt, liefern manchen interessanten Zug zu seiner Charakteristik und werfen auch manches Streiflicht auf das Wiener Theaterleben jener Zeit. Ein paar kurze Bemerkungen am Schlusse der Schreiben sollen das eine oder andere in den Briefen erläutern.

Melk, den 1. Juli 1841.

Liebe Freunde! Da ich den Einen von Ihnen vor meiner Abreise nicht mehr sehen konnte, so müssen Sie sich wohl das Postgeld gefallen lassen, das Sie zu entrichten haben, um nachträglich meine besten Wünsche für Ihr Wohlergehen in Pest zu empfangen. Was meine Reise betrifft, so war sie langweilig genug. In der Frühe, als das Dampfboot abfuhr, und von allen Seiten mit den Tüchern geschwenkt und geweint und Abschiedsgrüße gewechselt wurden, ward mir ganz sonderbar zu Muthe, und mir war, bis ich an Sie dachte, ich wäre so verlassen und vereinzelt, wie ich mich damahls fühlte, immer gewesen und würde es immer sein. Dazu musizierte die 10000 mahl verwünschte Musikbande die lustigsten Walzer, bis endlich ein kleiner Regen eintrat, und darauf die gräßlichste Sonnenhitze; diese und die unter dem Zelte dichtgedrängte Versammlung der Passagiere machten mich so unwirsch, daß ich, nachdem ich einen Bekannten kurz abgefertigt, mich in die Cajüte begab und dort halb träumend, halb schlafend, halb lesend die Zeit bis zum Essen verbrachte. An der table d'hôte speiste ich nicht, sondern in der Cajüte des zweiten Platzes zwischen zwei Bedienten und einigen Stubenmädchen und Schiffleuten. Nach dem Essen wurde ich, durch Langweile und Hitze etwas mürber und zahmer geworden, von einem gelangweilten Hofrat fürchterlich gelangweilt, bis ein dreimal wiederkehrendes Donnerrollen eintrat. Im Gedräng, der zur Cajüte hinabsteigenden Passagiere, brach mir eine alte Obristleutnantswittwe meine Lorgnette, Gott verdamme sie dafur; aber was noch schlimmer, die Cajüte war so voll näselnder, quickender, pustender Weiber, und quäckender Kinder, und für ihre Gesundheit besorgter alter Herren, daß ich mich genötigt sah, um nicht grob zu werden, mich wieder aufs Verdeck zu begeben, wo ich dreimahl naß wurde und dreimahl trocknete. Plötzlich bey Dürrnstein hörte ich neben mir englisch sprechen, versagte mich nicht den an mich gerichteten Fragen, und fand zwey äußerst gebildete junge Leute, mit denen ich mich nicht ohne Interesse über englische Literatur unterhielt, obwohl sie über die deutsche Literatur und namentlich über die Griseldis sich sehr ungünstig aussprachen. Um 8 Uhr endlich hatte das Wetter jedermann vom Verdecke verscheucht; ich allein hielt aus, meinen Gedanken, meiner üblen Laune, meinen Erinnerungen mich hingebend. Um Mitternacht kam ich endlich von Fieberfrost geschüttelt in Melk an, ohne daß ich übrigens gegen die Dampfschiffahrt etwas einzuwenden hätte, als die Unannehmlichkeit der Geselligkeit, die sie mit sich bringt.

In Melk geht es besser, als ich erwartete. Enk ist billiger und umgänglicher als sonst; vor Allem entzückt ist er über mein Aussehen und meine Haltung und häuft Hypothese auf Hypothese, um die Ursache zu ergründen, welche mich seit einem Jahre so auffallend ernster und männlicher gemacht habe. Wie lange ich bleibe, weiß ich nicht. Wollte nur Gott, ich wäre wieder in Hütteldorf. Daß wir schlechtes Wetter haben entzückt mich, dagegen bin ich in Verzweiflung, daß ich ein Diner mitmachen und bei diesem Wetter über die

Donau setzen muß; indeß, wenn Sie nur volle Häuser haben, das andere läßt sich ertragen. Schreiben Sie bald, nicht viel, nicht lang, aber schreiben Sie, und gedenken Sie in Liebe Ihres treuen Freundes

Münch.

(Wien), den 8. Juli 1841.

Lieber Freund! Ich weiß nicht, ob Sie meinen Brief von Melk erhalten haben; ich will Sie auch gar nicht mit diesem Brief zu irgend einer Antwort drängen, so erwünscht mir auch Nachrichten von Pest wären, aber ich fühle ein so dringendes Bedürfniß, mir die Seele mit Erinnerungen an meine fernen Freunde aufzufrischen, daß ich Ihnen diese Zeilen nicht ersparen kann; vielleicht weht mit diesem Blatt auch ein Hauch frischer Hütteldorfer Luft in Ihre Geschäftsschwüle und so werden Sie es vielleicht willkommen nennen.

Ich bin gestern von Melk angekommen. Mein dortiger Aufenthalt war von fortwährenden Regengussen begleitet. Was den Enk betrifft, so ist er noch ganz von dem alten Tic Ihrer Liebenswürdigkeit eingenommen (ein Vorurteil, das ich vorlängst abgelegt habe), obwohl er diesmal zu meinem unaussprechlichen Erstaunen geneigt schien auch Julie volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Er stirbt vor Neugierde nach meinem Stücke und ließ nicht ab, mich um die Mittheilung des Stoffes zu plagen, eine Zumuthung, die ich jedoch auf das Entschiedenste zurückwies. Was unsere Verhandlungen betrifft, so waren sie diesmal friedlicher, unter seinen Rathschlägen fand ich des Auszuscheidenden weniger als sonst und dagegen Vieles, was ich mir tief ins Herz zu schließen vorgenommen habe. Er hat mich außerordentlich verändert gefunden, viel ernster und männlicher, was wohl heißen soll, bejahrter und erwartet Wunderbares von einem entschiedenen Umschwung, der in meinem Charakter eingetreten sein soll!? Ich weiß nichts davon, ist Ihnen vielleicht Etwas bekannt? Nach Wien zurückgekommen, fand ich meine Frau kränklich wie immer, das Haus mehr denn je voll von Jammer und still hinbrütender Verzweiflung. Samstag geht es nach Ebergassing; vor Anfangs August ist, da mein Urlaub bis 15. dauert, gar keine Hoffnung Sie zu sehen, und doch ist es mir, als setzte jede Stunde, hier verlebt meiner Seele ein Paar neue Flügel der Sehnsucht an, die mich zu Ihnen tragen wollen und ich glaube, ich würde Alles bei Seite werfen, wenn nicht Dante und mein Stück wäre. Den Erstern habe ich heute begonnen, er verläugnet sich auch hier nicht und das Paradiso wird Ihnen nicht weniger Freude machen als das Purgatorio. Gestern wollte ich nach Hütteldorf, aber die Verzweiflung Karajans, dem ein Kind im Sterben liegt, bewog mich, ihn in Döbling zu besuchen.

An Neuigkeiten weiß ich Ihnen nichts zu berichten als daß die Regierung statt einen zwei neue Regierungsräthe erhalten hat, und daß in Schönbrunn noch immer Komödie gespielt wird, heute z. B. Der Puls (Hr. Andorr als Liebhaber) und der Vetter aus Bremen; daß das Haus Geymüller mehr als je wackelt und andere uninteressante Dinge mehr.

Lassen Sie mich denn nun auch bald unmittelbar hören, wie Ihre Stimmung, Juliens Gesundheit und die Laune des Kindes beschaffen sind. Gedenken Sie indeß meiner, der immer und aller Orten in Liebe und Sehnsucht Ihrer gedenkt. Münch.



Nicolaus Lenau um 1844.

Wie aus den Einführungsworten hervorgeht, ist Ebergassing die Besitzung von Münchs Schwiegervater, des Freiherrn v. Schlössnig. Zu jener Zeit beschäftigte sich Halm, was wenig bekannt ist, mit einer Übersetzung des Dante, von der sich im Nachlasse noch einiges erhalten hat. — Das Bankhaus Geymüller war zu jener Zeit eines der angesehensten in Wien.

München, 2. Juni 1842.

Als Georg mir vor meiner Abreise die Nachricht brachte, meine lieben theuersten Freunde, daß Julie Kopfwehs wegen jenen Tag im Bette zubringen mußte, warf ich mir vor, den Umstand, daß Ihr jenen Tag nicht zur Stadt kamt, als eine Erklärung angenommen zu haben, daß Ihr nicht weiter Abschied zu nehmen gedächtet, und ich rechnete es mir als ein schlimmes



Friedrich Halm. 1838
Nach einer Lithographie von Kriehuber.

Wahrzeichen für meine Reise an, daß ich nicht meinem Sinne gefolgt und wie ich es ursprünglich beschlossen, Freitag Abends noch eine Stunde bey Euch zugebracht hatte. Juliens Kopfweh wird nun mit Gottes Hülfe wohl vorüber seyn, dagegen hatte sich schon ein anderes schlimmeres Wahrzeichen vorbereitet, und wenn es ein solches ist, so gebe mir Gott, daß ich allein alles, und wär' es das Schlimmste, ausbade. Hören Sie denn, der Tag meiner Ankunft in Melk war der Begräbnistag des Wöß, der am Frohnleichnamstag beim Baden ertrunken war, und dessen Mutter mich wie immer beherbergte. Sie beschönigte am Abend meiner Ankunft unter verschiedenen Ausflüchten die Abwesenheit des Sohnes, um, wie sie sagte, nicht meine Nacht um Schlaf zu bestehlen, erst morgens entdeckte sie mir alles und weinte, daß es einen Stein in der Erde hätte erbarmen mögen. Ich weinte mit und war so ergriffen, so betäubt, daß ich von all dem, was Enk mit mir sprach, der die Sache ganz leicht zu nehmen schien, kaum etwas Weniges behalten habe und kaum weiß, wie ich nach Linz gekommen bin. Einstweilen nur soviel, daß die Mama mich überaus freundlich empfing, mit Thee bewirtete und daß sie Sie tausend und wider tausend Mahle aufs herzlichste grüßen läßt. Es war wirklich rührend zu sehen, wie die kleine Pretty, die mich erst mit ungeheurem Gebell empfangen hatte, beim Klange meiner Stimme wedelnd und heulend an mir hinaufsprang. Was meine Stimmung betrifft, so bin ich keineswegs unempfindlich gegen die Fülle von Schönem und Merkwürdigem, das sich mir allerorten darbietet; ich habe Juliens vor den Bildern Murillos und in der Aukirche lebhaft gedacht; aber das Mißbehagen, mit dem ich die Reise antrat, zehrt und nagt noch immer an mir. Überdies ist das Fahren im Eilwagen wenig geeignet, eine Stimmung der Sammlung und des Friedens zu erzeugen, denn das unaufhörliche, sinn- und geistlose Geschwätz der Nachbarn, an dem man, man mag nun wollen oder nicht, gewissermaßen teilnehmen muß, versplittert und vergeudet die besten Gedanken. Ich habe mir noch während meines Aufenthaltes in München die Güte angethan und keinen meiner beiden Empfehlungsbriefe abgegeben. Ohne irgend einen Führer als mein Reisebuch besehe ich mir alles, habe meine eigenen Gedanken über alles und genieße, wenn es genießen heißen kann, gewissermaßen wider Willen genießen. Bei all dem habe ich der Liebe Himmelfahrt auf Cornelius' Gemälde doch einige Mühe gehabt zu entdecken, und mir bangt, wie ich morgen Königsbau und Pinakothek bestreiten will, die mir noch zu sehen übrig sind. Denkt Ihr denn auch an mich? Gehe ich Euch doch ein wenig ab, hier und dort? Ach nein! Ich mag wohl Niemand auf Erden abgehen; ja mir selbst, verlöre ich mich jemahls, ging mein wunderliches, launiges, verdrießliches, hin- und herschwebendes Wesen wenig ab, und alles wohlerwogen ist es recht traurig zu wissen, daß die Freude Aller, die an mir theilnehmen zusammengenommen bei meiner Zurückkunft nach Wien vielleicht weder so ächt noch so groß seyn wird, als die der kleinen Pretty. Dies geht auch nicht an; auch rechne ich nicht nach, mit Euch habe ich mich alles Nachzahlens und Bilanceziehens begeben. Und so gute Nacht! und schreibt nach Karlsruhe poste restante, denn Lenau und Stuttgart sollen mich nicht lange haben, dafür stehe ich. Gute, gute Nacht! Münch.

Der Mila auch tausend Küsse und dem Schwarzplattel und meinem Zimmer, meinem Balkon, allem meinem ganzen lieben Paradies tausend, tausend Grüsse.



Paul Pfizer um 1840.

Münch war als Student in Melk bei der Verwaltersgattin Anna von Wöß in Kost und Wohnung und kehrte, wenn er später Melk besuchte, stets daselbst ein. Der Sohn Eduard von Wöß, von dessen tragischem Tode der Eingang dieses Briefes berichtet, war Amtspraktikant bei einer Gutsverwaltung.

Stuttgart, 7. Juni 1842.

Sie werden, meine lieben, lieben Freunde, meinen letzten Brief etwas stark sentimental gefunden haben; aber Heimweh, Sehnsucht und Schwermuth überkamen mich in München dermaßen, daß es mich daraus wie mit Flammenschwertern forttrieb. Jetzt fühle ich mich kräftiger und gefaßter, obwohl nicht eben viel heiterer. Bei all dem hat mir Württemberg und Stuttgart, das ich noch heute verlasse, unendlich gefallen. Am interessantesten war mir die Ständeversammlung, die aber nach der Meinung Sachkundiger eben auch nur Spiegelfechterei sein soll. Der deutsche Bund ist hier ebenso gefürchtet — als gehaßt, was ich für meine

Person jedoch nicht entgelten mußte. Ich bin in den zwei einzigen Häusern, die ich besuchte, Reinbeck und Pfitzer, sehr gut aufgenommen worden. Auch Baron Cotta lernte ich kennen und wurde von ihm dringend um meine Gedichte und um den Verlag meiner dereinstigen samtlichen Werke angesprochen. Man scheint hier zu meinem eigenen Erstaunen etwas auf mich zu halten, denn mir kommt ja, wie Sie wissen, fast immer vor, als hielten nur Sie und Julie etwas auf mich. Was mich aber noch mehr erstaunen macht, ist, daß man von Österreich, seinen Kräften und seinen Staatsmännern Bedeutendes erwartet und sich unumwunden dahin ausspricht, es wirke in seinem stummen mittheilungslosen Absolutismus und leiste mehr als alle Ständeversammlungsstaaten. Da Niembsch mich nicht begleiten konnte und da ich nicht erwarten kann, endlich nach Frankfurt zu kommen, umso mehr da mir noch der Aufenthalt in Karlsruhe bevorsteht und ein viertel Monat schon vorüber ist, so kam ich weder nach Tübingen zu Uhland noch nach Weinsberg zu Kerner. Ich weiß nicht, ob ich Ihnen geschrieben, daß ich in München das Theater nicht besuchte, weil sie Egmont ohne Margarethen gaben; hier war ich im Theater und sah Kurandas Letzte weiße Rose. Sie wissen schon, daß das Stück in Wien gegeben wird, obwohl es nicht eben vortrefflich ist. Es enthält eine hübsche Tantenrolle für Julie, und eine — wie mir scheint, denn im vierten Akt ging ich — eine sehr ansprechende Rolle für Rettich; ist übrigens nicht censurwidrig und wird gut gespielt wohl einige Wirkung machen.

Bis jetzt habe ich noch nirgends von Empfehlungsbriefen Gebrauch gemacht; vielleicht mache ich es mir auch in Karlsruhe leicht, um früher nach Frankfurt zu kommen, lange aufhalten lasse ich mich wenigstens gewiß nicht. Was sagen Sie dazu, daß Sophie nach Karlsbad geht? Gott gebe Gedeihn! Mir wenigstens ist es viel lieber sie dort zu wissen als zu Hause im Bette. Wird Treitschke genesen? Was macht Mile? Was macht mein liebes kleines Haus, die Linden, die Rosen? Ich denke tausendmal nach Hütteldorf zurück.

Leben Sie jetzt wohl, lassen Sie sich das Postgeld für die paar Zeilen nicht leid sein, es thut mir so wohl, die Minuten, die mir übrig bleiben, mich mit Ihnen zu beschäftigen, an die einzigen Menschen zurückzudenken, bei denen mein Haus und meine Heimat ist.

Ihr treuergebenster Münch.

Halm an Julie Rettich.

Im Hause des Hofrates und Schriftstellers Georg von Reinbeck (1766—1849) zu Stuttgart herrschte berühmte Gastfreundschaft; fast alle bemerkenswerten Schriftsteller, die Stuttgart berührten, fanden daselbst gastliche Aufnahme. Lenau, der Freund des Hauses, und besonders auch der kunstbegeisterten Gattin Reinbecks, Emilie, wohnte während seines jeweiligen Stuttgarter Aufenthaltes stets daselbst. — Paul Pfizer, der Bruder des Dichters Gustav Pfizer, ein hochbegabter Politiker († 1867), versammelte ebenfalls gern Schriftsteller und Künstler in seinen gastlichen Räumen.

Daß Halm mit Uhland schon früher in Wien persönlich zusammengetroffen, wurde in den einleitenden Sätzen bemerkt. J. J. Kurandas Trauerspiel „Die letzte weiße Rose" wurde erst im November 1844 im Wiener Burgtheater zur Aufführung gebracht. — Über das Leiden von Münchs Gattin, Sophie, wurde früher schon Mitteilung gemacht. — Der Dichter und frühere Theaterökonom G. Fr. Treitschke, dessen Halm erwähnt (geb. 1776), war einige Tage vor Abfassung dieses Schreibens, 4. Juni 1842, gestorben

Karlsruhe, 8. Juni 1842.

Da sitze ich schon wieder und schreibe, obwohl der Brief, das Porto zu sparen, erst in Heidelberg oder Frankfurt, wenn das Blatt voll ist, fort soll. Da sitze ich schon wieder und schreibe, ja der Himmel scheint es bei dieser meiner Reise ganz eigentlich darauf angelegt zu haben, mich durch Erfahrung lernen zu lassen, daß Briefe schreiben ein großer Trost, Briefe empfangen eine große Freude sein könne; und noch eins scheint mir der Himmel einprägen zu wollen, daß Kinder nicht ohne große Leute auf Reisen gehen sollen, weil sie ungeduldig und unartig werden, und Gott weiß: ich bin beides im höchsten Grade. Ohne Scherz, mir geht es hier noch viel schlimmer als in München. Stuttgart war erträglich, da war doch der Niembsch und obwohl wir beide eben nicht sehr sprechselig waren, so gingen wir doch zusammen in die Anlagen und hörten die Nachtigallen schlagen; über eine Stunde

saßen wir dort und sprachen keine Sterbenssilbe, aber ich denke, gedacht haben wir beide genug; lassen Sie's aber um Gotteswillen nicht unter die Leute kommen, daß wir die Nachtigallen schlagen hörten; der Niembsch könnte es übel nehmen. Stuttgart war also erträglich; hier aber ists furchtbar heiß und öde und keine Sterbensseele kenne ich. Was meines Onkels Wunsch betrifft: ich soll mich durch den Grafen Ugarte dem Großherzog vorstellen lassen, so ließ ich das bei Wegs; ich will ihm sagen, es sei nicht angegangen, weil der Großherzog übermorgen nach Baden geht; um doch etwas zu thun, habe ich dem Auffenberg ein Exemplar meiner Werke für den Großherzog eingehändigt, und mögen sie's nun sieden oder braten. Welcker, den ich besuchen wollte, ist abwesend, die Stadt habe ich gesehen, so fahre ich denn Gott sei dank übermorgen ab. Und so sitze ich denn jetzt ganz allein in meinem Stübchen; draußen ist ein herrlicher Abend, aber soll ich denn wie ein Narr mir die Beine ablaufen um Berge wie die Hütteldorfer, Alleen wie die Hadersdorfer und Biergärten wie die Weidlingauer anzuschauen. Wissen Sie aber, was mir diese Reise recht ernsthaft und wichtig macht, ist die feste Überzeugung, daß lange von Ihnen fern zu bleiben mir so unmöglich ist, daß ich weiß Gott, käme es jemals dazu *darauf* oder *mit* ginge. Aber ich will meiner dummen Reise nicht mehr gram sein; Leipzig soll Alles ausgleichen und gut machen. Wenn nur zu meiner jetzigen üblen Laune nicht auch noch ernstliche Besorgnisse um Sophien kämen! Genug für heute. Der erste Tag in Karlsruhe wäre überstanden, morgen noch einen und dann nach Frankfurt!

Heidelberg, 10. Juni.

Eben komme ich vom Schloß herunter. Sie können sich gar nicht vorstellen Julie, welchen Eindruck diese Ruine, diese Aussicht auf mich machte. Ich wollte gar nicht herunter und saß auf der Terasse bis der Mond herauf kam und Alles, Trümmer, Berg, Stadt und Strom in noch schönerer, zugleich milderer und ernsterer Beleuchtung zeigte. Dort oben ist es mir recht klar geworden, daß am Leben eben gar nichts wäre, wenn wir in uns nicht ein Unzerstörbares, Unverwüstliches zu tragen im Stande wären. Empfindungen, Ansichten, Ideen, die so lange sind als wir und immer dieselben wie hier die Trümmer des alten Schlosses, mag die Zeit sie noch so sehr erbröckeln, immer rother Sandstein bleiben; und so mögen dem Menschen die Haare ausgehen, und seine Stirne mag sich furchen, aber das Auge muß er hell behalten können und das Herz roth und warm bis ans Ende und übers Ende hinaus. Jetzt schöne süße gute Nacht! Die Studenten sind hier ganz zahm und langweilig geworden. Herzlich, herzlich gute Nacht vom schönen Heidelberg.

Frankfurt, 12. Juni.

Noch immer keine Nachricht von Ihnen. Ich fange an in allem Ernst besorgt zu werden, schreiben Sie doch! Gestern kam ich in Darmstadt an, wo ich Freiligrath suchte, aber nicht fand, und so brachte ich den Abend mit Eduard Duller hin. Ein Mensch, der fertig geworden ist und es zu nichts mehr bringt, daher Gelbsucht und Bitterkeit, übrigens freundliche Aufnahme! Der Sohn der Wildniß geht mir überall wie ein Herold voraus und erhöht meine Werthschätzung, denn zwischen Griseldis und Sohn der Wildniß liegt bei den Leuten nur die Wüste, kaum daß Duller einige Male vom Adepten zu sprechen anfing. Heute brachte ich den Tag bei meinem Vetter Joseph hin. Abends kam ich in Frankfurt an, wo ich von dem Onkel auf das freundlichste und zwar so freundlich empfangen wurde, daß es mir beinahe lieber wäre, er hätte mich weniger freundlich empfangen. Er will mich nämlich durchaus nach London oder Paris spediren, und da mir die beiden Nester so gleichgiltig sind als Penzing und Hitzing, so fühle ich mich ganz unglücklich über diese verfluchte Idee, der ich jedenfalls bien ou mal entzogen bin und sein werde, so lange ich athme. Es soll mir auch nicht darauf ankommen, ihn böse zu machen, denn es gilt meine Freiheit, meine goldene Freiheit. Theuerste Freunde, leben Sie jetzt wohl, recht vom Herzen wohl und gedenken Sie meiner in Liebe bis auf baldiges, baldiges Wiedersehen.

Ihr Münch.

Anläßlich der Erwähnung von Halms Onkel (in Frankfurt a. M.) sei bemerkt, daß dies der Staatsmann Graf Joachim Eduard von Münch-Bellinghausen ist (1786—1866), der damals die Stelle des österreichischen Ministers und

Halm an Julie Rettich



Stuttgart um das Jahr 1850.

Präsidial-Gesandten beim deutschen Bunde bekleidete. Josef Graf Ugarte war zu jener Zeit österreichischer außerordentlicher Gesandter am württembergischen Hofe, und Baron Auffenberg Hofintendant für Musik und Theater in Karlsruhe. Der rühmlichst bekannte Staatsrechtslehrer Karl Theodor Welcker (1790—1869) Professor in Freiburg, lebte damals in Karlsruhe.

Der Dichter Ferdinand Freiligrath (1810 bis 1876) wohnte mit seiner jungen Frau von 1841 bis 1846 in Darmstadt. Eduard Duller, der 1809 zu Wien geboren († 1853), hatte der Zensur wegen seine österreichische Heimat verlassen und war 1836 ebenfalls nach Darmstadt übergesiedelt.

Es wurde schon erwähnt, daß „Der Sohn der Wildnis", Halms später überall gegebenes Drama, in demselben Jahre 1842 zuerst aufgeführt wurde. Die erste Vorstellung des Stückes „Der Adept" fand 1836 statt; es errang aber bei weitem nicht die Beachtung wie sie der Dichter selbst erwartet hatte.

Wien, 9. April 1845.

Ich hätte nie geglaubt, liebe Julie, in die traurige Lage kommen zu können, Ihnen zur Feier Ihres Geburtstages meine Wünsche schriftlich darbringen zu müssen. Es ist nun doch so gekommen. Was würde aus der Welt und den Menschen, wenn sie so wenig auf sich selbst rechnen dürften als auf die Umstände? Was Ihren Geburtstag betrifft, so wissen Sie, was ich Ihnen wünsche; alles Heil der Erde, Gesundheit, langes Leben, Freude an der Mile u. s. w. Das alles wünsche ich Ihnen aber zugleich für mich selbst, denn was könnte Sie, Rettich und Mile berühren und spurlos an mir vorübergehen. Sie werden auf der Reise viel Kälte ausgestanden haben, die Nächte waren sehr kühl und ich kann nicht ohne Unmut an die Art und Weise denken, wie Sie dieselben des Kindes wegen zugebracht haben werden. Heute, mögen Sie von Prag abreisen oder nicht, werden Sie doch jedenfalls bequem sitzen. Haben Sie schlechte Wege gehabt, der Überschwemmung wegen Umwege machen müssen? wie gehts Ihrem Kopf? Über alle diese Fragen bitte ich um eine kurze, aber baldige Antwort. Was meine Stimmung betrifft, so war ich nie übellauniger als jetzt, nie verdrießlicher und auch nie geplagter, die Sophie ist schlechter als je; mein Sohn hat sich den Tag nach ihrer Abreise wegen Fieber zu Bett gelegt und liegt noch und ich sitze bei der Elektra, die langsam, langsam weiterrückt. Ich



Julie Rettich. 1855.
Nach einer Lithographie von Kriehuber.



Benediktinerstift Melk in Niederosterreich um das Jahr 1840.

muß dabei sehr viel an Enk denken. Habe ich doch das letztemahl, daß Sie mich hier allein zurückließen, während der Lemberger Reise, soviel an ihn und sein trauriges Schicksal, das ihn kaum hingerafft hatte, in meiner Einsamkeit denken müssen und nun kehrt mir mit derselben Situation auch dieselbe Gedankenreihe wieder. Für die andern ist er begraben und vergessen, nur in mir klingt die gesprungene Saite noch immer nach. Ich habe immer wenig Vertrauen zu mir selbst gehabt und mit ihm ist der größte Teil davon zu Grabe gegangen; der größte Theil sage ich, nicht alles; den Rest unterstützen und halten Sie, und Sie sind nun auch fort! Zum Glück liegt mir an meinen Arbeiten nicht mehr soviel als vor Jahren; ich bin zur Einsicht gekommen, daß vom Leben noch andere Dinge zu fordern, zu erwarten und zu erringen sind als literarische Erfolge, und was mich noch ängstigt und stachelt, ist die Sorge, auf eine ehrenvolle und rühmliche Weise von einer Bahn zu scheiden; auf der von mir in meiner jetzigen Geistesstimmung wenig mehr zu holen seyn dürfte. Sie sehen, daß es mit Ihrer Abreise bei mir Abend geworden ist, von allen Ecken und Enden kriecht die Melancholie herein und ich werde ihrer nicht los werden, bis Sie wiederkommen; dabei bin ich aber so fleißig als sie nur wünschen können, ich feiere nie, bin täglich bis 11 Uhr an der Elektra, dann schreibe ich in Voraus Zettel für Mile.

Theuerster Freund! Das Leben hier ist unausstehlich und ich seufze täglich zehn und zwanzigmahl so tief und unmuthig, daß Sie selbst es nicht besser machen könnten. Was Ihnen dort an Lärm, Bewegung, Gedränge zuviel seyn wird, wird mir hier beynahe zu wenig werden. Es ist angenehmer allein sein als bei Fremden, aber es macht sehr traurig. Ich hoffe, Sie bedauern mich.

Theuerste Julie! Auch Sophie und Albertine bitten Sie Ihre besten Wünsche zu empfangen! Leben Sie wohl, gedenkt meiner in Liebe, der in Gedanken immer bei Euch ist, und gerne ein paar Jahre seines Lebens hingäbe, immer und auch jetzt bei Euch sein zu können.

Münch.

Der vorstehende, des Verfassers Gemütsstimmung beleuchtende Brief ist an das auf einer Berliner Gastspielreise befindliche Ehepaar Rettich nach Prag gerichtet. Die erwähnte „Elektra" wurde erst im Jahre 1856 von Halm vollendet und unter dem Titel „Iphigenie in Delphi" aufgeführt und veröffentlicht. Die Rolle der „Elektra" in dem Stücke spielte Julie Rettich meisterhaft. Dennoch hatte die Aufführung der Dichtung keinen so großen Erfolg aufzuweisen als andere Dramen Halms.



Georg Frhr. von Cotta. 1853.

Wien, 13. April 1845.

Liebste Freunde! Ich habe noch gar keine Nachrichten von Euch, aber ich tröste mich damit, daß ich noch keine haben kann, es wäre denn, daß Rettich schon in Prag geschrieben hätte. Die Gesundheitszustände meines Hauses haben sich zwar gebessert, aber mir ist es *nie* so schlecht gegangen als jetzt. In die Bibliothek, zu Hause und nicht mehr fort, das ist mein täglicher Lebenslauf. Gestern war ich zwar in Hütteldorf, die Luft war gut, aber vergnügt war ich nicht ein bischen. Ich mache schon insgeheime Pläne und Anstalten für Ihre Rückkehr und Sie sind vielleicht noch nicht einmal in Strelitz angekommen, aber was wollte ich in meiner Einöde anfangen, wenn ich bei der Gegenwart stehen bleiben und nie eine bessere Zukunft anticipando durchleben wollte. Ich weiß nicht einmahl, wie das Stück Deinhardsteins ausgefallen; ich weiß nur, daß der .... Sie zum erstenmahl, seit das Burgtheater besteht, auf dem Zettel als mit Urlaub abwesend angegeben hat und daß Gf. Dietrichstein wüthend darüber ist, daß die Haizinger nun vier Gastrollen spielen darf. Das ist Alles, was ich an Neuigkeiten zu berichten weiß. Und Sie, liebe Julie, denken Sie denn gar nicht an mich, kommt Ihr Geist nie mich zu besuchen und der armen Elektra fort zu helfen, der es schlecht genug geht, so schlecht, daß meine immer steigende Liebe zu dem Stoffe dazu gehört, um mein Unternehmen nicht ganz aufzugeben. Schreiben Sie mir, Schreiben Sie bald. Strengen Sie sich nicht zu sehr an, werden Sie nicht krank und bleiben Sie nicht zu lange in Berlin, die drei Dinge fürchte ich. Hütteldorf grüßt Sie; es sieht ganz öde, unwohnlich aus mit seinen leeren Wänden! Ach, wollte Gott, es käme die Zeit, daß wir es *nie* mehr verlassen dürften.

Leben Sie jetzt recht wohl! Gedenken Sie meiner, lieber Rettich, und meiner stillen Bedrängniß in Ihrer lauten; ich konnte niemals Jahre lang mit Vergnügen allein leben und kann es jetzt nicht mehr acht Tage lang. Schreiben Sie, schreiben Sie und vergessen Sie nie und nimmer Ihres treuen Münch.

Während der Gastspielreise des Rettichschen Paares hatte Munch in Hütteldorf die Überwachung der Arbeiten in Rettichs neu auszustattenden Landhause übernommen. Julie Rettich besuchte anläßlich dieser Reise über Strelitz ihre noch lebende Mutter in Retzien. Das erwähnte Stück des früheren Vizedirektors des Burgtheaters und dramatischen Schriftstellers K. L. Deinhardstein war das am 12. April 1845 aufgeführte Lustspiel „Zwei Tage aus dem Leben eines Fürsten“. — „Graf Moritz Dietrichstein (1775—1864), der „Theatergraf“, hatte früher selbst die Leitung des Burgtheaters inne und noch großen Einfluß auf die inneren Angelegenheiten desselben. Diesem



Ferdinand Freiligrath. 1844.

kunstfreudigen und -verständigen Kavalier hatte die erwähnte Bühne viel zu verdanken. — Kurze Zeit darauf, im Mai 1845, erhielt Graf Dietrichstein als Oberstkämmerer nach dem im folgenden Briefe gemeldeten Tode des Grafen Joh. Rud. v. Czernin wieder die oberste Theaterleitung und führte sie eine Zeitlang fort. — Die treffliche Künstlerin Amalie Haizinger wurde nicht lange nach ihrem erwähnten Gastspiele am Burgtheater engagiert und war viele Jahre hindurch eine Zierde der Bühne und ein Liebling des Wiener Publikums.



Villa Rettich. Halms Sommersitz in Hütteldorf bei Wien.

Wien, 24. April 1845.

Liebster Rettich! Der Graf Czernin ist heute Nacht gestorben; Gott gebe, daß etwas Besseres nachkomme. Ferner hat heute um 12 Uhr Mittags Pokorny das Theater an der Wien um 19900 fl. C. M. an sich gebracht; vielleicht übernimmt nun Carl das Burgtheater; bey Gott ist Alles möglich und bei unsern Ministern auch. Spartacus war den 2ten Tag leer; der Applaus war bloß veranstaltet; auf diese Weise geht Theater und Kunst und alles zum Teufel. Zwei Tage darauf mußte die Enghaus als Jungfrau auftreten; also nachdem das Stück zwei Jahre nicht war, der Augenblick abgepaßt, um es zu geben, wo niemand als die Enghaus die Rolle geben konnte. Saphir hat über Spartacus gewüthet. Doch genug und mehr als genug, nur noch dies Eine, kommen Sie ja pünktlich zurück. Jetzt meinen herzlichsten Dank für Ihr baldiges und freundliches Schreiben. Schreiben Sie mir zuverlässig, wann Sie einzutreffen gedenken, ob über Prag oder mit dem Dampfschiff, damit ich den Wagen bereit halten kann.

Liebste Julie! Sie haben mir nie mehr Freude gemacht als mit Ihrem letzten Briefe! Sie haben Recht, halten Sie aus, auch das wird vorüber gehen und Sie kommen wieder nach Hütteldorf ins grüne Nest. Nie war es schöner als heuer; der ganze Garten voll Veilchen, kaum über die Wiese zu gehn, ohne welche niederzutreten. Ich schicke Ihnen welche, für Sie gepflückt und noch blühend und duftend nach Wien gebracht; mögen sie Sie so lebhaft an mich erinnern als ich Ihrer dabei dachte. Meine Laune fängt sich jetzt wieder an zu heben; Sie kommen bald wieder; ja, ich glaube sogar, dies ist der letzte Brief, den ich Ihnen schreibe. Sorgen Sie nur, daß mir Rettich genau Tag und Stunde Ihrer Ankunft meldet. Ich freue mich, ich freue mich! Nie habe ich schwieriger, nie mühseliger gearbeitet als an der Elektra; der Stoff interessiert mich lebhaft und wenn ich ihn herausbringe wie ich mir ihn denke, so würde er gewiß allen Gebildeten entsprechen. Aber meine Kräfte haben nachgelassen, was mir sonst im Schlafe gelungen, gelingt jetzt nicht und wird kaum mit den unerhörtesten Anstrengungen fertig gemacht, alle Wendungen sind erborgt und undurchsichtig, kurz, alle Tage habe ich die größte Mühe und nur die Furcht vor Ihnen hält mich ab, nicht die ganze Arbeit übers Licht zu halten. Auch von der Vollendung des Aktes ist noch nicht mit Gewißheit zu reden, obwohl ichs an Fleiß nicht fehlen lasse. Sie werden mir die Wahrheit sagen, wenn Sie zurückkommen, ohne Vorliebe für mich, sondern rein wie Sie's empfinden; besser die Arbeit aufgeben, als mit einer mißlungenen hervortreten, wo eine so glänzende Vorarbeit zur Seite liegt. Und nun leben Sie wohl.

Euer Münch.

Der frühere Direktor des Theaters in der Josephstadt in Wien Franz Pokorny († 1850) hatte nach dem erwähnten Ankaufe des Theaters an der Wien dieser Bühne seine besondere Aufmerksamkeit zugewendet und sie in der Tat auf eine besondere Höhe gebracht, namentlich auch durch Aufführung von Opern, die früher daselbst nicht üblich waren. Direktor Carl (eigentlich Carl Bernbrunn [† 1854]), von

Halm an Julie Rettich.

dem Pokorny das Theater an der Wien gekauft hatte, erbaute einige Jahre nach diesem Verkaufe in der Leopoldstadt das 1847 eröffnete, heute noch nach ihm benannte Carltheater.

Die am 17. April 1845 zuerst aufgeführte Tragödie „Spartakus" von (Karl?) Weber wurde zwar dreimal zur Darstellung gebracht, ist aber dann gänzlich der Vergessenheit anheimgefallen. Die Erwähnung der schon 1840 am Burgtheater engagierten Frau Christiane Enghaus erinnert an die heute noch lebende greise Künstlerin, die an der genannten Bühne sich großen Erfolges erfreute, erst 1875 pensioniert wurde, und durch ihre Vermählung mit Friedrich Hebbel die Aufmerksamkeit noch besonders auf sich gelenkt hatte. Daß Saphir, damals Redakteur und Herausgeber des Blattes „Der Humorist", in diesem eine besonders scharfe Feder führte und auch das Theater rücksichtslos in den Kreis seiner Besprechung zog, ist sattsam bekannt.

Wien, 16. Juli 1845.

Liebster Rettich! Sie haben auf Ihrer Fahrt nach Regensburg wahrscheinlich schlechtes Wetter gehabt; dafür, hoffe ich, haben Sie nun auch in Nürnberg kein besseres, mögen Ihnen die Regenwolken eintragen soviel sie nur können. Dietrichstein fängt an mich mit Stücken zu überladen, die ich lesen und dann mit ein paar Zeilen hinschreiben muß, was er den Dichtern sagen und antworten soll. Ein mißliches, verantwortliches und bei seiner Unverläßlichkeit drei- und vierfach unangenehmes Geschäft, das ich nur aus einem, aber einem sehr triftigen Grunde übernahm und das ich abschüttle, sobald der Ertrag meinen Erwartungen nicht entspricht. Ich habe die Ahnung, es wird uns allen diesen Winter in Theaterangelegenheiten vielen Verdruß machen, aber dagegen in Geldsachen sich billig finden lassen. Wende Gott alles zum Besten!

Liebste Julie! Sie haben mich in der letzten Zeit Ihres Aufenthaltes in Hütteldorf recht verdrießlich und übellaunig gefunden! Was würden Sie sagen, wenn Sie mich jetzt sähen? Nicht nur, daß mich Ihre Abwesenheit drückt, daß es mich peinigt, von Ihnen solange nichts zu hören, so kommen noch andere Dinge dazu, die Alles noch viel peinlicher und qualvoller machen. Sie sind für meine Stimmung beiläufig, was der Vollmond fürs Wetter ist; Sie lassen kein Regenwetter aufkommen; die Wetter steigen auf, aber Sie zerstreuen sie. Jetzt geht aber alles drunter und drüber. Alles, was mir die Vergangenheit vergällte, kehrt mir zurück, herber und bitterer als je; alles, was mir die Zukunft trüben könnte, rückt mir näher und lebendiger auf den Leib und der Gegenwart entbehre ich ohnehin ganz, da Sie fort sind. Was mich aber am allermeisten durch und durch foltert und vernichtet, ist die Art und Weise meines Arbeitens. Nach zehntägigem durch fünf Stunden fortgesetzten Arbeiten habe ichs auf einige dreißig Verse gebracht und das wollte ich noch ertragen und geduldig fortstreben; aber nun thut sich daneben noch ein wechselndes Verzweifeln am Stoffe selbst und an der Wirksamkeit desselben hervor, die alles übersteigt, was Sie begreifen können. Meine ganze Phantasie scheint sich darin zu concentrieren, mir vorzustellen, es geht nicht. Dazu nun die Überzeugung, daß Sie für diesen Winter ein Stück brauchen, nothwendig brauchen, dann daß, wenn ich noch länger säume, die Enkische Geschichte wieder rege wird, endlich der Wunsch, meine dramatische Laufbahn noch nicht ganz aufgeben zu müssen oder wenigstens auf eine ehrenvolle Weise zu beschließen! Und nirgends Hilfe, nirgends Trost! Eine Unsicherheit, die es mir qualvoll macht, nur von fern an einen Stoff zu denken; eine Unbehülflichkeit, als ob ich noch nie einen Vers gemacht hätte. Ist's denn wirklich mit mir aus, so ganz aus; vermag ich nichts mehr, und kann ich nichts mehr? Weiß Gott, welcher böse Geist seine Schwingen über mich breitet, und wolle Gott, ich wüßte ihn zu verscheuchen. Was soll ich nun an der Königin Mutter fortarbeiten, mit der Überzeugung, daß ichs nicht ans Ende bringen, wie an der Elektra, mit der Überzeugung, daß ich den Stoff nicht zu bewältigen vermag? oder wieder einen andern suchen und wieder und wieder nicht finden. Dabei darf ich nicht die Stirne verziehen, sonst schreit es links und rechts: Was fehlt Ihnen, Sie sind ja Hofrat geworden! So geht es mir aber immer: ich scheine alles zu haben und habe nichts, hier und dort nichts. Hier Unmöglichkeit und dort Unmöglichkeit. Lauter Anfänge und keine Vollendung! Hälfte und kein Ganzes! Leben Sie wohl! Ich fühle, daß ich Ihnen heute nicht hätte schreiben und Ihnen die trüben Empfindungen ersparen sollen, die mich hin- und herpeitschen. Kommen Sie bald wieder, das ist alles, was ich nur noch von der Welt und vom Leben verlange. Münch.

Dieser letzte der hier veröffentlichten Briefe Halms erwähnt bei der Stelle mit der „Königin Mutter“ des neuen Stückes, das der Dichter um jene Zeit in Angriff genommen hatte. Es ist dies das Schauspiel „Eine Königin“ (Maria de Molina), das im Jahre 1847 mit Julie Rettich in der Titelrolle zur ersten Aufführung in Wien gelangte. Allerdings fand auch dieses Drama nicht den reichen Beifall, der z. B. später Halms „Fechter von Ravenna“ zuteil wurde, der aber in eine Periode des dichterischen Schaffens Halms fällt, die außerhalb des Zeitraums liegt, in den die Abfassung der hier wiedergegebenen Briefe zu setzen ist.



Die Kölner Bilderbibel und die Beziehungen des Druckers Nikolaus Goetz zu Helman und Quentel.

Von

Dr. Otto Zaretzky in Köln.

In der vielumstrittenen Frage, von wem die Kölner Bilderbibel,[1] die als die erste durch Typen hergestellte Bibel in niederdeutscher Mundart und nicht minder wegen der sie zierenden Holzschnitte[2] unser besonderes Interesse beansprucht, gedruckt ist, hat sich die Mehrzahl der Bibliographen der von Niesert[3] zuerst ausgesprochenen Meinung angeschlossen und Heinrich Quentel für den Drucker erklärt. H. Lempertz dagegen hat in einem in dem Beiblatte zur Kölnischen Zeitung 1836 erschienenen Aufsatze,[4] der etwas verändert auch in seinen Beiträgen zur ältern Geschichte der Buchdruck- und Holzschneidekunst (2. Auflage Köln 1839) wieder abgedruckt ist, zu erweisen versucht, daß Nikolaus Goetz von Schlettstadt der Drucker gewesen sei und hat mit seiner Ansicht bei Klemm[5] Zustimmung gefunden. Ich selbst bin gleichfalls für Goetz als Drucker der Bibel eingetreten, zuerst in den Kölner Büchermarken, bin dabei aber von einem Gesichtspunkte ausgegangen, der mit den in Lempertz' Jugendarbeit vorgebrachten Gründen nichts zu tun hat. In Dziatzkos Sammlung bibliothekswissenschaftlicher Arbeiten (Heft 13) hat dann Georg Gerlach nochmals die Frage nach dem Drucker der Bibel eingehend erörtert und glaubt den Nachweis geführt zu haben, daß keinesfalls Goetz von Schlettstadt, sondern entweder Heinrich Quentel mit den Typen des Bartholomäus von Unckel, oder dieser letztere — vielleicht im Auftrage und auf Kosten von Heinrich Quentel — die Bilderbibel gedruckt habe. Der Versuch, dem Bartholomäus von Unckel auf Grund der Typengleichheit die Bibel zuzuschreiben, ist nicht neu,[6] Gerlach hat aber

[1] Über die Bibel und ihre verschiedenen Ausgaben vgl. Walther, Die deutsche Bibelübersetzung des Mittelalters III Sp. 655 ff., und Gerlach, Der Drucker und die Ausgaben der Kölner Bilderbibel in: Sammlung bibliothekswissenschaftlicher Arbeiten XIII S. 35 ff.

[2] Kautzsch, Die Holzschnitte der Kölner Bibel von 1479: Studien zur deutschen Kunstgeschichte VII.

[3] Literärische Nachricht über die erste zu Köln gedruckte niederdeutsche Bibel (Coesfeld 1825) S. 17.

[4] Über die erste zu Köln gedruckte Bibel. Beiblatt vom 10. 24. Januar und 7. Februar.

[5] Beschreibender Katalog des Bibliographischen Museums S. 171. 172.

[6] Vgl. Kapp, Geschichte des Deutschen Buchhandels S. 97.

durch eine sorgfältige Untersuchung den Nachweis geführt, daß die Bibeltype sich in der Tat bei Unckel wiederfindet. Da wir nun wissen, daß Quentel Nikolaus Goetz für sich beschäftigt hat,[1] so kann auch, folgert Gerlach, Unckel in Quentels Auftrage die Bibel gedruckt haben; er hält also die Type Unckels und die der Bibel nicht nur für gleich, sondern für identisch. Die Tatsache, daß wir der Bibeltype aber auch in den mit Quentels Namen versehenen Drucken bis zum Jahre 1482 begegnen, nötigt Gerlach zu der weiteren Annahme, daß Quentel anfänglich eigene Pressen und eigenes Typenmaterial gar nicht oder nicht in ausreichendem Maße besessen, fremde Pressen gemietet und mit ihnen — vielleicht unter Beihülfe ihres Besitzers — gedruckt habe. Dadurch findet Gerlach auch eine Erklärung für den Umstand, daß Quentel vom Jahre 1482 an die Type der Bibel nicht mehr verwendet hat, und daß sich von Februar 1482 bis 1484 kein datierter Quentelscher Druck nachweisen läßt, eine Erscheinung, die R. Proctor bekanntlich veranlaßt hat, eine first press und second press Quentels zu unterscheiden.[2] Voulliéme[3] hat dem gegenüber wohl mit Recht darauf hingewiesen, daß wir Quentelsche Drucke ohne Namen und Jahr besitzen, die in die Lücke eintreten können, und daß in dem Ausscheiden der fünf Jahre fleißig gebrauchten Type nichts liegt, was Gerlachs Hypothesen stützt. Gerlachs Ausführungen haben Voulliéme auch in seinem Urteil, daß das Typenmaterial der Quentelschen Drucke bis 1482 einschließlich der deutschen Bibeln nicht identisch sei mit demjenigen der Unckelschen Presse, nicht beeinflussen können.[4] Ich stehe hier durchaus auf seiten Voulliémes und will nur in Kürze einige Gründe angeben, die meine Auffassung gestützt haben, da Voulliéme auf Gerlachs Untersuchung nicht näher eingegangen ist. In 15 von 1479—82 mit den Typen der Bibel hergestellten Drucken Quentels ist in der Schlußschrift eine Druckadresse enthalten, die sich in der Form nicht von denen anderer Drucker unterscheidet und in den meisten Fällen so bestimmt lautet, daß gar kein Zweifel darüber bestehen kann, daß Quentel sich selbst als Drucker der Werke hat bezeichnen wollen. Wenn nun Gerlach die Behauptung aufstellt, daß sowohl die mit Quentels als die mit Unckels Namen versehenen Drucke, die die Bibeltype zeigen, nur aus einer und derselben Druckerei, nämlich der Unckels, hervorgegangen sein können, so läßt er also den aufstrebenden und unternehmenden Quentel nach dem Hause Unckels wandern, um hier seine umfangreichen Werke herzustellen — „vielleicht mit Beihülfe des Besitzers der Presse". Gerlach ist uns aber die Erklärung schuldig geblieben, wie es unter solchen Umständen möglich geworden ist, daß Quentels Drucke uns ein anderes Typenbild gewähren, als diejenigen Unckels, so daß sich beide Arten unschwer und mit Sicherheit voneinander unterscheiden lassen. Voulliéme hat nicht weniger als 28 Unckelsche Drucke ohne Druckadresse verzeichnet, aber bei keinem, so viel ich sehe, Veranlassung gefunden, den Namen Unckels mit einem Fragezeichen zu versehen; Ennen hat Quentels älteste Typengattung und die Unckels nicht einmal für gleich gehalten.[5] Zu dieser Abweichung im Typenbilde kommen noch kleinere Verschiedenheiten in der Druckpraxis, die kaum zu erklären wären, wenn man annehmen müßte, daß Quentel und Unckel in derselben Druckerwerkstatt gearbeitet haben. So haben sämtliche Quentelschen Drucke von 1479 an Signaturen, während solche noch bei Unckel in dem im Jahre 1480 erschienenen umfangreichen Sachsenspiegel fehlen, und als Unckel 1481 Signaturen anwendet, gebraucht er andere Zahlen als Quentel. Das alles zwingt uns meines Erachtens zu der Annahme, daß Quentel und Unckel selbständige Druckereien besessen haben, in denen mit einem Typenmaterial gearbeitet wurde, das gleich, aber nicht identisch war. Ich halte es für sehr wohl möglich, daß Quentel gerade durch die Konkurrenz des mit gleichen Typen druckenden Unckel zum baldigen Wechsel seines Druckapparats bewogen worden ist.

Zwischen den Erzeugnissen dieser beiden

[1] Vgl. meine Nachrichten in den Kölner Büchermarken S. XVII.
[2] Index I S. 96. 99.
[3] Der Buchdruck Kölns S. XLVIII: Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde XXIV.
[4] A. a. O. S. XXXV.
[5] Katalog der Inkunabeln in der Stadt-Bibliothek zu Köln S. XIV.

Druckereien steht nun die Bilderbibel. Man wird darüber nicht im Zweifel sein können, daß man sie, wenn man sich für eine der beiden zu entscheiden hat, Quentel zuweisen muß. Für Quentel sprechen die Randleisten der Bibel, mit denen er mehrere seiner Drucke 1479 und 1480 wieder geschmückt hat, für Quentel spricht nicht minder das in der Bibel verwendete Papier, das wir in allen seinen frühen Drucken, die ein ähnliches Format, wie die Bibel haben, wiederfinden.[1] Ich lege auf den letzteren Punkt vor wie nach Gewicht, trotz der Einwendungen Gerlachs, da ich in keinem der mir zur Verfügung stehenden Drucke Unckels das Papier der Bibel habe auffinden können. Andererseits aber weisen die Bibel und die Erstlingsdrucke der Quentelschen Offizin wieder Verschiedenheiten auf, die es einigermaßen bedenklich erscheinen lassen können, den Bibeldruck für Quentels Werk zu erklären.

In der Bibel fehlen Datierung und Name des Druckers. Daß den Quentelschen datierten Drucken aus dem Jahre 1479 undatierte vorangegangen sein müssen, wie Voulliéme meint,[2] halte ich nicht für erwiesen. Voulliéme hat mit dieser Behauptung, wenn ich ihn recht verstehe, eine Erklärung für die „kolossalen Leistungen" Quentels aus dem Jahre 1479 geben wollen. Undatierte Quentelsche Drucke, die wir mit einiger Sicherheit vor das Jahr 1479 setzen könnten, kennen wir nun aber nicht; das einzige Werk, das hier in Frage kommt, ist die Bilderbibel und diese war doch sicherlich nicht dazu geeignet, einen ersten selbständigen Druckversuch eines jungen Druckers abzugeben. Ich halte es für sehr unwahrscheinlich, daß Quentel als Süddeutscher seine *selbständige* Tätigkeit in Köln mit dem Druck der niederdeutschen Bibel begonnen haben soll, einem Werke, das ihm sprachlich und typographisch bedeutende Schwierigkeiten bereiten mußte und obendrein ein Unternehmen war, dessen günstige Aufnahme in den Kreisen der Geistlichkeit mit völliger Sicherheit nicht vorausgesetzt werden konnte.

In der Bibel fehlen die Signaturen, während alle Drucke Quentels solche haben, und sie ist ferner nur mit einer Typenart hergestellt, während Quentel bis 1482, abgesehen vom Fasciculus temporum, neben der Bibeltype noch je eine von wenigstens zwei verschiedenen Missaletypen verwendet hat.[3]

Diese zwischen der Bibel und den ersten Drucken Quentels sich findende Verschiedenheiten, so gering sie auch auf den ersten Blick erscheinen mögen, wird man nicht als Zufälligkeiten unbeachtet lassen dürfen. Durch die Vergleichung der Bibel mit den Drucken Quentels haben sich mir keine sichern Anhaltspunkte ergeben, die auf die Entstehung des Bibeldruckes Licht werfen könnten. Dagegen habe ich bei meinen archivalischen Nachforschungen über Goetz und Quentel Nachrichten gefunden, die mir wohl der Mitteilung wert erscheinen, wenn sie auch noch manche Fragen offen lassen. Durch diese Nachrichten wird ein Mann in den Vordergrund gerückt, den wir schon als ein Mitglied der Firma Quentel durch

[1] Ich habe drei Exemplare der Bibel (die beiden Kölner und das Hamburger) auf das Papier hin untersucht und als häufigstes Wasserzeichen eine Krone in der Form gefunden, wie sie Heitz, Les filigranes des papiers dans les incunables Strasbourgeois Taf. VI Nr. 150 und 152, abgebildet hat. Daneben erscheint häufig ein kleiner Ochsenkopf mit dem T; Heitz Taf. XXIX Nr. 740. (Die Figur wird auch als Antoniuskreuz erklärt; vgl. Zentralblatt für Bibliothekswesen XX S. 54; Geering, Handel und Industrie der Stadt Basel S. 321, hält sie vielleicht nicht mit Unrecht für ein Schlächterbeil.) Auch ein Ochsenkopf mit Stab und Stern findet sich, seltener eine Krone; Heitz Taf. VI Nr. 159 u. 164. Vereinzelt kommen Bogen vor mit einer Wage, einer kleinen Traube, einem D und dem französischen Wappen. Fast alle diese Wasserzeichen kehren in den Astesanus-Ausgaben Quentels wieder, vor allem die Krone. Dasselbe Papier enthält der Druck von Goetz, Voulliéme 760. Den Ochsenkopf mit dem T habe ich in Voulliéme 176a wiedergefunden (Exemplar in der Stadtbibliothek zu Köln, von Voulliéme nicht beschrieben), desgleichen in Goetz' Fasciculus temporum, Voulliéme 1029. Der Ochsenkopf mit Stab und Stern ist häufig in Voulliéme 176 und 176a, in etwas abweichender Form erscheint er auch in Voulliéme 178 (Exemplar gleichfalls in Köln). Außerdem enthalten die Quentelschen Frühdrucke noch einige andere Wasserzeichen, die ich in den drei erwähnten Exemplaren der Bibel nicht gefunden habe, so Voulliéme 176 häufig einen Anker, Heitz Taf. X Nr. 278, daneben eine Krone ähnlich Heitz Taf. VI Nr. 168, die uns auch bei Goetz in Voulliéme 38 begegnet. In Voulliéme 176 und 1029 ist ein Y (Heitz, Les filigranes des papiers contenus dans les archives de la ville de Strasbourg Taf. XIV Nr. 154) vertreten, etwas abweichend auch in Voulliéme 178. Dieses Zeichen ist auch in voneinander wenig verschiedenen Formen in den Bibeln des Goetz, Voulliéme 252 und 253 enthalten. Schließlich haben Voulliéme 176 und 176a auch Rosetten in mehreren Größen.

[2] A. a. O. S. XXX. — [3] Gerlach a. a. O. S. 31.

das von mir in den Kölner Büchermarken erwähnte Schriftstück kennen gelernt haben: Johannes Helman, der Schwiegervater Heinrich Quentels.

Johannes Helman war Asseymeister und Schreinschreiber der Stadt Köln und wird in der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts sehr oft genannt.[1] Aus den stadtkölnischen Briefbüchern erfahren wir, daß er häufig Reisen nach Frankfurt unternommen hat. Da seine Anwesenheit dort auffallend oft in die Zeit der Messen fallt,[2] werden ihn wohl nicht immer städtische Aufträge dorthin geführt haben, sondern eigene Handelsgeschäfte. Ein uns erhaltenes Verzeichnis[3] der Schuldner der Drugwarenakzise aus den Jahren 1469—1479 unterrichtet uns nämlich darüber, daß er bedeutende Sendungen Papier bezogen hat. Im Jahre 1477, sabbato conversionis s. Pauli (Januar 26) ist für ihn folgendes Konto angelegt: 1 pack, 4 ballen papir, 100 rijß. Item 11 ballen papir. Item 8 ballen papirs. Item 10 ballen pappir. Item 4 ballen pappir. Item 2 stuck. Item 12 ballen pappir. Item 13 stuck, 10 ballen pappirs, 15 ballen papir. Item 55 ballen papirs. Item 4 ballen papir. Item 19 ballen papir. Item 14 ballen pappir. Item 8 ballen papir.

Die „druge war" (trockene Ware) gehörte zu den Einfuhrartikeln, bei denen die Stadt Köln die Stundung der Akzise gewährte.[4] Den Firmen mit dem notigen Geschäftskredit wurde die Stundung ohne weiteres zugestanden, bei kleineren Kaufleuten und Handwerkern aber wurde Sicherheit durch Hinterlegen von Pfändern

[1] Der „Asseymeister" war der städtische Beamte für die Münzprüfung. Über Johannes Helman vgl. Mitteilungen aus dem Stadtarchiv von Köln Heft 8 S. 8; 21 S. 14; 23 S. 209. Seit dem Jahre 1470 wird er sehr häufig als Schreinschreiber genannt (Schrb. Scabinorum Albani 1470 März 13), am 9. Februar 1508 wurde „Johan Helman der alde schrynschriver alders ind swacheit halven syns lyfs" durch seinen Sohn Johannes im Amte ersetzt, dem als zweiter Schreinschreiber Johann Keye von Dinslaken zur Seite tritt (Ratsmem. IV Bl. 56a). In einer Beurkundung im Schreinsbuch c Hacht lib. I von 1509 April 26 wird Johann Helman der Alte als verstorben genannt. Sein Sohn begegnet uns als Schreinschreiber oft, und dessen gleichnamiger Sohn war wieder Schreinschreiber und mag. artium (Ratsmem. IV Bl. 157b, 1522 Juni 4 u. ö.; Schrb. Severini Generalis 1527 Aug. 9, 1530 Okt. 4; Hacht lib. I 1532 April 17, Juli 26, 1537 Okt. 18; Columba Clericorum 1534 Januar 10, 1541 Dez. 4, 1542 Nov. 9). Der Urenkel des Asseymeisters war der im Buche Weinsberg (Bd. 3. 4, hrsg. von Friedrich Lau, Register) oft genannte lic. iur., Stadtsekretär und Altertumssammler Johannes Helman, der am 14. Mai 1579, 50 Jahre alt, starb. Er begegnet uns auch als Sachverständiger in dem 1574 angestellten Ermittelungsverfahren über den Verfasser und Drucker der Koelhoffschen Chronik, das Höhlbaum in den Mitteilungen aus dem Stadtarchiv von Köln Heft 19 S. 103ff. veröffentlicht und besprochen hat, und aus dem so viel hervorgehen dürfte, daß Voulliémes Behauptung (der Kölner Buchdruck S. LXVI), meine Angaben in den Kölner Büchermarken über den Druck der Chronik und seine Folgen seien Vermutungen, die jeder historischen Begründung entbehrten, da Koelhoff noch mehrere Jahre „unbeirrt" weiter gedruckt habe, doch wohl einer wesentlichen Einschränkung bedarf. Voulliéme hat auch die interessanten Nachrichten, die wir über die Beziehung Heinrichs von Neuß zu Koelhoff aus dem Aktenstücke entnehmen können, ganz unbeachtet gelassen, obwohl er uns S. 146 auf Höhlbaums Aufsatz hinweist. Der Sekretär und Archäologe Helman hatte wiederum einen Sohn Johannes, der uns als lic. iur. im Buche Weinsberg (III S. 54) gleichfalls genannt wird. — Der Name Helman war in Köln mehrfach vertreten; schon 1396 wird ein Kölner Kaufmann Heinrich Hellemann erwähnt, der wohl mit dem in einem undatierten Schreiben Kölns aufgeführten Heinrich Helman identisch ist (Mitteilungen aus den Stadtarchiv Heft 23 S. 271; 26 S. 50). Ob der Asseymeister mit dem Goldschmiede Jakob Helmann, der einen am 19. Oktober 1413 ausgestellten Heimatschein aus Orsoy beibrachte (Urkunde 8256 im Stadtarchiv Köln) oder zu dem in derselben Zeit mehrfach genannten Goldschmiede Arnold Helmann (vgl. meine Nachrichten in den Kölner Büchermarken S. XVIII Anm. 2) verwandt gewesen ist, hat sich durch die Schreinsbücher nicht feststellen lassen; es ist aber wahrscheinlich, da Johannes Helman in einem zwischen 1470 und 1480 aufgenommenen Verzeichnisse der „Kaufleute zu der Hanse von allen Gaffeln" unter den Goldschmieden genannt ist (Ennen, Geschichte der Stadt Köln III S. 721).

[2] Um Ostern (6. April) 1477 war Helman längere Zeit von Köln abwesend. Am 31. März richtete Köln an Mainz ein Beglaubigungsschreiben in Münzsachen für „unsen diener ind asseymeister"; am 4. April schrieb Köln an Helman selbst (Briefbuch 31 Bl. 191. 192. 194). 1477 up satersdach uff sent Bartholomeus abent (Aug. 23) weilte Helman in Frankfurt, wo ihm ein städtischer Auftrag zugeht (Briefbuch 31 Bl. 244. Die Frankfurter Herbstmesse währte vom 15. August bis 8. September, vgl. Horne, Geschichte von Frankfurt a. M. 2. Aufl. S. 123). 1478, maendach na dem heiligen Palmdage (März 16), finden wir ihn wieder in Frankfurt (Briefbuch 32 Bl. 19), auch in den folgenden Jahren treffen wir ihn wiederholt dort an.

[3] Van druger war anno domini sexagesimo nono, im Stadtarchiv Köln. Es umfaßt die Jahre 1469—1479, einzelne Einträge finden sich aus den Jahren 1468 und 1481. Ich bin durch Herrn Dr. v. Loesch in Stephansdorf in Schlesien auf das Verzeichnis aufmerksam gemacht worden.

[4] Knipping, Die Kölner Stadtrechnungen des Mittelalters I: Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde XV S. XXIV. LXXIX.

verlangt. In dem erwähnten Stundungsregister sind auch mehrere Kolner Buchdrucker aufgeführt. Johann Koelhoff ist in den Jahren 1473 und 1474 mit zwei Einträgen vertreten,[1] die in der Hauptsache Papiersendungen betreffen; es sind daneben aber auch andere Waren gebucht, die uns die schon durch Ennens Mitteilungen[2] bekannte Tatsache bestätigen, daß er neben seiner Druckerei noch Handelsgeschäfte betrieben haben muß. Ebenfalls im Jahre 1473 hat Guldenschaiff sich von 24 Ries Papier die Akzise stunden lassen. Ohne Jahresangabe sind noch Konrad Winters von Homborch und Ulrich Zell mit kleineren Sendungen aufgeführt.[3] Der Eintrag in die Stundungsregister erfolgte bei Auslieferung der Ware, in Helmans Konto läßt sich mit ziemlicher Sicherheit an mehreren Stellen durch den Duktus der Schrift und den Wechsel der Tinte eine neue Buchung feststellen. Alle halbe Jahre, einen Monat vor der Frankfurter Messe, mußte der Akzisemeister mit den Schuldnern abrechnen, das Konto wurde dann gestrichen, bei Helmans Schuld und auch sonst hin und wieder ist das unterblieben. Die Drugwarenakzise bestand aus dem 100. Pfennig oder 1% des Umsatzes, nur für kurze Zeit, von Ostern 1474 bis 20. März 1476, war sie auf 2% erhöht.[4]

Die auf Helmans Namen gebuchte Masse des Papiers ist recht bedeutend; sie übertrifft die von Koelhoff 1473 und 1474 bezogenen Sendungen etwa um das doppelte und repräsentiert eine ziemliche Summe Geldes.[5] Da wir

bynnen dre dagen desse rede micht entslytten·
vnde also de seuende dach quam do spreken se
to sampsons wyue·smeyke dynen man vnde
rade vrage eme dat he dy segge wat dat ent=
raetsel bedude·vñ woltu des nicht doen so wil
len wy dy vnde dynes vaders huys vorbernẽ
efte hebbet ghy vns darumme geladen tho iu
wer bruytleft dat gy vns berouen wolden? =
vnde se wenede vnde sprack tho sampson kla
gende·du hatest my vñ heuest my nicht leff
vnde darũme dat entraetsel dat du vnses vol
kes kinderen heuest vorgelacht en woltu my
nicht seggen·vnde he antworde ick en wolde
mynẽ vader noch myner moder nee geseggen
wo mach ik dy denne dat geseggen· also dat
se de seuen dage der wertschup vor eme wene
de Tho dem lesten an deme seuenden dage do
se nicht aff en lete do bedudede he dat er·vñ se
sede dat tho der suluẽ stunt eren borgeren vñ
de se den tho sampson des seuenden dages eer
de sunne vnder gynk·wat is soeter wenne ho=
nich·vnde wat is sterker wen een lauwe Vn=
de he sprack to en·hebdet gy nicht gearẽ myt
mynẽ kughen* dat is mit myner husfrowẽ.]

Typenprobe aus der Kölner Bilderbibel.

[1] Sie lauten: Johan Koilhoff. 1473, sabbato post assensionis domini [Mai 29]. Primo 4 ballen, item 8 ballen papir. Item 1 vass. Item 10 ballen papir. — Johan Koilhoff anno etc. 73 [statt 74] sabato Remigii [Oktober 1]. 11 ballen papir. Item 12 ballen papir. Item 1 pack. Item 206 *ll.* wollen. Item 6 ballen papir, 1 korf. Item 1 kist. Item 1 vass. Item 5 ballen papirs. Item 4 ballen papir. Item 12 ballen papir. Item 1 vass. Item 2 ballen papir. Item 7 ballen papir. Die Jahreszahl 73 des letzten Kontos beruht offenbar auf einem Schreibfehler, da der Remigiustag 1473 nicht auf einen Samstag fiel. — [2] Katalog der Inkunabeln S. VIII.

[3] Unter der Überschrift „Ulrich van Celle" heißt es: Primo eyn groess korf. Item 3 ballen papirs. Da gleich darauf folgt: anno etc. 74, 7. maii, 3 schyven wass, so muß der erstere Eintrag in oder vor das Jahr 1474 fallen. Die hier gegebene auffallende Namensform des ersten Kölner Buchdruckers treffen wir auch einmal in einem seiner Drucke, den Kommentaren des Gerardus de Harderwyck vom Jahre 1493 an (Ulricus de Zell), vgl. Merlo, Ulrich Zell S. 29, Voull. 446. Ich erwähne bei dieser Gelegenheit, daß mir neuerdings ziemlich umfangreiche, im Staatsarchiv zu Wetzlar ruhende Akten eines Prozesses bekannt geworden sind, den Leonhard Hosenbecker gegen Ulrich Zell vom Jahre 1506 an geführt hat. Es geht daraus hervor, daß Zell seinen Lebensabend in Köln verbracht hat; er lebte noch am 8. Februar 1507 und wird am 30. August 1510 als verstorben aufgeführt. Der Kläger war 1510 ebenfalls verstorben, der Prozeß wurde von den überlebenden Witwen noch bis zum Jahre 1511 fortgesetzt. — [4] Knipping a. a. O. S. LXXIX.

[5] Über die Papierpreise, die im XV. Jahrhundert in Köln, wo eine Papiermühle nicht nachweisbar ist, gezahlt wurden, habe ich nichts Sicheres feststellen können. Das Papier wurde bekanntlich in Ballen oder kleinen Fässern versandt, und alles über Frankfurt bezogene Papier wurde zu 12 Ries der Ballen gehandelt, nur in Norddeutschland

nun wissen, daß Helman kein Drucker gewesen ist — wir kennen nur ein Büchlein aus dem Jahre 1505 mit Helmans Namen, das in der Quentelschen Druckerei hergestellt ist und in dessen Schlußschrift uns ausdrücklich gesagt wird, daß die Bürger Helman es haben drucken lassen[1] — so kann er nur entweder einen Handel mit Papier oder Verlagsgeschäfte betrieben haben, oder aber er muß das Papier für seinen Schwiegersohn Quentel beschafft haben. Auf Grund dieses Sachverhalts gewinnt das von Helman und Quentel unterzeichnete Schriftstück,[2] auf das ich in den Kölner Büchermarken Bezug genommen habe, ein erhöhtes Interesse. Es handelt sich um eine undatierte Rechtfertigungsschrift, die gegen eine von Nikolaus Goetz beim Rate der Stadt Köln vorgebrachte Beschwerde, deren Wortlaut wir leider bis jetzt nicht kennen, gerichtet ist. Wir erfahren, daß es zwischen Helman, Quentel und Goetz nach dem Druck einer lateinischen Bibel,[3] für die die ersteren das Papier geliefert und einen Zuschuß in barem Gelde gegeben hatten, zu Streitigkeiten gekommen ist. Wir erfahren weiter, daß die zwischen den streitenden Parteien bestehende Geschäftsverbindung sich nicht auf den Druck dieser lateinischen Bibel allein beschränkt hat, sondern daß Helman, Quentel und andere dem Goetz „zu tun" gegeben haben, da es ihm an eigenem Betriebskapital mangelte. Über die Ausdehnung, die diese Geschäftsverbindung gehabt haben muß, gibt uns die Mitteilung einen Anhaltspunkt, daß Goetz die Möglichkeit hatte, Helman und Quentel um 700 Gulden zu betrügen, nur dadurch, daß sie „zugesehen" haben, sind sie vor Schaden bewahrt worden.

Es muß auffallen, daß die Quentelsche Druckerei, die mit geradezu erstaunlichen Leistungen bald nach ihrer Gründung hervorgetreten ist, Goetz beschäftigt hat, zumal wir hören, daß seine Druckwerke nicht immer den Beifall Helmans und Quentels gefunden haben. Für die Handlungsweise der Firma Quentel gibt es wohl nur die eine befriedigende Erklärung, daß eine Geschäftsverbindung zwischen Helman und Goetz schon bestanden hat, ehe Quentel zu Helman in geschäftliche und verwandtschaftliche Beziehung trat. Wann Quentel nach Köln gekommen ist, hat sich bislang nicht feststellen lassen; in den Kölner Bürgerlisten findet sich sein Name nicht, auch in seiner Heimatstadt Straßburg ist nichts über ihn zu ermitteln.[4] Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Quentels Bekanntschaft mit Helman durch seinen Landsmann Goetz vermittelt worden ist.[5] Dieser weilte, soviel wir bis jetzt wissen, seit 1470 in Köln, und schon 1474 hat er in den Meditationes des Ludolphus de Saxonia dasselbe Papier,[6] das wir in der Bilderbibel und

gewöhnlich zu 10 Ries. Es steht nicht fest, wann sich der Unterschied in der Bogenzahl des Ries, Schreib- oder Druckpapier (480 bezw. 500) gebildet hat, und ob das Ries bereits zu der Zeit, in der man nur geleimtes Papier kannte, auch schon nur 480 Bogen enthielt. (Kapp a. a. O. S. 476. Archiv für Geschichte des deutschen Buchhandels XI S. 303). Am Ausgange des XV. Jahrhunderts kostete in Basel 1 Ballen c. 8 fl. (Geering a. a. O. S. 476. Vgl. Kapp a. a. O. S. 229). Mitte des XVI. Jahrhunderts galten in Leipzig die doppelten Papierpreise wie in Frankfurt (Archiv für Geschichte des deutschen Buchhandels II S. 62). 1582 zahlte die Quentelsche Druckerei (nach einem Rechnungsbuch im Kölner Domarchiv) an Arnold Mylius in Köln für 2½ Ballen 15 holländische Taler, also für den Ballen 6 Taler. Der holländische Taler galt damals 52 Albus.

[1] Das Buch ist die Passie Jesu Christi mit der Glosse. Siehe den Anhang II. — [2] Urkunde im Anhange I.

[3] Um welchen Bibeldruck es sich hierbei gehandelt hat, habe ich aus dem Papier der von mir untersuchten Exemplare (in Köln und Trier) nicht mit Sicherheit feststellen können. Es scheint einer der Drucke Voulliéme 252 oder 253 in Frage zu kommen. Vgl. Anm. 1 auf S. 103.

[4] Nach freundlicher Mitteilung der Verwaltung des dortigen Stadtarchivs.

[5] Da das von Helman bezogene Papier, wenigstens zum Teil, uns auf Straßburg hinweist, da ferner Helman mit Goetz aus Schlettstadt in Geschäftsverbindung stand und Quentel aus Straßburg sein Schwiegersohn wurde, so kann man auf die Vermutung kommen, daß er mit den Brüdern Andreas und Nikolaus Heilmann, die zu Gutenbergs Zeiten vor dem Weißenturmtor in Straßburg eine Papiermühle besaßen (Schneegans in Lempertz' Bilder-Heften zur Geschichte des Buchhandels Taf. 1; Archiv für Geschichte des deutschen Buchhandels XI S. 307; Schorbach, Die urkundlichen Nachrichten über Johann Gutenberg: Mainzer Gutenberg-Festschrift S. 174), verwandt gewesen ist. Die Namensform Heilmann würde vielleicht einer solchen Annahme nicht entgegenstehen, wenn sich nachweisen ließe, daß die Straßburger Familie aus dem nördlichen Deutschland nach Süddeutschland gelangt ist, wofür sich jedoch keine Anhaltspunkte haben auffinden lassen. Die Straßburger Familie ist seit der Mitte des XIV. Jahrhunderts nachzuweisen. Vgl. Kindler von Knobloch, Das goldene Buch von Straßburg S. 114; Mitteilungen aus dem Stadtarchiv von Köln Heft 24 S. 113.

[6] Vgl. Anm. 1 auf S. 103.

den ersten datierten Drucken Quentels wiederfinden, verwendet, was bei der wenige Jahre darauf nachzuweisenden Geschäftsverbindung zwischen ihm und Helman schwerlich ein Zufall sein wird. Die später zwischen diesen beiden Männern stattfindende schriftliche Auseinandersetzung macht es fast zur Gewißheit, daß das „zu tun geben" nur von Helman ausgegangen sein kann.

Helman und Quentel beschuldigen Goetz in ihrer Eingabe an den Rat, daß sein Geschäftsgebahren durchaus nicht immer einwandfrei gewesen sei und daß er, obwohl er, wie „statkundich", in schlechten pekuniären Verhältnissen lebte und auf anderer Beihülfe angewiesen war, den Junker gespielt habe. Die mannigfachen Streitigkeiten, in die er während der letzten Jahre seines Kölner Aufenthaltes und später auch noch in seiner Heimatstadt verwickelt war, werfen auf ihn gleichfalls kein günstiges Licht. Im Mai 1477 führte ihn eine Streitsache vor den Amtmann und Schöffen in Heimbach,[1] und zu dem Konflikt mit Helman und Quentel kamen die Auseinandersetzungen mit dem Kölner Rate über die Beschlagnahme von Urdemanns Dialogus super libertate ecclesiastica, für dessen Herstellung Goetz seine zweite Presse dem Münzmeister Erwin von Stege geliehen hatte.[2] Nach dem Bruch mit Helman und Quentel muß Goetz' Lage, der schon vorher „nauw broit" gehabt hatte, doppelt schwierig geworden sein; er hat es deshalb offenbar vorgezogen, nach dem Druck seiner vierten lateinischen Bibel, die am 9. Mai 1480 vollendet wurde,[3] Köln den Rücken zu kehren. Er wandte sich nach Süddeutschland zurück[4] und versuchte nun auf schriftlichem Wege mit seinen Forderungen beim Kölner Rate und seinem einstigen Geschäftsfreunde Helman durchzudringen. Der sich über vier Jahre hinziehende Briefwechsel[5] zwischen Goetz und dem Rate betrifft in erster Linie die Entschädigungsansprüche, die Goetz aus der Beschlagnahme des mit seinen Typen gedruckten Dialogus herleitete. Zugleich benutzte er aber auch die Gelegenheit, mit Helman abzurechnen. Aus dem Briefe des Rates an Goetz vom 9. Mai 1481 erfahren wir, daß letzterer seinem Schreiben vom 15. Januar eine Anlage beigefügt hatte, die seine vermeintliche Forderung an Helman betraf, und daß dessen Erwiderung der Antwort des Rates angeschlossen wurde. Goetz entgegnete am 14. August und legte wieder einen Brief an Helman ein, wie aus der Antwort des Rates vom 3. September hervorgeht. Leider scheint uns keine von diesen Einlagen erhalten geblieben zu sein. Der Rat erklärt am 3. September, Goetz auf den „ingelachten zedel" keinen Bescheid geben zu können, da Helman zur Zeit in Frankfurt weile. In dem nächsten vom 17. Dezember 1483 datierten Briefe des Goetz stoßen wir in einer Nachschrift nochmals auf den Namen Helman. Über die Streitsache selbst erhalten wir auch hier keine nähere Nachricht, erfahren aber, daß Goetz in Graz weilte und beabsichtigte, sich nach Speyer zu begeben, und die Unterschrift sagt uns, daß er legum doctor war. Mit der Antwort ließ der

[1] Briefbuch 31 Bl. 207 (Stadtarchiv Köln). — [2] Zaretzky, Der erste Kölner Zensurprozeß S. 25ff.

[3] Voulliéme S. 29. Vgl. Zaretzky a. a. O. S. 27.

[4] Goetz ist über Mainz nach Köln gekommen. Nach einer Mitteilung Velkes in der Mainzer Gutenberg-Festschrift (S. 343) wird Goetz in den Jahren 1460 und 1461 in Mainz als Goldschmied erwähnt. Er wird auch in einem zwischen 1470—80 aufgestellten Verzeichnisse der Kölner Kaufleute aus der Hansa unter den Goldschmieden aufgeführt (Ennen, Geschichte der Stadt Köln III S. 721). Velke (a. a. O.) berichtet auf Grund einer Angabe von A. Kämmerer von einem handschriftlichen Eintrage in einem in der Kolberger Dombibliothek befindlichen, der Fasciculusausgabe des Goetz von 1478 (Hain * 6922) beigebundenen Druckfragment, wonach Goetz 1478 in Mainz gedruckt haben soll. Der Eintrag findet sich am Schlusse von Arminensis, Tractatus sacrae historiae elucidativus (Hain * 1798) und lautet: Impressum Maguntiae per Nicolaum Goetz de Seltstadt [!]. Anno post Christum natum MCCCCLXXVIII. Er rührt von dem Pfarrer Peter Eddeling in Pasewalk her und ist im Jahre 1556 niedergeschrieben. Wie die Form „Seltstadt" schon verrät, hat der Pfarrer den Namen des Druckers, ebenso wie die Jahreszahl, dem Fasciculus entnommen; eine alte Tradition von einem Aufenthalte des Goetz in Mainz darf man hiernach, wie Kämmerer will, in dem Eintrage wohl kaum vermuten. Der Druck Hain * 1798 soll nach Ebert und Brunet in Mainz entstanden sein. Schon Grotefend (Verzeichniß der Handschriften und Inkunabeln in der Stadt-Bibliothek zu Hannover 1844 Nr. 209) hat das mit Recht bezweifelt; die Typen weisen uns nach Norddeutschland, nach Lübeck oder Rostock hin. Das Kolberger Exemplar von Hain * 1798 ist übrigens kein Druckfragment, sondern ein durchaus vollständiges Exemplar, in dem zwischen Bl. 1 und 2 ein Einblattdruck aus dem XVI. Jahrhundert eingefügt ist.

[5] Gedruckt in meinem Buche: Der erste Kölner Zensurprozeß S. 50ff.

Expliciunt rubrice diuer
sorum voluminum iuris
ciuilis scdm ordinem al=
phabeti a fratre Astexa
no posite siue compilate.

Preclarum ac studiosissimū Astexani opus
de casibus: forum anime seu conscientie decerne
tibus: ex diuinis et humanis legibus in vnam
summam octo ptibus distinctam. congestū titu
banti menti. morboq; animi medelam afferens
ac recte cōsulens in sancta ac foelici ciuitate Co
lonia. p puidum et circūspectum virum Henricū
quentell. eiusdem incolam et ciuem. Sub
Anno domini. M. cccc. lxxix. secundo Kalēdas
septembris peruigili cura impressum Necnō de
spectabilis et magnifici viri p tempore rectoris
alme et insignis vniuersitatis Coloniensis spēa
li mādato. indagine maturiori. lucubrationeq;
pspicaci visum examinatum. digestum. admis
sum et approbatum: reiq; publice vt suū afferat
presidium in cōmuni donatum. Ad omnipoten
tis dei laudem. fideliumq; conscientiarū serenatō
nem et salutem: feliciter finit. &c.

Heinrich Quentel.
Astesanus, Summa de casibus conscientiae. 31. August 1479.

Rat es bis zum 12. März 1484 anstehen und ersuchte dann Goetz zur endlichen Beilegung des Streites über den Dialogus, sich persönlich in Köln einzufinden, und sicherte ihm Geleit für 14 Tage zu; der Name Helman wird nicht mehr erwähnt. Über den Ausgang des Streites zwischen Goetz und dem Rate einerseits und Goetz und Helman andererseits habe in keine Nachrichten auffinden können; in beiden Fällen scheint Goetz seine Forderungen als aussichtslos aufgegeben zu haben.[1] Mitte der 1480er Jahre begegnen wir ihm in seiner Heimatstadt Schlettstadt wieder, wo er einen „mutwilligen" Prozeß gegen den Rat anstrengte, weil er sich in seinem väterlichen Erbe benachteiligt glaubte. In Rom hatte er einen Bannbrief gegen Schlettstadt ausgewirkt und suchte damit an verschiedenen Orten gegen die Stadt Stimmung zu machen, unter andern auch 1488 in Zug. Im Jahre 1498 war der Streit noch im Gange. Goetz war es gelungen, den päpstlichen Bann mit Aggravation nicht nur über den Rat von Schlettstadt, sondern auch über den der Stadt Köln und das Domkapitel in Mainz verhängen

[1] Vgl. Zaretzky a. a. O. S. 29.

a peccato nos soluit. qz munus pro culpa su
mit. Veritatis autē voce attestante didicim[us]
quia suus q̄ decem milia talenta debebat. cū
penitentiā ageret. absolucōnem debiti a dño
accepit: sed qz conseruo suo centū sibi denari
os debenti debitum non dimisit. et hoc est. ius
sus exigi. qd ei fuerat iam dimissum. Ex qui-
bus videlicet dictis cstat qz si hoc qd in nos
delinqtur ex corde nō dimittim[us]: et aliud rur-
sus exigitur. qd nobis iam per penitentiam
dimissum fuisse gaudebam[us] Igitur dum per
indulti tempis spatium licet dum iudex susti
net. dum cuersionem nostram is qui culpas
examinat exspectat: conflem[us] in lacrimis du
ritiam mentis formem[us] in proximis gratiam
benignitatis. Et fidenter dico quia salutari
hostia post mortem non indigebim[us] si ante
mortem deo hostia ipsi fuerimus.

Explicit liber quart[us] dyalogorū gregorij.
per me Bartholomeū de vnckel. etc.

Bartholomaeus von Unckel. Dialogorum libri IV. ca. 1480.

zu lassen. Nähere Nachrichten über die Gründe zu diesen weiteren Schritten und über den Ausgang des Prozesses fehlen uns. Es ist nur bekannt, daß Goetz damals in Freiburg i. Br. gefangen gehalten wurde, und daß hier der Gesandte von Köln, Dr. Herbert von Bilsen, gegen ihn vorging.[1] Man wird wohl den Groll des Goetz gegen Köln mit seinem Streite über den beschlagnahmten Dialogus in Verbindung bringen dürfen.

Überblicken wir die Nachrichten, die uns über die Beziehungen des Goetz zu Helman und Quentel Aufschluß geben, so können wir folgendes feststellen. Goetz hat zu Helman in Geschäftsverbindung gestanden, die sich in der Hauptsache auf Papierlieferungen beschränkt haben wird. Als dann der wohlhabende Asseymeister seinem Schwiegersohne eine Druckerei einrichtete, wurde die Verbindung mit Goetz, dem es an dem nötigen Betriebskapital fehlte, nicht sofort abgebrochen; erst nach dem Druck einer lateinischen Bibel, für die ihm das Papier geliefert und ein Zuschuß in barem Gelde gegeben war, kam es zu Streitigkeiten, die zum Bruch führten. Vorher aber müssen Helman und Quentel mit Goetz Geschäfte unternommen haben, bei denen es sich um beträchtliche Summen gehandelt hat.

[1] Gény, Die Reichsstadt Schlettstadt: Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes I Heft 5/6 S. 19. 20.

Welcher Art können nun diese Geschäfte gewesen sein, bei denen Goetz die Möglichkeit hatte, Helman und Quentel um 700 Gulden (über 5000 Rm.)[1] zu betrügen? Nach dem Wortlaut des Schriftstückes scheint es sich nicht um eine reine Geldangelegenheit, um ein von Helman und Quentel gegebenes Darlehn gehandelt zu haben, da gleich darauf von einem solchen die Rede ist, an dem Helman offenbar allein beteiligt war. Bei den wiederholten Versicherungen, „dat hey uns zo doin ist ind wir yem nyet", wofür glaubwürdige Zeugen beigebracht werden können, würde auch schwerlich eine so bedeutende, ohne Gegenleistung gewährte pekuniäre Unterstützung verschwiegen worden sein. Aber Helman und Quentel haben dem Goetz „zu tun" gegeben, also ihn als Drucker beschäftigt, und dabei wird dieser die Gelegenheit zu den Unterschlagungen gehabt haben, von denen die Helmansche Rechtfertigungsschrift berichtet. Um den Bibeldruck, der die Veranlassung des Konflikts wurde, kann es sich hierbei jedoch nicht gehandelt haben, da Helman und Quentel bezüglich dieses gemeinsamen Unternehmens die Erklärung abgeben: „dat wir gerne unse papir wedernemen weulden mit unsem uißgelachten gereiden gelde, dat hey untfangen hait, kunden wir dat krigen." Auch schon wegen der Höhe der Summe kann wohl die lateinische Bibel nicht in Frage kommen, deren Druck Goetz auf seiner Presse besorgt hatte. Da dem Goetz für die Bibel das Papier geliefert und auch ein Zuschuß gewährt war, kann das auch bei anderen Goetzschen Drucken der Fall gewesen sein. In erster Linie kommt hier der Fasciculus von 1478 in Betracht, der Helmansches Papier enthält und an den sich die Quentelschen Ausgaben in auffallender Weise anlehnen. Bei der zwischen Helman und Goetz offenbar schon längere Zeit bestehenden Geschäftsverbindung liegt es nun außerordentlich nahe anzunehmen, daß Goetz auch bei den ersten aus der jungen Quentelschen Offizin hervorgegangenen Drucken zu „tun" gehabt hat. Die Drucke des Jahres 1479 tragen sämtlich Quentels Namen und einen einheitlichen Charakter, so daß nicht ersichtlich ist, in welcher Weise Goetz an diesen Werken beteiligt gewesen sein könnte. Die ein bis zwei Jahre früher entstandene deutsche Bibel dagegen, die wir für den ältesten Druck der Quentelschen Offizin halten müssen, zeigt in der Druckpraxis Abweichungen von den ersten mit Quentels Namen versehenen Drucken, die wir nicht ohne weiteres auf Rechnung des Zufalls setzen können, für die wir aber bislang keine Erklärung hatten. Diese Abweichungen dürfen wir meines Erachtens mit einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit auf die Mitwirkung des Goetz bei der Bibel zurückführen. Datierte Drucke von Goetz aus der Zeit, in der die Bibel entstanden sein muß, kennen wir nicht, allenfalls kommt der schon genannte Fasciculus Hain * 6922 in Betracht, der frühestens im Laufe des Jahres 1478 gedruckt sein kann. In der Mitwirkung des Goetz an der Bilderbibel ist auch eine befriedigende Erklärung für das Fehlen der Druckadresse gegeben, die schwerlich deshalb weggelassen sein kann, weil die Urheber des Druckes ihre Namen nicht nennen wollten; der Ursprung eines Werkes von der Bedeutung der Bilderbibel ließ sich wohl kaum verheimlichen. Den ersten datierten und mit Namen versehenen Druck Quentels, das umfangreiche Werk Astesanus, Summa de casibus conscientiae, kennen wir in vier zum Teil erheblich voneinander abweichenden Ausgaben, die sämtlich das Datum 31. August 1479 tragen. Dieses in hohem Grade auffallende Experimentieren möchte ich damit erklären, daß wir in dem Astesanus den ersten *selbständigen* Druck Quentels vor uns haben, bei dessen Herstellung es ihm nicht an technischer Fertigkeit, wohl aber noch an zielbewußter, konsequenter Durchführung eines so umfangreichen Werkes gebrach.

Das Papier, das Helman seit Januar 1477 bezogen hat, ist zum Teil für die Bibel verwendet worden,[2] und sie ist auf Quentels Presse gedruckt; Goetz kann demnach höchstens bei ihrer Ausstattung und ihrem Vertrieb

[1] Kruse, Kölnische Geldgeschichte: Westdeutsche Zeitschrift Ergänzungs-Heft 4, S. 120.

[2] Rechnet man die ganze Sendung Papier, die für Helman in dem Drugwarenverzeichnisse eingetragen ist, zu etwa 200 Ballen, so würde sie 2400 Ries = 48000 Buch = 1152000 Bogen ausmachen. Für die Bilderbibel sind für das Exemplar etwa 270 Bogen erforderlich gewesen, für eine Auflage von 300 Exemplaren demnach 81000, bei 600 Exemplaren (für die beiden Ausgaben) 162000.

versucht haben, im Trüben zu fischen. Das Schicksal der Holzschnitte der Bibel, die 1483 bei Koberger in Nürnberg wieder auftauchen,[1] legt die Vermutung nahe, daß Goetz bei der Ausstattung der Bibel seine Hand irgendwie im Spiele gehabt hat. Was kann Helman oder Quentel bewogen haben, die Stöcke, die damals sicherlich eine recht gesuchte Ware waren, insbesondere in so vortrefflicher Ausführung, sobald nach Fertigstellung des Druckes zu veräußern? Die Notwendigkeit, das in ihnen steckende Kapital flüssig zu machen, kann es wohl nicht gewesen sein; wir wissen, daß Helman ein wohlhabender Mann gewesen sein muß. Ganz unwahrscheinlich ist auch Gerlachs Annahme,[2] daß Quentel sie verkauft haben soll, weil er von vornherein an eine neue Ausgabe der Bibel nicht mehr gedacht habe. Ein solcher Entschluß wäre nur dann zu verstehen, wenn Quentel mit der Bibel einen vollstandigen pekuniären Mißerfolg gehabt hätte, oder wenn ihm von seiten der Geistlichkeit Schwierigkeiten bereitet worden wären; für beides haben wir nicht den geringsten Anhaltspunkt. Ich bin noch immer der Ansicht, daß Goetz für Helman und Quentel die Stöcke beschafft und sie bei seinem Weggange von Köln — mit oder ohne Berechtigung — als Unterpfand für seine vermeintliche Forderung mitgenommen und schließlich, als er mit dieser bei Helman nicht durchdrang und auch die von dem Kölner Rate für den beschlagnahmten Dialogus beanspruchte Entschädigung ausblieb, verkauft hat. Urkundlich steht fest, daß Goetz sich nach Süddeutschland zurückgewandt hat. Im Dezember 1483 finden wir ihn in Graz;[3] auf dem Wege dorthin wird er auch Nürnberg berührt und hier die Stöcke an Koberger veräußert haben. Auch mit den Randleisten der Bibel, die Quentel noch einigemal in den Drucken der Jahre 1479 und 1480 wieder verwendet hat, zuletzt in dem Destructorium vitiorum,[4] das wenige Tage vor der letzten Bibel des Goetz die Presse verlassen hat, scheint es eine besondere Bewandtnis gehabt zu haben. Die einzelne Leiste mit der Anbetung der hl. drei Könige kehrt noch einmal in dem Fasciculus von 1481 wieder;[5] von da an verschwindet dieser Buchschmuck für immer aus den Drucken Quentels. Daß Quentel von diesem Zeitpunkte an nicht mehr im Besitze der Randleisten gewesen ist, darf man wohl daraus schließen, daß er sich in den folgenden Jahren mit einem recht bescheidenen Buchschmuck beholfen hat, der uns noch dazu auch bei einem andern Kölner Drucker, Johann Guldenschaiff, begegnet.[6] Die verhältnismäßig wenig benutzten Leisten der Bibel können wohl kaum schon 1481 von Quentel als unbrauchbar geworden beiseite gelegt sein.

Es ist nicht ausgeschlossen, daß uns ein glücklicher archivalischer Fund noch einmal einen völligen Aufschluß über die Beziehungen des Druckers Goetz zur Firma Quentel und vielleicht auch über das Zustandekommen der ersten Quentelschen Drucke bringen wird. Wir kennen bis jetzt das wichtige Schriftstück nicht, das Goetz bei seinem Streite mit Helman und Quentel an den Rat der Stadt Köln gerichtet hat. Das eine aber dürfte wohl heute schon feststehen, daß wir Johann Helman, der, wie die an ihn gelangten Papiersendungen und sein Auftreten in der Streitsache mit Goetz zur Genüge beweisen, ein tätiges Mitglied der Quentelschen Firma, wenigstens in den ersten Jahren ihres Bestehens, gewesen sein muß, als den Urheber des großen Quentelschen Bibeldruckes zu betrachten haben. Wie weit sich sein Einfluß in dem rasch emporblühenden Geschäfte seines Schwiegersohnes in der Folgezeit geltend gemacht hat, wissen wir nicht, da keiner der zahlreichen Quentelschen Drucke seinen Namen kennt. Erst nach dem Tode Heinrich Quentels[7] tritt Helman in hohem Alter noch einmal in Gemeinschaft mit seinem Sohne Johannes mit einem Drucke an die Öffentlichkeit, und bezeichnenderweise ist das wieder ein illustrierter Dialektdruck: die 1505 erschienene Passie Jesu Christi, gedruckt in „goeden coelschen duytz“.

[1] Muther, Die ältesten deutschen Bilderbibeln S. 13. Gerlach a. a. O. S. 32.
[2] A. a. O. S. 31. — [3] Zaretzky a. a. O. S. 56.
[4] Voulliéme 367. — [5] Hain* 6929. Voulliéme 1032.
[6] Zeitschrift für Bücherfreunde III S. 131. Voulliéme S. LV.
[7] † 1501. Heitz und Zaretzky, Die Kölner Büchermarken S. XVII

Anhang.

I.

Urkunde.

Undatiert, 1478 oder 1479.

Johannes Helman und Heinrich Quentel, Bürger der Stadt Köln, rechtfertigen sich wegen der Anschuldigungen, die der Drucker Nikolaus Goetz gegen sie beim Rate der Stadt vorgebracht hat.

Gnedige lieve herrn. Also Niclais Gotz uren gnaden over uns ind anderen schryft, so wie wir yeme vurunthalden 2c latinscher bibelen, die hey uns in gudem geloben heym gesant hedde, ind wir yem ind hey uns nyet zo doin were, ind wir yn geweltlichen gedrungen seulden hain, syne vursaissonge zo brechen ind nuwe saissonge zo machen etc., so wie syne verzwivelde vermessen unwaraftige schryft, so vill uns dat beruert, vurder uisswyst, sagen wir, wer eynen gerne umme dat syne brengen weuld ind tgain vrome lude ind syn eigen hantschryft spricht ind schryft, as Niclais deit, dat wir bewysen willen offs noit geburt, der hait sich der eren getroist, ind schamet sich nyet, waet hey erdenkt, zo schriwen. Sonder gnedige lieve herrn, id sall sich in der wairheit ervynden, ind willen dat ouch mit vromen luden offs noit geburt bewysen ind sunderlingen mit synen eigenen hantschryften, dat hey uns zo doin ist, ind wir yem nyet, wilchs wir zo beden der frunde gehat seulden hain up Martini nyestleden, qweme hey noch ind geve uns, dat hey uns schuldich is na inhalt synre eigenre hantschriften, wir weulden it noch hudestages untfangen ind yem wederlevern, wat wir der bibelen, hey gemacht hait, hinder uns hedde, die hey also gemacht ind gedruckt hait, dat wir gerne unse papir wedernemen weulden mit unsem uissgelachten gereiden gelde, dat hey untfangen hait, kunden wir dat krigen. Ind as hey vort schryff, wir yem zo doin ind hey uns nyet etc., ist statkundich, dat hey nauw broit gehat hedde, hedden andern ind wir yem nyet zo doin gegeven, darup hey junker geweist ist, wilch werk hey also gemacht hait, dat hey sich ind andere verderft hait, dat man spricht, id sy meister Niclais werk, ind daromb syn werk nyet verkouffen ind nauw unse papir weder krigen konnen. Vort as hey schryft van der geweltlicher dringunge etc. weulden wir dat noede denken, wir geswigen zo doin, sonder id sall sich ouch an eirberen luden ervynden, dat sulichs unwair is, dan hedden wir nyet zogeseyn, hey seuld uns umme 7c gulden bedrogen hain, as ouch mit vill andern luden geschiet is. Vort as hey schryft, daz ich yem up hondert gulden 16½ gulden overnomen seuld hain, sagen ich, Johannes, dat ich yem sulcher snoder visierder reden nyet engestain, ind sich ouch in der wairheit nyet ervynden kan. Dan gnedige lieve herrn, up dat ure gnaden uns nyet vermirken, laist Niclais uren gnaden vur ougen, komen, wir willen yn nyet, so verre hey recht hait, besweren, ind hoirt syne reden ind unse kontschaft ind syne eigen hantschryft, darinne sich ervynden sall, wie eirlichen hey mit uns umme geit ind over uns schryft; wat ure gnaden darinne in dem rechten erkennen sall uns waill ind we doin, indem hey uns steetgeit setzt wat ure gnaden erkennen, uns dat zo vernoegen, willen ure gnaden sich des nyet annemen, willen wir yem alles geburlichen rechten bynnen Coelne gehoirsam syn, up dat Niclais die also yedermanne, dat syn schuldich is ind mit sulcher loisheit bezalen weulde uren gnaden noch uns geyne zijch durfen geven, ind willen ure gnaden dese unse schryft in dat best verstain ind upnemen, dat wir so groff schriven, want wir unse ere deshalven verantworden moissen.

Johannes Helman ind Heynrich Quentell, uren gnaden oitmodige burger.

Stadtarchiv Köln. Original mit der Aufschrift: Up Niclais Gotzen schrift von wegen Johannes Helman ind syns eydoms.

II.

Das seltene Buch, die Passie Jesu Christi, das „die ehrsamen Johannes Helman, Bürger der Stadt Köln,“ haben drucken lassen und das am Pfingstabend (Mai 10) 1505 vollendet wurde, gehört wegen des Dialekts und auch wegen der Ausstattung zu den bemerkenswertesten Kölner Drucken des ersten Jahrzehntes des XVI. Jahrhunderts.

Bl. 1a Titel: Dyt is die Pas-|sie ons heren Jhesu christi mit | der glosen der heliger Doctoren dar op scriuende ‖ Holzschnitt Christus am Kreuz. Bl. 2a m. Sign. A 2 Z. 1: ¶ Hye begynt die passie vnss herē Jhesu

christi mit | der glosen. van deme vridrage vur palmdage an. | bis an dat ende ‖

Bl. 43ᵇ Z. 4: vp dat wir na desem leuē mit yeme mogē ewētlichē leuē ‖ AMEN ‖ ¶ Dese passie is ordinert. ind in duytschen ouer | gesat zo der Eren gotz ind Marien sijnre lieuer | Moider. So wañ man die list. dat man dan | vur die Selen ind sachē dar man die vurbege | rēde is. zo biddē den almechtigē got ind sijne | lieue Moider. dat deme nagegāgē ind gnoich | geschege na dem gudē willen gotz. Gedruckt | in Coelen in gȍden coelschen duytz. dorch den Ersamen Johannes Helman borger der stat | Coelne In dē Jaer ons herē. Dusent vunfhō· | dert ind vunff vp pynxt Auent ‖

4°. 43 Bl. m. Sign., 37—38 Z., Gotische Typen der Quentelschen Druckerei Nr. 9. 10. 15. (nach Proctor). Norrenberg, Kölnisches Literaturleben S. 4. Weller, Repertorium typogr. Suppl. [1] 4072. Proctor II. 1 S. 15. 55. 65. Über die Holzschnitte vgl. Zeitschrift für Bücherfreunde III S. 138. Exemplar in der Stadtbibliothek Köln.

Merkwürdigerweise muß die Schlußschrift noch während des Druckes abgeändert worden sein. Die Stadtbibliothek Köln besitzt ein zweites, zweifellos von demselben Satze hergestelltes Exemplar, das, so viel mir bekannt, noch nicht beschrieben ist und folgendermaßen schließt:

¶ Dese passie is ordinert. ind in duytschen ouer | gesat mit Rade der wijse. zo der Eren gotz ind | Marien sijnre lieuer Moider. So wañ man | die list. dat man dan vur die Selen ind sachē | dar man die vur begerēde is. zo biddē den al· | mechtigē got ind sijne lieue Moider. dat deme | nagegāgē ind gnoich geschege na dem guden | willen gotz. Gedruckt laissen in Coelne in gȍe | den coelschen duytz. dorch die Ersamen Johan | nes Helman borger der stat Coelne In dem | Jaer ons herē. Dusent vunfhōdert ind vunff | up pynxt Auent ‖

Diese Fassung ist zweifellos die jüngere und entspricht den tatsächlichen Verhältnissen besser als die erste, da Johannes Helman, Vater sowohl wie Sohn, keine Drucker gewesen sind. Schon aus diesem Grunde müßte man die zweite Schlußschrift für die jüngere halten, es finden sich dafür noch weitere Anhaltspunkte in dem Texte selbst. Der Setzer hat bei der Umänderung den stehenden Satz natürlich möglichst zu benutzen gesucht. Nach dem Worte gedruckt hat er „laissen" eingeschoben und „dorch den" in „dorch die" abgeändert, dabei aber versäumt, „borger" durch die gebräuchliche Pluralform „borgere" zu ersetzen. Bei dem Worte gȍden hat er offenbar eine Korrektur vorgenommen. Im Texte des Buches findet sich neben dem häufigeren guden auch gueden und goeden, das ȍ kommt nur einmal vor in dȍde (Tode), während sonst doide durchaus überwiegt. Der Setzer ist auf die Form gȍden wohl dadurch aufmerksam geworden, daß er hinter gȍ die Zeile abbrechen mußte. Anstatt nun die Trennungszeichen einzusetzen, fügte er ein e ein, vergaß dabei aber ȍ in o zu verwandeln, so daß die Form gȍeden entstanden ist. Die sonstigen typographischen Änderungen beschränken sich auf das Einsetzen von n oder m am Schluß der Wörter, so beim Zeilenschluß guden statt gudē und in dem letzten Satze dem statt dē. Haben wir nun aber die erweiterte Fassung als die jüngere anzusehen, so muß das Büchlein von Vater und Sohn Helman herausgegeben sein. Daß hier nur der Asseymeister und sein Sohn in Frage kommen können, geht daraus hervor, daß die Typen und Holzschnitte des Druckes Eigentum der Quentelschen Druckerei waren. Die Typen 9 und 10 finden sich häufig in Quentelschen Drucken, die Texttype ist seltener, sie begegnet uns u. a. in dem Spiegel der Seelen, gedruckt von Peter Quentel 1520. Daß das Büchlein mit der Schlußschrift in der verbesserten und erweiterten Form verbreitet gewesen ist, beweist der 1508 bei Heinrich von Neuß erschienene Nachdruck, der abgesehen von einigen sprachlichen Änderungen den Text der Helmanschen Passie wiedergibt und in der Schlußschrift gleichfalls die Worte hat: mit dem rade der wijse.



Pädagogisches Buchwesen.

Von

Dr. Hans Schmidkunz in Berlin-Halensee.

Während sonst die Bücherliebhaberei, das Bibliothekswesen und auch die Bibliographie einen immer größeren Aufschwung nehmen, trifft dies für eines der wichtigsten und ausgedehntesten geistigen Gebiete, für die Pädagogik, so gut wie gar nicht zu. Wenn die Rede ist von hohen Preisen, die für alte Drucke oder für erste Ausgaben gezahlt werden, so handelt es sich allermeistens um Literatur engeren Sinnes, also um Belletristik, etwa noch Theologie eingeschlossen. Selten hört man, daß für irgend einen „ersten" Pestalozzi oder dergleichen soviel Interesse und Kosten aufgeboten werden, wie etwa für einen ersten Lessing.

Was wir von der Wichtigkeit und Ausgedehntheit der Pädagogik angedeutet haben, ist sowenig übertrieben, daß man sogar gerade für das Buchwesen nach der Pädagogik in allererster Linie fragen könnte, noch dazu in Deutschland, dem auch pädagogisch weitberühmten Lande. Man möchte nun meinen, daß bei uns pädagogische Bibliotheken in Fülle und Reichtum vorhanden seien und daß die großen wissenschaftlichen Kräfte, die für das Bearbeiten von Handschriften aufgeboten werden, mit der Pädagogik mindestens ebensoviel zu tun bekommen wie etwa mit der klassischen Philologie. Tatsächlich ist alles das nicht der Fall. Als das sogenannte Stiefkind der öffentlichen Meinung erweist sich die Pädagogik auch hier.

Keineswegs fehlt es an zahlreichen Personen, die diese Verhältnisse bedauern und mit ihren starken Interessen und schwachen Kräften nur darauf warten, daß es besser werde. Außenstehende meinen vielleicht, daß all der Enthusiasmus und entsagende Opfermut, der der ernsten und selbst der spielenden Beschäftigung mit dem Buchwesen zugrunde liegt, auf jenem Gebiete feiere. Man muß aber nur selber Pädagogiker sein, um schwärmen zu können von einem ersten Comenius oder auch nur von einem ersten Graser, von einer Handschrift eines Vergangenen wie Ratichius oder eines Gegenwärtigen wie Wilhelm Münch, von einem vollständigen Exemplare der „Pädagogischen Revue" Karl Magers (1840—1858) oder von den Anfängen der pädagogischen Presse; gar nicht zu erwähnen das Mittelalter und die Renaissance, aus welchen Zeiten meist nur nebenbei und mehr ehrenhalber einige Namen genannt werden.

Nach langen Kämpfen kann man jetzt beispielsweise von einer Gymnasialpädagogik auch im theoretischen Sinne sprechen. Daß in diesem Sinne die einschlägige Literatur weiter zurückgeht, als es beim ersten Vermuten scheint, erfährt man weit weniger leicht als auf anderen Spezialgebieten. Eifrige Leser von Antiquariatskatalogen werden sich, wenn sie einmal darauf aufmerksam gemacht worden sind, von der Wehmut nicht befreien können, die ihnen der Gedanke an das heute noch Erreichbare und vielleicht bald nicht mehr Erreichbare bereitet. Wenigstens Schreiber dieses nimmt die nicht gerade seltenen Antiquariatskataloge für Pädagogik kaum jemals zur Hand ohne das beklemmende Gefühl, daß er weiß, was da zu tun wäre und daß er als einzelne Person nicht eingreifen kann. Wenn es ihm z. B. gelingt, etwa das erste eigentliche Werk über Gymnasialpädagogik: „Der Gymnasialunterricht" von I. H. Deinhardt (Heidelberg 1837), aufzutreiben, und wenn er andere spätere Gymnasial-Pädagogiken, wie die von Thaulow, derzeit noch mit Befriedigung häufiger verzeichnet findet, so ist es schon viel.

Mögen solche Spezialgebiete für die Öffentlichkeit und für die Welt des Buchamateurs weniger in Betracht kommen, so gibt es doch wieder mancherlei pädagogische Felder, an denen die weitesten Kreise beteiligt sind. Hierher gehören z. B. die vielerlei Belehrungs-, Erziehungs- und ähnliche Bücher für die ältere Jugend. In den mittleren Jahrhunderten der Neuzeit haben die sogenannten Fürstenspiegel, die verschiedentlichen Briefe eines Vaters an seinen Sohn, dann sonstige Wegweiser für das junge Volk (Hodegetiken und dergleichen) eine große Rolle gespielt; und das Auf und Ab dieser Bedeutung in den verschiedentlichen Zeiten ist kulturgeschichtlich und namentlich auch buchgeschichtlich von großem Interesse. Beispielsweise schwillt die hodegetische Literatur, also die der Führung und Beratung junger Leute, in den letzten zwei Dritteln des XVIII. und dem ersten Drittel des XIX. Jahrhunderts beträchtlich an und geht verwunderlicherweise bis fast in unsere Zeit hinein zurück. Gerade auf diese Zweige des Buchwesens seien Liebhaber gleich hier aufmerksam gemacht.

Dazu kommen dann historische Spezialitäten. Das Jahr 1848 hat auch in der pädagogischen Literatur Wellen geschlagen, deren Formen zu konservieren in dem Interesse vieler liegt. Zahlreiche seit damals beliebte Reformbestrebungen haben in jenem und etwa in dem Folgejahre lebhaften literarischen Ausdruck gefunden.

Nun ist es heute schwer abzusehen, ob selbst eine ferne Zukunft die Aufmerksamkeit auf alte und ausgezeichnete Erziehungsliteratur so in die Höhe treiben wird, wie bisher die Aufmerksamkeit für andere Literatur angewachsen ist. Die Schlauen

unter den Sammlern suchen natürlich fortwährend nach denjenigen Chancen, bei welchen im Augenblicke billig einzukaufen und künftig teuer zu verkaufen ist. Unseres Erachtens gilt dies von der pädagogischen Literatur und speziell von einzelnen ihrer Zweige ebenfalls; nur daß derartige Preissteigerungen, wie wir sie in der letzten Zeit beispielsweise bei den Romantikern erlebt haben, hier schwerlich zu erwarten sind. Auf absehbare Zeit wird wahrscheinlich die Pädagogik immer wieder das wenigstens relativ opfervollste Treiben sein.

Unter keinen Umständen aber dürfen wir uns besinnen, dem drohenden Verfall älterer Literatur durch eine erhöhte Aufmerksamkeit auf das pädagogische Bibliothekswesen entgegenzutreten. Sollte etwa nach einigen Jahrzehnten ein großer finanzieller Aufschwung dieses Stückes unserer Kultur kommen, so daß es an Geld zum Kaufen alter Schätze nicht fehlen könnte: dann würden unsere Nachkommen vielleicht recht vorwurfsvoll auf uns zurückblicken, die wir oft nicht eine oder die andere Mark übrig hatten, um eine erste Auflage von Diesterwegs „Wegweiser“ oder dergleichen zu kaufen.

Sprechen wir hier auch nur von dem Interesse des Büchermannes engeren Sinnes, so darf doch nicht übersehen werden, wie eng dieses Interesse mit anderweitigen Interessen zusammenhängt. Vor allem fehlt es unserer Lehrerwelt in hohem Maß an Gelegenheit zu ausreichender Beschäftigung mit der pädagogischen Literatur. Arm sind sie ja doch, offen gesagt, alle, obwohl sie trotzdem vielleicht die allerbesten Bücherkäufer sind. Allein selbst bei viel Opferwilligkeit bleibt es überaus schwer, in Deutschland ein weitergehendes pädagogisches Literaturinteresse zu befriedigen.

Vor allem haben unsere großen öffentlichen Bibliotheken für kaum etwas so wenig übrig, als für die Pädagogik. Die Klagen darüber sind allgemein. Sodann macht sich die knappe Dotierung unseres Schulwesens auch in den Lehrerbibliotheken bemerkbar. Mögen immerhin einzelne Gymnasien prächtige alte Schätze angesammelt haben: die Mehrzahl der Lehrer auf allen Schulstufen muß doch ohne zureichende fachbibliothekarische Hülfe auskommen. Eine Interpellation in einem Landtage, die eine statistische Auskunft über die bestehenden Lehrerbibliotheken verlangte, würde ein nationales Verdienst sein.

Wenn man nun manchmal von reichhaltigen Fachbibliotheken hört, oder wenigstens davon, daß größere Allgemeinbibliotheken irgend eine Richtung, wie etwa Bibelwerke, besonders pflegen, so drängt sich doch die Frage auf, ob wir denn nicht ebensolche pädagogische Bibliotheken besitzen. Es scheint nun sehr, daß uns das Ausland darin bald überflügeln kann oder vielleicht schon überflügelt hat. Wie Schreiber dieser Zeilen vermutet, ist die bedeutendste pädagogische Fachbibliothek der Welt die des „Board of Education“ der Vereinigten Staaten von Amerika in Washington, eines Institutes, das rein theoretisch arbeitet und für uns dringend „zur Nachachtung“ empfohlen sei. Außerdem wachsen pädagogische Museen, mit Bibliothek neben Lehrmittelsammlungen und dergleichen, in anderen Städten wenigstens einigermaßen an: so in Paris, in Wien, in Zürich; und vielleicht werden wir bald von Japan auch nach dieser Seite ebenso bewunderungswürdiges erfahren, wie wir es über seine Pädagogik überhaupt auf der Lütticher Weltausstellung erfahren konnten.

Und Deutschland? Wahrscheinlich bestehen mehr pädagogische Buchsammlungen da und dort, als man öffentlich wissen kann, bevor die Aufmerksamkeit des Publikums nach derartigem gefragt hat. So soll z. B. die Ratsschulbibliothek in Zwickau viel wertvolle Schätze enthalten, das Städtische Schulmuseum in Breslau einen beachtenswerten Aufschwung nehmen usw. Endlich besitzen auch die Staats- und Universitätsbibliotheken der deutschen Länder an älterer pädagogischer Literatur mehr, als derjenige vermutet, der sich über das Fehlen vieler von ihm gesuchter Bücher ärgert.

Wahrscheinlich aber weiß die weitere Öffentlichkeit nicht, daß es in Deutschland doch eine große pädagogische Fachbibliothek gibt, oder daß es immerhin eine solche leicht geben könnte, wenn eine bereits bestehende Anstalt entsprechend ausgebaut würde. Wir meinen die *Pädagogische Zentralbibliothek* (Comenius-Stiftung) in Leipzig. Ihr wenigstens einigermaßen aufblühender gegenwärtiger Zustand, nochmehr aber ihre Unterstützungsbedürftigkeit veranlassen uns, bei diesem Seitenstücke zum Germanischen Nationalmuseum etwas länger zu verweilen.

Die Geschichte der Bibliothek dürfte eines der interessantesten Stücke aus dem Ringen des deutschen Idealismus gegen die ihm beschiedenen Widersprüche sein. Ein Vortrag des Comenius-Forschers Julius Beeger in Leipzig am 16. November 1871, pointiert durch einen entsprechenden Antrag des Vortragenden, bedeutete den ersten Keim dieser Sammlung. Der Genannte war dann bis zu seinem, 28 Jahre später erfolgten Tode die Seele seiner Stiftung. Die Statuten datieren vom 8. Februar 1872. Ein Aufruf an Städte zur Unterstützung erging 1873. Den Aufenthalt nahm die Bibliothek seit 1884 im Leipziger Lehrerhaus (Kramerstraße). Wer sie dort mit eigenen Augen gesehen hat, kann schwerlich ohne Beklemmung an diese Enge zurückdenken, ist aber vielleicht froh, daß ihn dieser Anblick vor einem unkritischen Überschätzen unserer Kultur bewahrt hat.

Dann hatte die Stiftung Schicksale durchzumachen, die sie fast schon an den Rand des Abgrundes brachten; der Verkauf an das Ausland drohte bereits als unvermeidlich. Allein der Heldenmut ihrer Arbeiter hob sie auch darüber hinweg, und endlich wurde sogar ein eigenes Anwesen erworben. Die Stadt Leipzig gab einen

Boden geschenkweise her, der Leipziger Lehrerverein erhöhte als der aufsichtführende Patron der Stiftung seine Opfer abermals, von kaiserlicher und königlicher Seite kam ein Zuschuß, der Bau konnte endlich ausgeführt werden; und nun befindet sich die Pädagogische Zentralbibliothek im eigenen Hause: Leipzig, Schenkendorfstraße 34.

Allein noch immer ist die Bibliothek nicht als öffentliche Sammlung fundiert, erhält sich vielmehr auch jetzt noch nur durch freiwillige Gaben. In ihren Jahresberichten, die auf Lehrerversammlungen gegeben werden, und die 1897 durch einen Bericht über die ersten 25 Jahre zusammengefaßt wurden, sodann in den verschiedentlichen Mitteilungen, die ihr Organ, die „Leipziger Lehrerzeitung" und andere Blätter veröffentlichen: in diesen charakteristischen Angaben ist es ganz besonders rührend, die einzelnen Posten der Einnahmen und der Ausgaben zu betrachten. Allmählich sind von einigen Ministerien, Städten usw. regelmäßige kleine Zuschüsse gekommen; im übrigen aber entstammen die Gelder den Spenden von Lehrervereinen und von einzelnen Lehrern und die Bücher zum überwiegenden Teile privaten Geschenken. Das Gehalt der Bibliothekare steht auf einer Höhe, die man sich in unserem Kulturlande schon nicht mehr niedriger denken kann.

Der Umfang der Bibliothek, nach den einzelnen Nummern (Bandzahlen) genommen, dürfte im gegenwärtigen Augenblicke die Zahl von 125000 vielleicht schon erreicht haben. Höchstens zwanzig Jahre, vielleicht nur zehn Jahre wird es dauern, bis der zweite Hunderttausender erreicht ist: also eine Zahl, auf die selbst geringe Universitätsbibliotheken bereits jetzt gekommen sein dürften. Dabei überwiegen, da eben Geschenke die Hauptfälle sind, die kleinen Literaturstücke. Für die Übersendung der verschiedentlichen Schulprogramme wurde ganz besonders gesorgt; sie dürften ein Drittel des gesamten Bestandes ausmachen. Im Jahre 1905 kam eine besonders wertvolle geschlossene Erwerbung hinzu: die Bibliothek des bekannten Pestalozzi-Forschers Oberschulrats Israel. Während quantitativ genommen die Spezialliteratur vor der sozusagen größeren Literatur den Vorrang hat, ist qualitativ genommen die Spezialdidaktik der einzelnen Fächer weniger und die allgemeinere Pädagogik mehr begünstigt.

Dabei ist aber von vornherein der Grundsatz aufgestellt und streng durchgeführt worden, nach einer größtmöglichen Vollständigkeit zu streben und damit die Gleichmäßigkeit der Vertretung verschiedener Zweige der Pädagogik zu wahren. Das ist eben ein Hauptverdienst dieser Bibliothek, daß sie nicht etwa bloß der Volksschule dienen will, sondern die gesamte Pädagogik in ihrem vollen Umfange zu umfassen strebt. Ihre Aufgabe soll hauptsächlich die sein, alle pädagogischen Schriften vor dem Untergange zu bewahren. Im Anfange wollte sie die *praktischen* Interessen der Lehrer nicht eigentlich selber befriedigen, sondern sie den Lehrervereinen überlassen, dagegen hauptsächlich der wissenschaftlichen Forschung dienen. Bald aber kam es anders. Wahrscheinlich hat nicht nur das tatsächliche Begehren der studiereifrigen Lehrer, sondern auch die noch immer so geringe Pflege rein wissenschaftlicher Forschungen der Pädagogik dazu geführt, daß die Sammlung nun auch mehr der Praxis dient. Sie scheint vorwiegend mit Lehrern zu tun zu haben, die sich auf eine höhere Prüfung vorbereiten, speziell ein Thema dafür ausarbeiten und von dort Hülfe wünschen. Vermutlich macht sie manche unbehagliche Erfahrungen mit Lehrern, die bibliothekarisch nicht gewiegt sind und nun die wohlbekannten unbestimmten Wünsche nach Literatur über ein bestimmtes Thema stellen.

Außerordentlich interessant, wenn auch noch sehr fragmentarisch, sind ihre Kataloge. Ein alphabetischer Autorenkatalog ist in Arbeit. Von einem Realkataloge sind bisher drei Bände erschienen. Wir dürfen bei ihnen noch etwas verweilen, zumal sie sehr sachlich gearbeitet sind. (Ihr Preis ist außerordentlich gering.) Dabei ist es unvermeidlich, auch der systematischen Gruppierung der Bibliothek einen Blick zu widmen.

An der Systematisierung wurde gleich anfangs mit besonderer Sorgfalt gearbeitet. Zahlreiche Fachleute gaben ihre Gutachten und schließlich schuf Direktor G. Vogt in Kassel die endgültige Systematisierung, an der später nur durch einige Zusammenziehungen und Unterteilungen geändert wurde. In 52 Abteilungen schichten sich die Bestände an einander, beginnend mit „Enzyklopädien der Pädagogik" und schließend mit „Schulamt". Der erste der drei Bände enthält die ersten 26 Abteilungen (bis „Allgemeine Unterrichtslehre"); der zweite, derzeit vergriffen, enthält vier weitere spezialdidaktische Abteilungen; der dritte umfaßt in seinem ersten Hefte die Mathematik, in seinem zweiten jüngst erschienenen Hefte die „Deutsche Sprache".

Hier wird natürlich auch literarisches Bedürfnis schlechtweg befriedigt. Die Unterabteilungen „Literaturgeschichte" und „Deutsche Schriftwerke" dürften auch dem Buchliebhaber engeren Sinnes etwas bieten. So gibt es z. B. einige alte Almanache und dergleichen, ein Exemplar der „Briefe, die neueste Literatur betreffend", weiterhin ein hübsches Häuflein von Schriften C. F. Gellerts, während Goethe u. a. nicht eben bis auf kostbare Editionen zurückgeführt sind. Wohl aber läßt sich sehr vermuten, daß manche Stücke aus dieser oder einer anderen Gruppe der Sammlung sich schließlich als wertvolle Spezialitäten herausstellen werden, die man nur eben heute nicht als solche erkennt. Wahrscheinlich wissen auch ihre Leiter gar wohl, welche Spezialitäten sie noch erwerben könnten, wenn die vorhandenen Mittel auch nur den antiquarischen Angeboten entsprächen. Allein hier stellt sich nun einmal das schon eben angedeutete unerbittliche Schicksal ein, das dort

das Geld versagt, wo mit ihm sehr viel zu erreichen sein würde, während es am ehesten dort, wo nichts mehr zu erreichen ist, reichere Mittel darbietet.

Der erste Band des Katalogs ist in drei Heften erschienen. Er enthält die mehr allgemeinen und historischen Abteilungen. Pädagogische Zeitschriften sind in auffallend vielen Sprachen vorhanden, auch aus etwas älterer Zeit. Den Katalogen usw. von anderen, zumal pädagogischen Bibliotheken ist eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Philosophie und sonstige Hülfsfächer der Pädagogik fehlen natürlich nicht. Wieder intimer pädagogisch ist die Abteilung der „Quellenschriften zur Geschichte der Pädagogik“ usw. Hier dürften wohl die ältesten Stücke der Sammlung sein; Comenius, Erasmus von Rotterdam und Melanchthon fallen besonders auf.

In der eigentlich historischen Abteilung erfreut die Vertretung von überaus viel Ländern. Die „Geschichte einzelner Erziehungs- und Unterrichtsanstalten“ ist infolge des Zuströmens von Programmen besonders reichhaltig. Dabei kommt auch die Sorgfalt zur Geltung, mit der die Verfasser des Kataloges viele einzelne Stücke in verschiedenen Abteilungen aufführen, sodaß durch diese „Rückweise“ die Auffindung leichter wird. In jener Abteilung werden die Programme nur nach Ort usw. genannt, während die Titel der beigegebenen Abhandlungen in die einzelnen Fächer des Realkataloges verteilt sind. An der Stärke der Bibliothek, die eben in jener Kleinliteratur liegt, nehmen natürlich nicht nur überhaupt alle Arten von Anstalten teil, sondern speziell auch die Universitäten.

Noch fehlt die Katalogisierung der letzten 20 Abteilungen, die hauptsächlich fremde Sprachen, technische Fächer, Administration und dergleichen betreffen. Begreiflicherweise sind diese Abteilungen etwas weniger begehrt und folglich auch weniger gefüllt. Eine größere Füllung ist denjenigen Abteilungen mit Absicht zuteil geworden, die katalogisiert wurden. Ob es gerade von dem Zusammentreffen dieser Momente abhängt, daß Unterabteilungen wie die der Fibeln (mit manchem älteren) und die der deutschen Sprachlehren für Ausländer günstig gestellt sind, läßt sich vorläufig schwer erkennen.

Nach Abschluß obiger Zeilen sind uns noch einige Einzelheiten über Bestand und Baulichkeit dieser Bibliothek zugekommen, deren Wiedergabe am Platze sein dürfte. Im Jahre 1898 hatte der Bücherbestand am 31. Dezember die Höhe von 86204 erreicht, mit Vermehrung um 4139 und mit Verleihung von insgesamt 14097 Schriften in diesem Jahre. Damals bilanzierten die Einnahmen und Ausgaben in der Höhe von rund 8900 M. Das Gehalt an die Bibliothekare betrug 1350 M.(!). Für Bücherkauf wurden 1266,43 M., für Buchbinderei 830,22 M. ausgegeben. Während sonst eine Bibliothek auf Buchbinderei etwa den vierten Teil dessen rechnet, was für Bücherkauf ausgegeben wird, übersteigen hier die Buchbinderkosten weitaus die Hälfte der Bücherkosten: was vermutlich daraus zu erklären ist, daß zahlreiche Kleinliteratur geschenkt wird, die erst von der Bibliothek eingebunden werden muß. Sodann waren am Schlusse des Jahres 1904 die Nummern des Bestandes auf 116471 gestiegen. Im Jahre 1905 kamen 5888 Nummern hinzu, sodaß am Schlusse dieses Jahres 122289 Schriften vorhanden waren, wovon in diesem Jahre 15538 ausgeliehen wurden. Der Schluß des Jahres 1906 wird, nach dem bisherigen Fortschritte zu rechnen, einen Bestand von beinahe 130000 Schriften sehen. Das Budget betrug im Vorjahre 11419,51 M. Dabei war der Bücherverkauf auf 2050,05 M., die Buchbinderei, in ungefähr gleichem Verhältnisse wie früher, auf 1323,12 M. gestiegen. Das Gehalt an die Bibliothekare (wohl gut ein halb Dutzend Personen) war auf die Riesensumme von 2939,17 M.(!) gestiegen.

Das neue Gebäude wurde am 24. Juni 1905 eröffnet. Einen Bericht darüber brachte die „Leipziger Lehrerzeitung“. Der Architekt war Baurat Weidenbach. Er begann den Reigen der Eröffnungsreden und wies u. a. auf die besonderen Schwierigkeiten des Baues hin. Bei der gesetzlich beschränkten Gebäudehöhe war es notwendig, vier möglichst niedrige Büchersäle übereinander, samt einem Reserveraum im Dach, anzulegen. Es scheint uns, daß dies auch seine gute Seite hat, weil dadurch die Versuchung zu überhohen Regalen von vornherein vermieden war. Elektrische Beleuchtung mußte der Sparsamkeit geopfert werden. Die Gesamtkosten betrugen, nach Schenkung des Bodens, rund 130000 M. — Weiterhin sprach der Direktor Oberlehrer Rocke. Seine Mitteilungen gingen auch in interessante Details ein. So wurde z. B. betont, daß die, doch vorwiegend für pädagogische Literatur angelegte Bibliothek im Laufe der Zeit für Hilfswissenschaften der Pädagogik noch mehr in Anspruch genommen wurde, als für diese selbst: was sich aus den Studienbedürfnissen der Lehrer erklärt. Viel Überlegungsmühe scheint der Direktion auch die Aufstapelung und etwaige Weggabe wertloserer Literatur zu bereiten. Hier möchten wir dringend raten, bei dem alten Satze zu bleiben, daß es für eine Bibliothek derlei genau genommen nicht geben soll, schon weil man nie weiß, welche vorher vernachlässigte Schriften später in irgend einem Zusammenhange wertvoll werden. Dazu kommt noch, daß gerade die Pädagogische Zentralbibliothek, wie auch bei dieser Gelegenheit nachdrücklich betont wurde, eine Sammelstätte der gesamten Literatur werden soll, „soweit sie sich auf das Gebiet der Pädagogik vom ersten Lebenstage des Kindes bis hinauf zur Hochschule bezieht“. Beachtenswert war auch die Teilnahme eines Vertreters des Museums für Taubstummenbildung. Die Zentralbibliothek hat

diesem Museum Gastfreundschaft in einem Oberraume ihres Gebäudes zugesagt.

Schreiber dieses war schließlich noch in der angenehmen Lage, das Haus wenigstens flüchtig besichtigen zu können. Vor allem fällt die schlichte, gut moderne und doch von allen Extravaganzen freie, die Umgebung glücklich beherrschende Architektur auf. Der Lesesaal scheint für die tatsächlichen Ansprüche geräumig genug zu sein. Er enthält eine kleine Handbibliothek und eine ziemlich große Sammlung von Zeitschriften (ungefähr 150 Nummern). Unterhalb einer Inschrift: „Juventuti unum necessarium est bene educari" führt eine Tür in einen anheimelnden Vorraum. Ein Erkerausbau läßt auf den grünen Hof des Gebäudes blicken, der für einen etwaigen künftigen Hinterbau bereitsteht. Ein „Comenius-Fenster" in reizvollen Formen und Farben wurde von einem Leipziger Gönner gespendet. Reliefiguren von Comenius und Pestalozzi flankieren den Erker. Daß im übrigen das Bestmögliche an moderner Bibliothekstechnik entfaltet wurde, bedarf wohl keiner Betonung. Wohl aber darf auf die äußerst glückliche und wahrhaft liberale Verwaltung des Ganzen, zumal auf die bequemen Ausleihebedingungen, hingewiesen werden und schließlich darauf, daß dieser Eifer auch einen gleichen Eifer der Öffentlichkeit und der Privaten in der Förderung der Bibliothek herausfordert.

Neben dieser wahrhaften Zentralbibliothek der Pädagogik dürfen kleinere und speziellere Bibliotheken auch in unserem Rahmen, wo es uns nur auf einige Hinweise ankommt, nicht übersehen werden. Vor allem verdient eine Würdigung das *Deutsche Schulmuseum* in Berlin (Blumenstraße 63 a). Wie jene Bibliothek dem Leipziger Lehrerverein nahesteht, so gehört diese dem Berliner Lehrerverein. Nur daß hier die Pädagogik nicht vollständig und gleichmäßig umfaßt wurde, sondern die Volksschulpädagogik bevorzugt werden sollte oder wenigstens durch den Verlauf der Tatsachen bevorzugt worden ist. Die Gründung geschah 1876. Der Gesamtbestand war bereits 1903 auf rund 30000 Stücke gestiegen. Die Vermehrung dürfte jetzt jährlich rund 3000 Nummern betragen, während wir von der Pädagogischen Zentralbibliothek bereits einen Jahreszuwachs von nicht viel weniger als 6000 kennen. Der größte Teil der Bibliothek ist verzeichnet in einem Kataloge, dessen zweite Auflage im August 1903 abgeschlossen worden ist. Ein umfangreiches Namenverzeichnis und ein knappes Sachregister machen den Katalog noch besonders wertvoll.

Auch die besonderen Vorzüge dieser Sammlung treten größtenteils schon hier hervor. Einerseits wendet das Deutsche Schulmuseum seine Hauptaufmerksamkeit auf die Zusammenstellung der Literatur über einzelne pädagogische Probleme, wie „Individualität" und dergleichen mehr, sodaß namentlich Spezialthemen von Lehrern mit dieser Hülfe leichter bearbeitet werden können. Andererseits aber wird mit Eifer die Literatur von und über die pädagogischen Klassiker gesammelt. Weitmehr als ein Dutzend von solchen tritt in je einer eigenen Unterabteilung des Kataloges hervor, von Comenius an bis zu des Pestalozzianern des XIX. Jahrhunderts.

Außerdem hat es jenes Schulmuseum bereits zu einer Sammlung von Handschriften pädagogischer Klassiker gebracht, die an Zahl zwischen 1000 und 2000 stehen dürfte und den Eindruck eines besonders hohen Wertes wohl nur deshalb nicht macht, weil man eben derlei noch nicht in weiten Kreisen genügend schätzt.

Die Abteilung „Schule und Erziehungsgeschichte einzelner Länder" läßt wiederum eine sehr weite Spannung erkennen. Die „Geschichte einzelner Unterrichtsanstalten" ist begreiflicherweise mit dem Entsprechenden in der Pädagogischen Zentralbibliothek nicht zu vergleichen. Die Abteilungen über Erziehung in Rücksicht auf verschiedene Verhältnisse und auf einzelne Seiten geistiger Ausbildung erfreuen schon durch die feinen Spezialisierungen.

Bei der Einweihungsfeier der Pädagogischen Zentralbibliothek hatte auch der Vertreter des Deutschen Schulmuseums, A. Rebhuhn, Glückwünsche dargebracht, allerdings mit einer Andeutung des Bedauerns, daß seine, wesentlich denselben Zielen zustrebende Anstalt bei weitem nicht so geregelte äußere Verhältnisse habe. Der letzte Jahresbericht des Deutschen Schulmuseums von 1905 („Literarische Beilage zur Pädagogischen Zeitung", 31. Jahrgang, Nr. 2, Februar 1906), teilt mit, daß der Bestand der Bibliothek Ende 1905 auf mehr als 35000 Bände und Hefte angewachsen war, ungerechnet die zurückgestellten Dubletten. Gesamtvermehrung im letzten Jahr 3020. Die beachtenswerte Sammlung von Handschriften war auf 1338 Nummern angestiegen; wozu Bildwerke (siehe ebenda No. 3, März 1906) und Denkmünzen kommen. Dazu macht der Bericht noch auf ein bisher wenig beachtetes Sammelgebiet aufmerksam: auf alte Zeugnisse und Berufungsurkunden für Lehrer, auf Schulberichte und dergleichen; um Überlassung derartiger Schriftstücke wird eigens gebeten. Die Gesamteinnahmen betrugen im Berichtsjahr etwas über 5000 M., woran das preußische Unterrichtswesen und der Berliner Lehrerverein am meisten beteiligt waren. Bei den Ausgaben sind die Bibliothekare gar nur mit 500 M. (!) bedacht. Der Bücherkauf erforderte 2351,65 M., die Buchbinderei nur 570,75 M.; was also gerade das entgegengesetzte Extrem zu dem der Pädagogischen Zentralbibliothek bedeutet und sich durch eine umgekehrte Analogie erklären dürfte.

Während nun hier von der Gleichmäßigkeit nach unten zur Bevorzugung der Elementarstufe abgewichen ist, fehlt eine solche Abweichung nach oben, durch Bevorzugung der höchsten Stufen, noch ganz. Wir haben eben noch keine Durch-

führung einer „Hochschulpädagogik" und darum erst recht keine Buchliebhaberei usw. auf diesem Spezialgebiete. Materialien dazu finden sich natürlich in den Universitätsbibliotheken wohl allenthalben, trotz des Umstandes, daß die Pädagogik überhaupt dort wohl *noch* weniger beachtet wird, als auf den Staatsbibliotheken. Jedenfalls aber werden sich speziell für eine pädagogisch gedachte Literatur der Universitätswelt noch mehr Schätze finden, als man heute bei der Mißachtung dieses Gebietes ahnen dürfte; namentlich die Universitätsbibliothek Greifswald ist darin besonders reich.

Gegen die Gefahr, daß Gedrucktes, aber Unveröffentlichtes rasch gänzlich verloren geht, konnte bis jetzt kein rechter Schutz aufkommen. Neuerdings hat eine Verfügung des Preußischen Ministeriums hier eingegriffen. Außerdem ist durch die Errichtung einer „Akademischen Auskunftsstelle" in Berlin, der allmählich andere solche wenigstens im Auslande folgen, ein Ansatzpunkt zur besseren Bewahrung und Verwertung dieser Privatdrucke geschaffen.

Alles das aber ersetzt uns nicht die dringend notwendige Sammlung der gesamten „hochschulpädagogischen Literatur" schlechtweg. Hier tritt noch mehr als sonst die Gefahr auf, daß Wertvolles unwiederbringlich verloren geht. Noch ist Zeit, auf diesem Gebiete mit geringsten Mitteln überaus viel zu tun; allein alle Rufe des Verfassers nach Beachtung dieser Sachlage scheinen bisher vergebens zu sein. Natürlich kann, wie schon gesagt, ein Privatmann hier am allerwenigsten durch eigene Kraft das ersetzen, was stärkere, zumal öffentliche, Kräfte versäumen. Der Versuch des Verfassers dieser Zeilen, einstweilen das seinige in privater Weise zu tun, daß ein erster Grundstock für eine wirkliche hochschulpädagogische Bibliothek zustande komme, gelangt vorerst nicht über gut gemeinte Anläufe hinaus. Was darüber zu berichten ist, wurde dargelegt in der Abhandlung „Das Bücherwesen der Hochschulpädagogik". („Pädagogisches Wochenblatt", XIV. Jahrgang, Nr. 13 bis 17, Leipzig, 1905. Dazu sei noch bemerkt, daß die Art und Weise, wie auf großen Bibliotheken die Universitätsschriften im Ordnungssystem untergebracht sind, immer wieder Anlaß zu wertvollen Erfahrungen gibt. Beispielsweise fand ich zwar auf der Universitätsbibliothek Würzburg diese, namentlich an historischer Literatur reiche Abteilung abgesondert von der Abteilung für Pädagogik; hingegen gehört sie auf der Universitätsbibliothek Halle-Saale wiederum zur Pädagogik, indem diese in drei Unterabteilungen zerfällt: I. Allgemeines. Schulen; II. Universitätswesen; III. Schulbücher. Jugendschriften. Jene II. Unterabteilung ist wiederum sehr fein gegliedert und enthält noch eine Rubrik „Propädeutik, Hodegetik und Methodik des akademischen Studiums"; hier geht der Bestand ins Jahr 1531 zurück. Eine eigene Bemerkung ergeht sich in Details über die nähere Anordnung und über die Scheidung zwischen der pädagogischen und der sonstigen wissenschaftlichen Literatur. Schließlich sei noch bemerkt, daß die Königliche Musikschule in Würzburg über eine Fachbibliothek von etwa 15000 Nummern verfügt, die jedoch noch nicht vollständig katalogisiert ist und voraussichtlich für den Spezialforscher mancherlei Schätze verborgen hält.)

Seit jener Veröffentlichung ist diese minimale Fachbibliothek nur wenig angestiegen. Sie enthält aber doch bereits, wenn kleinste Stücke, die natürlich die Majorität des Vorhandenen bilden, eigens mitgezählt werden, über 300 Schriften fremder Autoren und gegen 300 kleine oder kleinste Beiträge zu diesem Gebiete von dem Referenten selbst, also insgesamt etwa 600 Nummern. In eine tiefe Vergangenheit konnte begreiflicherweise erst recht nicht zurückgegriffen werden; weitaus der Hauptteil des Ganzen gehört den letzten Jahren an, zumal die Beiträge zur hochschulpädagogischen Bewegung engeren Sinnes hier aus persönlichen Gründen so gut wie vollständig beisammen sind. Das älteste Stück der Sammlung dürfte nicht nur aus chronologischem Grunde, sondern auch durch seinen Inhalt allgemeiner interessieren. Es ist dies das Buch von Thomasius, ungefähr aus dem Jahre 1702: „Summarischer Entwurff Derer Grundlehren/ Die einem Studioso Juris zu wissen/ und auff Universitäten zu lernen nöthig/ nach welchen D. Christian Thomas. künfftig/ so Gott will Lectiones privatissimas zu Halle in vier unterschiedenen Collegiis anzustellen gesonnen ist. Halle/ zu finden in Rengerischer Buchhandlung."

Nur kurz sei auch hier hingewiesen auf die fünf Hauptgruppen der Sammlung: I. Allgemeines . . . (Hochschulpädagogik überhaupt), II. Universitäten, III. Besonderes zur Wissenschaftspädagogik, IV. Technische Pädagogik, V. Kunstpädagogik. Natürlich sind diese Abteilungen und ihre Unterabteilungen recht ungleichmäßig gewachsen. Das eigentlichst Pädagogische tritt bei der Neuheit des Gebietes und gar des Begriffes „Hochschulpädagogik" nicht so hervor wie die historischen Spezialitäten, dann die des Hochschulwesens u. a. Die Anweisungen zum *Studium* einzelner Fächer haben es auf einen relativ großen Umfang gebracht; die über den *Unterricht* in den einzelnen Fächern sind der Sachlage nach, nicht der Natur der Sache nach, etwas dürftiger. Die Pädagogik der Künste, welche neben der Pädagogik der Wissenschaften die andere, allerdings wenigstens quantitativ zurücktretende Hälfte der gesamten Hochschulpädagogik ausmacht, ist hier umsoweniger vernachlässigt, als neuerdings die Kunstpädagogik nicht nur in dem unberechtigten Wortgebrauch als Kunstbildung auf unteren Schulen, sondern auch in dem eigentlichen Sinne der Fachbildung von Künstlern anzuschwellen scheint.

Schon jetzt werden Anzeichen bemerkbar, daß sich auch auf diesem Gebiete Liebhaberei lohnt, selbst wenn sie sich etwas mehr zuschärft, als es manchem

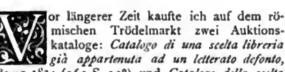
gut scheint. Ein oder das andere Stück, das ich beizeiten erwerben konnte oder leider zu erwerben versäumte, ist mir seither nicht wieder untergekommen oder ist trotz aller Nachfrage nicht zu bekommen. Das fünfhundertjährige Jubiläum der Universität Leipzig, das in drei Jahren, und das hundertjährige Jubiläum der Universität Berlin, das in vier Jahren bevorsteht, werden manchen Schichten dieser Literatur eine erhöhte Aufmerksamkeit verschaffen. Keinesfalls aber sollte auf solche Gelegenheiten gewartet werden. Und den Verfasser dieser Zeilen würde nicht bald etwas so sehr freuen, wie wenn er von einer Fortsetzung seiner eigenen Mühen erführe.



Bücherauktionen im päpstlichen Rom.

Von

Dr. W. Lüdtke in Kiel.



Vor längerer Zeit kaufte ich auf dem römischen Trödelmarkt zwei Auktionskataloge: *Catalogo di una scelta libreria già appartenuta ad un letterato defonto, Roma 1834* (162 S. 12°) und *Catalogo della scelta libreria del dotto avvocato Raffaelle Mecenate, Roma 1838* (226 S. 12°). In ihnen sind manche Nummern mit einem Kreuz bezeichnet; in einer Vorbemerkung wird erklärt, daß nur derjenige diese Bücher erwerben könne, der die Erlaubnis, verbotene Schriften lesen zu dürfen, beibringe: nach Erteilung des Zuschlags müsse er über den Empfang quittieren. Diese Maßregel ist auf die 10. der vom Konzil zu Trient aufgestellten Regulae Indicis zurückzuführen. Danach sollen die Druckereien und Buchhandlungen öfter revidiert werden; die Buchhändler sollen ein Verzeichnis ihres Lagers führen. Bei Todesfällen sind von den Erben oder den Testamentsvollstreckern Listen der hinterlassenen Bücher einzureichen, ehe sie in Gebrauch genommen werden dürfen. Prüfen wir nun die gekreuzten Nummern der beiden Kataloge näher.

Natürlich ist in der Mehrzahl der Fälle der Index librorum prohibitorum für ihre Auszeichnung maßgebend gewesen. Doch haben manche Bücher, die im Index aufgeführt sind, kein Kreuz. Der Katalog von 1838 scheint in dieser Hinsicht nachlässiger revidiert zu sein, als der andere. Es werden z. B. *Martin Chemnitz*, *Examen concilii Tridentini*; *Baco, De dignitate et augmentis scientiarum*; verschiedene Werke von *Salmasius*; *Grabe*, *Spicilegium sanctorum patrum et haereticorum* frei gegeben. Auffallend könnte es auch erscheinen, daß keine der Schriften *Lamennais'*, die damals gerade die Geister erregten, ein Kreuz erhalten hat. In einigen Fällen hat ein verbotenes Buch an der einen Stelle des Katalogs das Zeichen; an der andern hat man vergessen, es zu setzen.

Doch es bleibt eine beträchtliche Anzahl von Nummern übrig, deren Kreuz nicht auf den Index zurückzuführen ist. Die Beschränkung des Verkaufs bei einigen polemischen oder von Protestanten verfaßten theologischen Schriften erklärt sich leicht. Für das Kreuz bei *Optatus-Du Pin*, *De schismate Donatistarum*, *Paris 1700*, und bei *Cassianus*, *Opera*, *Lipsiae 1723*, findet sich schon schwerer ein Grund. Verboten ist in den Katalogen auch *Vaticinii, ovv. profezie dell' Abbate Gioacchino, Venezia 1600* lat.-ital. und *Johann Reiske, De imaginibus Jesu Christi, Jenae 1685*.

Von juristischen Werken finden wir mit Kreuz: *Henniges, De summa Imperatoris Romani potestate circa sacra, Norimbergae 1686; Lothar de Schrod*[*t*], *De jure supremi in civitate imperantis circa sacra, Pragae 1782; Vettel* [*lies: Vattel*]. *Le droit des gens, Paris 1820*.

Nicht im Index verboten sind folgende historische Werke mit Kreuz: *Hegewisch, Histoire de l'empereur Charle-Magne, Paris 1805; Marmontel, Les Incas, Paris 1821* — steht nach Reusch, Index, 2, 913 im spanischen Index; *Hispaniae dominationis arcana, Lugd. Bat. 1653; La storia del Card. Alberoni* [von Jacques Rousset], *All' Haya 1720; Liber prodromus Belgicarum rerum 1795; L'espion anglais* [von Jean-Toussaint Merle] *Paris 1809; Compendio della storia del risorgimento della Grecia* [von Mario Pieri], *Italia 1825*[1].

Von *Leibnitz* und *Montesquieu* sind im Index nur einzelne Schriften verboten, in den Katalogen haben die *Opera*, *Genevae 1768*, beziehungsweise *Oeuvres*, *Amsterdam 1758*, ein Kreuz; desgleichen *Helvétius*, *Oeuvres*, *Londres 1780; Suhm*, *Correspondance familière et amicale de Frédéric II*, *Genève 1787*, wird ebenso ausgezeichnet. Die gleiche Behandlung erfahren die *Opere Galilei*, *Bologna 1656:* man lese hierzu nach, was Reusch 2, 400 über die Affäre Settele unter Pius VII. berichtet.

Von den klassischen Schriftstellern wird *Petronius* mehrmals verboten; *Lucian* wird bald verboten, bald frei gegeben. Ein Kreuz hat *Petrettini*,

[1] *Italia 1825* erschien auch in 8 Bänden die italienische Übersetzung von *Mignet, Histoire de la révolution française*, an deren Existenz Reusch 2, 1046 zweifelt (Catalogo 1834, 30 n. 87)

Opere scelte di Giuliano Imperatore, Milano 1822. Aus moralischen Rücksichten sind vielleicht verboten: *Pervigilium Veneris ex ed. P. Pithoei, Hagae Comit. 1712; Theod. Prodromi Philosophi Rhodanthes, Paris 1625* — siehe Reusch 1, 283; *Artemidori et Achmetis Oneirocritica, Paris 1603.* Ferner *Poetarum veterum diversorum in P. lusus, Patavii (Amst.) 1664.*

Die Bibliothek Mecenate ist ziemlich reich an italienischen Satiren aus dem XVIII. Jahrhundert, meist mit dem fingierten Druckort Londra. Sie bekommen größtenteils ein Kreuz — freilich *Menzini* wiederum nicht, trotzdem er im Index steht. Wir begegnen den Autoren *Adimari; Berni; Carletti, L'incendio di Tordinona, Venezia (Roma) 1781; Martelli; Moneti, La Corona convertita, Amsterd. 1790; Nelli; Sansovino; Soldani.* Auch *Wanton* [das ist Zaccaria Seriman], *Viaggi alle terre incognite Australi, ed ai regni delle Scimie, Berna 1764,* ist wohl zu dieser Klasse von Schriften zu rechnen. Von macaronischer Poesie wird verboten *Stopini Magistri* [das ist Cesare Orsini], *Capriccia macaronica, Florentiae 1819. Boccaccio* wird nur in expurgierten Ausgaben allgemein gestattet. Auch *Ariosto, Opere, Venezia 1772* — siehe Reusch 2, 1221 — wird verboten. Ebenso bekommen Sammelwerke wie *Parnasso, Venezia 1784 ff, 56 Bände,* und *Novellieri Italiani, Londra (Livorno Masi) 1789—96, 27 Bände,* ein Kreuz. Von *Alfieri* — siehe Reusch 2, 1018 — sind zu nennen *Prose originali* und *Il Misogallo,* von *Pellico Francesca da Rimini.*

Die ausländische Literatur ist in den beiden Katalogen gerade nicht glänzend vertreten. Von der englischen wird verboten *La Spectatrice, ouvrage traduit de l'Anglois, A la Haye 1750,* und *Sterne, A sentimental journey* — im Index steht nur die italienische Übersetzung von Ugo Foscolo, Reusch 2, 165 — nebst desselben Verfassers *Tristram Shandy.* Von den Franzosen führe ich *Raynouard* an, dessen Drama *I Templarj, trag. trad. da Franco Salfi, Venezia 1806,* dem Revisor verfallen ist. Das — ich glaube einzige — deutsche Buch in den beiden Bibliotheken teilt dies Geschick: es ist *Schiller* [so!] *Friedr., Don Karlos, Infant von Spanien, Leipsig* [!] *1802.* Die „Gedankenfreiheit" konnte nicht bewilligt werden.

Im Catalogo 1838 (222 n. 86) wird auch eine chinesische Schrift mit einem Kreuze bezeichnet, die das „heilige Edikt" des Kaisers K'ang-hi (siehe Grube, Geschichte der chinesischen Literatur 394 f.) betrifft. Da Reusch (2, 771 f.) in dem Abschnitt über die chinesischen und malabarischen Gebräuche nichts darüber berichtet, lasse ich den Titel folgen:

„Codex Sinensis in charta serica impressus *Pescini* anno 1700 sub titulo Brevis Relatio eorum, quae spectant ad declarationem Sinarum Imperatoris *Kamhi* circa Coeli Confucii, et avorum cultum datam anno 1700; Accedunt primatum, doctissimorumque virorum et antiquissimae traditionis testimonia opera P. P. Societatis Jesu, Pescini pro Evangelii propagatione Laborantium. *Codex rarissimus ob suppressionem factam exemplarium et lib. quibus dedit occasionem.*"

Die Praxis der römischen Zensur, die hier nach meinen beiden Katalogen geschildert ist, wurde wahrscheinlich schon früher geübt. Es wäre wohl auch der Mühe wert, zu untersuchen, ob sie außerhalb des Kirchenstaates nachzuweisen ist.



Die Internationale Buchbindekunst-Ausstellung zu Frankfurt a. M.

Von

Max Pellnitz in Berlin.

Die Buchbindekunst ist Jahrhunderte alt, immer wechselnd in ihren Darstellungen und in der Benutzung des Bindematerials, höher und tiefer eingeschätzt je nach dem Stande der Kultur, im heutigen gepriesenen Zeitalter indessen nicht so allgemein gewürdigt als früher, wo das Buch an sich schon als Kunstwerk galt und wo dieses vom Drucker mit größter Sorgfalt hergestellte Geistesprodukt auch äußerlich einen Schmuck erhalten mußte, der ebenso wertvoll wie zweckmäßig war. Lange Zeit ist uns der Sinn für künstlerische Bucheinbände verloren gewesen, wenn auch Bücherfreunde ihren Wert kannten und „gut" gebundene Bücher sammelten oder selbst von hervorragenden Buchbindern die Bücher ihrer Lieblingsdichter unter Aufwand erheblicher Kosten binden ließen.

Erst in den letzten zwei Jahrzehnten ist der Sinn und das Interesse für diesen Zweig des Kunsthandwerks wieder erwacht und selbst der rasch zufriedengestellte Durchschnittsleser kennt den Wert des Kunstbandes vor der Dutzendware der fabrikmäßigen Herstellung. Ja, auch diese hat durch den gesteigerten Einfluß der Bewegung, die durch Bücherfreunde zugunsten der Hebung der Buchbindetechnik unternommen worden ist, gewonnen, denn wir sehen heute mehr und mehr den gold- und farbenüberladenen schlechten Kalikoband verschwinden und geschmackvolleren Einbänden Platz machen.

Zeitweilig veranstaltete Ausstellungen haben natürlich das Allgemeininteresse erheblich gefördert und so wird auch die vom 19. März bis 29. April stattgefundene Internationale Buchbindekunst-Ausstellung in Frankfurt a. M., die der Mitteldeutsche Kunstgewerbe-Verein ins Werk gesetzt hatte, ihren Einfluß auf Hebung des Geschmacks für das gebundene Buch nicht verfehlen. Mehrere Säle des Frankfurter Kunstgewerbe-Museums waren für diesen Zweck zur Verfügung gestellt worden; die Ausstellung umfaßte annähernd 600 Bände, von hervorragenden Buchkünstlern ausgelegt und seitens einiger Bücherfreunde durch wertvolle ältere Bucheinbände aus ihrem Besitz ergänzt. Im ganzen bot die Veranstaltung ein Bild des gegenwärtigen Standes der internationalen Buchbindekunst. Hervorragend beteiligt sind England und Frankreich, dann kommt Deutschland und Oesterreich, der Rest von hier und da.

Wenn wir vor der Einzelbeschreibung einen Gesamtblick über die ausgestellten Arbeiten werfen wollen, so müssen wir zugestehen, daß die Engländer in Technik und Entwurf entschieden voran sind und die deutschen Buchbinder (allgemein gesprochen) noch vieles von ihnen lernen können. Aber das ist kein Wunder. Jene haben eine lange Tradition hervorragender Kunsttechnik hinter sich, während bei uns die neuen Bestrebungen, wie schon oben gesagt, kaum zwanzig Jahre alt sind. Aber wir besitzen heute Künstler von Ruf, die sich jederzeit mit ihren englischen und französischen Kollegen messen können und im Entwurf teilweise ganz neue Bahnen wandeln.

Wenden wir uns nun nach dieser kurzen Einleitung den einzelnen Ausstellern zu und beginnen wir einmal, abweichend von der Gepflogenheit, mit den Arbeiten unserer Landsleute.

Georg Hulbe in *Hamburg* bot einige täuschend imitierte antike Einbände in Lederschnitt, ferner moderne Lederschnittbände, modelliert und gebeizt, sowie einen Band in Handvergoldung. Technisch ist alles ausgezeichnet. Der Band Stefan George, mit Umschlagzeichnung von Melchior Lechter, ist indessen nicht besonders geschmackvoll.

Martin Lehmann in *Bremen* hatte 2 Halbfranzbände, 1 Intarsiaband, 1 Pergamentband, der ausgeschnitten und mit Seide unterlegt ist, sowie 4 Ganzlederbände eingesandt. Die Vergoldung ist gut, jedoch erscheint die Technik des Einbandes mangelhaft, auch die Entwürfe sind nicht hervorragend.

Die Hofbuchbinderei *W. Collin* in *Berlin* war außer mit einigen älteren Bänden mit 5 neueren vertreten, die nach Entwürfen von L. Sütterlin ausgeführt sind und wohl als die besten genannter Firma angesehen werden müssen. Die Einband- und Vergoldetechnik ist wie immer bei Collin gut.

Auch ein Kaufhaus, ein regelrechtes Kaufhaus, *Oberpollinger* in *München* hatte Einbände nach Entwürfen von Bürck, Cissarz und Olbrich, ausgeführt von E. A. Enders in München, ausgestellt. Es sind Gold*pressungen*, keine Handvergoldungen; ein paar Pergamentbände sind mit Malerei verziert.

Einige in der Einbandtechnik zwar nicht hervorragende, aber in der Vergoldung ansprechende Bände bot *Georg Breidenbach* in *Cassel*.

F. Ludwig in *Frankfurt a. M.* war mit 31 Bänden verschiedenster Ausführung vertreten. Diese Arbeiten, teilweise älteren Datums, sind sämtlich im Besitze Frankfurter Bibliophilen. Wie alles, was aus der Werkstatt dieses Buchbindekünstlers hervorgeht, so ist auch hier Einband und Vergoldetechnik durchweg vortrefflich.

Durch geschmackvolle Entwürfe sowie gute Technik zeichneten sich gleichfalls die Arbeiten *Carl Schultzes* in *Düsseldorf* aus. Die meisten Bände sahen wir zwar schon auf verschiedenen früheren Ausstellungen; als neu gilt eine Adresse in Schweinsleder nach einem Entwurf von Ehmke. Ein Band in Intarsia zeigt wenig Geschmack.

Eine vorzügliche Leistung stellte die von *W. Schlemmer* in *Frankfurt a. M.* gewidmete Bibel in gebeiztem Lederschnitt mit Metallbeschlägen dar. Der Lederschnitt ist technisch sehr schwierig, aber hier wunderbar schön ausgeführt. Die Farben wirken vielleicht bei dem Ernst des Buches etwas zu lebhaft, indessen — warum denn nicht auch einmal hierfür etwas anderes?

Der Lederschnittkünstler *Pfannstiel* in *Weimar* hatte mehrere Arbeiten nach Entwürfen van de Veldes in seiner Technik in sehr guter Ausführung ausgelegt. *Marie Lühr* in *Berlin* bietet einige recht hübsche Ganzlederbände in englischer Manier, während ihre Lederschnittarbeiten manches zu wünschen übrig lassen.

Ebenfalls nicht einwandfrei sowohl in der Einbandtechnik wie in der Vergoldung sind die vier Ganzlederbände von *Wilh. Rauch* in *Hamburg*, ausgeführt nach Entwürfen von O. Schwindrazheim.

Ganz hervorragend war *Paul Kersten* in *Berlin* vertreten. Nicht weniger als 41 Bände zeugen von seinem Können (wir bringen demnächst eine Beschreibung seiner neuesten Arbeiten), die in Einbandtechnik, Vergoldung und Farbengeschmack gleich mustergültig sind und noch den besonderen Vorzug haben, daß sie nach *eigenen*, künstlerisch wertvollen Entwürfen ausgeführt sind.

Mehr in der Vergoldung gut als in der Einbandtechnik und im Entwurf sind Arbeiten von *H. Vahle* in *Gera*, *H. Karch* in *Frankfurt*, *E. Knothe* in *Görlitz*, deren Entwürfe z. B. ganz unkonstruktiv wirken. Auch bei *E. Walter Nachf.* in *Krefeld* kann nur die Vergoldung als gut bezeichnet werden; seine Entwürfe stammen von verschiedenen Künstlern.

Die *Buchbinderfachklasse der Elberfelder Handwerker-Schule* hat sich ebenfalls an der Ausstellung beteiligt und zwar mit einigen Ganzleinenbänden mit daraufgesetzten Lederrücken und herausgeschnittenen Ornamenten, die man nur als künstlerisch wertlose Spielerei bezeichnen kann. Einige

Bände sind in Battik-Technik ausgeführt, zeigen indessen recht geschmacklose Farbengebung; auch die Vergoldung ist größtenteils noch mangelhaft.

Die Firma *A. Osterrieth* in *Frankfurt a. M.* bot neben einigen Einbänden nach Entwürfen älteren Stils zwei Bände nach Entwürfen von Cissarz, die indessen sehr schwer und überladen wirken und ebensogut für Pressung hätten entworfen sein können. Technik und Vergoldung sind recht gut gelungen.

Wenden wir uns nun den Arbeiten der Ausländer zu. *J. Spott* in *Prag* brachte ältere Einbände nach Entwürfen in früheren Stilen in tüchtiger Ausführung; das *Technologische Gewerbe-Museum* in *Prag* Schülerarbeiten der Meisterkurse für Buchbinder mit Entwürfen aus den ersten Zeiten des sogenannten Jugendstils. Die Vergoldung ist als gut zu bezeichnen, während Technik und Entwurf diese Note nicht verdienen.

Die *Wiener Werkstätte*, *Carl Beitel* und *L. Willner*, hat eine ganze Anzahl eigenartiger Einbände von sehr sauberer Technik und feinem Farbengefühl ausgestellt, die größte Beachtung verdienen. Die Entwürfe stammen von Kolo Moser, J. Hoffmann u. a.

Casciani-Rom und *G. Cecchi-Florenz* brachten schöne Pergamenteinbände älterer Stilrichtung mit Stempel- und Rollenvergoldung.

Bemerkenswert waren acht Ecrasébände mit eingelassenem Rindlederspiegel auf dem Vorderdeckel, die von *Charles Meunier* in *Paris* stammen. Das Rindleder ist modelliert, bemalt und gebeizt. Besonders die Modellierung ist sehr fein. Ein Band mit geöffnetem Deckel zeigt eine wunderbar schöne Doublüre-Vergoldung.

Gute Arbeiten waren die neun Bände der *Madame Vallgren* in *Paris*, in gebeizter Ledermodellierung ausgeführt; die Kontur ist nicht eingeschnitten. Ferner die von *E. Aumaitre-Paris*, der Bände in sogenannter Lederbrandtechnik (Pointogravüre) ausgestellt hatte. Einige seiner Arbeiten zeigen mehrfarbige Lederauflage mit Blinddruck-Kontur.

Auch die Bände von *René Kiefer-Paris* verdienen Anerkennung. Sie sind in Maroquin gearbeitet mit mehrfarbigen Lederauflagen und Konturblinddruck. Die Entwürfe zeigen stilisierte Blumenranken.

Chambolle Duru-Paris war mit einigen Bänden älterer Stilrichtung vertreten, *G. Canape-Paris* mit einem Maroquinband in Lederauflage und Blindkonturdruck.

Eine ganz brillante Arbeit repräsentierte der Band von *S. David-Paris*, dessen offenstehender Deckel ein Doublüre in Maroquinleder mit mehrfarbiger Lederauflage zeigt.

Die Arbeiten der Brüsseler *G. Ryckers et fils*, sowie *L. Claessens* sind ebenfalls recht anerkennenswert. Erstere stellten Einbände mit Lederauflage und Handvergoldung, sowie eine Lederbrandarbeit aus; der letztere Band mit Handvergoldung und Blinddruck und einen in Pressendruck.

Gute Wirkung erzielten die drei Pergamentbände mit überlasierter antiker Stempelvergoldung und Malerei von *E. Steiner* in *Basel*.

Wenn wir die Arbeiten der englischen Buchbinder vorerst in ihrer Gesamtheit betrachten, so müssen wir zugeben, daß sie alle gut, mit Ausnahme derjenigen, die von einigen Damen ausgeführt sind, bei denen Technik und Entwurf teilweise noch viel zu wünschen übrig lassen. Die Arbeiten zeigen die den englischen Einbänden eigentümliche Dekorationsweise mit floreskalen Stempeln, wie sie die Gravieranstalt von Dornemann & Co. in Magdeburg fertigt. Nachstehend seien die bemerkenswertesten englischen Arbeiten genannt.

J. und *J. Lighton-London* brachten Bände mit Handvergoldung und Blindpressung; *E. Taunton-Tadworth* hatte dieselben Einbände wieder ausgestellt, die schon im vorigen Jahre bei Wertheim-Berlin vorgeführt worden sind. Die 24 Bände von *Sangorski & Sutcliffe-London*, sämtlich in Maroquinleder verschiedenster Färbung gearbeitet, mit Lederauflage und Handvergoldung, sind sehr anerkennenswerte Leistungen, obgleich die Vergoldung nicht überall gleich gut ist.

John Ramage-London hat einige Einbände mit von der Magdeburger Gravieranstalt gefertigten P. Kerstenstempeln ausgeführt. Daß auch der beste englische Binder *A. de Sauty-London* vertreten war, gereicht dem englischen Buchbindegewerbe entschieden zum Vorteil. Er hatte 15 Ganzlederbände in verschiedenfarbigem Maroquin mit Lederauflage und Handvergoldung ausgestellt, die die absolute Beherrschung der Technik wie das feine Farbengefühl des Engländers im besten Lichte zeigen. Sehr gut sind auch die Einbände, die *Rivière & Son-London* gefertigt haben.

Nicht selbst ausgestellt hatten, aber durch Hergabe aus dem Besitze Frankfurter Bibliophilen vertreten waren *Zähnsdorf-London*, *Anker Kyster* sowie *Flygge-Kopenhagen* und die *Oxford University Press*, deren Arbeiten hier nur registriert werden sollen.

Auch eine reiche Ausstellung der verschiedensten Buntpapiere bot guten Überblick über die auf diesem Gebiete erzielten Erfolge. Aus der Fülle des Gebotenen seien erwähnt Japan-Papiere von *R. Wagner-Berlin*, Kleisterpapiere von *Lilli Behrens-Düsseldorf* und *H. Oehmann-Leipzig*, lithographierte Vorsatzpapiere von *Hochdanz-Stuttgart*. *H. Nieber* in *Regensburg* zeigte diverse Marmorpapiere von ausgezeichneter Wirkung, wohl überhaupt das beste, was in diesem Genre gezeigt wurde. Interessant waren ferner die Marmorpapiere der *Wiener Werkstätte*, mit floreskalen und animalischen Figuren verziert. Auch *F. Swoboda-Prag* brachte bemerkenswerte Marmor- und Kleisterpapiere. Erwähnt sei schließlich noch die Kollektion, die *Hofrat Bartsch-Wien*, ein eifriger Buntpapiersammler und Besitzer einer der größten Buntpapiersammlungen, zur Verfügung gestellt hatte.

Fassen wir unser Urteil kurz zusammen, so muß ohne weiteres anerkannt werden, daß die Arbeiten der Engländer an erster Stelle stehen, die der Franzosen und Belgier indessen im allgemeinen wenig hervorragendes bieten und daß unsere ersten deutschen Buchbindekünstler die letzteren beiden wohl kaum ernstlich zu fürchten haben, ja ihnen in einigen Vertretern bereits voraus sind. Die Überlegenheit der Engländer beruht in der Hauptsache in der geschickten Arbeitsteilung, was bei dem größeren Bedarf an guten Einbänden in England anders möglich ist als bei uns, wo die Zahl der Bücherliebhaber, die Wert auf feine, geschmackvolle und solide Einbände legen, leider immer noch recht klein ist. Während dort unter mehreren geschickten Arbeitern ein jeder seine Teilarbeit, auf die er eingerichtet ist und die er aufs beste beherrscht, verrichtet, muß der deutsche Buchbinder von A bis Z selbst herstellen, und da wohl selten ein Mensch in allen Verrichtungen gleichmäßig Gutes zu schaffen vermag, so wird der Krittler immer einmal hier und da kleine Mängel an der Arbeit entdecken. Wir dürfen aber mit dem, was unsre deutschen Kunstbuchbinder geleistet haben, immerhin recht zufrieden sein und können das Beste von der Zukunft hoffen.



Chronik.

Über Tycho Brahes Buchdruck und Bucheinbände.

Wie in Heft 1, Seite 42, hier erwähnt wurde, richtete sich der große dänische Astronom gleich anderen Gelehrten, so Regiomontanus in Regensburg und wie später (1590) sein Erzieher Anders Sörensen Vedel in Ribe, eine eigene Druckerei ein. Das geschah indes schon spätestens 1584 (nicht erst 1596). Mehrere Gründe mochten ihn dazu bestimmen, wie sein Biograph F. R. Friis („Tyge Brahe, en historisk Fremstilling". Kopenhagen 1871) ausführt: er schrieb viel, und in seinen Schriften kamen zahlreiche Tabellen und Figuren vor, deren Satz er so leichter überwachen und korrigieren konnte, als wenn er ihn Kopenhagener Buchdruckern, wie noch 1573 dem Laurentius Benedicti (für „De nova ... stella") überließ; auch war es wohl für ihn wichtig, daß seine Bücher nicht eher unter das Publikum kamen, als er selber es wünschte. Seine Druckerei befand sich in einem kleinen Vorbau an der Südecke des viereckigen Walles, der seine 1580 vollendete Uranienborg auf der Insel Hveen und ihre Gartenanlagen umgab. Von Frakturschrift besaß sie nur eine Sorte für den Text, eine etwas größere für Titel und Überschriften; dagegen mehrere lateinische Schrifttypen, auch Kursive, ferner Initialen und Vignetten. Gleichsam zur Einweihung ließ Tycho seine Presse zuerst einige, zum Teil eigene lateinische Gedichte drucken, die er Freunden schenkte, wie man in Philander von der Weistritz' (Pseudonym für den nach Kopenhagen ausgewanderten deutschen Buchhändler Chr. Gottl. Mengel) Biographie (Kopenhagen und Leipzig bei F. C. Polt, 1756) lesen kann. Die erste astronomische Schrift seiner Druckerei ist die seines Schülers Elias Olai Morsing (Cimber) „Diarium astrologicum" (Uraniburgi 1586). Dann wurde hier 1588 fertiggestellt Tychos Buch „De mundi aetherei recentioribus phaenomenis liber secundus" (*vor* dem ersten Teil erschienen), das von dem berühmten Kometen von 1577 handelt. Der Titel hat nur „Uraniburgi, cum privilegio", das Schlußblatt aber unter einem später öfters verwendeten Holzschnitt[1] das Kolophon: „imprimebat Authoris Typographus Christoph. Weida 1588"; in den Handel kam dies Werk erst 1603. Die Abhandlung eines andern Schülers, Peder Flemlöse, die einzige *dänische* Schrift seiner Druckerei, soviel wir wissen, „En elementisch oc jordisch Astrologia om Luftens Forandring", erschien 1591. Erst 1596 verließ eine größere Arbeit des Meisters seine Presse: „Epistolarum astronomicarum libri" (mit einem Anhang von elf Blatt, in dem seine wissenschaftlichen Instrumente abgebildet und erklärt sind); auf der letzten Seite wieder die obige Schlußvignette und darunter „Uraniburgi. Ex officina Typographicâ Authoris anno domini 1596". Begonnen hat Brahe endlich hier den Druck von „Astronomiae instauratae Mechanica", die Anfang 1598 in Wandesburg (=Wandsbeck), wohin er sich auf Ein-

[1] Ein halbnackter, einen Lorbeerkranz tragender, auf der Erde sitzender Mann hält mit den Händen einen Zirkel und einen Globus, während ein nacktes Knäbchen neben ihm aus Angst vor einer aus der Erde hervorkriechenden Schlange schreiend den Mund öffnet. Reproduziert ist das Schlußblatt in „Bogvennen" (Kopenhagen), Jahrgang 1900, Seite 35. An den Seiten der Figur die Devise: „Suspiciendo despicio".

ladung des Grafen Heinrich Rantzau begab und seine Druckerei mitnahm; vollendet wurde das Werk durch den „Chalcographus Hamburgensis" Philip de Ohr, „propria Authoris typographia", wie das Kolophon lehrt. Ferner druckte Brahe die „Astronomiae instauratae Progymnasmata. Prima pars", die erst 1602 (einige Exemplare: 1603) in Prag vollendet wurde.

Die auf Hveen gedruckten Bücher zeichnen sich im allgemeinen durch ihren für jene Zeit ungewöhnlich schönen und reinen Druck aus. Die Abbildungen der Instrumente, des Schlosses, seines Bildnisses sind in den von Brahe verschenkten Prachtexemplaren der „Mechanica", mit denen der von seinem Vaterlande verkannte und in die Verbannung gegangene Mann sich neue feste Beziehungen zu deutschen Fürsten, Gönnern und Studiengenossen zu gewinnen suchte, reich mit Farben und Gold bemalt, ebenso die Randleisten, Vignetten und Initialen; die Textseiten sind von Gold- oder Silberrändern umgeben. Auch sorgte Brahe für gutes Papier — er ließ sogar, nachdem einmal das Ausbleiben von Schiffen mit Papierballen seinen Druck stark verzögert hatte, auf Hveen eine eigene Papierfabrik anlegen, von der wir mitsamt dem Schloß und Druckerei eine Beschreibung besitzen in dem Reisebericht von 1592 eines gewissen Augustinus Freiherrn von Mörßberg und Befford, abgedruckt in Martin Zeiller, „Neue Beschreibung der Königreiche Dennemark und Norwegen" (Ulm 1648). Schließlich erstreckte sich seine Sorgfalt auch noch auf die *Einbände*, sowohl seiner Bibliothek als auch namentlich der Exemplare seiner Werke, die er mit eigenhändiger Widmung aussandte. Eine ansehnliche Reihe solcher Bücher, die unter seiner Aufsicht und aller Wahrscheinlichkeit nach in einer ihm gehörenden Werkstatt gebunden worden sind, ist noch heute vorhanden. Sie alle kennzeichnet das Brustbild und Wappen Tychos auf dem vorderen beziehungsweise hinteren Deckel, in Medaillenform mit Umschriften, ganz wie auf den hier in Heft 1 gebrachten Tafeln. Diese Dekorationen bilden mithin nicht nur das Exlibris seiner eignen Bibliothek, sondern gleichzeitig seine Drucker- und Verleger-Marke. Das Material aber ist je nach dem Zweck verschieden, bald Leder, bald weißes Pergament, bald — und zwar bei Dedikationsexemplaren in der Regel — Stoff: grüner oder hellblauer Atlas oder Seide, der Rücken zuweilen aus Samt, mit Bindebändern gleicher Farbe; Goldschnitt, mitunter ziseliert. Hasselberg (im „Zentralblatt für Bibliothekswesen" 1904, S. 399) unterscheidet drei Typen, die Brahe für seine Einbände benutzt hat: eine elegantere Art in Seide oder Samt mit aufgedruckten Goldverzierungen, z. B. zwei weiblichen Figuren, die angeblich die Gerechtigkeit und die Religion vorstellen; oder mit der Darstellung eines seine Jungen nährenden Pelikans vorn, eines einköpfigen Adlers hinten auf dem in einem Rhombus stehenden Mittelschild der Deckel, wie auf dem grünseidenen Exemplar der „Mechanica", das Tycho dem eifrigen Bibliophilen Herzog Friedrich Wilhelm von Sachsen in Dresden persönlich überreichte; oder aber mit seinem Porträt und Wappen. Dann eine einfachere Einbandstype in Pergament oder Leder, jedoch ebenfalls mit seinem Bildnis und Wappen in Gold geziert.

Die in der Großen Königlichen Bibliothek zu Kopenhagen befindlichen Tycho Brahe-Einbände, 6 Druckwerke und 6 Handschriften, hat Dr. E. Gigas beschrieben und teilweise abgebildet in seinem Aufsatz „Nogle Böger fra T. Brahes Bogbinderi" in „Bogvennen" (Kopenhagen), Jahrgang 1900, Seite 30—38. Zwei derselben konnte man jüngst auf einer hervorragenden historischen Ausstellung von Bucheinbänden im Kopenhagener Kunstindustriemuseum bewundern (vergleiche darüber meinen Bericht im „Archiv für Buchgewerbe" 1906, Märzheft, wo auch die zwei Brahe-Bände aus „Bogvennen" zur Illustrierung herangezogen worden sind). Das Exemplar der „Mechanica" in der Bibliothek der Stockholmer Vetenskapsakademie trägt sogar einen purpurroten Seideneinband mit Goldstickerei. Die in *deutschen* öffentlichen Bibliotheken vorhandenen Exemplare von Tycho Brahe-Bänden und damit zugleich ihre Einbände, namentlich seiner „Mechanica", sind durch Mitteilungen verschiedener Bibliothekare im „Zentralblatt für Bibliothekswesen" (Jahrgang 1903, Seite 56—63 und Seite 279—280; Jahrgang 1904, Seite 103—121 und Seite 396—403) bekannt geworden; u. a. sind 4 in Dresden, 4 in Gotha, 1 in Rostock, 1 in Breslau, meistens Geschenkexemplare von dem beschriebenen Typus.

Hiernach dürfte es wahrscheinlich sein, daß der Einband des hier in Heft 1 erwähnten Exemplars von „Theatri Humanae Vitae vol. XVIII" (Basel 1587) *kein* schweizer, sondern ebenfalls ein dänischer, unter Tychos persönlicher Anleitung hergestellter ist. Zwar kann ich die Goldmedaillons der 14 Gelehrten auf anderen Bänden seiner Bibliothek nicht nachweisen, aber die Ausstattung mit seinem Porträt und Wappen ist, wie gesagt, die für seine Bibliothek gewöhnliche. Sie kehrt z. B. auf den von Studnička (in „Prager Tychoniana", 1901) vorgeführten Braheschen Exemplaren von Petrus Ramus „Dialectica" und Michael Moestlins Schrift über den Gregorianischen Kalender (Tübingen 1586) (mit Clavius' Gegenschrift zusammengebunden) wieder; dieselben sind sicher wie die obigen eigenen Schriften schon auf Hveen eingebunden worden und damit dürfte Dr. Kukulas Mutmaßung, daß Tycho Brahe erst in seinen *letzten* Lebensjahren für seine Bücher derartig luxuriöse Einbände anfertigen lassen konnte (Zeitschrift für Bücherfreunde Band X, Heft 1, Seite 19—20) mit der daraus gezogenen Schlußfolgerung hinfällig werden. Dazu kommt, daß Tycho nicht um diese Zeit (1587) in Basel war. Er hat sich dort im Winter 1568—69 und darauf nur noch einmal 1575 kurze Zeit aufgehalten.

Viel wahrscheinlicher ist, daß sein Schüler, der dänische Arzt Gellius Sascerides, damals noch Brahes Freund und zu seinem Schwiegersohn ausersehen, ihm das geheftete oder anders gebundene Buch in Basel oder auf der Frankfurter Messe besorgt hat. Gellius trat nämlich im Sommer 1588 mit königlichem Stipendium, das er auf Brahes Empfehlung erhielt, eine Studienreise nach Tübingen, Basel (wo er sich 1593 die Doktorwürde erwarb) und Bologna an und bekam von Brahes im März 1588 fertigen Schrift Widmungsexemplare, u. a. an Rothmann, an Magini und an Moestlin, den Tübinger Mathematiker und Lehrer

Keplers, mit, an letzteren offenbar als Dank für den Empfang von dessen obengenannten Schrift.

Zum Schluß sei noch die naheliegende Vermutung ausgesprochen, daß Tycho gerade aus dem Titel dieses mächtigen Folianten „Theatrum humanae vitae" wenn nicht die Idee, so doch vielleicht den Titel zu seinem großen, unausgeführten Plan eines „Theatrum astronomicum" in 7 Bänden, den er 1588 in einem Brief an Casparus Peucer entwickelt, bekommen hat.

Kopenhagen. *G. Bargum.*

Zur Verlagsgeschichte.

Die Firma F. A. Brockhaus von der Begründung bis zum hundertjährigen Jubiläum. 1805—1905. Von *Heinrich Eduard Brockhaus.* Mit 16 Tafeln. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1905. Gr. 8°. 441 S.

Der Verfasser des vorliegenden Werks hat schon einmal ein anziehendes Stück Familiengeschichte veröffentlicht: das Leben und Wirken seines Großvaters Friedrich Arnold Brockhaus, des Gründers der weltberühmten Verlagsfirma. Zu jenem Buche bildet das neue gewissermaßen die Fortsetzung. Er schildert die Entstehungsgeschichte der Firma von den Amsterdamer Zeiten an, die kurze Zwischenzeit in Altenburg und die Übersiedlung nach Leipzig, wo Brockhaus anfänglich in schwere Kämpfe mit der preußischen Regierung geriet, die ihm sein mannhaftes Auftreten gegen die Zensur und für die Preßfreiheit nicht verzeihen konnte. Nach seinem Tode (1823) wurde die Firma durch seine ältesten Söhne Friedrich und Heinrich und den Prokuristen Bochmann weitergeführt; 1850 trat Heinrichs Sohn Eduard in das Geschäft ein, 1863 auch der zweite Sohn Rudolf. Beide schieden erst 1895 zugunsten ihrer Söhne Albert und Rudolf junior aus.

Was diese Männer geschaffen haben, ist wahrhaft erstaunlich. Zwischen die biographischen Kapitel der Festschrift sind Abschnitte eingefügt, die sich mit der Verlagstätigkeit beschäftigen. Das Konversations-Lexikon taucht schon in der ersten Periode (1808) auf und bildet mit seinen zahlreichen Auflagen gewissermaßen den Mittelpunkt auch der späteren Verlagsepochen. Dazu kamen die „Deutschen Blätter", eine Masse politischer Broschüren und belletristischer Werke und 1810 der erste Jahrgang des Taschenbuchs „Urania", in dem 1822 mit der Veröffentlichung der Memoiren Casanovas begonnen wurde. Andere berühmte Verlagswerke jener Jahre waren die Memoiren des Hans von Schweinichen, Funcks Kreuzzüge, Schopenhauers „Welt als Wille und Vorstellung", Müllers Griechenlieder, Schulzes bezauberte Rose, die Lyrischen Blätter Platens, Rückerts Östliche Rosen und die ersten Romane von Johanna Schopenhauer und Therese Huber.

1826 wurde das „Literarische Wochenblatt", das Brockhaus 1820 den Gebrüdern Hoffmann in Weimar abgekauft hatte, in „Blätter für literarische Unterhaltung" umgetauft. Zu gleicher Zeit hatte Raumer seine Geschichte der Hohenstaufen abgeschlossen; 1827 ließ auch Willibald Alexis sein „Schloß Avalon" unter Scotts Namen bei Brockhaus erscheinen. Die Erwerbung der Werke Goethes und Schillers wurde versucht, die Verhandlungen zerschlugen sich indessen.

In die dritte Geschäftsperiode fällt der Beginn der zeitgeschichtlichen Enzyklopädie „Die Gegenwart" und der Riesen-Enzyklopädie der Wissenschaften und Künste von Ersch und Gruber. Dazu treten das „Historische Taschenbuch" und der „Neue Pitaval", vor allem aber die Begründung der „Leipziger Allgemeinen Zeitung" und als erste illustrierte deutsche Zeitschrift das „Pfennig-Magazin". Auf belletristischem Gebiete gesellten sich Rehfues, Alexis, Heinrich Koenig, Rellstab, Schücking, Bührlen, Sternberg, Karoline von Wolzogen, Saint-Quentin, Fanny Lewald u. a. dem Verlage zu. 1836 erschienen Eckermanns Gespräche mit Goethe, zur selben Zeit wurde auch die „Bibliothek deutscher Klassiker" ins Leben gerufen. Von höchstem Interesse ist der Schriftwechsel mit Schopenhauer.

1852 begann Gutzkow die „Unterhaltungen am häuslichen Heerd". Die „Gegenwart" erhielt den neuen Titel „Unsere Zeit" und wurde zuerst von August Kurtzel, dann von Gottschall redigiert. Gutzkow trat mit seinen Romanen „Ritter vom Geiste" und „Zauberer von Rom" auf den Plan; zu den alten Freunden der Firma gesellten sich neue wie Robert Giseke, Wolfgang Menzel, Avé-Lallement, Franz Carion, Josef Rank, Gerstäcker, Waldmüller, Prutz, Ebert. Ludmilla Assing gab die Tagebücher von Varnhagen und Gentz heraus, an Briefpublikationen erregten die Goethes und Schillers an Knebel, die von Heinrich Stieglitz an Charlotte und des Prinzen Louis Ferdinand an Pauline Wiesel das meiste Interesse. In den fünfziger Jahren beginnt der Verlag sich auch der Reiseliteratur in erhöhtem Maße anzunehmen, ein Gebiet, das bis zur Gegenwart fortschreitend ausgebaut wurde. Die Werke von Gregorovius, Brugsch, Werner, Vámbéry, Rohlfs, Schweinfurth, später die von Schliemann, Stanley, Nachtigal, Wißmann, Morgen, Nordenskiöld, Uchtomskij, Nansen, Hedin erzielten auch buchhändlerisch glänzende Erfolge. Den besten Überblick über die Tätigkeit der Firma Brockhaus geben die beiden Verzeichnisse der von 1805 bis 1905 bei ihr verlegten Werke; sie führen eine trockenere und dennoch beredtere Sprache als die Festschrift, sie sind ein Triumphgesang für F. A. Brockhaus. —bl—

Soeben erschien die Geschichte eines alten geachteten Verlags, die der betreffenden Familie sowie dem Verfasser und Herausgeber alle Ehre macht und in Buchhändler- und Druckerkreisen rege Beachtung und Wertschätzung verdient.

Das Titelblatt besagt: *250 Jahre einer Leipziger Buchdruckerei und Buchhandlung, die Geschichte der Dürrschen Buchhandlung in Leipzig von der Begründung ihres Stammhauses i. J. 1656 bis auf die Gegenwart und die Geschichte der Familie Dürr,* herausgegeben von *Johannes Friedrich Dürr* (dem Chef der Firma), bearbeitet von *Ernst Kroker* (Bibliothekar der Leipziger Stadtbibliothek). Leipzig, Dürrsche Buchhandlung, 1906; 1 Porträt in Lichtdruck, 97 Textabbildungen, 4 Beilagen, 251 Seiten.

Der I. Teil umfaßt die Zeit von 1656—1858, der II. die Geschichte der Familie Dürr, der III. die Zeit von 1858 bis jetzt. Der Anhang bringt das stattliche Verzeichnis der in der Dürrschen Buchhandlung in Leipzig seit Eintritt von Johannes Friedrich Dürr vom 1. Januar 1890 bis Ostern 1906 erschienenen zahlreichen Verlagswerke aus folgenden Gebieten: Pädagogik und Philosophie, Leseunterricht und Lesebücher, Aufsatz, Geschäftsaufsatz, Briefwechsel, Deutsche Literatur und Literaturgeschichte, fremdsprachlicher Unterricht, Religion, Bibelkunde, Katechismus, Kirchenlied und Kirchengeschichte, allgemeine Geschichte, Kulturgeschichte, deutsche und brandenburgisch-preußische Geschichte, Flotte usw., Geographie, Naturwissenschaft, Rechnen und Raumlehre, Musik und Gesang, technische Fächer, Schulorganisation und Universitätsbildung, Realienbücher usw., — ein Feld der Tätigkeit, das gewiß weit ausgedehnt ist.

Die Abbildungen bringen Alt-Leipziger Stadtbilder und solche anderer Orte, Druckereiansichten, solche von Häusern und Höfen, Reproduktionen alter Titelblätter, Porträts, Siegel, Wappen, Signete, Autographen, Brief-Faksimiles u. a.

Der reichhaltige Text behandelt sowohl alles mühsam gesichtete Material über die Firma und die Familie Dürr eingehendst, bringt aber auch vieles, was allgemeines Interesse bietet, so manches über ältere Verlagswerke, Kalender, Gedichte, Auszüge aus Innungsbüchern und Druckerlisten.

Die Vorgeschichte der Dürrschen Buchhandlung von 1656 an bis 1771 umfaßt die Namen von Chr. Cellarius, Elias Fiebig, dessen Witwe, Justus Reinhold, dessen Witwe und Erben, Friedr. Köhl; hierauf wird die Druckerei und Buchhandlung in den Händen der aus Marienberg stammenden Familie Dürr, 1771—1841, und die Dürrsche Buchhandlung unter Wilh. Staritz und Alex. Edelmann, 1841—1858, besprochen, um welche Zeit Otto Friedrich Dürr als Teilhaber in die Dürrsche Buchhandlung eintrat. Dieser, der vermutlich in keinen verwandtschaftlichen Beziehungen zu den früheren Geschäftsinhabern gleichen Namens aus Marienberg stand, entstammt einer Familie, die sich 300 Jahre zurück nach Gera im reußschen Vogtland verfolgen läßt und die heute in neunter Generation blüht.

Die Personalien und Erlebnisse der einzelnen Familienmitglieder und Geschäftsleiter nach dem vorliegenden Werke zu schildern, würde hier zu weit führen; es sei nur kurz erwähnt, daß 1903 zur Feier des 50jährigen goldenen Geschäfts-Jubiläums des kunstsinnigen Stadtrats Alphons Friedrich Dürr diesem rührigen Verleger zahlreiche Ehrungen zuteil wurden; aus der Feder des Sohnes, Dr. Alphons Dürr, der selbst als Kunsthistoriker tätig war, erschien damals auch eine künstlerisch reichausgestattete Festschrift, die günstigste Beurteilung fand.

Von einem berufenen Historiker mit großem Geschick geschrieben, reich und schön vom Herausgeber ausgestattet, ist diese seltene Monographie eine interessante Hausgeschichte einerseits wie ein wertvoller Beitrag andrerseits zur Geschichte der deutschen und Leipziger Buchdruck-Kunst und des dortigen Buchhandels. Dem Dürrschen Verlage aber rufe ich, als warmer Freund solcher pietätvoller Familiengeschichten ein herzliches „Ad multos annos!" zu.

München.

K. E. Graf zu Leiningen-Westerburg.

Verschiedenes.

Handbuch für Büchersammler und Bücherliebhaber von *J. Herbert Slater.* Mit 27 ganzseitigen und 31 Illustrationen im Text. Jena, H. W. Schmidts Verlagsbuchhandlung Gustav Tauscher. 1906. 8°. XII u. 218 S. M. 6, gebunden M. 7.

Das Slatersche Buch ist eine interessante Ergänzung zum Mühlbrecht und zu dem Handbuch Kleemeiers: mehr für den gebildeten Laien geschrieben, dem es für den Ausbau seiner Bibliothek ein kundiger und praktischer Führer ist, als für den Fachmann, dem es im übrigen als Nachschlagewerk auch gute Dienste zu leisten vermag. In zwölf Kapiteln behandelt der Herr Verfasser, was Rouveyre auf fast ebensoviel Bände verteilt. Aber Herr Slater versteht anschaulich zu gruppieren und das Wissenswerte hervorzuheben. Man braucht nur in dem vortrefflich ausgearbeiteten Namens- und Sachregister nachzuschlagen, um den Hinweis auf die Beantwortung irgend einer bibliophilen, bibliographischen, büchertechnischen Frage zu finden. Slater weiß und sagt alles: wie man Flecke aus Büchern entfernt und den Bücherwurm bekämpft, wie man das Alter der Manuskripte schätzt, die Wasserzeichen zur Ermittlung von Fälschungen benützt, wie die verzwicktesten römischen Zahlzeichen zu lesen sind, wie sich die Erstdrucke in ihren besonderen Merkmalen präsentieren, wie sich die berühmtesten Druckereien entwickelten, wie man Seltenheiten bezahlt und nicht bezahlen soll, wie sich die Bücher selbst bezahlt machen — und hunderterlei mehr. Der Inhalt der Kapitel gibt den besten Anhalt für die Vielseitigkeit des Buchs: Winke für Anfänger, praktische Einzelheiten, Manuskripte, Papier und Wasserzeichen, Titelblatt und Kolophon, die ersten Drucker und die Inkunabeln, Illustrierte Bücher, Berühmte Druckereien, Der Einband, Berühmte Sammler, Auktionen und Kataloge, Erstausgaben und merkwürdige Bücher. Der Verfasser hat sich in seinen Mitteilungen auf die Ergebnisse der neuesten Forschung gestützt; Irrtümer sind mir nicht aufgefallen. So sei Slaters Handbuch unsern Lesern bestens empfohlen. △

Zu den interessanten Ausführungen des Herrn Dr. E. Magnus über *Goethe und das Duell* im letzten Heft teilt uns Herr Dr. Carl Schüddekopf in Weimar mit, daß er auf Grund eines „Gutachtens" und des Stephanischen Buches im Goethe-Jahrbuch XIX, 20—34, berichtet habe. Der Brief Goethes an Deyn ist im 30. Briefband Seite 258 unter den Nachträgen rektifiziert worden. — Zum gleichen Thema erinnert Herr von Biedermann daran, daß Goethe als Student selbst ein-

mal ein Duell bestanden hat, und zwar mit dem Theologen Gustav Bergmann, einem der Livländer, die mit an dem Schönkopfschen Tische aßen. Goethe, der drei Semester voran war, traf Bergmann einst im Schauspielhaus mit anderen jungen Studiengenossen und sagte, gegen seine Begleiter sich wendend: „Hier stinkts nach Füchsen". Kaum hatte Goethe diese Worte gesprochen, so gab ihm Bergmann eine Ohrfeige; die Folge war ein Zweikampf, bei dem Goethe am Oberarm verwundet wurde. Dieser Gegner Goethes war der Großvater des berühmten Berliner Chirurgen Ernst von Bergmann.

Der am 21. Dezember 1905 zu München verstorbene Staatsrat *August von Eisenhart* (geb. 1827), der nicht nur in der innerbayerischen Politik als langjähriger Kabinettschef König Ludwigs II. eine bedeutsame Rolle gespielt, sondern auch durch seine Gattin, die bekannte Schriftstellerin Luise (geborene) v. Kobell, sowie seine innige bis zum Tode dauernde Freundschaft mit J. V. Scheffel zu der zeitgenössischen Literatur in engsten Beziehungen gestanden hat, hinterließ eine der stärksten *Exlibris-Sammlungen*, die an seltenen Stücken überreich ist (über 10000). Zu diesem schönen Ergebnisse hatte sie ein jahrelanger Eifer geführt: in den letzten Jahren war ihre Obhut und Pflege seine Lieblingsbeschäftigung und noch wenige Tage vor seinem Tode hat er sie mit Hilfe seiner Tochter, der Gattin des Münchener Hochschulprofessors der Mineralogie Oebbeke, sondiert. L. F.

Seine *Spezialbücherei für Luftschiffahrt* hat der um die letztere in Bayern hochverdiente Oberst *von Brug* in München der Bibliothek des neuen großartigen „Deutschen Museums für Naturwissenschaft und Technik" daselbst zu überweisen sich bereit erklärt. Die Sammlung enthält außerordentlich wertvolle alte und neue Bücher, Schriften, Bilder und ähnliches, so daß die genannte Bibliothek damit in den Besitz einer Sonderbücherei gelangt, wie sie auf diesem Gebiete in Deutschland kein zweites Mal vorhanden ist. L. F.

Von dem neuen Karikaturenwerke *„Die Frau in der Karikatur"* von *Eduard Fuchs* (Albert Langen, München) liegen uns die ersten sieben Hefte vor (das Heft M. 1.—). Unsern Lesern ist der Verfasser ein alter Bekannter; sie kennen seine erstaunliche Beherrschung des Stoffgebiets und seine geistvolle Art der Schilderung. Die „Frau in der Karikatur" hat uns kulturgeschichtlich, völkerpsychologisch und auch kunstgeschichtlich Vieles und Wichtiges zu sagen und eine ganze Reihe interessanter Anregungen und Aufschlüsse zu geben. Diese Tatsache allein hebt das Thema über das Niveau des rein Unterhaltenden empor. Aber gottlob verliert der Verfasser sich niemals in das langweilig Doktrinäre, und auch das Wissenschaftliche der Arbeit raubt den Blättern nichts von ihren amüsanten Reizen. Wir behalten uns eine eingehendere Besprechung zu dem Zeitpunkte vor, da sich das Werk weiter überblicken läßt, und begnügen uns für heute mit diesem vorläufigen Hinweise. Das Ganze wird in 20 Heften abgeschlossen und mit 450 Textillustrationen und 60 meist doppelseitigen farbigen und schwarzen Beilagen geschmückt sein. Schon die bereits erschienenen Hefte zeigen, mit welcher Sorgfalt der Verfasser die Auswahl des Bildmaterials getroffen hat, unter dem sich wieder zahlreiche Drucke von großer Seltenheit befinden. Die Reproduktion ist glänzend. —m.

Herr Paul Kersten läßt nunmehr seinen prächtigen Ganzlederbänden die zweite Serie folgen: *Moderne Entwürfe für Bucheinbände, Band II: Ganzleinenbände.* Soeben ist die erste Lieferung des ebenfalls auf sechs Nummern berechneten Werkes bei Wilhelm Knapp in Halle a. S. (1906) erschienen. Sie bringt in wahrhaft täuschender Naturtreue auf sieben Tafeln braune, rote, graue, graublaue und grüne Englischleinenbände, auf denen teils reine Goldpressung, respektive Farbpressung, teils eine geschickte Mischung beider Techniken angebracht ist. Die Ornamentierung besteht zumeist wieder in mehr oder minder verstärkten Zierlinien, die mit Farbflächen ausgefüllt sind. Man sieht schon aus dieser ersten Lieferung, wie reizvoll sich das schlichte Leinen ausgestalten läßt. Wir werden nach dem vollständigen Erscheinen noch einmal ausführlicher auf das Werk zurückkommen. —m.

Mit den Bänden 6 und 7 ist die vom Bibliographischen Institut in Leipzig veranstaltete sogenannte Große Ausgabe von *Reuters Werken* vollständig geworden. Band 6 enthält „Dörchläuchting", bearbeitet von Dr. Ernst Brandes, und „De Reis' nach Konstantinopel", bearbeitet von Dr. C. Borchling. Die Einleitungen der genannten Gelehrten beschäftigen sich mit der Entstehungsgeschichte beider Werke, die an den Schluß des Bandes gestellten Anmerkungen mit den Druckvorlagen und den geschichtlichen und lebenden Vorbildern. Dasselbe ist bei Band 7 der Fall, der „Kein Hüsung" und „De Urgeschicht von Mecklnborg" (von Ernst Brandes revidiert) sowie die „Kleinen Schriften" enthält, die der verdienstvolle Herausgeber der Gesamtausgabe, Professor Wilh. Seelmann, bearbeitet hat. Gerade in diesen Schlußbänden bieten die erläuternden Anmerkungen eine Fülle neuer Aufklärungen; beigefügt ist zudem eine Chronologie der Schriften Reuters. Auf die geschmackvolle Ausstattung und die Billigkeit der Ausgabe (M. 2 der in Leinen gebundene Band) haben wir schon früher hingewiesen. —m.

Für die Redaktion verantwortlich: Fedor von Zobeltitz in Berlin W. 15.
Alle Sendungen redaktioneller Natur an dessen Adresse erbeten.

Gedruckt von W. Drugulin in Leipzig für Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig auf Papier der Neuen Papier-Manufaktur in Straßburg i. E.

ZEITSCHRIFT
FÜR
BÜCHERFREUNDE.

Monatshefte für Bibliophilie und verwandte Interessen.

Herausgegeben von Fedor von Zobeltitz.

10. Jahrgang 1906/1907. **Heft 4: Juli 1906.**

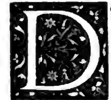
Das katholische Fauststück, die Faustkomödienballade und das Zillerthaler Doktor-Faustus-Spiel.

Von

Dr. Alexander Tille in Saarbrücken.

I.

Das katholische Fauststück des XVII. und XVIII. Jahrhunderts.



Der Kirchengläubige des christlichen Mittelalters stand nach seiner Weltanschauung in guter Hut. Waren auch sein Kirchengott und dessen Sohn wenig bemüht um das, was man damals die unsterbliche Seele des Menschen nannte, so thronte doch neben ihm eine freundliche Erscheinung, sein halb irdisches Weib, dem die Kirche seit dem XII. Jahrhundert göttlichen Ursprung zuzuschreiben gesonnen war, wenn sie dies auch erst 1439 endgültig tat. Als „Mutter Gottes“ war die Mutter des Jesus von Nazara die liebende Hüterin der Menschenseelen. In ihrem Gefolge wirkte eine Schar von Kirchenheiligen. War auch ohne die Fürsprache dieser einflußreichsten Persönlichkeiten an den Stufen des Himmelsthrones der Kirche für die kirchenfrömmsten Menschenkinder keine außerordentliche Vergünstigung zu erlangen, so war doch die Gewinnung dieser Fürsprache schon so gut wie die Gewährung auch des abenteuerlichsten Wunsches auf dem Weltanschauungsfelde. Mutter Maria und der Chor der Heiligen übten auf dem Gefilde der kirchlichen Einbildungskraft eine fast unbegrenzte Wirksamkeit aus. Wo eine kirchengläubige Seele in Gefahr schien, sich für die entgegengesetzte Weltanschauung gewinnen zu lassen und damit zum Anhänger und Vasallen des bösen Gottes Teufel zu werden, da schritten die Christenhelfer über den Wolken ein und entrissen dem Erzfeinde noch in letzter Stunde den lebendigen Menschenleib oder doch die gasförmige Seele, die nach der Überzeugung der Zeit in ihm lebte und webte und seinen Sinn und Verstand, sein Fühlen und Glauben ausmachte. So kam der böse Gott regelmäßig um seinen Lohn. Wie er auch sein Hirn anstrengte, was er auch für Listen spann, — der Schar der Kirchenheiligen unter so hervorragender weiblicher Führung war er nicht gewachsen. Auch als ihm die parodistische Einbildungskraft des späteren Mittelalters gleichfalls ein weibliches Wesen an die Seite stellte — eine Großmutter, wie der Sohn des Kirchengottes eine Mutter hatte — auch da änderte sich das Bild nicht. Er blieb der dumme Teufel, der geprellte Teufel, an dem die Heiligsten selbst ihren Übermut auslassen durften, der geplagte Teufel, auf den

nur Mühe und Arbeit fiel, ohne daß diese je ein Lohn krönte. So standen die Aussichten des bösen Gottes am Ausgang des Mittelalters sehr schlecht. Seit der gute Gott durch freiwillige Opferung seines Sohnes den entscheidenden Schlag gegen seinen Mitbewerber im Seelenlande geführt hatte, war es mit dem Reiche des Bösen immer rückwärts gegangen. Der Kampf, den es galt, war ja doch von jeher eine reine Machtfrage gewesen. Gelang es dem guten Gotte, mehr Menschenseelen auf seine Seite zu ziehen, und hatte er somit den größeren Anhang, so war ihm am Ende der Tage der Sieg gewiß. Wuchs aber die Zahl der bösen Vasallenseelen stärker, so mußte einst am Ende der Tage dem bösen Gotte die Herrschaft über die Seelenwelt gehören. Der kirchliche Ablaß tat dem Reiche des Bösen weiteren Eintrag. Je billiger es wurde, sich von den Folgen von Taten und Gedanken loszukaufen, die gegen die Kirchenmoral verstießen, um so weniger hatte der böse Teufel Aussicht, Seelen zu gewinnen. Kein Wunder, daß die Stimmung des bösen Gottes am Eingang des XVI. Jahrhunderts eine sehr tief gedrückte war.

Da kam von Wittenberg eine neue Lehre. Ein kräftiges Wort verbannte die Gottesmutter und das Heiligenheer in der protestantischen Weltanschauung aus dem Kirchenhimmel und gab dem Kirchengott und seinem Menschensohne die Alleinherrschaft wieder. Mit dem Fallen des Ablaßhandels wurde die ewige Seligkeit der Gasseele erheblich teurer. Jetzt hing sie von zusammengesetzten Vorstellungen im Menschenhirn und von der Fähigkeit ab, dieselben mit einem heißen Gefühlsstrom zu umschließen. Nur wer sich selbst trotz seiner zahlreichen Verstöße gegen die sittlichen Kirchengebote zum felsenfesten Anhänger des guten Gottes und seines Sohnes bekannte, konnte darauf rechnen, sein gasförmiges Ich nach seinem Tode in den Kirchenhimmel gerettet zu sehen. Auch die peinlichste Erfüllung aller Vorschriften der Zeitsittlichkeit vermochte dagegen keinen Platz in jenen Gefilden der Seligen zu sichern, denen die Einbildungskraft Wirklichkeit zuschrieb.

Welche neue Aussichten für den bösen Gott! Hunderttausende, die ihm einst das Einspringen der Himmelskönigin und ihrer heiligen Trabanten, die ihm einst der Ablaßzettel und die Kirchenbuße entzogen hatten, mußten jetzt in seine Hände fallen. Denn wo war so plötzlich das heiße Gefühl der Anhängerschaft an den guten Gott herzubekommen, das der Mönch von Wittenberg den rechten Glauben nannte? Aus den Landen, in denen die Wittenberger Weltanschauung Fuß faßte, mußten dem Reiche des bösen Gottes Teufel die armen Seelen scharenweise zuströmen. Es ward für jeden Menschen, und insonderheit für den begabten, ein gefährliches Spiel, den rechten Weg durchs Leben zu finden und in den Kirchenhimmel einzugehen. Schon in den zwanziger Jahren des XVI. Jahrhunderts zittert die Ahnung von der neuen Gefahr durch Norddeutschland. Aber erst um 1530 bricht sie mit der Macht einer aufgestauten Flutwelle durch. Damit beginnt auf dem Gesamtgebiete der Herrschaft der Wittenberger Weltanschauung die heiße, seelenquälende Teufelsangst, die ohnmächtig vor den Verlockungen des schwarzen Reiches die Hände ringt und mit heißen Tränen zum gütigen Vater betet: „Und erlöse uns von allem Übel!“ Der Gott der Widerkirche, der schon aus dem Felde geschlagen schien und nach dessen Vertreibung auf der Erde schon ein Leben anzubrechen versprach, in dem sich der Schönheitsdurst des wilden Menschenherzens Genüge trinken sollte, ging wieder herum wie ein brüllender Löwe und suchte, welchen er verschlingen könnte. Daß sich die moralische Didaktik dann für jede Sünde einen eigenen Teufel schuf und eine ganze Teufelsliteratur auf diesem Boden großwuchs, das steht auf einem besonderen Blatte geschrieben. In ihrer letzten Wurzel ist auch diese Giftblüte aus der Herzensangst des protestantischen Kirchengläubigen der dreißiger Jahre des XVI. Jahrhunderts hervorgewachsen, aber sie fällt nicht mit ihr zusammen. Sie ist eine gelehrte, verwässerte, lehrhafte Vergröberung derselben.

Außer wenigen Liedern, die längst der Vergessenheit anheimgefallen sind, ist die Faustsage die einzige künstlerische Frucht dieser Angst vor dem bösen Gotte. Wenn sich ihm in der Vergangenheit ein Heiliger oder ein Unheiliger verschrieben hatte, verschrieben mit Haut und Haaren, und es war zur Todesstunde gekommen, dann war unwiderruflich das heilige Heer aus dem Kirchenhimmel eingeschritten, hatte ihm den Vertrag entrissen und in einer

Weise, die oft gröblich gegen jedes Rechtsgefühl verstieß, das gasförmige Ich des Menschen in den Kirchenhimmel gerettet. Davon konnte bei einem Faust, den man in die neue protestantische Welt hineinstellte, keine Rede mehr sein. Schloß er einen Vertrag mit dem bösen Gotte, so mußte auch seine Gaspersönlichkeit nach dem Tode diesem gehören. Wenn der Mann, der das älteste Faustbuch von 1587 schrieb, von Fausts himmelanstrebendem Wahrheitssuchen sprechen will, da kommt ihm nur ein hilfloses Stammeln als Ausdruck dieser Gedanken. An einer einzigen Stelle findet er soweit Worte für seine Vorstellungen, daß er von Faust sagt: „Sein Streben stand dahin, das zu lieben, was nicht zu lieben war. Dem trachtete er Tag und Nacht nach. Er nahm sich Adlersflügel und wollte alle Gründ am Himmel und auf Erden erforschen.“ Und an einer einzigen anderen vergleicht er Fausts Vermessenheit mit den Gefühlen, „wie den Riesen war, davon die Poeten dichten, daß sie die Berge zusammentragen und wider Gott kriegen wollten“. Sonst fördert er nur Plattheiten zutage. Seine Welterkenntnisse, von denen er annimmt, daß sie Fausts Wissensdurst befriedigen, sind ein elendes Sammelsurium, zusammengetragen aus allerhand sich teilweise widersprechenden Nachschlagebüchern, deren Inhalt ein Hohn auf das war, was der Gebildete am Ausgang des XVI. Jahrhunderts über das Sternendasein der Erde und über die einfachsten Naturerscheinungen auf ihr wußte. Aber wie ändert sich das Bild, wenn es gilt, Fausts Seelenqualen zu malen oder wenn Funkenstrahlen von Reue und Seligkeitssehnsucht selbst aus dem Innern des neutralen Geistes brechen, der unter dem Namen Mephistopheles dem Forscher dient! Hier ist es, als finde Luthers klagende Donnerstimme ihren machtvollen Nachklang selbst in einem engbeschränkten Menschenkopfe. Als der böse Gott von dem guten seiner Überhebung wegen „aus der Wohnung des Himmels vertilgt wurde, da ward er von seinem Sitz gestoßen in einen Feuerstein, der ewig nicht erlischt, sondern immerdar quillt“. Es steht fest, „daß die Verdammten auf kein Ziel und keine Zeit zu hoffen haben, da sie aus der Qual der Hölle erlöst werden. Ja wenn sie nur eine solche Hoffnung haben könnten, daß sie täglich nur einen Tropfen aus dem Meer herausschöpften, bis das Meer trocken wäre — oder wenn da ein Sandhaufen wäre so groß bis an den Himmel und ein Vöglein alle Jahre nur ein Körnlein wie eine Bohne so groß davon hinwegtrüge, und sie nach Beseitigung des Berges erlöst würden, so würden sie sich dessen erfreuen. Aber da ist keine Hoffnung, daß der gute Gott ihrer gedenken oder sich ihrer erbarmen werde, sondern sie werden in der Hölle liegen wie die Totenbeine. Der Tod und ihr Gewissen werden an ihnen nagen. Ihre starke Zuversicht und ihr starkes Vertrauen, das sie zu Gott haben, wird nie erhört werden. Nie wird jemand ihrer denken. Ja wenn du dich gut in der Hölle könntest verbergen, bis alle Berge zusammen über einen Haufen fielen und von einem Ort zum andern versetzt würden, ja bis alle Steine im Meere trocken würden, so ist doch keine Hoffnung auf Erlösung vorhanden, und zwar so wenig ein Elefant oder ein Kamel durch ein Nadelöhr gehen kann und alle Regentropfen sich zählen lassen.“ Und erst, wenn der böse Geist sein Herz ausschüttet und bekennt: „Wenn ich als Mensch erschaffen wäre wie du, Faust, so wollte ich mich beugen vor dem guten Gotte, solange ich menschlichen Atem in mir hätte, und mich befleißigen, daß ich nicht seinen Zorn erregte; so wollte ich seine Lehre, sein Gesetz und sein Gebot nach Kräften halten, ihn allein anrufen, loben, ehren und preisen, damit ich dem Kirchengotte gefällig und angenehm wäre und wüßte, daß ich nach meinem Dahinscheiden die ewige Freude, Glorie und Herrlichkeit erlangte! Du aber, Faust, hast solches nicht getan, sondern deinen Schöpfer, der dich erschaffen, der dir Sprache, Gesicht und Gehör gegeben hat, daß du seinen Willen verstehen und nach der ewigen Seligkeit trachten solltest, den hast du verleugnet. Die herrliche Gabe deines Verstandes hast du mißbraucht.“ — —

In Christopher Marlowes Faustdrama macht die Faustsage wenigstens äußerlich einen leisen Schritt hinüber nach der alten Welt des katholischen Christentums. Bleibt auch Fausts Schicksal dasselbe wie im Spießschen Faustbuche, so ist's doch nur deswegen so, weil sich Faust beharrlich der Stimme verschließt, die ihn dem guten Gotte zurückgewinnen will. Ist auch keine Himmelskönigin, kein Jesusschüler und

kein Kirchenheiliger aufgeboten, um ihn zu schirmen, so ist doch ein anderes Glied aus den Heerscharen des Kirchenhimmels damit betraut, ein Engelsgeist, der ihm wiederholt freundlich naht und ihn von den Lockungen des bösen Gottes abwenden will. Ja dieser gute Geist tritt so oft auf, daß er mit den anderen Vertretern der Kirchenlehre, den Studenten und dem Greise, in dem Stücke gerade zu einen neuen freundlichen Hintergrund bildet, von dem sich Fausts dem bösen Gotte zugewandter Sinn schwarz abhebt. Leuchtend im Hintergrunde steht immer die Gnade im kirchlichen Lichtglanz. Nur daß Faust in seiner Verblendung von ihr keinen Gebrauch macht. Hier ist keine Spur von dem dunklen Verhängnis der protestantischen Weltanschauung. Leicht ist den Krallen des Gottes Teufel zu entgehen. Verblendet ergreift Faust nur nicht die Hand, die sich ihm bietet. Bei alledem befindet sich Marlowes Fauststück in ausgesprochenem Gegensatze zur Papstkirche. Auch sein Mephistopheles trägt ein Mönchsgewand. Seine moralistische Auffassung der kirchlichen Einrichtung einer Hölle, welche die örtliche Kirchenhölle mindestens verdunkelt, widerspricht der Papstlehre. Der Besuch, den er Faust am Papsthofe abstatten läßt, ist eine unverblümte Verhöhnung der römischen Kirche. Seine Stellungnahme für den Gegenpapst, welchen der Kaiser hält, ist offene Feindseligkeit gegen dieselbe.

Als Marlowes Faust durch die englischen Wandertruppen im Beginn des XVII. Jahrhunderts nach dem protestantischen Norddeutschland kam, konnte es nicht fehlen, daß die Menge, welche auf dem Wittenberger Boden stand, gerade diesen Auftritten zujauchzte. Andrerseits ist es nicht minder zweifellos, daß dieselben Teile des Schauspiels ausgemerzt oder umgemodelt werden mußten, wo die Truppen den katholischen Süden bereisten. Die erste solche Aufführung ist am 10. Februar 1608 in Wien nachgewiesen[1]. Von der Umwandlung, die das Marlowesche Stück im katholischen Süden erfuhr, haben wir zwar nur mittelbare Kenntnis. Aber die Hauptänderungen sind ohne weiteres klar. Mephistopheles mußte sein Mönchsgewand hergeben. Der Besuch am Papsthofe wurde durch einen Besuch am Sultanshofe ersetzt, den schon Marlowe zweimal beiläufig erwähnt. Marlowes Greis, der Faust verwarnt, ward zum Mönche oder Einsiedler. Der lichte Hintergrund, der der Verehrung des guten Gottes geweiht war, erfuhr eine erhebliche Ausdehnung im Raume und im Stoffe. Aus dem Spießschen Volksbuche von Faust wurden Züge der christlichen Weltanschauung eingefügt. Was dem Protestantismus des XVII. Jahrhunderts auf dem Gebiete des Weltanschauungsstreites der Papst war, — das Oberhaupt der Gemeinschaft der römischen Kirche — das war dem Katholiken der gleichen Zeit auf dem Felde staatlicher Macht der Sultan. Der christkatholische Kaiser des römischen Reiches deutscher Nation war ihm der weltliche Herr der Christenheit, und da derselben von ihrem Kirchengotte die Herrschaft über die Erde bestimmt war, so war der römische Kaiser zugleich kraft kirchengöttlichen Rechtes der Herr der Erde. Wer ihm einen Teil davon vorenthielt, war ein Widerkaiser, ein unrechtmäßiger Herrscher, der seine Gewalt dem Widergott verdankte. Der einzige nichtchristliche Herrscher, den das katholische Abendland kannte, war der Kaiser der Türken zu Konstantinopel. Die Kämpfe des XVI. Jahrhunderts mit diesen Mongolen um die Herrschaft über Südeuropa hatten ihren Sultan so recht in greifbare Nähe gerückt, auch für die politische Anschauung der unteren Volksschichten. Wenn der Protestantismus des XVI. Jahrhunderts im Spießschen Volksbuche und in Marlowes Faustdrama seinen Faust auf eine Hohnreise nach Rom an den Papsthof sandte, so lag einer süddeutsch-katholischen Truppe von Wanderspielern im XVII. Jahrhundert nichts näher, als den Papsthof durch den Sultanshof zu ersetzen. Für eine solche Änderung aber war bereits im Volksbuche von 1587 eine gewisse Grundlage gegeben. Dort erschaut Faust bereits im 25. Kapitel auf seiner Sternenfahrt Konstantinopel. Im folgenden Kapitel hält er sich dann dort auf. Er spielt dem Sultan Soliman grobe Possen. Eines Abends, als der türkische Kaiser an der Tafel saß und speiste, veranstaltete ihm Faust ein Affenspiel und Schaustück. Im Saal herum gingen große Feuerströme, daß jedermann herzulief, um zu löschen. Zugleich hub es an zu donnern und zu blitzen. Er verzauberte auch den Sultan

[1] Tille, Faustsplitter Nr. 64.

selbst so sehr, daß er weder aufstehen konnte, noch jemand imstande war, ihn fortzutragen. Gleichzeitig wurde der Saal so hell, als wenn die Sonne darin ihre Stätte hätte, und Fausts Geist trat in Gestalt, Ausstattung und Schmuck eines Papstes vor den Kaiser und sprach: „Gegrüßet seist du, Kaiser, der du allein so gewürdigt wirst, daß ich, dein Mohammed, vor dir erscheine." Mit diesen kurzen Worten verschwand er. Der Sultan fiel nach dieser Zaubererscheinung auf die Knie nieder und rief daraufhin seinen Mohammed an, lobte und pries ihn dafür, daß er ihn einer solchen Ehre gewürdigt hätte und vor ihm erschienen wäre. Am nächsten Morgen fuhr Faust in des Sultans Schloß ein, in dem dieser seine Gattinnen und Geliebten hat, und in dem niemand herumwandeln darf als Eunuchen, die den Damen aufwarten. Dieses Schloß verzauberte er mit einem so dicken Nebel, daß man nichts sehen konnte. Faust nahm wie vordem sein Geist jetzt selbst Mohammeds Gestalt und Wesen an und gab sich für Mohammed aus. So hauste er sechs Tage in diesem Haremsschlosse. Und auch der Nebel währte jene ganze Zeit über. Seither ermahnt der Sultan sein Volk, diese Zeit mit viel Feierlichkeiten zu begehen. Faust aber aß, trank, war gutes Muts und genoß die Schönheit der Haremsfrauen. Nachdem er all das getan, fuhr er im Ornate und Schmucke eines Papstes in die Höhe, so daß ihn jedermann sehen konnte. Als er nun fort war und der Nebel sich verzogen hatte, da ging der Sultan in das Haremsschloß, ließ seine Gattinnen zu sich kommen und fragte sie, wer bei ihnen gewesen wäre, da das Schloß solange von Nebel umgeben gewesen sei. Sie berichteten ihm, es sei der Gott Mohammed gewesen. Zur Nacht habe er sich bald diese, bald jene kommen lassen, sie genossen und zu ihnen gesagt, es würden aus seinem Samen ein großes Volk und streitbare Helden entspringen. Der Sultan hielt das für eine große Gnade, daß Mohammed seine Frauen genossen habe, und fragte diese auch, ob er sich beim Liebesspiel auch tüchtig erwiesen habe und ob es wie bei den Menschen zugegangen wäre. Sie bejahten dies und gaben an, es sei durchaus menschlich zugegangen, er habe sie gekost und umarmt und besitze eine große Manneskraft. Sie möchten sich ihm alle Tage hingeben. Er habe nackt bei ihnen geruht und in Mannesgestalt, aber seine Sprache hätten sie nicht verstehen können. Die Priester redeten dem Sultan zu, er solle nicht glauben, daß es Mohammed gewesen sei, sondern es sei ein Gespenst gewesen. Die Frauen aber sagten, ob es nun ein Gespenst gewesen sei oder nicht, er sei liebreich mit ihnen umgegangen und habe, ob er sie nun in einer Nacht einmal oder sechsmal genossen habe, das Liebesspiel meisterlich getrieben, und er besitze eine große Manneskraft usw. usw. Das verursachte dem türkischen Kaiser viel Nachdenken, so daß ihn die Ungewißheit plagte.

Selbst in Marlowes Tagen war es nicht möglich, derartige Auftritte auf die Bühne zu bringen. Der englischen Zuhörerschaft lag überdies der Sultan in Konstantinopel ziemlich fern. So beschränkt sich Marlowe darauf, Fausts Reise nach Konstantinopel gelegentlich zu erwähnen. Mephistopheles berichtet bei ihm:

From Constantinople am I hither come

und Robin fragt:

How, from Constantinople! You have had a great journey.

Marlowes Faust aber war auch mit der Quartausgabe von 1616 nicht abgeschlossen, sondern entwickelte sich auf der Bühne weiter. Unter Zugrundelegung der alten Drucke wurden handschriftliche Änderungen, Einschiebungen und Weglassungen vorgenommen und durch Rollenabschriften verbreitet. Als man die Verhöhnung des Papstes in der Vatikanszene, die doch auch vor zum Teil katholischem Publikum gespielt wurde, als anstößig zu empfinden begann, ersetzte man sie durch einen Auftritt am Hofe des Sultans von Babylon. Als dieser bereits eine Reihe Verstümmelungen erfahren hatte, gelangte er mit den übrigen Teilen einer vernachlässigten Bühnenhandschrift des Marloweschen Faust 1663 zum Druck, ohne dabei entsprechend durchgeputzt zu werden. Die Herausgeber erzürnen sich über den geistlosen, ungeschickten und nachlässigen unbekannten Dichter, während wir es mit einem durch den Gebrauch entstellten Werke der Bühnennot zu tun haben. Der Sultan Soliman hat eben mit seinen Paschas seinen letzten Sieg über die Christen erfochten. Da kommen Faust und Mephistopheles an seinen Hof. Mephistopheles macht Faust unsichtbar. Soliman tritt mit zwei Paschas ein und fordert Kaleph auf, die

Geschichte von der Belagerung von Malta zu erzählen. Kaleph und Mustapha erzählen die Geschichte von dem Verrat des Juden von Malta, der den Türken Einlaß bot. Soliman gibt Befehl zur Feier eines großen Siegesgelages. Die Kaiserin tritt ein, Faust ist bezaubert von ihr und gibt ihr einen Kuß. Soliman ist darüber entrüstet und schwört Rache. Er läßt seinen Zauberer holen, der sich jedoch ohnmächtig erweist. Es ist die Geschichte von Moses und den Zauberern des Pharao. Er droht wohl dem unbekannten Geiste, ihn zu ergreifen und in die Meerestiefe zu stürzen, er beschwört ihn auch. Doch Mephistopheles ist der Stärkere. Er ergreift den Zauberer, um ihn im nächsten Sumpfe zu ertränken.

Ob die Truppe, deren Bühnenhandschrift hier zum Abdruck kam, in Deutschland gespielt und unter süddeutschem Einfluß gestanden hatte? Denn in dem England der damaligen Zeit war man kaum geneigt, auf das Papsttum sonderliche Rücksicht zu nehmen. Der Abschluß des Auftrittes zeigt eine gewisse Verwandtschaft mit dem Schlusse des Besuches Fausts am Hofe zu Parma im deutschen Puppenspiel. Nur daß hier das Küssen der Fürstin nicht ausdrücklich erwähnt ist. Ist der persische König, den Faust in dem kleineren tschechischen Faustſtück besucht,[1] eine Erinnerung an den Sultan von Babylon? Ist der plötzliche Stimmungsumschlag desselben durch das Ausfallen einer solchen Kußszene zu erklären? Aus dem Zauberspektakel, den Faust und Mephistopheles nach dem Bruche mit dem König am Hofe vollführen und der in der jetzigen Fassung ganz sinnlos ist, blickt etwas wie das Gegeneinanderwirken zweier Zauberer. Das Donnerwetter und die Blitze dabei erinnern an den gleichen Auftritt im Spießschen Faustbuche, der sicherlich nicht ganz vergessen war. Er war lebendig geblieben, wenn er auch bis Mitte des XVIII. Jahrhunderts nur zweimal in der volkstümlichen Literatur erwähnt wird. 1664 in David Schusters „Mahommets und Türken Greuel“[2] und 1731 in Jacob Ehrharths De Scriptorum Erroribus.[3] Mit Konstantinopel zusammen wird der Besuch beim Herzog zu Parma nur in dem Berichte Sommers über die Berliner Aufführung von 1844 genannt.[4] Hier scheidet Faust und Mephistopheles von Parma, um vor den Augen des Volkes sich über die Stadt in die Luft zu schwingen und nach Konstantinopel zu ziehen. Kaspar erfährt wiederum von Auerhahn, daß sein Herr in Konstantinopel sei.

Wahrscheinlich ist das katholische Faustspiel des XVII. Jahrhunderts nicht von diesem erst 1663 gedruckten Auftritt beeinflußt worden, der in das Marlowesche Stück eingeschoben worden war, sondern stammt mit ihm aus *einer* Quelle: aus dem Spießschen Faustbuche. Denn die geringen Reste dieser Konstantinopelszenen, die im deutschen Faustspiel enthalten sind, stimmen sämtlich näher zum deutschen Volksbuche als zu Marlowe. Wenn das Volksbuch erzählt, Faust sei zu Konstantinopel im Ornate und Schmuck eines Papstes in die Höhe gefahren, so daß ihn jedermann sehen konnte, so liegt auf der Hand, daß ihm ein katholisches Faustſtück das Papstgewand nehmen mußte. Aber Sommers Berliner Stück weist einen entsprechenden Zug auf, den Sommer in die Worte kleidet: „Sie gehen ab, um vor den Augen des Volkes sich über der Stadt in die Luft zu schwingen und nach Konstantinopel zu ziehen.“ Es handelt sich hier also um die Hinreise. Das Gewitter und Donnerwetter sowie die Blitze, die Faust in beiden tschechischen Stücken[5] am Königshofe erregt, stimmen ebenso zu den Blitzen und Feuerstrahlen am Sultanshofe des Spießschen Faustbuches.

Aber noch andre Wandlungen machte das volkstümliche Faustspiel im katholischen Süden Deutschlands durch.

Das 52. Kapitel des Spießschen Faustbuches von 1587 erzählt von einem alten gottesfürchtigen Arzt, der den Versuch macht, Faust auf den Pfad des Kirchenglaubens zurückzulenken, indem er ihm die Verzeihung seitens des Kirchengottes in Aussicht stellt. Faust ist davon so tief bewegt, daß er verspricht, sich der kirchlichen Weltanschauung wieder zuzuwenden und den Vertrag mit dem bösen Gotte Teufel zu lösen. Als ihm dieser aber dann Vorstellungen ziemlich handgreiflicher Art macht, läßt sich Faust wieder einschüchtern und verschreibt sich dem bösen Gotte aufs neue.

[1] Kraus, Das böhmische Puppenspiel vom Doktor Faust. S. 141.
[2] Tille, Faustsplitter 113. — [3] Tille, Faustsplitter 230. — [4] Scheible, Kloster V. S. 743.
[5] Kraus, Das böhmische Puppenspiel vom Doktor Faust. S. 142.

Auch bei Marlowe kommt vor Fausts Ende noch ein Greis zu ihm und warnt ihn. Faust erkennt sein Vergehen. Mephistopheles reicht ihm einen Dolch. Der Greis bittet ihn, ihn zu hören, da der Engel der Gnade nahe sei. Faust antwortet ihm mit der Bitte, ihn allein zu lassen, damit er seine Sünden bedenken könne. Jener geht. Faust flucht sich selbst. Mephistopheles droht ihn in Stücke zu zerreißen. Aber Faust verschreibt sich ihm augenblicklich aufs neue und verlangt von ihm Helena als Geliebte. Sie kommt. Er ist selig. Es folgt ein ergreifendes Liebesgespräch:

Ja, du bist schöner als der Abendhauch,
Den tausend Sterne rein in Schönheit kleiden,
Ja, du bist lichter selbst als Zeus in Blitzen,
Wie er der armen Semele erschien.

Wieder kommt der Greis und warnt, ja er fordert die eintretenden Teufel heraus. Studenten, welche dazu eilen, glauben noch an Hilfe. Er aber meint, wohl könne die Schlange, die Eva verführt, Verzeihung finden, nicht aber er. Die Glocke schlägt elf am letzten Tage seines Lebens. Faust spricht mit sich selbst. Noch eine Stunde hat er zu leben. Die Sphären möchte er zum Stillstand bringen. Die Stunde soll zum Jahre, zum Monat, zur Woche, ach, nur zum Tage werden, damit ihm noch Zeit bleibt zur Reue. Mit Ovid ruft er: O lente, lente currite, noctis equi! Aber die Sterne drehen sich weiter. Die Zeit verstreicht. Ein halber Tropfen Blut aus den Wunden des einzigen Sohnes des Kirchengottes könnte ihn retten. Berge und Hügel sollen auf ihn fallen, die Erde soll sich auftun, damit er dem Zorne des guten Gottes entrinne. Die Uhr schlägt elf. Er betet zum guten Gotte, er solle ihn tausend, hunderttausend Jahre in der Hölle leben, aber nur endlich, endlich noch einmal selig werden lassen. Doch für seine Verdammnis gibts in der protestantischen Weltanschauung des XVI. Jahrhunderts kein Ende; denn Menschenseelen sind nach ihrer Lehre unsterblich, und unsterblich ist auch ihr Fluch. Er verflucht seine Eltern. Da schlägt die Uhr zwölf. Unter Donner und Blitz reißen ihn die Teufel nach ihrem Reiche.

In dem Erfurter Sagenkreis von Faust, der in die Ausgabe des Spießschen Faustbuches von 1590 Aufnahme gefunden hat, kommt die Geschichte vor, wie ein Barfüßlermönch Doktor Klinge den Doktor Faust wegen seines gottlosen Lebenswandels verwarnt und ihm zuredet, er möge sich doch noch an die Gnade des weißen Gottes wenden, damit seine Gasseele nicht in die Kirchenhölle komme. Faust erklärt dem Mönche, ihm könne nicht mehr geholfen werden, weil er seine Seele dem bösen Teufel verschrieben habe. Der Mönch aber hält es trotzdem für möglich. Faust bleibt hart, und der Mönch scheidet im Zorne von ihm und zeigt ihn dem Rektor der Universität Erfurt an, so daß Faust aus der Stadt verwiesen wird. Dieser Sagenzug bot eine dankbare Bühnenaufgabe. Die eindringliche Warnung des Mönches mußte auf eine katholische Zuhörerschaft des XVII. Jahrhunderts stark wirken. Die Kirche mit ihren Einrichtungen zum Schutz gegen die Unholde trat in diesem Einzelzug deutlich in die Erscheinung. Einer Lehre, die den Gläubigen unter die sichere Hut der kirchlichen Gottesmutter und der Kirchenheiligen stellte, so daß ihm kein Widergott etwas anhaben konnte, mußte eine solche Gelegenheit, auf das Gemüt der schaubegierigen Masse zu wirken und ihr im Hintergrunde der Fausttragödie die allverzeihende Allgewalt des päpstlichen Gottes zu zeigen, hochwillkommen sein. Marlowes Faustsück bot den gleichen Zug bereits, wenn auch als flüchtige Episode mit dem Greise, im Anschluß an die 1587er Ausgabe des Spießschen Faustbuches. Ein katholisches Faustspiel mußte ihn naturgemäß breiter ausführen. Der Mönch ward zum Klausner, zum greisen Einsiedler, den das Gewicht der Jahre und das Insichselbstversenken in der Einsamkeit zu einem besonders geeigneten Träger tiefer Erkenntnis von der göttlichen Allgnade machte, und der Auftritt selbst ward in die Länge gezogen und später geteilt, so daß der Mönch oder Klausner an mehreren Wendepunkten erschien. Er übernahm sogar teilweise die Rolle des guten Engelsgeistes, welche in einzelnen katholischen Fassungen ganz in ihm aufging. So in dem Zillertaler Doktor-Faustus-Spiel.

Die katholische Kirchensage lieferte andere Beiträge zur Ausbildung eines bis auf Fausts protestantisches Teufelsende fast rein katholischen Faustdramas des XVII. Jahrhunderts. Eine alte Abälardsage gab die Grundlage für

eine ganz neue ergreifende Auftrittfolge, die im weiteren Verlauf noch eine insonderheit katholische Färbung erhielt.

Der Rationalist des XII. Jahrhunderts, Peter Abälard, der schon bei Lebzeiten wegen seiner moralistischen Auffassung dogmatischer Vorstellungen verketzert worden war, wurde von der katholischen Sage des XIV. Jahrhunderts mit dem bösen Gotte Teufel in Verbindung gebracht. Aber in echt mittelalterlich kirchlicher Weise bereute er seine Sünde und erlangte noch die himmlische Verzeihung, so daß er in den Kirchenhimmel eingehen konnte. Mit kirchlicher Ausschmückung erzählt die Geschichte um das Jahr 1600 Alexander Valignanus im zweiten Bande seiner Werke. In deutscher Sprache ist die Historie zwar zuerst hundert Jahre später nachzuweisen, im Jahre 1708, aber sie muß in katholischen Kreisen schon im XVII. Jahrhundert bekannt gewesen sein. In der deutschen Fassung von 1708[1] erzählt sie Albert Joseph Conlin von Monning folgendermaßen:

„Anno 1141 war zu Salerno ein Teufelsbanner und Hauptzauberer, welcher dem Doktor Faust nichts nachgegeben; dessen Name war Petrus Abailardus. Wie dieser 93 Jahr seiner Bosheit erreicht, da sind von ungefähr in seiner Abwesenheit zwei seiner liebsten Enkel über die verruchten Zauberbücher gekommen, kraft deren er so lange Zeit die höllischen Larven in seinem Gehorsam hatte. Und weil sie der Zauberkunst unerfahren waren, so sind sie beide von den Teufeln umgebracht worden, welcher unverhoffte Tod dem Abailard so zu Herzen gegangen ist, daß er etliche Stunden fast verstandlos dagelegen hat. Endlich, nachdem er die entwichenen Lebensgeister wieder bekommen hatte, machte er sich ganz schleunig auf. Aber was meinst du, daß er angefangen hat? Etwa: wie in dergleichen Zufällen öfters geschehen, hat er einen Strick ertappt, womit er seinen alten Brotsack zugebunden? Nein, nichts dergleichen. Was hat er denn getan? Abailard, dieser Erzzauberer, wird von der göttlichen Barmherzigkeit getroffen. Sein Herz wird ihm durch einen göttlichen Gnadenpfeil so berührt, daß er den geraden Weg gelaufen nach der Kirche des heiligen Benediktus, wo er mit gebogenen Knien vor einem an der Wand gemalten Kruzifixbild drei Tage und Nächte nach einander geweint, geseufzt und seine großen und schweren Sünden bereut hat, daß endlich den dritten Tag, den 25. März, damals den Karfreitag, das Kruzifixbild zu ihm das Haupt geneigt und dadurch zu verstehen gegeben hat, daß nunmehr ihm seine Sünden vergeben seien. Hierauf hat er alsobald seinen Geist aufgegeben. Das Bild aber wird noch bis zum heutigen Tag mit geneigtem Haupte gesehen und leuchtet mit großen Mirakel- und Wunderwerken."

Diese Geschichte wurde kurz vor dem Schlusse in das katholische Fauststück des XVII. Jahrhunderts eingeschoben, indem man Abailard durch Faust ersetzte und das dem Fauststoff zuwiderlaufende Neigen des Hauptes strich. Einen willkommenen Trumpf bot das Datum, der 25. März, der Tag der Befruchtung von Maria, der Marientag, der im Jahre 1141 dadurch noch besonders heilig wurde, daß er auf den Karfreitag fiel. Ein solcher Tag mußte hervorragend geeignet sein, den Gesetzen, die sonst gemalte Bilder beherrschen, ein Schnippchen zu schlagen. Wurde er jetzt zu Fausts Todestag, und fiel dieser Todestag 24 beziehentlich 12 Jahre nach dem Vertragsschlusse zwischen Faust und dem bösen Gotte, so mußte der naive Sinn, der nicht an die Sprunggewohnheiten des Osterfestes dachte, annehmen, Faust habe auch an einem Karfreitage seinen Bund mit dem bösen Gotte geschlossen — ein Grund mehr, ihn in grenzenloser Verworfenheit erscheinen zu lassen. Der Greis gegen Ende des Marloweschen Stückes, in einen Einsiedel oder Mönch gewandelt, und daneben Faust, vor einem Bilde kniend, das die Hinrichtung des Nazareners durch die römische Rechtspflege darstellte — das mußte einen ergreifenden Auftritt geben. Auch unter diesen Umständen bot Helenas Erscheinen am Schlusse noch Anlaß zur Durchführung der entscheidenden Wendung, die Faust der Kirchenhölle zuführte. In demjenigen deutschen Faustpuppenspiel, das in seinem ganzen Gehalt die älteste Form zeigt, dem Stücke Johann Faust vom Augsburger Puppentheater,[2] findet sich der Auftritt in glücklicher Anlehnung an eine

[1] Tille, Faustsplitter Nr. 172 S. 401/2.

[2] Scheible, Kloster. Bd. V. S. 840. Erster Auftritt des dritten Teiles.

bedeutsame Stelle des Spie├Яschen Faustbuches ausgef├╝hrt, deren dramatische Bedeutsamkeit der St├╝mper, der das Volksbuch schrieb, nur nicht gesehen hat.

Wenn der Faust des Spie├Яschen Faustbuches von 1587 seinen Geist Mephistopheles nach der H├╢lle fragt und ihm trotzig gegen├╝bertritt: тАЮSo will ich's wissen oder will nicht leben. Du mu├Яt mir's sagen", so begn├╝gt er sich doch schlie├Яlich damit, wenn ihm der b├╢se Gott eine F├╝lle von Wust vorschwatzt, der ihn in seiner Erkenntnis auch nicht einen Schritt weiter bringt. Weitere Fragen schneidet ihm der Geist mit der Erkl├дrung ab: тАЮUnd sollst wissen, fragst du mich ein andermal mehr von solchen Dingen, so sollst du kein Geh├╢r bei mir haben; denn ich bin dir solches zu sagen nicht schuldig. Und la├Я mich nur mit solchen Fragen und Disputationen weiter zufrieden." Diejenige Frage, welche Mephistopheles am tiefsten trifft, ist, ob der Verdammte wieder zur Huld des Kirchengottes kommen und aus der Kirchenh├╢lle erl├╢st werden k├╢nne. Darauf verweigert ihm der Geist die Antwort und spricht zu ihm: тАЮHerr Fauste, dein Fragen und deine Disputation von der H├╢lle und ihrer Wirkung m├╢chtest du wohl unterlassen!" Schlie├Яlich antwortet er aber doch тАЮNein" und f├╝hrt das Nein in ergreifenden Bildern aus. Faust ist aufs tiefste niedergeschlagen. Aber als er ├╝ber die Schriften des guten Gottes nachdenken will, da schm├╝ckt sich der b├╢se Teufel in Gestalt eines sch├╢nen Weibes, kommt zu ihm und gibt ihm diese Sch├╢nheit zu genie├Яen. ├Ьber dem Genusse verg├н├Яt Faust bald seine Vors├дtze. In seiner Brust aber ist der Stachel darum doch nicht tot. Er fragt den Geist aufs neue, was er selbst tun w├╝rde, wenn er ein Mensch w├дre, und der Geist gibt ihm eine Erwiderung, aus der die ganze Seelenqual des Menschen des XVI. Jahrhunderts spricht, der sich durch seine S├╝nden von dem wei├Яen Gott geschieden f├╝hlt. Sie gipfelt in dem Satze, da├Я er sich trotz aller S├╝nden doch wieder in der Sonne der Gnade des Kirchengottes zu erholen suchen w├╝rde. Daraus folgert Faust ganz richtig im Sinne des XVI. Jahrhunderts, da├Я es auch f├╝r ihn noch Zeit sei, sich zu bessern. Aber der Geist sucht ihm das auszureden mit der Erkl├дrung, es sei zu sp├дt und der Zorn des Kirchengottes ruhe bereits auf ihm. тАЮSo la├Я mich zufrieden", sagt Faust zum Geist. Da antwortet der Geist: тАЮSo la├Я mich forthin auch zufrieden mit deinen Fragen." In seinem Innern aber ist Faust nicht zufriedengestellt. Als echter Protestant, der nach seiner tiefsten ├Ьberzeugung alle Ursache hat, den schwarzen Gott h├╢flich zn behandeln, macht er ihm gelinde Vorw├╝rfe: тАЮIch habe dich als Diener aufgenommen, und dein Dienst kommt mir teuer zu stehen. Dennoch kann ich von dir nicht haben, da├Я du mir zu Willen werdest, wie einem Diener geziemet." Der schwarze Geist erwidert, da├Я er ihm oft nicht verpflichtet gewesen sei, auf seine Fragen zu antworten, und da├Я er seinen W├╝nschen trotzdem jederzeit Gen├╝ge getan habe. Fausts Frage nach dem Ursprung der Welt beantwortet er mit der von der Kirche verbotenen Angabe, die Welt sei unerboren und unsterblich. Da der Geist ihm versprochen hat, ihm in allen untert├дnig und gehorsam zu sein, in allem was er bitte, frage oder von ihm verlange, ihm nichts von dem vorzuenthalten, was er von ihm zu erforschen suchen w├╝rde, und ihm auf keine Frage unwahrhaftig zu antworten, so lag hier ein Konflikt begr├╝ndet, aus dem Faust nur seine Folgerungen zu ziehen brauchte. Aber die protestantische Weltanschauung, die den b├╢sen Gott in seiner Macht himmelhoch gehoben hatte, hinderte den deutschen protestantischen Faust des XVI. Jahrhunderts, diese Gelegenheit zu seiner Rettung auch nur zu sehen. Belog ihn der Teufel ein einziges Mal, tat er nicht p├╝nktlich und vollst├дndig, was er von ihm heischte, so hatte der Teufel selbst den Vertrag gebrochen, und Faust war frei.

Marlowe sah wenigstens den Konflikt. Auch bei ihm fragt Faust den Mephistopheles, wer die Welt erschaffen habe. Aber dieser weigert sich schlechtweg, die Frage zu beantworten, da sie sich gegen sein Reich richte.

Faust: Tell me who made the world?
Mephistopheles: I will not.
Faust: Sweet Mephistopheles, tell me.
Mephistopheles: Move me not, for I will not tell thee.
Faust: Villain, have I not bound thee to tell me any thing.
Mephistopheles: Ay, that is not against our kingdom; but this is.

Einen solchen Vorbehalt kennt auch Marlowes Verschreibungsvertrag nicht. Auch er

enthält vielmehr für den bösen Gott Teufel die Verpflichtung, für Faust zu tun und ihm zu verschaffen, was er wünscht. Dies schließt ein, daß er ihm Rede zu stehen hat, mag die Antwort nun dem Vorteile seines Reiches zuwiderlaufen oder nicht. Aber auch sein Faust ist sich der Folgerungen nicht klar, die er aus der Verweigerung der Antwort zu ziehen hat. Warum wirft er ihm nicht den Vertrag vor die Füße? Warum erklärt er ihm nicht, er selbst, der Teufel, habe den Vertrag gebrochen und somit sei sein Opfer frei und jeder Verpflichtung ledig? Es gibt nur *eine* Antwort darauf, und diese liegt wieder in der überragenden Stellung des bösen Gottes in der protestantischen Weltanschauung des XVI. Jahrhunderts. Mag der gute Geist, der Faust sofort zur Seite tritt, sobald dieser die Neigung spürt, sich dem Kirchenglauben wieder zuzuwenden, ihm auch versichern, daß es nimmer zu spät sei für die Reue, und mag Faust selbst beten: „O Christus, mein Heiland, siehe zu, des unseligen Faust Seele noch zu retten" — der böse Teufel gewinnt über ihn wieder Macht, indem er sich an sein Rechtsgefühl wendet und ihm erklärt, des Kirchengottes Gerechtigkeit schließe seine Rettung aus. Geflissentlich verschweigt er dabei des Kirchengottes andere Eigenschaft, die Gnade.

Das katholische Faustdrama konnte sich mit einem so flüchtigen Abtun dieses Punktes nicht genügen. In enger Anlehnung an die Abälardsage läßt es seinen Faust vor einem Bilde des ans Kreuz geschlagenen Jesus einen tiefen Reueanfall durchmachen, als ihm der böse Gott die Antwort auf seine Frage weigert. Das Augsburger Puppenspiel läßt seinen Mephistopheles selbst noch über sein Bedürfnis nach Verzeihung durch den guten Gott offen reden. Als Faust aber die Sache noch weiter treibt, setzt er sich tatkräftig zur Wehr.

(Das Theater ist ein Garten oder Wald mit einem Baum, hinter welchem Christus am Kreuz mit blutender Wunde, welcher, wenn Faust betet, sich teilt.)

Faust: Nachdem ich aber genug von der Hölle gehört habe, so sage mir doch auch von dem Himmel und dessen Auserwählten, deren Freude und Herrlichkeit.

Mephistopheles (seufzt): Das kann ich nicht.

Faust: Du sollst und mußt es tun!

Mephistopheles: Ich darf nicht.

Faust: So beschwör' ich dich!

Mephistopheles: Ha! ich flieh! (ab).

Faust (allein): Ha, fliehe, du höllisches Gespenst, o Verfluchter! Nun merke ich erst, daß meine Augen verblendet gewesen. Ach, armer Faust, wie hat dich der Satan betrogen, daß du durch die greuliche nigromantische Kunst den Himmel verscherzet. Doch der Himmel verspricht ja selbst, daß der größte Sünder, wenn er sein Übel bekennet, durch wahre Bußzähren wieder zu Gnaden kommen kann. Also die selbsteigene Anklage ist das beste Mittel, die wohlverdiente Strafe durch wahre Buße zu verrichten.

(Kniet nieder und betet.)

Ach, Vater, höre doch! ach Vater hilf mir Armen;
In dir soll jetzt mein Herz und meine Seele ruhn.
Willst du, o Vater, dich des Sünders nicht erbarmen?
Läßt du, o Vater, ab, was müssen Menschen tun?

Du hast es zugesagt, du hast es ja versprochen,
Wer wahre Buße tut, soll deine Hilfe sehn.
. . . .
. . . .

Du siehst mit Tränen mich zu deinen Füßen liegen.
Ich traue deinem Wort; ich glaub, ich hoffe [noch]
Ich will geduldig sein, ich will im Staube liegen.
Hilfst du nicht, wann ich will, o Herr, so hilfst du doch!

(Wenn Faust betet, muß sich der Baum teilen, wenn der Geist kommt, wieder schließen.)

Mephistopheles (für sich): Es ist in unserem höllischen Reich erschollen, daß uns Faust meineidig werden wolle; da entkäme mir ein fetter Braten; aber es soll nicht geschehen. (zu Faust) Fauste! was machst du hier auf der Erde? Sieh, ich will dich zu einem Fürsten machen: du sollst die Welt regieren.

Faust. Hast du höllisches Gespenst nicht selbst gesagt, daß Lucifer wegen Stolz und hochmütigen Gedanken aus dem Himmel verstoßen worden? Und du willst mich dazu reizen? Fort, packe dich!

Mephistopheles (für sich): Nun ist guter Rat teuer. Und wenn Faust noch eine Viertelstunde betet, so muß ich weichen. Aber ich will die ganze Hölle aufbieten, daß er mir nicht aus meinen Klauen kommt. (Ab.)

Faust:

O Gott, du Wundergott, du Vater aller Väter!
Sieh meine Tränen an, wie sie voll Reue fließen,
Hier kniet vor deinem Thron der größte Missetäter.
Er schreiet, Herr, zu dir, er liegt zu deinen Füßen.
Denn gleich als wie ein Hirsch aus seiner finstren Höhle
Nach einem frischen Trunk des klaren Wassers schreit,
So schreiet ebenfalls anjetzo meine Seele
Zu dir, o großer Gott, nur um Barmherzigkeit.

An dieser Stelle bringt Mephistopheles die Helena, und nach dem ersten Blicke ist Faust ihr verfallen: „So komm, schöne Helena, ich will dein Paris sein."

Nachdem das Bild des gekreuzigten Gottessohnes der Kirche einmal unmittelbar nach Fausts unbeantworteten Fragen an den bösen

Geist seinen Einzug in das katholische Fauststück gehalten hatte, entwickelte die Einbildungskraft der römischen Weltanschauung diesen Zug weiter. Das Erscheinen des Bildes erfordert einen Beweggrund. Wie wenn Faust auf Kirchengedanken käme und nach dem Bilde verlangte? Wenn gerade diese peinliche Forderung an Stelle der alten peinlichen Frage träte? Wenn er, der er ja schon im Augsburger Puppenspiele dem bösen Gotte weit stärker mit kirchlichen Fragen zusetzt als bei Marlowe, sich von dem Gegengotte das kirchenheilige Bild holen ließe, statt ihn nur mit Forschen zu quälen? Bei der Bedeutung, welche der Frageauftritt besaß, und bei der Verbreitung, die er hatte, mußte dies dem ganzen Stücke einen neuen Glanzpunkt geben. Hatte doch das gesamte protestantische Puppenspiel in Anlehnung an das Spießsche Faustbuch und an Marlowe an der Stelle der entscheidenden Wendung Fausts Frage nach dem Kirchenhimmel und der Seligkeit nach dem Tode. Diese Stelle ist erhalten im Ulmer, im Augsburger, im Straßburger Stücke, im Weimarer Faustspiel und in den Schütz-Dreherschen Spielen.

Ein solcher Auftritt kam der katholischen Auffassung geradezu entgegen. Mit seiner Einführung in das Stück war ein neuer Schritt in der Katholisierung des Inhaltes getan. Denn der Gegengott war nach der römischen Weltanschauung ja da, um geplagt zu werden.

Die katholische Zuschauerschaft des XVII. und XVIII. Jahrhunderts wollte in ihrem Faustspiel ihren Gott Teufel sehen und nicht den protestantischen, für dessen Stellung ihr das Verständnis abgehen mußte. Fausts tragisches Ende war zu allgemein bekannt und zu tief in die Volksanschauung eingewurzelt, als daß Schauspieler oder Puppenspieler gewagt hätten, an ihm zu rühren. Aber innerhalb des Möglichen mußte der katholischen Teufelsanschauung Rechnung getragen werden. Im Kampf mit dem Kirchengotte konnte den Widergott hier niemals Gewalt, sondern nur List zum Ziele führen; aber auch, bis die List ihm gelang, mußte er notwendig schwer zu leiden haben. So ist der Zug, daß im katholischen Faustspiele Faust den bösen Teufel plagt und nicht dieser ihn, ein echter Ausfluß aus der christlich-mittelalterlichen Weltanschauung, die dem bösen Gotte die Stellung des Geprellten, Geplagten anwies und sich über ihn lustig machte. Schon Marlowe verlangt, wenn auch aus anderen Gründen, von seinem Mephistopheles, daß er für Faust Brücken durch die Luft baue. Der Faust des katholischen Stückes reist, indem ihm der Widergott Brücken durch die Luft baut, das durchreiste Stück hinten abbricht und vorn ansetzt, und zwar so schnell, daß Fausts Wagen immer weiter fahren kann. Auf der Donau Kegelschieben ist ein weiterer Einfall, mit dem der katholische Faust den Teufel plagt. Ja, als Scheibe muß der Gott Teufel dem Zauberer dienen. Faust schießt mit der scharfen Büchse, und bei jedem Treffer schreit der Teufel laut auf.[1] Ein Faust, der dies von seinem Untergebenen verlangt, kann sich unmöglich scheuen, denselben auch auszusenden,

[1] In dem größeren tschechischen Faustpuppenspiel (Kraus, Das böhmische Puppenspiel vom Doktor Faust. S. 142/3 S. 151) heischt Faust von dem Geiste, daß er vor ihm eine Brücke aufbaue und sie hinter ihm wieder sammle, daß er ihm eine Kneipe auf dem Wasser baue und ihm dort beim Kegelschieben die Kegel aufstelle; in dem kleineren Stücke will Faust unmittelbar auf dem Wasser Kegel schieben, und der Geist soll dabei ebenfalls das Amt des Kegeljungen verwalten. Bei der Weigerung des Geistes, nach Fausts Willen zu tun, droht Faust weiterhin, mit dem Stutzen auf ihn zu schießen. An einer anderen Stelle gebietet Faust dem Geiste: „Den feinsten Häcksel wirst du schneiden, aus ihm Strohbänder binden und am Meere gesammelten Sand in Garben binden." In dem kleineren Stücke verlangt Faust das schnellste Pferd zu reiten. Während des Rittes soll ihm der Geist den Pfad mit lauter Kieselsteinen pflastern. Aus Sand soll er ferner Stricke flechten und ihn in Garben binden.

Im niederösterreichischen Faustspiel (Kralik und Winter, Deutsche Puppenspiele. Wien 1885. S. 180) verlangt Faust: „Ich will teils auf dem Wasser spazieren, auch reiten, fahren, Kegel schieben, kurz mit einem Worte, ich will alles auf dem Wasser zeigen." ... „Wenn es eine Arbeit wäre, die Menschen machen können, brauchte ich ja euch Teufel nicht dazu." Im Oldenburger Faust (Engel, Deutsche Puppenkomödien VIII.) fordert Faust ähnliches: „Zweitens sollst du, wenn ich in Salzburg (Regensburg?) meine Freunde besuche, auf dem größten Strudel der Donau ein Spiel Kegel aufsetzen, jedoch so, daß, wenn wir Kegel schieben, sich keiner einen Fuß naß macht." Über die Pflasterung des Wegs durch die Teufel, während Faust reist, vergleiche Tille, Die deutschen Volkslieder vom Dr. Faust, Halle 1890. S. 124 ff.

Kraus führt aus der ungarischen Faustsage noch folgende Quälereien an. Faust verlangt ein vorjähriges Ei einer in diesem Jahr geborenen Ente, ein stummes Kind, das sprechen kann, und Ciceros Werke, die er nach seinem Tode schrieb. „Die Dämonen heulten entsetzlich: ‚Wir sind deine Sklaven!' und verschwanden." (Heinrich in der Ungarischen Revue VI. 1886. 780—804. Kraus, das böhmische Puppenspiel S. 73.)

daß er ihm das Jesusbild hole. Der katholische Faust tut es. Der Anlaß des ganzen Auftrittes wird in Fausts Weltreise gesucht. Er ist in Konstantinopel gewesen und ist auch bei Jerusalem vorübergeflogen. Dort hat er auf dem Kalvarienberge das Kreuzesbild mit dem gestorbenen Jesus gesehen. Ob das Bild als Denkmal an die Hinrichtung des Nazareners gedacht ist oder ob die volkstümliche Anschauung, die, ohne Begriff des Geschichtlichen, leicht vergangene Dinge als mit der Gegenwart gleichzeitig auffaßt, sich das Urbild mit der Leiche des geschichtlichen Jesus dort noch vorhanden denkt, mag dahin gestellt bleiben. Er hat Sehnsucht nach dem kirchenheiligen Bilde, und die Gnade des guten Kirchengottes befriedigt diese Sehnsucht, indem sie ihm in Anlehnung an die Schlacht an der Milvischen Brücke in der Konstantinsage das Bild in den Wolken zeigt — ein echt katholischer Eingriff des Kirchengottes. Zu Konstantin war nicht nur durch den Namen Konstantinopel, sondern auch durch seine Mutter Helena und seine Gattin Fausta eine Vorstellungsbrücke geschlagen, die leicht zu einer Herbeiziehung eines anderen Zuges aus der Konstantinsage führen konnte. Durch diese Wolkenerscheinung wird Fausts Sehnsucht nach einem Jesuskreuz erst recht gestärkt. Er will ein solches besitzen und beauftragt in echt katholischer Weise seinen bösen Geist damit, ihm ein solches zu beschaffen: zuerst durch Holung des Urbildes vom Kalvarienberge, zu dem die bösen Geister keinen Zutritt haben, dann, in späteren Fassungen des Faustspieles, durch eigenhändige Herstellung. Dazwischen lag in der Entwicklung des Auftrittes auf der Bühne offenbar die Fassung, daß Faust das echte Bild vom Kalvarienberge verlangt, der böse Geist ihm aber ein trügerisches Scheinbild vorführt, das Faust jedoch schließlich an dem Fehlen der Inschrift, die die bösen Geister nicht leisten können, als Fälschung erkennt. Daß das Bild nur als Truggestalt gemeint war, zeigt noch der Zug, daß es in manchen Fassungen nachher plötzlich wieder verschwindet, als Faust sich zu Helena wendet. Aus dem Umstande aber, daß der böse Geist an Stelle des echten Bildes ein selbst hergestelltes Trugbild brachte, erwuchs dann die Fassung, daß Faust gleich nach einem von seinem Dienstgeiste hergestellten Bilde des kirchenheiligen Gegenstandes verlangte.

Für den christkatholischen Teufel des deutschen Mittelalters wäre eine solche Leistung physisch ausgeschlossen gewesen, da ihn das bloße Zeichen des Kreuzes schon in weite Ferne scheuchte. Ebensowenig, wie er es fertig brachte, auch nur den Namen des Kirchengottes auszusprechen, ebensowenig konnte er ihn schreiben. Schon wo der Name einer der Persönlichkeiten der kirchlichen Mythologie ausgesprochen wurde, mußte er weichen. Vor dem bloßen Hauche eines solchen Namens schwand aller böse Spuk. Als einst die Hexen beim Mahle saßen und das fehlende Salz endlich kam, äußerte ein unerfahrener Teilnehmer: „Gott sei Dank, jetzt kommt das Salz.“ Beim ersten Worte dieses Satzes war aller Teufelsspuk versunken.[1] Aber der katholische Teufel des beginnenden XVIII. Jahrhunderts stand sich in dieser Hinsicht schon besser. In seinem vollsten Umfange war selbst auf den süddeutschen Herden der römischen Weltanschauung der Glaube an die magische Wirkung des Kreuzeszeichens nicht mehr erhalten, nicht einmal für das Kreuz mit dem Bilde der Leiche von Jesus. Etwas hatte die Wittenberger Lehre und die fortschreitende Welterkenntnis doch auch hier gewirkt.

Daß Faust sich von seinem Dienstgeiste den gekreuzigten Jesus holen läßt, war die Fassung des süddeutsch-katholischen Faustspieles gegen Ende des XVII. Jahrhunderts. In dieser Zeit wurzeln die Stücke, welche diese Fassung haben. So das Zillerthaler Doktor-Faustus-Spiel. Um die Grenzscheide des XVII. und XVIII. Jahrhunderts machte diese Gruppe der Faustspiele eine fernere Erweiterung dieses Auftrittes vom Holen zum Malen des Bildes durch. In ausgeklügelter Weise wird die Qual des Teufels, der das Bild malen soll, gestreckt. Er muß die Farben holen, dann die Leinwand. Erst darauf gehts an das Malen selbst. Zähneknirschend unternimmt er diese Aufgabe, in der stillen Hoffnung, Faust werde nicht bemerken, daß er die Inschrift ausgelassen hat,

[1] Tille, Faustsplitter 117. S. 210, wo eine solche Fassung aus Grimmelshausens Simplizissimus von 1669 gegeben ist. Vgl. auch Splitter 136, die Simplizissimusausgabe von 1684. Goethe hat in den Paralipomenen zum Faust: „Mephisto, hast du Eil?“ diesem Zuge eine humoristisch-rationalistische Wendung gegeben.

zu deren Herstellung seine Teufelskräfte außerstande sind. Er bietet Faust das fertige Bild. Dieser lobt die Kunst des Meisters aus der Kirchenhölle, aber er bemerkt das Fehlen der Worte „Jesus Nazarenus Rex Judaeorum“, die auf den kirchlichen Bildnissen des Gegenstandes sich fast immer in der Abkürzung I. N. R. I. finden. Neue Qualen für den bösen Geist, der sich in seiner letzten Hoffnung betrogen sieht, die auch bei den Teufeln immer erst die vorletzte ist. Neue Aufforderung von Faust, auch diese Worte dem Bilde einzufügen. Aber jetzt ist selbst der katholische Teufel des beginnenden XVIII. Jahrhunderts an der äußersten Grenze seiner Macht angelangt. Hier muß er denn doch endlich verzweifelnd seine Ohnmacht eingestehen. Faust aber ist mit der Quälerei noch immer nicht zu Ende. Er macht einen Ausgleichsvorschlag. Er selbst will die Worte vorzeichnen, der böse Geist soll sie nur ausmalen. Aber auch hierzu ist dieser außerstande. Er hat nicht gehalten, was er versprochen hatte: alle Forderungen Fausts zu erfüllen. Er hat eine unerfüllt gelassen und hat damit den Vertrag gebrochen. Faust ist frei, frei in dem Augenblicke, da er selbst diese Folgerung zieht. Wird er sie ziehen? so zittert die katholische Zuschauerschaft. Es scheint so. Er spricht zwar das Wort nicht aus, aber der böse Geist flieht, und Faust betet herzzerreißend vor dem Bilde seiner Gottheit. Die Pforten des Himmels scheinen sich ihm zu erschließen. Der Gesang guter Engelgeister ertönt. Faust scheint sich selbst innerlich bekehrt zu haben. — An dieser Stelle aber fällt auch das katholische Faustdrama des beginnenden XVIII. Jahrhunderts in die Weltanschauung des Protestantismus zurück. Der böse Gott des Jahrhunderts, das Lessing das Leben gab, ist auch im katholischen Süden stärker als der dortige Widergott des XV. Er bringt Helena herbei. Faust wehrt zwar ab, wendet aber doch schließlich sein Haupt zu ihr hin. Ein Blick nach der Schönheit der Kirchenhölle, und er erliegt ihrem Zauber. So gehört er selbst dieser Hölle an, denn gleichzeitig ist die Vertragszeit abgelaufen. Der norddeutsche protestantische Stoff kann noch nicht seinen Kern verleugnen. Noch ist kein Lessing da, der das Phantomkunststück ausgedacht hat, noch kein Goethe, der den Gnadenmitteln der Kirche die Stirn hat einen neuen Gehalt zu geben, auf dessen Grundlage er seinen Faust in ein frei von ihm erfundenes Jenseits des Grabes führen kann. Trotzdem aber ist im letzten Drittel des XVIII. Jahrhunderts auf diesem Boden die Fortbildung der Faustsage erwachsen, die Faust aus den Krallen des bösen Gottes rettet, erst im Scherzspiel, dann im Ernste und dann mit der Weihe einer neuen Weltanschauung. Nur hat diese Entwicklung noch keinen Geschichtsschreiber gefunden.

Die Jesusbildszene und die kleineren Teufelsquälereien sind das Hauptmerkmal des katholischen Faustdramas. Eine ganze große Gruppe der deutschen Faustspiele, die fast alle erst im XIX. Jahrhundert aufgezeichnet worden sind, zeigen diese Fassung in mehr oder weniger gut erhaltener Form.

In einer Fassung des Spieles ist das Wolkenbild nicht das Werk des Kirchengottes, sondern seines Widersachers.

In dem Schwiegerlingschen Puppenspiele[1] spricht Faust nach der Heimkehr aus Parma: „Ich war in Jerusalem, ich war auf Kalvari und habe die Herrlichkeit dieses Landes bewundert; dort habe ich einsehen gelernt, welch ein Tor ich gewesen.“ Von Mephistopheles, der hinzutritt, verlangt er, er solle ihm aus der Unmöglichkeit Möglichkeit machen, und fordert:

„Du wirst mir ein Konterfei schaffen, so wie ich es auf Kalvari gesehen. (Mephistopheles pfeifend ab) Mephisto, warum weichest du?

Mephistopheles: Faust bist du rasend geworden? Versprich mir, diesen Ort nie wieder zu nennen, sonst hast du die Folgen dir selbst zuzuschreiben.

Faust: Wie, Teufel, du drohst? Du wirst tun, was ich haben will.

Mephistopheles: Faust, ehe ich das tue, lieber nimm deine Handschrift zurück.

Faust: Kommst du schon damit? die sollst du mir noch zeitig genug herausrücken müssen. Oder glaubst du, ich würde dir, dem Vater der Lügen, Glauben schenken? Hinweg und tue, was ich befohlen.

Mephistopheles: Gut denn, Faust, ich werde deinen Befehl erfüllen, obgleich er der Hölle unzählige Opfer kosten wird.“

Nun rechnet er ihm vor, daß seine vierundzwanzig Vertragsjahre um seien, da er ihm während zwölf Jahren auch die Nächte gedient

[1] Herausgegeben von Bielschowsky, Brieger Programm 1881/2 S. 20.

habe; dann geht er lachend ab und ruft Faust gleich darauf aus dem Hintergrunde zu:

Mephistopheles: Faust, zu deiner Linken in den Wolken wirst du finden, was du begehrst.

Faust: Ja, da sehe ich es, ebenso wie auf Kalvari. O Herr, hier lieg ich im Staub vor deiner Majestät.

Mephistopheles: Faust! Helena, die Höllenbraut ist da.

Faust sieht sich nach ihr um, will sie umarmen, und sie verwandelt sich in einen Teufel. So ist er auch hier verfallen.

1836 gab Rosenkranz in seinem Buche „Zur Geschichte der deutschen Literatur" S. 100—102 Kenntnis von einem Fauststücke, das er in Berlin gesehen hatte und irrtümlich für ein Berliner Stück hielt. Es war aber eine katholische Fassung des Faustspieles aus Süddeutschland. Mephistopheles muß dem Faust versprechen, das Unmögliche möglich zu machen. Er wird also auch hier auf die Folter gespannt. Sodann will Faust nach Jerusalem. „Das ist unmöglich", erwidert ihm Mephistopheles, „diese Stadt ist uns Teufeln zu betreten verboten." Jetzt wirft ihm Faust seine Ohnmacht vor und klagt ihn an, daß er sein Wort nicht halte, ihm alles zu leisten, was er verlange. Der Dienstgeist aber versucht ihn zu beschwichtigen und verspricht ihm, das Kreuzbild mit Jesus vom Kalvarienberge zu holen, auf dem nach der Sage Jesus als Aufrührer gekreuzigt worden sein soll.

Er bringt auch das Kreuz mit dem Leichnam. Kniend vor ihm versinkt Faust in reuige Empfindungen. Aber Mephistopheles stellt hinter seinem Rücken die schöne Helena auf. Beim ersten Anblick stürzt Faust in ihre Arme.

Ähnlich so in dem tschechischen Puppenspiele, das Richard Andree 1866 im „Magazin für Literatur" beschrieben hat. Als Faust hier das Ende seiner Vertragsfrist herankommen sieht, überkommt ihn die Reue. Er verlangt von Mefistofel das Bild von Jesus aus Jerusalem, und dieser bringt ihm dasselbe nach vielem Widerstreben. In langem Gebete kniet Faust davor nieder. Ein schönes Weib, die Prinzessin von Portugalo, macht ihn aber seinen kirchlichen Vorsätzen schließlich auch hier abspenstig.

Die beiden tschechischen Faustpuppenspiele,[1] die Ernst Kraus veröffentlicht hat, enthalten den Auftritt in voller Ausführlichkeit und doch mit bedeutsamen Abweichungen. Das kleinere Stück gestaltet den Auftritt folgendermaßen:

Faust: Weißt du, wie wir über dem Meere flogen und ich dich bat: „Mesistofl, sei so gut und schwebe mit mir auf die heilige Straße von Jerusalem herab, damit ich das heilige Kreuz küssen kann!" Weißt du, welche Antwort du mir gegeben hast? „Ehe ich dir das täte", sagtest du, „würde ich dich lieber in tausend Stücke zerreißen und in dieses Meer werfen." Dafür wirst du mir jetzt nach Purtukal gehen, und bei dem größten Kaufmanne dort wirst du Farben, Pinsel und Firnis kaufen; aus Regensburg wirst du mir Leinwand bringen, und dann mußt du mir das Kruzifix so wie ich es gesehen habe, aufmalen, weil ich es hier zum Andenken zurücklassen will.

Mesistofl: Faust, was verlangst du da? Ich darf mit meiner Hand kein Kruzifix malen? nimm dir den Kontrakt zurück, und alle Verpflichtungen werde ich dir von Herzen gerne verzeihen.

Faust: Pack dich, oder ich schieße dich tot.

Mesistofl (verschwindet.)

Faust: (setzt sich und steht nach einer kleinen Weile, als der Geist zurückkehrt, wieder auf.)

Mesistofl: (bringt schwarze Leinwand.) Hier hast du, Faust, die Leinwand.

Faust: Spaße nicht mit mir und male das Kruzifix — oder (greift nach der Pistole.)

Mesistofl: Faust, warte ein wenig. Ich bin bereit, lieber zu malen, als nach mir schießen zu lassen. (Malt schnell das Bild) Da ist, was du verlangt hast.

Faust: Gut! das ist das Kruzifix, welches ich in Jerusalem gesehen habe, aber bisher ist es nicht zu Ende gemacht.

Mesistofl: Was fehlt ihm? Kein Mensch kann es tadeln.

Faust: Wo ist denn die obere Inschrift geblieben?

Mesistofl: Sprich diesen Namen nicht vor mir aus, denn er vertreibt mich auf dreihundert Schritte von dir. Ehe du ihn aus dem Munde läßt, muß ich dich in tausend Stücke zerreißen.

Faust: Ich werde ihn nicht nennen. Ich werde einen Bleistift aus der Tasche ziehen und werde ihn dir aufzeichnen, und du mußt ihn zu Ende malen.

Mesistofl: Wenn ich ihn malen könnte, könnte ich ihn auch zeichnen; ich kann ihn aber weder malen noch zeichnen und muß es lassen.

Faust: Das Kruzifix kann nicht ohne Unterschrift bleiben, daher werde ich sie selber malen.

Mesistofl: Du sollst mich bei dir gar nicht sehen (fliegt fort).

Faust küßt dann die Füße des Gekreuzigten, der Geist bringt ihm eine schöne Jungfrau. Als Faust sich ihr zuwendet, verschwindet das Bild.

Das größere tschechische Puppenspiel hat einige andere Züge. Soeben mit Mefistofl in seine Behausung heimgekehrt fragt

Faust: Mefistofl, hast du, als wir über Jerusalem flogen, das Kruzifix gesehen, das über uns im Winde schwebte?

[1] Das böhmische Puppenspiel vom Doktor Faust. S. 144 ff.

Mefistofl: Ganz gut.

Faust: Also verstehst du, ich hätte gern ein solches Kruzifix gemalt, trachte es mir zu verschaffen.

Mefistofl: Brrr, ja, Faust, verlange das nicht von mir, daß ich dir das Kruzifix aufmale, dazu müßte ich 4000 Teufel auftreiben.

Faust: Was ich will, mußt du mir zu Willen tun.

Mefistofl (fliegt fort und schreit hinter dem Vorhange): Alla Strik, Pik, Aucheron und alle zusammen, trachtet, mir hilfreich zu sein, denn es ist Faust sehr erzürnt, ich soll ihm ein Kruzifix verfertigen (bringt ein Kruzifix). Brrr, Faust, sieh, ist das Kruzifix gut gemacht?

Faust (besichtigt das Kreuz): Du höllischer Geist, allerdings ist das Kruzifix gut verfertigt, aber wo hat es die Inschrift, die ihm Pilatus gegeben hat?

Mefistofl: Brrr, Faust, verlange das nicht von mir, denn gut weißt du, daß die Schrift des Pilatus uns höllische Geister weit fortjagt.

Faust: Du höllischer Geist, kann das Kruzifix ohne dies sein? Also trachte, es zu verfertigen.

Mefistofl: Brrr, Faust, verlange das nicht von mir, denn ich will dir lieber den Zettel zurückgeben.

Faust: Also, wenn du es nicht malen kannst, so sage es mir, und ich werde es mir selbst zu Ende ziehen.

Mefistofl: Brrr, Faust, wenn ich das sagen könnte, so würde ich es auch zu malen verstehen.

Faust: Also, wenn du es weder sagen noch malen kannst, so will ich es mir selber zu Ende ziehen, du aber stehe bei mir und höre gut zu, denn in Wahrheit, Gott verlangt vom Menschen keine unmöglichen Dinge, also werde auch ich, du höllischer Geist, von dir sie nicht verlangen (stellt sich zu dem Bilde und beginnt die Inschrift zu nennen): Jesus (Mefistofl entläuft). Mefistofl, wo bist du?

Mefistofl (fliegt herbei): Brrr, Faust, nenne vor mir die heiligen Namen nicht, denn gut weißt du, daß sie uns höllische Geister auf 300 Meilen vertreiben.

Faust: Du mußt hier stehen! (sagt): Jesus von Nazareth König der Juden. (Mefistofl entläuft, Faust kniet nieder und betet, ein Engel schwebt.)

Mefistofl (fliegt herbei): Brrr, Faust, was machst du da? Du neigst dich doch wohl nicht davor? Ich habe es ja mit meiner eigenen Hand gemalt.

Mephistopheles holt nun die schöne Jungfrau. Sobald sich Faust zu ihr wendet, verschwindet das Kruzifix.

In das tschechische Puppenspiel von Faust ist der Kreuzauftritt am tiefsten eingedrungen. Mit Rücksicht auf ihn ist schon der Teufelsvertrag am Anfang umgestaltet worden, und zwar so, daß die Absicht der Hindeutung auf den späteren Auftritt unverkennbar ist. In dem größeren Stücke, „Johannes Doktor Faust",[1] macht sich nicht nur der böse Geist als Punkt eins aus: „Du sollst dich nach dem Kreuze nicht umsehen und deines Gottes sollst du vergessen", sondern Faust wiederholt auch noch ausdrücklich diesen Satz. In der kürzeren Fassung „Doktor Faust"[2] sagt Mefistofl: „Der dritte Punkt ist, daß du dich nach dem Kreuz nicht umsehen darfst" und Faust erwidert zunächst darauf: „Nein, das geht nicht, an diesem Zeichen des Kreuzes hängt die lautere Güte."

Auch der Pinsel und die Farben, die Mephistopheles beschaffen muß, haben in dem tschechischen Volksschauspiel noch weiter Platz gegriffen, indem sie wiederholt werden. Faust verlangt gleich eingangs auch von Wagner Pinsel und Farben zur Herstellung des Zauberkreises und läßt sich von Wagner beim Malen helfen.[3]

Das tschechische Puppenspiel ist eine Übersetzung aus dem Deutschen, und zwar aus einer in deutscher Sprache ungedruckten Bühnenfassung, welche entweder nur handschriftlich oder selbst nur mündlich fortlebte. Aber auch süddeutsch-katholische Fauststücke in deutscher Sprache, welche in neuerer Zeit gedruckt worden sind, enthalten diese Folge von Auftritten in einer oder der anderen Weise. So ist in dem Kralikschen Faust[4] der Stoff in die beiden Züge des Holens und des Malens des Bildes auseinander gezogen. Die Tiroler Fauststücke aber kennen sämtlich die Inschriftszene nicht. In dem Tiroler Faust, den Zingerle beschrieben hat,[5] findet sich einzig die Malszene ohne die Inschriftfrage. In Erich Schmidts

[1] Kraus, Das böhmische Puppenspiel vom Doktor Faust S. 116/17. — [2] Ebenda S. 118. — [3] In dem Stücke Johannes Faust (Ernst Kraus: Das böhmische Puppenspiel vom Doktor Faust S. 112.) verlangt er Pinsel und Farben, in dem Stücke Doktor Faust (ebenda S. 112/113) Pinsel und Farbenreibstein. In letzterem gibt er Wagner obendrein auf, den Kreis zu grundieren. Er selbst will die Planetenzeichen dann aufmalen. Daß das tschechische Puppenspiel am Anfang des XVIII. Jahrhunderts sein Gepräge bekommen hat, geht auch daraus hervor, daß eine damalige Zeitsage in ihm verwandt worden ist, die Sage vom Herzog von Luxemburg Diese hat nicht nur darin auf das tschechische Faustspiel eingewirkt, daß sie die sechsunddreißigjährige Dauer des Vertrags in dasselbe gebracht hat, sondern auch die beiden starken Kerle, durch welche sich Faust in dem größeren tschechischen Stück, Johann Doktor Faust, vor der Abholung durch den bösen Gott zu schützen sucht, sind aus der Sage vom Luxemburger entlehnt. (Kraus, Das böhmische Puppenspiel vom Doktor Faust S. 162 ff.)

[4] Deutsche Puppenspiele, herausgegeben von Kralik und Winter. Wien 1885. S. 185 ff.

[5] Schildereien aus Tirol. Innsbruck 1877. S. 48—60. Tille, Faustsplitter, Nr. 361. S. 935 ff.

Tiroler Kinderspiel Doctor Faustus[1] fordert der Eremit Faust auf, dem bösen Geiste diese Aufgabe zu stellen:

Sag ihm: er soll dir ein Bildnis machen
Wie der Heiland gewesen ist, als ihn die letzten Züge so verlassen machten.
Dann, wann du dieses hast, dann schenk ihm dein Vertrauen.
Und schäme dich nur nicht, zu ihm hinauf zu schauen!

Faust kommt dieser Anregung nach und droht damit, den Vertrag zu tilgen, falls der Böse seine Forderung nicht erfülle. Dieser bringt das Bild. Der Zug mit der Inschrift aber ist in dem vielfach verstümmelten Reste eines Stückes ebenfalls verloren. Die schöne Lucinde reißt Faust aus seinen Kirchenbetrachtungen.[2]

Zu diesen Stücken gesellt sich das Zillertaler Doktor-Faustusspiel, das nachfolgend zum ersten Male veröffentlicht wird. Hier ist der Jesusbildauftritt aber bereits tiefer in das Stück hineingeschoben als sonst und steht nicht mehr dicht vor dem Ende. Er bildet bereits den Beginn des *zweiten* Akts der fünf Aufzüge. Faust verlangt das Bild in echt katholischem Geiste, nur um den bösen Teufel zu ärgern:

„Mein Geist, das muß ich sagen, der hält den Handel gut,
Weil er noch immer nach meinem Willen tut.
Ich hätte noch guten Lust, mir fällt noch etwas ein:
[Ich hab] ihm niemals etwas aufgetragen, das ihm schwer möchte sein.
Nun gut, ich will ihm rufen und befehlen das.
Und wenn er sich recht ärgert, so ist es für mich ein Gspaß.

Faust fragt ihn, ob er wirklich imstande sei, ihm alles herzuschaffen, und als der Gegengott erklärt, so laute ja der Vertrag, verlangt er eine Abbildung, wie Jesus auf dem Kalvarienberge gestorben sei. Der böse Geist sucht ihm diesen Wunsch auszureden, aber Faust besteht darauf und behandelt den Geist so schlecht, daß dieser ihm den Vertrag zurückreicht. Faust verweigert seine Annahme. Endlich gibt der böse Geist zähneknirschend nach. Erst nach einer Bajatzszene, die die Spannung noch steigert, kommt er im dritten Aufzuge wieder und bringt das Bild. Es drückt ihn schwerer als Himmel und Erde — eine Christophoruserinnerung. Am Fenster wird es aufgestellt, und Faust fühlt seine zornigen Blicke auf sich ruhn. Während ihn Reugedanken anfallen, kommt der Klausner hinzu und will das Bild geschenkt haben. Faust schlägt es ab. Der Klausner mahnt ihn zur Buße und zu einem neuen Leben. Am nächsten Morgen will Faust ein anderes Dasein beginnen. In der Nacht aber träumt er unausgesetzt von dem Bilde. Am Morgen ruft er seinen Dienstgeist. Dieser will nicht eintreten, solange das Bild da ist. Faust entfernt es, wohl indem er es umdreht. Nun kündigt er dem bösen Gotte den Vertrag, aber dieser weigert sich, die Urkunde herauszugeben. Helenas Erscheinen macht auch hier der Reue Fausts ein Ende.

II.

Die katholische Faustkomödienballade.

Steht fest, daß es die Abälardsage mit ihrem Karfreitage, der sonst als Todestag Fausts in der gesamten alten Faustsage nicht vorkommt, war, was das Kreuzmotiv in das katholische Faustspiel brachte, und steht danach fest, daß im Anschluß an die Weltreise Fausts aus dem Holen des Kreuzes sich das Malen entwickelte, so folgt daraus unmittelbar, daß zwei deutsche Komödienlieder oder Komödienballaden, die diese Auftritte aus der Faustsage zum wesentlichsten Gegenstande haben und von denen das eine nachweisbar in das erste Drittel des XVIII. Jahrhunderts gehört, im Anschluß an eine Faustaufführung gedichtet worden sind, die diese katholischen Züge aufwies. Es sind dies:

1) *„Eine neue ausführliche Beschreibung* des weit und wohl bekannten, auch weltberühmten Doktor Faust, von Anhalt geboren, Meister aller höllischen Geister" usw. Fliegendes Blatt in Klein-Oktav. Einzig erhaltenes Exemplar in der Bodeschen Faustbücherei in meinem Besitz. Ende des XVIII. Jahrhunderts erlebte das Lied einen Neudruck mit der Nr. 70 Steyr, gedruckt bei Joseph Greis. Von dieser Ausgabe sind zwei Exemplare erhalten, eins in der Bodeschen Faustbücherei in meinem Besitz, das andre im Besitz des Freien Deutschen Hochstiftes zu Frankfurt a. M.

[1] Archiv für das Studium der neueren Sprachen Bd. 98. — [2] Eine eingehende Zusammenstellung der bekannten Stellen findet sich bei Tille, die deutschen Volkslieder vom Doktor Faust. Halle 1890. S. 103ff.

2) *Doktor Faust.* Fliegendes Blatt aus Köln, zuerst abgedruckt in Arnim und Brentanos Wunderhorn 1806. Nach den Aufzeichnungen von Ludwig Erk über Achim von Arnims Nachlaß ist es entnommen aus einem fliegenden Blatt (um 1763 aus Köln): *„Fünff schöne neue weltliche Lieder. Gedruckt in diesem Jahr.“* Darin steht es als drittes und trägt die Überschrift *„Die unglückliche Gehorsamkeit des Doktor Faust.“* Es ist in dreizehn meist achtzeilige Strophen eingeteilt. Da Birlinger und Crecelius in ihrer Wunderhornausgabe (Wiesbaden, Killinger 1874 S. 539) die Abweichungen des Wunderhorndruckes von der Vorlage mitteilen, so läßt sich diese ohne weiteres herstellen.

Zu diesen beiden deutschen Liedern, die zum großen Teile wörtlich zusammenfallen, kommt nun noch ein tschechisches Lied: *Hystorycká piseň O dalece rozhlassenèm též dobře známèm Doktoru Faustowy. Wytisstenā roku tohoto.* Ein Druck aus der Zeit von 1740 bis 1750 ist in meinem Besitz. Herr Professor Brückner in Berlin hatte die Güte, mein Exemplar auf sein Alter zu prüfen und möchte dasselbe trotz seines altertümlichen Gewandes nicht bis in den Anfang des XVIII. Jahrhunderts hinaufrücken.

Es ist zuerst von Jakubec im Cesky Lid 1896, V. 426—429 mit neuzeitlicher Rechtschreibung gedruckt worden. Diesen Druck setzt Kraus (Faustiana aus Böhmen, Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte Neue Folge XII., S. 73) um 1750, wenn nicht früher an, kommt also zu demselben Ergebnis wie Brückner. Mein Druck hat nur „Lied vom Doktor Faust“, Jacubecs Text „Lied von Johann Doktor Faust“. Ferner hat mein Text in Nr. 13 „das Herz in deinem Leib“ (tèlele [falsch statt tèle] (dem) sterblichen“), während Kraus Jacubecs Text übersetzt „das sterbliche Herz in deinem Leib“. Wahrscheinlich steht in der Vorlage von Jacubecs Text auch tèlele für tèle verdruckt. Ein späterer Druck, Prag 1799 bei Joh. Rokos, ist von Professor K. Rozum im Cesky Lid. XIII., 1904 S. 207 abgedruckt worden. Diese Fassung hat den Titel: „Lied, wunderbares von Dr. Faust, welchen übermäßige Gelehrsamkeit, Hoffart zur Verzweiflung brachte.“ Der Text weicht in Strophe 20—22 ab, aber die Abweichungen sind gering an Zahl, stilistischer Art und ändern am Inhalt nichts. Auch diese Ausgabe hat die Angabe der Melodie.[1]

Diese drei Lieder geben uns eine merkwürdige Frage auf: Wie sind die beiden deutschen Lieder unter sich und mit dem Faustspiel verwandt? Und wie mit dem tschechischen Liede? Ist eins der deutschen Lieder oder ist das tschechische die Urdichtung? Ich habe im Jahre 1890 diese Frage auf Grund des damals verfügbaren Materials in meinem Buche „Die deutschen Volkslieder vom Doktor Faust“ (Halle 1890) behandelt, als das tschechische Lied noch nicht bekannt war. Dann hat Ernst Kraus in seinem Buche „Das böhmische Puppenspiel von Doktor Faust“ (Breslau 1891) wichtige Beiträge dazu geliefert und zwei Fassungen des tschechischen Puppenspiels bekannt gegeben. In seinem Aufsatze „Faustiana aus Böhmen“ in der Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte, Neue Folge XII. S. 72 ff., hat er später das Jacubecsche Lied übersetzt und ist zu dem Schlusse gelangt, daß dieses eine selbständige tschechische Originaldichtung sei, die nicht vom Volksspiel beeinflußt sei, wohl aber das Volksspiel beeinflußt habe, das dann wieder auf das Wunderhornlied aus Köln gewirkt habe. Eine ähnliche Auffassung hatte schon Szamatolski in seiner Besprechung meines Buches im Anzeiger für deutsches Altertum XVIII, 114—134 vertreten. Die Auffassung, daß die betreffenden Auftritte des Volksschauspieles aus den Liedern stammen, ist für immer durch den Nachweis beseitigt, daß der Hauptinhalt der Lieder sich auf dem Boden des Volksschauspiels unter dem Einfluß der Abälardsage entwickelt hat. Dazu kommt noch, daß sich der erste uns erhaltene deutsche Druck „Neue ausführliche Beschreibung“ in meinem Besitz selbst als „Pragerisches Komödienlied“, das heißt Komödienballade oder Ballade über einen Komödienstoff bezeichnet, und überdies, ehe das letzte Blatt abgerissen wurde, eine Faustarie enthielt, welche offenkundig aus einer Faustkomödie stammt. Diese Arie lautet:

[1] Ich verdanke sämtliche Tschechisches betreffenden Angaben Herrn Professor Brückner in Berlin, da ich selbst des Tschechischen unkundig bin.

Das Zweyte:

1.

Fauste, jene Himmelsgaben,
So dir mitgeteilet sein,
Können jeden Menschen laben,
Heilen, lindern Krankheit, Pein;
Du bist ja ein Mensch geboren,
Willst so schändlich sein verloren?
Betrachte stets die ewig Pein,
Wann du willst befreyet sein.

2.

Willst du dann den Schöpfer hassen,
Der vor dich am Kreuz ist g'west.
Willst dann du jetzt jenen lassen,
Der dich mit sein Blut erlöst?
Kohlschwarz seynd ja deine Sünden.
Dennoch kannst du Gnad noch finden,
Wenn beizeiten dich bekehrst
Und von Gott die Gnad begehrst.

3.

Fauste, laß nur dein Gewissen
Nicht so schandlos schlafen ein.
Du wirst einst erwählen müssen
Krankheit oder Todespein.
Krankheit kann dein Seel erquicken,
Todespein zur Hölle schicken,
Förchte nur den Sündenschlaf,
So entgehst der Höllenstraf.

4.

Große Schmerzen, große Qualen,
Wirst erfahren mit der Zeit,
Laß nur deinen Hochmut fallen
Und bekehre dich zur Zeit;
Sonst wird dich der Himmel strafen
Und ergreifen g'rechte Waffen.
Ach weh, Fauste, geh in dich!
Deine Seel erbarmet mich!

An diese Arie schloß sich dann noch eine kleine Prosageschichte, welche eine Stelle aus dem Faustsück wiedergab, und zwar, nach ihrem Inhalt zu schließen, wohl ein mündlicher Bericht über einen Auftritt am Sultanshofe, welcher selbst wahrscheinlich nicht auf der Bühne vorgeführt wurde. Sie lautet:

„Anekdote von ihm.

Faustus befahl dem Geist Mevestophilus und dem Auerhahn, ihn von Straßburg in fünf Stunden nach Konstantinopel zur türkischen Hochzeit zu führen. Faustus kam an, macht sich lustig, er und sein Diener, der Wagner, aber unsichtbar. Faustus befahl den zweyen Geistern, sie sollten den türkischen Kaiser nehmen und in das s. v. Sekret bis an Hals hangen, auf daß er aber nicht ersticke. Faustus brachte seinen Kameraden nach Straßburg von der Hochzeit des türkischen Kaisers Bund, der Kaiserin Gemahlring und die Tabakspfeife zurück.

Faustus befahl ferners den Geistern, sie sollen die vornehmsten 3 Türken, die nach dem türkischen Kaiser seyn, nehmen, in Eisen und Band schlagen und in einen Kerker einsperren, deren Eisen und Band, Vorhängschlösser solle keine menschliche Hand nicht aufmachen, bis Faustus solches befiehlt." —

Der Joseph Greissche Abdruck nennt die „Anekdote von ihm" „Türkische Historie" und trägt dem Ansehen der Großen dieser Welt dadurch Rechnung, daß er nicht den Sultan selbst, sondern „einen türkischen Bassa" in das s. v. Sekret hängen läßt. Hier klingt nicht bloß der Marlowesche Faustbesuch beim Papst, sondern auch das Spießsche Faustbuch in Einzelheiten nach.

Durch die Bezeichnung „Pragerisches Komödilied" und die beiden Zugaben zeigt die „Neue ausführliche Beschreibung" eine unzweifelhaft nähere Beziehung zu dem als Quelle des Ganzen feststehenden katholischen Faustsück des beginnenden XVIII. Jahrhunderts als der tschechische Druck. Unzweifelhaft wußte der Herausgeber, daß es sich um eine Komödienballade handelte und kannte noch mehr Stellen der Komödie, als das Lied behandelte. Aber eben darum sollen auch diese Züge nicht als Beleg dafür gelten, daß das Lied eine deutsche Dichtung nach dem Faustspiel ist. Wenn sich der älteste deutsche Druck als „Aus der Wälischen Sprach in die Teutsche übersetzet, auch gantz neu und noch nie mahlen in Druck ausgangen" bezeichnet, so hat schon Kraus darauf hingewiesen, daß Tschechisch oder Böhmisch nicht als Wälische Sprache bezeichnet wird. Will man also diese Bemerkung ernst nehmen, so wird man nach einem italienischen Originale suchen müssen. Aber in ihr das „Wälsch" durch „Tschechisch" zu ersetzen und dann die so gewonnene Fassung als Beweis dafür anführen, daß das deutsche Lied eine Übersetzung eines tschechischen sei, geht doch nicht wohl an. Bis zur Entdeckung eines italienischen Originals dürfte also dieser Bemerkung weder in der einen noch in der

anderen Hinsicht Gewicht beizumessen sein. Denn die Angabe, daß eine Übersetzung vorliege, dient bei solchen fliegenden Blättern oft genug nur als Anpreisung. Ebenso kann ein anderer Umstand nicht entscheidend sein. Der älteste Druck des Liedes „Eine neue ausführliche Beschreibung" gehört, wie ich in meinem Buche „Die deutschen Volkslieder vom Doktor Faust" (Halle 1890, S. 24) gezeigt habe, in den Anfang des XVIII. Jahrhunderts, denn der Herzog von Luxemburg, der erst 1695 starb, erscheint in ihm bereits in der Hölle. Andrerseits verwendet das Lied schon an einigen Stellen in der Fraktur das Komma statt des älteren Schrägstriches. Sonst kommt das Komma in der Fraktur zuerst 1709 vor. Nach 1732 erscheint der Schrägstrich als Satzteilzeichen nicht mehr. Der Druck des Liedes gehört also um 1720, während keiner der bekannten Drucke des tschechischen Liedes vor 1740 angesetzt wird. Da es aber indes einen älteren verlorenen tschechischen Druck gegeben haben könnte, so möchte ich diesem Umstande entscheidendes Gewicht nicht beilegen.

Ein anderes Bedenken aber wiegt doch schon schwerer. Die Prager Aufführung des katholischen Faustdramas um die Grenzscheide des XVII. und XVIII. Jahrhunderts, welche die Grundlage für die Lieder bildet, war eine deutsche. Tschechische Aufführungen gab es damals nicht. Eine deutsche Bühnenaufführung als Grundlage für ein tschechisches Lied? Von einer Unmöglichkeit kann nicht die Rede sein, aber da wir sonst keine tschechischen Komödienballaden über deutsche Stücke von der deutsch-tschechischen Sprachgrenze haben, so läge mindestens etwas recht Ungewöhnliches vor, zu dessen Annahme schon starke Gründe zwingen müßten.

Eine wesentliche Vereinfachung erhält die Untersuchung durch eine Vorwegnahme der „Unglücklichen Gehorsamkeit".

Schon eine flüchtige Vergleichung der drei Lieder lehrt, daß die beiden deutschen Lieder enger zusammengehören als das ältere deutsche mit dem tschechischen, denn das tschechische Lied weist mit der „Unglücklichen Gehorsamkeit des Doktor Faust" keinerlei Beziehung auf, welche es nicht in stärkerem Maße mit der „Neuen ausführlichen Beschreibung" besäße. Ja, die „Unglückliche Gehorsamkeit des Doktor Faust" (ein Titel, der natürlich aus „Unglückliche *Gelehrsamkeit*" verstümmelt ist. Vergleiche dazu den Puppenspieltitel Ex doctrina interitus) kann aus der Frage nach der Urschrift ausscheiden. Sie ist erst 1763 gedruckt und ist offenkundig gestützt auf eine Aufzeichnung der „Neuen ausführlichen Beschreibung", deren Schluß der Aufzeichner vergessen hatte und nun aus einer ihm vorgekommenen Aufführung des Faustspieles neu ergänzte, ohne jedoch auch nur die Fähigkeit zu besitzen, diese Ergänzungsstrophen zu reimen. Dieses Lied, dessen Urdruck verloren ist, lautet:

Fünf schöne neue weltliche Lieder.

Gedruckt in diesem Jahr.

III.

Die unglückliche Gehorsamkeit des Doktor Faust.

1.

Hört, ihr Christen, mit Verlangen
Mit was Neues ohne Graus,
Wie die eitle Welt tut prangen
Mit Johann dem Doktor Faust.
Von Anhalt war er geboren,
Er studiert mit allem Fleiß.
In der Hoffart auferzogen
Richtet sich nach aller Weis.

2.

Vierzigtausend Geister tut er zitieren
Mit Gewalt aus der Höllen[pein],
Unter diesen war nicht einer,
Der ihm könnt recht tauglich sein,
Als Mephistopheles geschwind wie der Wind,
Gab er seinen Willen drein.

3.

Geld viel tausend müssen ihm schaffen,
Gold und Silber, was er wollt,
— — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —
Und zu Straßburg schoß er nach der Schieben,
Daß er haben konnt sein Freud,
Er tät nach dem Teufel schieben,
Daß er vielmal laut aufschreit.

4.

Wann er auf der Post tät reiten,
Hat er die Geister so geschoren,
Hinten und vorn, auf beiden Seiten,
Den Weg zu pflastern auserkoren.
Kegelschieben auf der Donau
War zu Regensburg sein Freud,
Fische fangen nach Verlangen
Ware sein Ergötzlichkeit.

5.

Wie er auf den heiligen Karfreitag
Zu Jerusalem kam auf die Straß,
Wo Christus an dem Kreuzesstamm
Hanget ohn Unterlaß,
Daß er wäre vor uns gestorben,
Dieses zeigt ihm an der Geist,
Und das Heil uns hat erworben,
Und man ihm kein Dank erweist.

6.

Mephistophles geschwind wie der Wind,
Mußte gleich so eilend fort,
Und ihm bringen drei Elln Leinwand
Von einem gewissen Ort.
Kaum, da solches ausgeredt,
Waren sie schon wirklich da,
Welche so eilends brachte
Der geschwinde Mephistophela.

7.

Gleich soll abgemalet sein
Die große Stadt Portugal.
Dieses geschahe auch geschwind wie der Wind;
Denn er malte überall
So gleichfärbig
Wie die schönste Stadt Portugal.

8.

Hör, du sollst mir jetzt abmalen
Christus an dem heiligen Kreuz,
Wieviel und abzumahlen,
Ich sag dir's anheut,
— — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —
Daß du nicht fehlst
An dem Titel und dem heiligen Namen sein.

9.

Diesen konnt er nicht abmalen,
Drum bitt er Faustum ganz inständig:
Schlag mir ab nicht mein Bitt,
Ich will dir wiederum geben
Dein zuvor gegebene Handschrift.
Denn es ist mir unmöglich,
Daß ich schreib: „Herr Jesu Christ."

10.

Der Teufel fing an zu fragen:
„Herr, was gibst für einen Lohn?"
Häts das lieber bleiben lassen,
Bei Gott findst du kein Pardon.
Doktor Faust, tu dich bekehren,
Weil du Zeit hast noch ein Stund,
Gott will dir ja jetzt mitteilen
Die ewge wahre Huld.

11.

Doktor Faust, tu dich bekehren,
Halt du nur ja dieses aus.
„Nach Gott tu ich nichts fragen,
Weder seinem himmlischen Haus!"

12.

In derselben Viertelstunde
Kam ein Engel von Gott gesandt,
Der tät so fröhlich singen
Mit einem englischen Lobgesang.

13.

Sobald der Engel dagewesen,
Wollt sich bekehren der Doktor Faust.
Er täte sich alsbald umkehren,
Sehet an den Höllengraus.
Der Teufel hatte ihn verblendet,
Malt ihm ab ein Venusbild.
Die böse Geister verschwunden
Und führten ihn mit in die Höll.

Kommt das Wunderhornlied als älteste Fassung der dichterischen Bearbeitung der Auftritte des Faustspiels nicht inbetracht, so bleiben für dieselbe nur die „Neue ausfuhrliche Beschreibung" von um 1720 und das tschechische Lied von 1740 bis 1750 übrig. Beide Lieder sind hier als Beilagen zum erstenmal in getreuen Nachbildungen wiedergegeben. Jetzt hat eine Nebeneinanderstellung der beiden Texte zu erfolgen, wobei das tschechische in deutscher Übertragung zu geben ist. Ich lege derselben die Übersetzung von Kraus zugrunde, unter Einsetzung der Abweichungen meines Textes, die aber nur geringfügig sind.

Eine neue ausführliche Beschreibung des weit und wohlbekannten, auch weltberühmten Johann Doktor Faust, von Anhalt geboren, Meister der höllischen Geister, sich mit den zwei Geistern auf 24 Jahr verschrieben hat, wie er deren 40000 zitiert hat, unter diesen nicht mehr als zwei waren, welche ihm Tag und Nacht treu gedienet haben, und alles, was er erdenkt und haben wollte, mußten sie ihm bringen, ja keine Feder genügsam beschreiben kann, wie er auf diese Welt die höllische Geister geschoren hat, wie solches ferner im Pragerischen Komödielied zu vernehmen sein wird.

Aus der Wälischen Sprach in die Deutsche übersetzet, auch ganz neu, und noch niemalen in Druck ausgangen.

Das Erste.

1.

Hört, ihr Christen, mit Verlangen
Etwas Neues ohne Graus,
Wie die eitle Welt tut prangen
Mit dem Johann Doktor Faust.
Von Anhalt war er geboren,
Studieret mit großem Fleiß,
In der Hoffart auferzogen,
Richt' er sich auf alle Weis.

2.

Vierzigtausend Geister er zitieret [citirt]
Mit Gwalt aus der Höllenpein,
Unter diesen war gar keiner,
Der ihm recht kunnt' tauglich sein,
Als Mevestophilus, der g'schwinde
Wie der Menschen Gedanken ist,
Auch der Auerhahn wie die [der] Winde,
Der sein Favoritl ist.

3.

Diese waren g'schwind wie Pfeilen,
Führen ihn in schneller Eil
Vielmal etlich tausend Meilen,
Daß kein Land zu denken sei,
Wo er sich nicht hat lustieret,
Wie ein Fürst sich aufgeführt,
Die Geister grausam exerzieret [exercirt],
Wie man hier vernehmen wird.

4.

Was für Früchten in dem Sommer
In fremden Land gewachsen sein,
Müßten's bringen mitten im Winter.
Alles müßt natürlich sein.
Auch was in dem Winter g'wachsen,
Müßtens bringen eilends her,
Wein aus Spanien dermaßen,
Alles, was sein Herz begehrt.

5.

Wann er auf der Post tat reiten,
Hat er die Geister also g'schorn,
Vorn und hinten, beider Seiten,
Den Weg zu pflastern auserkorn [auserkohren]
Kegel scheiben auf der Donau
War z' Regensburg sein größte Freud,
Fischen, Jagen nach Verlangen
War seine Ergötzlichkeit.

6.

Lustige Komödie-Sachen
Müßten die Geister bei der Nacht,
Ja die schönste Musik machen,
Das kein Ohr nie g'höret hat.

Historisches Lied von dem weitberühmten auch wohlbekannten Doktor Faust.[1]

Im Ton: Grausamer Tod, überschrecklicher Tod usw.

1.

Hört, fromme Christen
Von einem überschrecklichen Ereignis,
Welches geschehen mit dem berühmten
Johann Doktor Faust!
Welcher zu großer Vornehmheit
Studierte mit Fleiß.
Große Hoffart übte er aus
Immer nach seinem Belieben.

2.

Vierzigtausend böse Geister
Berief er zu sich,
Viele aus der glühenden Hölle
Mußten gehn zu dieser Zeit,
Unter allen bloß zwei
Fanden sein Wohlgefallen,
Mestofeles und Auerhan,
Welche ihm dienten.

3.

Denn sie waren so geschwind
Wie fliegende Pfeile,
So daß sie viele tausend Meilen
In einem Augenblicke flogen.
In welches Land er nur wollte,
Mußten sie ihn hintragen,
Und was immer er nur verlangte,
Mußten sie ihm bringen.

4.

Obst, welches nur im Sommer
In fremden Ländern gewachsen war,
Sogar im Winter, wenn er nur wollte,
Brachten sie ihm auf den Tisch.
Ja, woran er nur dachte,
Alles war ihm zu Diensten,
Wein aus Spanien oder Österreich,
Was dem Herzen gefiel.

5.

Und wenn er auf der Post wohin zu Pferde fuhr,
Plagte er die Teufel so,
Vor sich, hinter sich und zur Seite
Befahl er ein Pflaster zu machen.
In Regensburg auf der Donau
Mußte er Kegel spielen,
Fische fangen und in der Luft
Die Vögel konnte er haschen und fangen.

6.

Kurzweilige Kunststücke
Mußten sie ihm machen,
Die allerschönste Musik
Bei Tag und bei Nacht spielen,

[1] Kraus' Druck hat „Johann Doktor Faust."

In dem Luft die Vögel fangen
Das war auch sein größte Freud.
Er ließ keinen Geist von dannen,
Bis das Werk sich endt allzeit.

7.

Geld viel tausend müßtens schaffen,
Gold und Silber, was er wollt,
Faustus tät zu diesem lachen,
Das gefiel ihm herzlich wohl.
Schießscheiben zu Straßburg ließ aufrichten,
Daß er haben kunnt' sein Freud,
Tät oft auf den Teufel schießen,
Daß er vielmal laut aufschreit.

8.

Bitten täten ihn oft die Geister,
Er soll's einmal lassen los:
Er sagt: „Nein, ich hab die Freuden,
Euch zu scheren allein bloß.
Ihr müßt mir allzeit parieren,
Eilends wann ich's haben will;
Ich werd' euch noch recht kristieren,
Dann ich treib' das Widerspiel.

9.

Gold, Silber, köstlich Modekleider,
Es sei in was vor einen Land,
Müßten ihm bringen gleich die Geister,
Daß er sich aufführen kann,
Geschmuck von Diemant, d' schönste Sachen,
Müßten's bringen aus Türkei.
In aller Welt Land die Sprachen
Kunnt' (er), daß er sicher sei.

10.

Vor sein End tät er zitieren
Deren zweitausend Geister gschwind,
Müßten ihn nach Jerusalem führen,
Diese waren wie der Wind.
Er wollt das heilig Land auch sehen,
Weil kein Land mehr übrig war,
Wo ihn die Geister nicht hinführten,
Dieses ist ganz sonnenklar.

11.

Am heilgen Karfreitag übermaßen
Kame Faustus angelangt
Zu Jerusalem, der heiligen Straßen,
Wo Christus am Kreuzesstamm
Für uns Sünder ist gestorben,
Dieses zeigt ihm an der Geist.
„Hat vor dich das Heil erworben,
Und du ihm kein Dank erweist [erzeigst].“

12.

Faustus tät den Geist befragen,
Wie Gott ausgesehen hat,
Darauf tät der Geist ihm sagen:
„Kein Maler ist auf der Welt,

So daß nie kein Ohr
Das nicht hat hören können,
Was für einen Spaß ihm die bösen Geister
Machen mußten.

7.

Geld, selbst viel tausend
Mußten sie sogleich verschaffen,
Gold, Silber, was er nur wollte,
Mußten sie ihm bringen.
Und wenn es ihm gefiel,
Pflegte er in den Teufel zu schießen.
Er hatte dann nur Gelächter daraus,
Der Teufel schrie überschrecklich.

8.

Es baten ihn die Teufel,
Daß er sie aus dem Dienste entlasse,
Er aber wollte durchaus nicht,
Mehr sie zu plagen gedachte er.
Ihr müßt mir gehorchen,
Weil ihr versprochen habt,
Daß ihr selbst in der Hölle
Bei Lucifer seid.

9.

Von Gold, Silber, edlen Perlen,
Mußte er Kleider haben,
Welche selbst in fremden Ländern
Gefunden werden konnten.
Die bösen Geister im Augenblicke
Mußten ihm bringen
Einen Diamant, Edelstein,
Aus Indien oft herbeibringen.

10.

Vor seinem Tode berief er
Zu sich zweitausend Teufel,
Damit sie nach Jerusalem
Ihn trügen sonder Scherz;
Er wollte das heilige Land auch sehen,
Verschiedene Sprache konnte er auch,
Er fragte den Teufel, ob er dort gewesen
Als der Herr Jesus starb.

11.

Am Karfreitag Faustus
Gen Jerusalem kam,
Der Teufel zeigte ihm die Stelle,
Wo der Sohn Gottes litt:
Faustus fragte gleich den Teufel,
Wie der Herr Jesus aussah,
Als er nämlich am Holze des Kreuzes
Für alle Sündigen starb.

12.

Der Teufel gab ihm die Antwort:
„Keinen Maler kann es geben,
Der das Bild von Jesus
So wie er war, treffen könnte.

Der das Kontrafee kann treffen,
Wie Gott am Kreuz ausgesehen hat,
Fauste, du sollst das nicht begehren,
Deine Reu, die ist zu spat.

13.

Wenn Du sollst gesehen haben,
Wie Christus hat gesehen aus,
Voller Blut und voller Wunden,
War zu schauen an ein Graus,
Wurd dein Seel im Leib erzittern
Und ein Schrecken kommen an;
Bleiben laß du dieses lieber,
Bei Gott hast du kein Pardon."

14.

Faustus tät stark disputieren
Mit den Geistern in der Luft,
Sein Verstand tät er verlieren,
Daß er ihm nicht zu helfen wußt';
Seht, die Barmherzigkeit Gottes
Zeigt ihm am himmlischen Firmament
Das Kontrafee, wie er's begehret,
Vermeint, es sei sein letztes End.

15.

„Seufze nit, hör auf zu klagen
Über dieses Kontrafee,
Oder wir lassen dich ins Meer fallen.
Hätt'st Buß und Reu getan von eh [ehe]!"
Zweitausend Klafter hoch sie ihn führten
In den Luft nach Mailand fort,
Sie ihn alldort niederließen,
Er ging an sein bestimmtes Ort.

16.

Ulessus, der Auerhahn, wie der Wind
Muß zweihundert Meilen fort,
Und ihm drei Ellen Leinwat bringen
Aus Portugal, der großen Stadt.
Diesen tät er recht bezwingen,
Daß er ihm nicht dienen wollt';
Was er gedenk, müßt' er ihm bringen,
Auch die Farb vom gleichen Ort.

17.

Um neun Uhr tät er ankommen,
War so g'schwind als wie der Wind,
Mevestophilus reibt die Farben,
Daß diese gleich fertig sind [seynd].

Faustus sagt: „Jetzt mußt du malen
Christum recht am heilgen Kreuz,
Wie er gestorben ist dazumalen,
Gib acht, daß du mir nicht fehlst.

Was begehrst du da, Doktor Fauste,
Zu spät, Buße zu tun;
Denn was du uns versprochen hast,
Mußt du einmal erfüllen.

13.

Wenn du Jesus gesehen hättest,
Wie er sehr gequält war,
Eitel Blut und Wunden am Körper,
Wie was sah er dann aus?
Das Herz in deinem sterblichen Leibe
Wäre zersprungen,
Aber für dich ist das doch vergebens,
Es folgt dir die Hölle.

14.

Faustus aber in der Luft
Zankte sehr mit den Teufeln.
Seinen Verstand verlor er,
Dennoch zeigte ihm Gott der Herr,
Das am himmlischen Firmamente,
Was er zu sehen begehrte,
Dieses Bild des Herrn Jesus,
Erst recht begann er Leid zu fühlen.

15.

Kläglich seufzte er in seinem Herzen,
Der Teufel sprach zu ihm,
Daß er schweige, warum er nicht früher
Seine Buße getan hätte.
„Sonst Dich in dieses Meer
Schon zu werfen gedenken wir,
Denn für unsern treuen Dienst
Müssen wir auch Bezahlung haben.

16.

Gleich an zweitausend Klafter
Trugen sie ihn in der Luft empor,
Und zurück wieder nach Mailand
Brachten sie ihn im Augenblick.
Und da wieder in seinem Hause
Dienten sie ihm getreu,
Aber es hätten ihn lieber die Teufel
Schon verlassen.

17.

Da mußte Auerhan gleich wieder
Im Augenblicke fliegen,
Drei Ellen feiner Leinwand
Aus Portugal bringen.
Und aus fernen Ländern Farben
Mußte er auch haben.
Mestophiles diese sogleich
Mußte aufs sauberste reiben.

18.

Faustus spricht: „Diesmal mußt du
Christus mir malen,
So wie er am Kreuze gestorben ist,
Ein Kruzifix machen.

18.

Der böse Geist fing an zu malen
An dem heilgen Kruzifix,
Tät den Faustum scharf befragen,
Ob er sein Punkten noch b'ständig ist.
„Ja", tät er darauf gleich sagen,
„Mal du mir nur dieses aus,
Nach Gott tue ich nichts fragen,
Weder um sein himmlisch Haus.

Der Teufel begann gleich zu malen
Auf der vorbereiteten Leinwand,
Fragt den Faust, ob er halte
Gewißlich an seinem Versprechen.

19.

Wie der Passion vollendet,
War das Kunststuck fertig schon,
Faustus tät darob erschrecken,
Ihm kam Furcht und Schrecken an.
Er tät dieses wohl betrachten,
Sagt nichts, daß ihm was gebricht [mangirt].
Der böse Feind tät zu ihm sagen:
„Eines kann ich malen nicht."

Doktor Faust sagt zum Teufel:
„Male du nur, fürcht dich nicht,
Denn ich sehne mich nicht nach Gott,
Ich fürchte mich nicht vor Jesus."
Als das Bild schon vom Teufel
Zu Ende gemacht war,
Er an der Seele großen Kummer
Darauf blickend fühlte.

20.

Er ließ es sich aber nicht anmerken,
Er schwieg lieber in Stille,
Der Teufel, der das malte,
Sagte ihm im geheimen,
Daß ihm noch etwas fehle,
Was er nicht machen kann,
Nämlich die Aufschrift des Herrn Christus
Habe ich nicht die Macht zu schreiben.

Den Titul und heiligen Namen
Kunnt' der Teufel malen nicht [nit].
Ober dem Haupt des Kreuzesstammen [Creutzes-Stamm]
Dieses betracht, mein lieber Christ!
Tu den heiligen Namen Jesu ehren
Sprich diesen andächtig aus,
Wird dich Gott allzeit anhören,
Bis du kommst ins himmlisch Haus.

21.

Alles konnte der Teufel bewirken,
Nur die Aufschrift des Herrn Christus
Malen zu können,
War ihm die Macht nicht gegeben.
Darum bedenke, o Christ!
Diese Worte trage bei dir,
Es wird nicht herantreten können
Nie der böse Teufel zu dir.

Als Faustus sein letzter Tag ankommen,
Da kam der Teufel mit einem Brief,
Daß er sein verschriebene Seel wird abholen.
Faustus laut vor Schrecken rief [ruft]
Zu viel hundert Stucken wurd sein Leib zerrissen,
Sein Seel fuhr schnurgrad in die höllische Pein,
Allwo Faustus und Luxemburg müssen ewig sitzen
Und von den Teufeln ewig gequälet sein.

22.

Denn Doktor Faust den Teufeln den Dienst
Mußte teuer bezahlen,
Mit Leib und Seele in die Hölle
Mußte er unglücklich gehen;
Denn die abscheulichen Teufel
Gingen arg mit ihm um,
So wie er sie geplagt hatte,
Rächten sie sich nun auch an ihm.

23.

Ei, sieh, bedenke, o Christ,
Ach, laß nicht dem Fleische den Willen,
Grüße Christi fünf Wunden
In deinem Herzen jederzeit!
Falle nieder vor dem Angesicht des Erlösers,
Verlaß die weltlichen Ergötzungen,
So wird deine Seele gelangen
In das Himmelreich.

Amen.



Beschreibung/

Des welt- und wohl-bekannten

auch Welt-berühmten

Beide Fassungen sind Darstellungen von Auftritten aus dem katholischen Faustdrama des beginnenden XVIII. Jahrhunderts. Aber nur das deutsche Lied bezeichnet sich, wie schon erwähnt, ausdrücklich als Comödi-lied, und zwar als Pragerisches, d. h. als eine Ballade, welche sich auf eine Prager Faustkomödienaufführung gründet. Das tschechische Lied nennt sich nur „Historisches Lied". Das Titelbild des deutschen Liedes behandelt ebenfalls einen Auftritt aus der Faustkomödie: die Prellung des Roßtauschers durch Faust. Das tschechische Lied zeigt ein dreimastiges Kriegsschiff auf bewegter See, das mit dem Inhalte des Liedes und der Komödie in keinem Zusammenhang steht. In Strophe 1 hat das deutsche Lied richtig Fausts Heimatsland Anhalt, das tschechische hat keine derartige Angabe. Fausts Anhalter Heimat fußt auf der Angabe von Sontwedel als seinem Geburtsort und war weit bekannt.[1] Dem tschechischen Lied fehlt jede solche Angabe. In Strophe 2 hat das deutsche Lied die Gedankenschnelligkeit des Mephistopheles und die Windschnelligkeit des Auerhahn, das tschechische Lied hat davon nichts. Das deutsche Lied nennt seinen größten Geist Mephistopheles, das tschechische hat die Verstümmelung Mestofeles. In Strophe 3 berichtet das deutsche Lied ausdrücklich, daß Faust sich in fremden Ländern lustierte, und wie ein Fürst aufführte (gemeint sind z. B. die Auftritte am Sultanshofe), das tschechische Lied hat davon nichts. Ebenso gibt diese deutsche Strophe mit ihren beiden Schlußzeilen abstrakt als ideellen Inhalt des ganzen Liedes an, daß Faust

> Die Geister grausam exerzieret,
> Wie man hier vernehmen wird.

Dem tschechischen Liede fehlt das ausgesprochene Bewußtsein von diesem katholischen Zuge. Aus der vierten Zeile von Strophe 4, wo es vom Obst, das der Teufel bringt, heißt:

> Alles müßt natürlich sein.

spricht deutlich der Umstand, daß dem Verfasser aus dem Stücke wohl der Unterschied bekannt war, daß der Teufel manchmal nur Blendwerk brachte, wo ihm befohlen war, die natürlichen Dinge zu bringen. So z. B. bei der Erweckung Verstorbener. Strophe 6 hat in der deutschen Fassung den ausdrücklichen Zug, daß die Geister (damit sie recht gequält werden) nächtlicherweile Komödie spielen müssen. Das ist in der Komödie bedeutsam, weil die Geister sich dann ja darauf berufen, daß die ausgemachten 24 Jahre Dienstzeit in 12 Jahren um seien, weil sie Faust auch die Nächte gedient hätten. Der Tscheche, der das nicht weiß, verflacht den Zug in Tag und Nacht, d. h. in immer. In derselben Strophe hat das deutsche Lied die schönste Musik, die je ein Ohr gehört hat. Die tschechische Fassung laßt dagegen kein Ohr gehört haben, was für einen Spaß Faust die bösen Geister machen mußten! In Strophe 7 hat das deutsche Lied das Aufrichten von Schießscheiben zu Straßburg, die das tschechische Lied nicht erwähnt. Diese Beziehung ist nicht ohne Bedeutung, denn Straßburg spielt ja im Faustspiel auch sonst eine Rolle und hat sie sogar in derjenigen Fassung desselben gespielt, auf deren Prager Aufführung das Pragerische Komödienlied gegründet ist. Denn nach der ihm angehängten türkischen Historie fährt Faust nicht nur von Straßburg aus nach Konstantinopel, sondern bringt auch seinen Kameraden nach Straßburg Geschenke von dort mit. In Strophe 8 kommt wieder der ideelle Gehalt des Liedes in der deutschen Fassung klar heraus. Als ihn die Geister um ihre Entlassung bitten, erwidert er:

> Nein, ich hab die Freuden,
> Euch zu scheren allein bloß

und

> Ich werd' euch noch recht kristieren,
> Denn ich treib das Widerspiel.

Das tschechische Lied hat hier nur ein paar allgemeine Wendungen, welche zeigen, daß es den springenden Punkt im deutschen Liede: daß nämlich Faust das Widerspiel von dem treibt, was nach dem Vertrage der Fall sein sollte, nicht erfaßt hat. Strophe 9 bezieht das deutsche Lied den Diamantschmuck und die schönsten Sachen der Komödie entsprechend aus der Türkei, das tschechische setzt dafür das allgemein als Edelsteinland geltende Indien ein. Dieselbe Strophe erzählt bei Erwähnung der vielen Länder Deutschlands, daß Faust um seiner Sicherheit willen aller Welt Sprachen konnte. Im Faustspiel kam das dadurch zum Ausdruck, daß Faust am fremden Hofe voll

[1] Tille, Faustsplitter, S. 1155 unter Anhalt, wo die betreffenden Stellen zusammengestellt sind.

sich unterhalten konnte, während es seinem lustigen Diener nicht gelang. An dieser Stelle, wo die Sprachkenntnis hingehört, vergißt sie der tschechische Text, holt das Versehen aber dann in der nächsten Strophe an einer Stelle nach, wo die Bemerkung nach der Umgebung völlig sinnlos ist.

> Er wollte das heilige Land auch sehen,
> Verschiedene Sprachen konnte er auch,
> Er fragte den Teufel, ob er dort gewesen,
> Als der Herr Jesus starb.

Auch die beiden letzten Zeilen dieser Halbstrophe im Tschechischen sind verfehlt. Jeder gute deutsche Katholik des XVIII. Jahrhunderts wußte, daß bei dem sagenhaften Tode von Jesus kein böser Kirchengeist in der kirchenheiligen Stadt gewesen sein konnte. Darauf, daß die kirchenfeindlichen Geister Jerusalem nicht betreten durften, fußte ja gerade die Peinigung des bösen Geistes durch den geforderten Besuch von Jerusalem. In der deutschen Strophe 11 ist der Teufel offenkundig nicht mit in Jerusalem, sondern zeigt Faust nur an, wo er alles findet. Hinein darf der Teufel ja nicht. Wie im Spießschen Faustbuche fällt er dabei aus der Rolle und predigt ihm Buße. Uns scheint letzterer Zug kaum verständlich. Er ist aber nicht auffällig. Weder der Verfasser des Spießschen Faustbuches noch der Dichter des deutschen Liedes vermochten sich in die Rolle des Gegengottes hinein zu versetzen. Ihr ganzer Schatz an Redewendungen war der kirchliche. Sie kannten keine objektive Sprache und vermochten erst recht nicht zu sehen, wie die Hinrichtung des Rabbi von Nazara von Teufelsseite aus ausgesehen hätte. Vermutlich als ein hinterlistiger Trick, um die Teufel um die Weltherrschaft zu betrügen, oder als ein ohnmächtiger Versuch, ihnen dadurch Boden abzugewinnen. Von solchen Dingen vermag sich nur der ein Bild zu machen, der selbst über der alten kirchlichen Weltanschauung steht. Wenn aber Strophe 11 des tschechischen Liedes den bösen Kirchengeist mit nach Jerusalem hinein nimmt, so ist das eine schwere Versündigung an dem katholischen Geiste der ersten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts, die auf ein so geringes Wissen auf diesem Felde schließen läßt, daß der Mann, der das schrieb, sicher nicht einmal eine Faustkomödie gesehen hatte. In Strophe 14 fällt das tschechische Lied abermals aus der Rolle. Faust verlangt das Jesusbild nicht etwa aus Reue, sondern nur, um die Teufel zu plagen. Erst als er es sieht, wandelt ihn schließlich eine Sehnsucht nach seinem Gegenstande an. Ganz dementsprechend läßt ihn das deutsche Lied in Strophe 14 beim Anblick des Bildes in den Wolken vermeinen, es sei sein letztes Ende. Das tschechische Lied aber setzt sich über den Beweggrund hinweg, der Faust zu dem Verlangen nach dem Bilde getrieben hatte. Es sagt von Faust beim Anblick des Bildes:

> Erst recht begann er Leid zu fühlen,

ein Satz, der das vorherige Vorhandensein von Leid bei Faust voraussetzt. Und nun beginnt das tschechische Lied den Sinn zu dehnen, indem es den Inhalt von Strophe 18 des deutschen Liedes zu zwei Strophen streckt, ohne jedoch sachlich etwas hinzuzufügen als ein mit der Komödie unvereinbares Mißverständnis. Nach der Heimkehr nach Mailand, an die sich im Drama unmittelbar an demselben Tage die Forderung des Bildmalens anschließt, (denn die Jerusalemszene wird dort ja nur erzählt, nicht vorgeführt), dienen ihm im tschechischen Liede nun erst wieder die Teufel getreu in seinem Hause und machen sich, ohne dazu besonderen Anlaß zu haben, Gedanken, daß sie ihn lieber verlassen möchten, obwohl sie in der tschechischen Fassung in Strophe 15 erst erklärt haben:

> Denn für unseren treuen Dienst
> Müssen wir Bezahlung haben.

Der Anfang der tschechischen Strophe 17, die der deutschen Strophe 16 entspricht, widerspricht aber insofern dem tschechischen Einschiebsel, nach dem die Geister Faust erst wieder daheim dienten, als er sagt:

> Da mußte Auerhahn gleich wieder
> Im Augenblicke fliegen,
> Drei Ellen feiner Leinwand
> Aus Portugal bringen.

Also ist schließlich auch im tschechischen doch nicht vergessen, daß der Malauftritt sich unmittelbar an die Jerusalemreise anschließt. Die deutsche Strophe 16 ist wieder genauer. Hier heißt der Geist, offenbar im Anklang an den Klugheitsteufel der Komödie, Ulessus, der Auerhahn. Das tschechische läßt den Ulessus fort. Im deutschen gibt es über die Farbenbeschaffung erst wieder einen Konflikt. Ulessus

hat sich geweigert, da er weiß, wo Faust hinaus will. Aber Faust bleibt fest:

> Diesen tut er recht bezwingen,
> Daß er ihm nicht dienen wollt.
> Was er gedenk, müßt' er ihm bringen,
> Auch die Farb vom gleichen Ort.

Jetzt bringt Strophe 17 des deutschen Liedes etwas, was man nur verstehen konnte, wenn man die Faustkomödie kannte. In dieser geht der Kreuzesauftritt unmittelbar der Abholung Fausts nach der Hölle voraus, welche Mitternachts stattfindet. Von elf Uhr an ließ Marlowe seine Glockenschläge beginnen. Ebenso noch das Ulmer und Straßburger Puppenspiel. In späteren Stücken setzen die Glockenschläge schon um 9 Uhr ein. Es ist neun Uhr *Abends* an Fausts letztem Tage. Da kommt Auerhahn mit den Farben an. Im Augenblick hat sie Mephistopheles gerieben. Das tschechische Lied weiß nichts von dem Abend an Fausts Todestage, nichts von den Glockenschlägen und läßt darum die Zeitangabe „Um neun Uhr tät er ankommen" fallen. In derselben deutschen Strophe warnt Faust seinen Geist, als er ihm den Malauftrag gibt:

> Gib acht, daß Du mir nicht fehlst.

Die tschechische Fassung hat sich auch diese Spitze entgehen lassen. Sie verschiebt von ihrer Strophe 18 an überdies die Strophenanfänge um vier Zeilen, so daß das Zusammengehörige nun nicht mehr in einer Strophe steht wie in der deutschen Fassung. Auch in Strophe 18 hat die tschechische Fassung eine Verflüchtigung der Sache. Als der böse Geist den Malauftrag erhält, sucht er diesen in der deutschen Fassung so auszulegen, als ob derselbe einen Abfall Fausts von dem Kontrakte bedeute. Das ist aber gar nicht der Fall; denn Faust will sich den gekreuzigten Jesus ja gar nicht aus Sehnsucht nach dem kirchlichen Gegenstande malen lassen, sondern nur, um den Teufel zu plagen. In der tschechischen Fassung ist nur von einem Versprechen Fausts die Rede, während in der deutschen es von dem kirchenbösen Geiste heißt:

> Tät den Faustum scharf befragen,
> Ob er sein *Punkten* noch b'ständig ist.

Wenn Faust ihm in der deutschen Fassung antwortet, er frage nicht nach dem Kirchengotte und dem Kirchenhimmel, so hat die tschechische Fassung statt des letzteren:

> Ich fürchte mich nicht vor Jesus,

während er doch dem Sinne nach hätte antworten müssen:

> Ich *sehne* mich nicht nach Jesus.

Strophe 19 behandelt den Eindruck, den das anscheinend fertige Bild auf Faust macht. Im deutschen erschrickt Faust. Furcht und Schrecken kommen ihm an; in der tschechischen Fassung fühlt er nur in der Seele großen Kummer. Die zweite Hälfte der deutschen Strophe 19 zeigt einige Verwirrung des Sachverhaltes. Sie müßte sachlich etwa heißen:

> Faust tät dieses wohl betrachten,
> Sagt dann: „Aber eins gebricht!"
> Der böse Feind tät zu ihm sagen:
> „Dieses kann ich malen nicht."

Statt dessen macht ihn der Geist selbst auf den Mangel aufmerksam, daß die Inschrift fehle. Es heißt von Faust:

> Er tät dieses wohl betrachten,
> Sagt nichts, daß ihm was gebricht [mangirt].
> Der böse Feind tät zu ihm sagen:
> „Eines kann ich malen nicht."

Er verrät sich also selbst, während es in seinem Interesse läge, Faust über das Fehlen der Inschrift hinwegzutäuschen und so sich den Anschein zu geben, als ob er den ihm gewordenen Auftrag wirklich ausgeführt habe. In der tschechischen Strophe 20 wird diese Verwirrung, die offenbar aus der Kürze einer älteren deutschen Fassung durch Mißverständnis entstanden ist, in einer ganzen Strophe breit ausgeführt, ein neues Zeichen, daß der Verfasser des tschechischen Wortlautes die Bühnendarstellung selbst nicht kannte.

Die deutsche Strophe 20 zieht triumphierend die Folgerung, daß der Teufel den kirchenheiligen Namen nicht schreiben kann. Also ist dieser Name ein wirksamer Talisman. Der Christ soll ihn ehren und andächtig aussprechen. So wird der Kirchengott ihn allzeit anhören, bis er dereinst in den Kirchenhimmel eingeht.

Hiermit schloß offenbar einst eine ältere Fassung des deutschen Liedes. Denn der Gegenstand desselben ist ja nicht die Darstellung von Fausts Gesamtschicksal, sondern lediglich *der Zug, wie Faust die Teufel plagt und wie sich schließlich die Ohnmacht des katholischen Kirchenteufels beim Malen der Inschrift verrät. Es ist ein katholisches Hohnlied auf den mittelalterlich-katholischen Teufel.*

Irgend ein wenig dichterisch veranlagter Freund von Fausts Ende, der Verleger des Druckes oder sonst wer, klebte dann im Drucke der deutschen Fassung noch eine Strophe 21 als Schluß an, um auch Fausts Tod zu erzählen. Er brachte auch den Luxemburger mit an, den schon das katholische Volksspiel erwähnte. Dabei wuchsen ihm die Verse zu Schwellversen aus. Zugleich hatte er vergessen, daß der Malauftritt eben am Abend von Fausts letztem Tage stattgefunden hatte. Die tschechische Strophe 22 läßt das fort, beseitigt auch den Luxemburger, widerspricht aber auch zugleich der Tendenz dieses Hohnliedes auf den Teufel, indem sie sagt:

> Denn die abscheulichen Teufel
> Gingen arg mit ihm um,
> So wie er sie geplagt hatte,
> Rächten sie sich nun auch an ihm.

Dabei blieb aber doch das Gefühl erhalten, daß dies kein richtiger Abschluß sei. Da dem Verfasser des tschechischen Textes indes eigene Gedanken fehlten, so wiederholte er einfach die letzte Hälfte von seiner Strophe 21 mit einiger Variation. Wie dort die Worte Jesus Nazarenus Rex Judaeorum das Amulett waren, so sind es nun die fünf Wunden von Jesus.

Aus dieser Betrachtung geht unwiderleglich hervor: das deutsche Lied, obgleich selbst schon an einigen Stellen verwirrt und am Schlusse verlängert, ist die *Urschrift*, das tschechische Lied die *Übersetzung*. Der Verfasser des deutschen Liedes war kein Verskünstler und beherrschte auch die Sprache nicht in hohem Maße; er war ein Jahrmarktsballadendichter von der Sorte, von welcher zwölf auf das Dutzend gehen. Es wäre undenkbar, daß ein solcher Mann bei der Übersetzung eines tschechischen Liedes ins deutsche eine solche Menge sachlich neuer, aus dem Faustspiel entlehnter Züge, Namen und Stunden in der Übersetzung untergebracht hätte, während es andrerseits nur natürlich ist, daß der tschechische Übersetzer, über dessen Versbegabung und Sprachbeherrschung ich kein Urteil habe, ihm Unverständliches oder ihm als Nebenwerk erscheinendes und schließlich ihm aus Reimgründen Unbequemes in seiner Fassung wegließ. Es würde sich überhaupt nicht gelohnt haben, den genauen Nachweis zu führen, daß die deutsche Fassung das relative Original sei, wenn nicht Ernst W. Kraus auf Grund des gleichen Tatbestandes zu der ungeheuerlichen Behauptung gekommen wäre, das deutsche Lied sei eine Übersetzung aus dem tschechischen! Er war sich weder über den Inhalt des Liedes im klaren, noch hatte er die katholische Tendenz des Ganzen erkannt. Da ihm die Einwirkung der Abälardsage auf das Faustdrama unbekannt war, so fehlte ihm auch die Kenntnis der Voraussetzung zum vollen Verständnis der Sache. Es handelt sich um eine Folge ergreifender Auftritte aus dem Faustdrama des XVII. Jahrhunderts, die an die heiligsten Dinge der katholischen Weltanschauung rührten und mit ihnen ein ernstes Spiel trieben. Wie sie den Zuschauerschaften ans Herz griff, beweist der Umstand, daß dieser Teil des Faustspieles in seiner ganzen dreihundertjährigen Geschichte auf deutschem Boden die einzige Stelle ist, die zu einer balladenmäßigen Behandlung des Stoffes gelangte und zugleich eine weite Verbreitung auf fliegenden Blättern erfuhr.

Die Gründe, die Kraus zu seinem Urteil bestimmten, sind zum Teil so seltsamer Art, daß sie einer kurzen Besprechung bedürfen, zumal Kraus eine Reihe wunderlicher Mißverständnisse untergeschlüpft sind.

Strophe 1 des deutschen Liedes fordert die Hörer auf, etwas Neues (also offenbar Grausiges) ohne Graus *anzuhören*. Kraus macht daraus: die Fassung verspräche etwas Neues ohne Graus. Da das tschechische Lied an derselben Stelle von einem „überschrecklichen Ereignis" spricht, so hält er dasselbe für das bessre. Daß der Inhalt des Liedes gar kein schreckliches *Ereignis* ist, sondern ein Hohn auf den Teufel, und Fausts Tod nur in der vorletzten Strophe erwähnt wird, ist ihm dabei nicht aufgefallen. Die sinnlose Schlußzeile „Immer nach seinem Belieben" im Tschechischen soll besser sein als das „Richt' er sich auf alle Weis" des deutschen. Es ist ein Flickvers genau wie dieser. Kraus selbst muß zugeben, daß der Verfasser des deutschen Liedes die Faustfabel besser kennt als der des tschechischen, daß er Fausts Herkunft aus Anhalt weiß, daß ihm die verschiedenen Schnelligkeiten der Teufel bekannt sind (Strophe 4), daß Faust zwischen natürlichem Obst und bloßem Blendwerk unterscheidet, daß er genau Bescheid weiß, wie Faust ums Leben kam. Die übrigen Punkte, in denen

das deutsche Lied sich enger an das Faustspiel anschließt als das tschechische, hat Kraus teils übersehen, teils mißverstanden, teils setzt er sie herab. Er muß trotzdem zugeben, daß Strophe 10 des deutschen Liedes einen ganz genügenden Beweggrund für die Jerusalemreise gebe, der im Tschechischen fehlt, und daß im tschechischen die Sprachkenntnisse Fausts an verkehrter Stelle stehen. Fausts törichte Frage an den Teufel, ob er bei der Hinrichtung von Jesus zugegen gewesen sei, hat auch Kraus Skrupel gemacht. Sie ist eben das Flickwerk eines in der Sache Unkundigen. In Strophe 11 wird der Gebrauch von „Gott" für „Jesus" von Kraus beanstandet. Derselbe liegt aber völlig in der Sitte des XVII. und XVIII. Jahrhunderts. In Strophe 17 erklärt Kraus, das „Um neun Uhr", das die Sache genau nach dem Volksspiele darstellt, als eine Verlegenheitswendung. Er denkt an „neun Uhr früh"; man beginne, den *Passion zu singen*! Darauf soll sich der Anfang von Strophe 19 beziehen:

Wie der Passion vollendet.

„Der Passion" ist aber ein gewöhnlicher Ausdruck für das Bild von Jesus am Kreuze. Der Satz „Wie der Passion vollendet" heißt also nichts weiter als „Als der Teufel das Bild fertig gemalt hatte". Ein grausames Mißverständnis! Die tschechische Originaldichtung, deren Quellen aufzuspüren Kraus keine Lust hatte, und die völlig in der Luft hing, ist damit wohl für immer beseitigt. Dagegen darf als sicher gelten, daß das deutsche Lied ursprünglich mit Strophe 20 in christkatholischem Sinne schloß und Stophe 21 erst für den Druck angehängt wurde, der auch die ausführliche Überschrift brachte, die nur eine schlechte Wiedergabe des Inhalts der Eingangsstrophen ist

III.

Das Zillerthaler Doktor-Faustus-Spiel.

I. Einleitung.

Die erste Abschrift des Zillerthaler Doktor Faustusspieles, das im folgenden zum ersten Male abgedruckt ist, habe ich im April 1899 durch Freundesvermittlung von Herrn Gymnasialprofessor Dr. H. Widmann in Salzburg erhalten. Derselbe hatte das Stück im Februar 1899 von einem Bauern in Krimml im Oberpinzgau im Kronland Salzburg bekommen, der Ruprecht Wechselberger hieß. Dieser war früher als Sänger heiterer Lieder und Veranstalter von Faschingsaufzügen sowie von Volksschauspielen tätig gewesen und hatte in diesem Berufe eine Anzahl solcher Spiele gesammelt. Eins der in seinem Besitz befindlichen Spiele, ein Hexenspiel, hat mit einer kurzen Einleitung Dr. Wilhelm Hein im ersten Jahrgange der „Zeitschrift für österreichische Volkskunde", Wien 1895, S. 43 ff. und S. 74 ff. abdrucken lassen. Wie nach Heins Angabe das „Hexenspiel", so war auch die Handschrift dieses Faustusspiels eine von Wechselberger gefertigte Abschrift einer älteren Vorlage. Sie war 1894 gemacht. Die Urschrift hatte Wechselberger damals ausgeliehen und konnte sie nicht zurück erhalten. Von Wechselbergers Abschrift hatte Herr Professor Widmann das Stück abgeschrieben. Auf meine Bitte hin hat Herr Professor Widmann seinem Gewährsmann weiter zugesetzt, und es ist diesem schließlich gelungen, die ausgeliehene Urschrift zurück zu erhalten. Dieselbe ist die Grundlage der folgenden Ausgabe. Sie ist an einigen Stellen ein wenig ausführlicher als die Abschrift Wechselbergers und zeigt vor allem genau die zwei größeren Lücken an, die in der Abschrift nicht mit voller Sicherheit zu bestimmen waren; denn in dieser Urschrift fallen die Lücken mit dem Fehlen von Blättern zusammen. Die Sätze brachen unvollständig am Blattende ab und begannen ebenso unvollständig am Anfang des nächsten erhaltenen Blattes. Diese Urschrift ist in meinem Besitze. Wechselberger hat das Faustspiel nach seinem Berichte von einem Zillertaler erhalten. Es ist also Tiroler Ursprungs wie auch andere Wechselbergersche Stücke, worauf schon Hein hingewiesen hat. Auch die Mundart, die in den Reden des Bajatz ziemlich gut gewahrt ist und sonst nur gelegentlich auftritt, ist die Zillertaler, wozu allerdings besonders im Reime auch noch besondere Altertümlichkeiten kommen.

Die Handschrift des Stückes besteht aus 44 schmalen Hochoktavblättern teils aus gelbem, teils aus blauem Papier. Die beiden Außenseiten sind sehr schmutzig und schwer leserlich. Sonst ist die Handschrift leidlich gut erkennbar mit Ausnahme einer Stelle am Schlusse des ersten Teiles, wo eine Fülle alliterierende volks-

tümliche Namen auftreten. Für die richtige Lesung derselben möchte ich nicht haften. Als ich die Handschrift erhielt, war sie durch Querstiche fest zusammengeheftet. Um die Zeilenanfänge und Enden lesen zu können, mußte ich die Heftung lösen. Die zweite Seite von Blatt 29 und die erste Seite von Blatt 30 sind in der Handschrift aus Versehen leer geblieben. Die Tinte ist in der ersten Hälfte, bis zur Mitte der ersten Seite von Blatt 23, rot, dann schwarz. Das Stück zerfällt in fünf Teile, deren jeder mit einem Lied beginnt. Da die Reden der Sprecher gezählt sind, so ist eine gewisse Gewähr für die Vollständigkeit der Überlieferung gegeben, soweit die Zahlenreihe keine Lücken aufweist. Es finden sich jedoch auch innerhalb der von einer Person gesprochenen Reden kleinere Lücken, so I, 26, II, 1 und II, 3, wo II, 4 und II, 5 fehlen. Die Lücke fällt hier mit dem Blattende zusammen. Nach dem Zusammenhange aber ist kein volles Blatt ausgefallen, es fehlen wahrscheinlich nur vier Zeilen. Der Schreiber hatte ein Stück überschlagen und war gleich von II, 3 zu II, 10 übergesprungen. Er strich II, 10 nach II, 3 wieder aus, und begann dann irrig mit II, 6, so daß II, 4 und II, 5 fortfielen. Ferner ist eine Zeilenlücke II, 18, II, 26, III, 5. Zwei Blätter fehlen IV, 19—23. Ein Blatt fehlt V, 56—57. Große Dienste bei der Entzifferung der Urschrift hat mir die auf Grund der Wechselbergerschen Abschrift gemachte Abschrift des Herrn Professor Widmann geleistet, der auch eine Rekonstruktion des Textes versucht hatte. In zahlreichen Fällen bot die ältere Handschrift aber einen verständigeren Text als die in einer unglaublichen Rechtschreibung geschriebene Wechselbergersche Abschrift, die Herr Professor Widmann buchstabengetreu abgeschrieben und auf welche er seine Textrekonstruktion gegründet hatte. Das Bekanntwerden des Spieles schuldet die Faustforschung in jedem Falle Herrn Professor Widmann. Mein Werk ist nur die Herausgabe und die geschichtliche Einleitung über die Gruppe von Faustspielen, zu der das Zillerthaler Doktor-Faustusspiel gehört — zu den katholischen Faustdramen des XVII. und XVIII. Jahrhunderts. In dieser Zeit wurzelt auch das Zillerthaler Faustusspiel. Altertümliche Reime wie Ernest: Fest (I, 8) zeigen das. Auch sonst hat das Stück viel sprachliche Altertümlichkeiten. Das Holen des Bildes und das Fehlen der Inschriftszene deutet auf eine Abzweigung von der östlicheren Gruppe vor dem Anfang des XVIII. Jahrhunderts, zu welcher Zeit dort das Malen bereits vorhanden ist. Anklänge an Marlowe sind nicht selten. Obgleich an der betreffenden Stelle im fünften Teile eine Lücke ist, so scheinen doch die Glockenschläge nicht schon um 9 Uhr begonnen zu haben, denn es fehlen nur die Reden von zwei Personen (V, 56 und 57); es ist also gar nicht Raum für mehrmaliges Stundenabrufen. Höchstens an ein einmaliges Abrufen ist zu denken, also um elf Uhr wie bei Marlowe. Ein ähnlicher Zug ist die Gegenüberstellung der Gnade und der Gerechtigkeit des Kirchengottes. Fausts Finanznot im Eingang stammt dagegen erst aus den Bearbeitungen des Stoffes in der Sturm- und Drangzeit. In Napoleons I. Tagen hat das Stück eine weitere Überarbeitung erfahren. (III, Lied:

Beim Wein und Bierglas, da wird diskuriert,
Wie lange Napoleon die Welt noch regiert.)

Die Handschrift selbst stammt von älteren Händen um die Mitte des XIX. Jahrhunderts. Die Hände wechseln. Die letzte Bearbeitung wird das Stück nicht viel früher erhalten haben. Wenn Faust über seine Nerven klagt oder wenn Helena sich geniert, so sind das ganz moderne Züge.

Der Inhalt gestaltet sich folgendermaßen.

Das Lied am Anfang des ersten Teiles warnt den Menschen vor der Macht des bösen Gottes und den Regungen seines eigenen Leibes, die den Kirchengeboten zuwiderlaufen. Danach beginnt Fausts Selbstgespräch über seine Geldbedrängnis. Dann berichtet ihm Bajatz, daß ihm gerichtliche Klagen und Pfändung bevorstehen und er auch seinen Lohn verlange. Faust steht vor dem Selbstmord. Lieber beschwört er den bösen Gott mit dem Höllenzwang. Er unterzeichnet den Vertrag mit ihm. Bajatz kommt und schimpft über den Gestank, den der Geist aus der Kirchenhölle hinterlassen hat.

Der zweite Teil beginnt mit einem ernsten Liede in vierzeiligen Strophen, denen immer zwei lustige Zeilen, wohl aus dem Munde des Bajatz, folgen. Faust erzählt, wie angesehen er sei, seit er Geld hat. Er überlegt, daß er seinen Geist einmal recht ärgern müsse, um

einen Spaß zu haben, und verlangt Jesus in der Gestalt, wie er auf dem Kalvarienberge gewesen sei. Der Geist sucht sich dem mit allerlei Ausreden zu entziehen und bittet schließlich um Erbarmen. Als Faust dennoch fest bleibt, reicht er ihm den Vertrag zurück. Aber Faust weist das ab, und der Teufel fügt sich. Bajatz hat an der Tür gelauscht und berichtet Faust, daß die Leute ihn für einen Geldmacher hielten oder meinten, daß er sich dem Gegengotte verschrieben haben müsse. Faust verläßt die Bühne und Bajatz scheidet ebenfalls nach einer heiteren Rede über die Vorlautheit.

Ein halb lustiges Lied über die schlimme Lage der Welt macht den Beginn des dritten Teiles. Faust rühmt seine Macht. Der Teufel bringt das Bild, das ihn schwer drückt. Der Teufel stellt das Bild hin und warnt Faust, es anzusehen. Faust sieht es doch an und bemerkt den zornigen Ausdruck auf seinem Gesicht. Die Geschichte mit der Inschrift I. N. R. I. ist nicht einmal angedeutet. Eine leichte Reue wandelt ihn an. Ein Klausner bringt ihm bestellte Kräuter und Wurzeln. Als Lohn bittet er um das Bild, da er kein Geld brauchen könne. Faust schlägt ihm die Bitte ab. Der Klausner spricht davon, daß der Tod von Jesus alle Menschen von den Folgen ihrer Vergehungen gegen die Kirchengebote befreit habe. Daß soviele jedoch in der Kirchenhölle büßen müßten, komme daher, daß der Mensch einen freien Willen habe und nicht zum Glücke gezwungen werden könne. Die Gnade des Kirchengottes sei zu erlangen, solange der Mensch lebe. Faust bezweifelt das. Für die Gnade des Kirchengottes müsse doch seine Gerechtigkeit eine Grenze bilden. So zum Beispiel, wenn der Mensch sich dem Gegengotte verschreibe. Auch für diesen gibt es nach den Worten des Klausners noch die Möglichkeit der Rettung von den Qualen der Kirchenhölle. Faust bekennt, daß er sich dem bösen Gotte verschrieben habe. Der Klausner rät ihm, ein andres Leben zu beginnen und zu beten. Faust entschließt sich dazu. Der Klausner verspricht ihm seine Rettung unter diesen Umständen. Am nächsten Morgen will Faust sein neues Dasein beginnen. Bajatz aber erklärt in lustiger Rede, daß das bei Faust doch nicht möglich sei.

Den vierten Teil beginnt ein fröhliches Tiroler Lied. Faust hat die Nacht kaum schlafen können, da er immer das Jesusbild im Sinn hatte. Jetzt sind seine Nerven ganz schwach. Das Bild steht noch im Zimmer. Er ruft den Geist. Dieser will nicht eintreten, ohne daß das Bild zuvor entfernt ist. Faust dreht es offenbar um. Dem eintretenden Teufel kündet Faust den Dienst, da es für ihn noch Gnade gebe, wie ein frommer Pater ihm mitgeteilt habe. Der Teufel höhnt ihn und erklärt, den Kontrakt nicht herauszugeben, ohne dessen Vorzeigung Petrus den Faust nicht in den Kirchenhimmel einlassen werde. Faust erwidert, jedes Verfehlen gegen die Kirchengebote sei ein Bund mit dem Gegengotte, und so sei auch für diesen Verzeihung bei dem Kirchengotte zu finden. Faust stellt dem Geiste anheim, ihm zu bringen, was ihn am meisten freue, da es ja doch das letztemal sei. Als Faust anfangen will, Buße zu tun, weiß er nicht, wie er es machen soll. Da kommt Helena und entschuldigt sich wegen der Unschicklichkeit, ihn in seinem Zimmer aufzusuchen, und wirbt um ihn in feiner Weise. Leider hat die Handschrift hier eine Lücke von etwa zwei Blättern. Helena lockt in süßen Tönen; Faust macht Ausflüchte wegen seines geringen Standes. Helena will verletzt gehen. Da erwacht in Faust die Liebe. „Liebes Mädchen", bittet er sie. Aber sie scheint gekränkt. Ihr Ehrgefühl sagt ihr, daß sie nicht bleiben dürfe. Sie weint. Faust ist entzückt. Helena klagt über die Schande, daß er sie verschmäht habe. Endlich spricht Faust das Wort aus, daß sie sein sein solle, und wenn er den Kirchenhimmel einbüße. Sie neigt sich ihm leise zu, und nun wirbt er wie ein Liebender. Sie sinkt in seine Arme, und er weist ihr ein Schlafgemach in seinem Hause an. Allein geblieben, erwägt Faust seine plötzliche Sinnesänderung. Aber zwischen dem Klausner und dem schönen Weibe fällt ihm die Wahl nicht schwer. Er geht zu seinem Liebchen. Bajatz scherzt über Fausts raschen Umfall vom Skapulier an eine Frauenbrust und erinnert an die Verführerin Eva aus der jüdischen Weltentstehungssage.

Ein Lied über Frauenmacht und Frauenlist leitet den fünften Teil ein. Faust steht wenige Stunden vor seinem Ende. Alles ist eitel. Zufriedenheit hat er nicht gefunden. Alles zieht sich von ihm jetzt zurück. Nur Helena

ist ihm noch treu. Von ihr zu scheiden, fällt ihm einzig schwer. Er ruft sie. Sie bittet ihn, sich zu beeilen, da ihr Geliebter warte. Er erwidert ihr, er sei ihr Geliebter. Da macht sie sich über diesen „geliebten Alten" lustig. Sie wirft ihm seinen ausgedörrten Leib vor. Höhnend verläßt sie ihn. Er ruft seinen letzten Getreuen, den Bajatz. Dieser teilt ihm mit, daß die Leute sagen, der böse Gott werde ihn sehr bald holen. Faust fragt ihn, ob ihn das betrübe. Bajatz verneint das. Faust bezweifelt das Vorhandensein einer Kirchenhölle, aber Bajatz erwidert schlagfertig, dann hätte ihm ja auch der Widergott nicht dienen können. Faust will ihm zum Lohn seine Kleider hinterlassen, doch Bajatz weist sie zurück und geht. Faust fühlt sich ganz verlassen. Da kommt der Klausner und sucht ihn noch in der letzten Minute, zur Reue zu bewegen. Aber Faust jagt ihn fort, da er der Meinung ist, daß es für ihn keine Hilfe mehr gebe. Nun erscheint der Geist. Faust macht ihm Vorwürfe, daß ihn alles verlasse. Doch der Geist antwortet nur mit Hohn. Faust fragt ihn nach der Hölle. Der Geist meint, in fünf Stunden werde er es wissen. Es ist also abends sieben Uhr. Der Geist schildert ihm die Ewigkeit. Faust fragt nach dem Kirchenhimmel. Der böse Geist beginnt davon zu schwärmen, wenn er noch auf Seligkeit hoffen könnte. Hier ist eine Lücke von einem Blatt. Da wo der Text wieder einsetzt, hält Faust eine Abschiedsrede. Bajatz kündet an, daß es bald zwölf Uhr schlagen werde und endet mit dem Glockenschlage. Der böse Geist führt Faust fort. Bajatz hat sich verkrochen, stöbert dann in Fausts Büchern und liest komische Rezepte vor. Er schließt mit der erfreulichen Mitteilung, daß er nun aber auf den Abort müsse.

Ein lustiges Lied eines melancholischen Buben macht den Schluß.

Faustus-Spiel. (Zweite Ausgabe.)

I. Teil.

Lied.

O Mensch, wenn du willst glücklich sein,
Trau nicht der falschen Welt.
Sie blendet dich mit ihrem Schein,
Mit ihrem Gut und Geld
Ihr Friedenskuß ist Schlangenbiß
[Verraten ist ihr Brauch.][1]
Die Lippen sind zwar honigsüß,
Doch[2] giftig ist ihr Hauch.

2.

Der Satan wie ein Löwe sucht,
Wen er verschlingen kann,
Durch Hoffart sein dereinst[3] verflucht,[3]
Stellt er viel Unheil an.
Er gehet Tag und Nacht herum
Und lauert früh und spat
Bis daß[4] du in das Unglück kommst,
Er[5] dich[5] gefangen hat.

3.

Und sogar auch dein eignes Fleisch
Kündet dir an den Krieg,
Es streitet stets wider den Geist,
Erhaltet oft den Sieg.
Ja, was der Teufel nicht erdacht,
Die Welt nicht ist imstand,
Wird man so oft zu[6] Fall gebracht,
Wie leider ist bekannt.

4.

Darum, o Mensch, o Mensch gib acht!
Du hast der Feinde viel.
Denn, haltest du nicht fleißig Wacht,
Verfehlt hast du dein Ziel.
Du wirst's bereuen viel zu spat,
Wenn keine Ausflucht ist,
Wenn man dich überwunden hat
Und du im Abgrund bist.

1. Faust.

1 fl., 2 fl., 3 fl., 4 fl., 5 fl.
Teufel, mit dem bezahle ich mir nicht[7] mal meine Schnupftabakschulden.
Ist doch ein trauriges Leben auf der Welt,
Den Kopf voller Sorgen und im Beutel kein Geld.
Was nützt mir mein Studieren, was nützt mir mein Talent,
Wenn mich auf den Rücken der Bettelsack brennt!
Als die Göttin Fortuna die Güter verteilt,
Hat sie mich übersehen und [ist][8] vorübergeeilt.
Morgen ist Kirchtag, Musik und Tanz,
Und ich hab Unterhaltung beim[9] Nachtrosenkranz
Aber ich bin ein Narr! Was nützt mir mein Klagen?
Dies wird mir gewiß keinen Kreuzer eintragen.[10]
Ich werde meinen Bedienten rufen geschwind,
Daß er mir die Grillen aus dem Kopfe bringt.
Kaprizius, Kaprizius, kant du denn gar net kem?

2. Bajatz.

Woll, woll, laß mi glei am erst[11] die Hosen aufa heng.
Hiera bin ich. Was soll es sein,
Daß ich so spät noch muß erschein'n?

[1] Ergänzte Zeile. — [2] Aber. — [3] Ergänzt. Hs. unleserlich. — [4] Daß fehlt. — [5] Und du. — [6] Im.
[7] Nich mir. — [8] Fehlt. — [9] Den. — [10] Dies wird gewiß keinen Kreuzer im Beutel tragen. — [11] Lei a merst.

3. Faust.

Kleiner Schlingel, weißt du was?
Eine saubere Bedienung das.
Bis es dir gefällt zu erschein'n,
Kann ich mir die Lunge aus dem Halse schrein!
Du laufst die Gassen auf und ab
Und ich mag froh sein, wenn ich dich beim Essen hab.
Jetzt sage mir, was sich in der Stadt
Neues zugetragen hat!

4. Bajatz.

Neues weiß ich gar nicht viel,
Als daß dich der dicke Muller verklagen[1] will.

5. Faust.

Still davon!
Das wußt'[2] ich vorher[3] schon.

6. Bajatz.

Der Wirt zur Roten Nasen
Will [dir][4] den Mantel pfänden lassen.

7. Faust.

Auf der Stelle schweig .....
Das ist mir koa Neuigkeit.

8. Bajatz.

Das reiche Mädchen des Herrn Ernest
Feiert heint ihr Hochzeitsfest.

9. Faust.

Laß sie feiern! Ich wünsch Glück dazua!
Mädchen gibt es noch genua.

10. Bajatz.

Der kurze Schneider macht ein langes Gesicht.
Er hat die letzten Hosen vergessen nicht.

11. Faust.

Den Schneider Bock, den kenn' ich schon.
Was gehn dich solche Sachen an?

12. Bajatz.

Beim krummen Metzger grunzt ein Schwein,
Möchte auch gern bezahlet sein.

13. Faust.

Und hier grunzt ein Affengesicht.
Schweige schnell und reiz mich nicht!

14. Bajatz.

. . . .
Und dann bitt' ich um meinen Lohn!
Meine Wäscherin wird ungeduldig,
Weil ich die letzte Wäsche bin noch schuldig.

15. Faust.

Geh zum Teufel! Marsch, hinaus!
Oder ich reiß dir deine beiden Eselsohren aus.
[Bajatz ab.]

[16. fehlt.]

17. Faust.

Wie soll ich es jetzt machen? Was soll ich jetzt anfang?
So kann es nicht mehr gehen, so kann es nicht mehr lang.
Zu arbeiten zu vornehm, zu stehlen noch zu gut,
Zu betteln viel zu stolz, weil man mich überall kennen tut.
Auch von keiner Hand erwart ich gar kein Glück.
Alle reichen Mädchen ziehen sich von mir zurück.
Keine Erbschaft nicht zu hoffen, zum Spielen gar kein Glück.
Entweder dem Teufel mich ergeben, daß er mir helfen muß,
Oder enden[5] mein Leben durch einen Pistolenschuß.
Das erste ist zwar gefährlich, doch ist das zweite auch dumm,
Weil[6] er durch meinen Selbstmord die Seele doch bekommt.
Drum, Faustus, dich ermanne und zieh den Zauberkreis.
Verzweiflung kennt kein Furcht, wenn es auch hergeht heiß.
Der Zirkel ist nun fertig, der Anfang ist gemacht.
Und so will ich fortfahren, bis [daß][7] es ist vollbracht.
Nun will ich mich setzen und stehen nicht mehr auf,
Bis ich [nun][8] geschlossen einen guten Kauf.
Höllenzwang, herausgegeben von Friedrich von [dem][9] Galgenleben.
Klopft dreimal.

18. Teufel.

. . . . Was soll heunt dieses heißen?
Zurück! Oder ich will dich in tausend Fetzen reißen.
Was soll hier die ganze Schwätzerei?
Sag schnell, was dein Begehren sei.

19. Faust.

Herr, ist das so deine Manier,
So kannst du weichen fort von hier.
So werd' ich mit dir nicht weiter sprechen.
Ich werd einen höllischen Geist antreffen.

20. Teufel.

Nun, so sag mir an,
Womit ich dir heunt dienen kann?
Du hast deine Beschwörung gut gemacht.
Sonst hätte ich dich heut umgebracht.

21. Faust.

Hab Dank, Herr Schwarz, für das Kompliment.
Ich hoff, es geht noch gut am End.
Willst du meinen Wunsch erfüllen,
So mach ich dir auch deinen Willen.

22. Teufel.

Nun, wie oft muß ich denn fragen,
Was du denn von mir willst haben.
Mach es kurz, ich hab nicht viel Zeit.
Ich hab noch mehr Geschäfte heut.

[1] Klagen. — [2] Weiß. — [3] Vorhin. — [4] Fehlt. — [5] Ändern. — [6] Wenn. — [7] Fehlt. — [8] Fehlt. — [9] Fehlt.

23. Faust.

Ich verlange Gut und Geld,
Die schönsten Mädchen der Welt,
Kurz alles, was mein Herz begehrt.
Alsdann meine Seele dein gehört.

24. Teufel.

Junger Mann, was denkst du dann?
Für solche Dienst ein schlechter Lohn.
Wir dürfen nicht mehr Seelen kaufen.
Sie tun uns umsonst zulaufen.

25. Faust.

Wenn dir an meiner Seele nicht gelegen,
Besseres kann ich dir freilich nicht geben.
So ist unser Handel aus.
Kannst verlassen dieses Haus.

26. Teufel.

Halt, Brausekopf, halt!
Auf einen Streich kein Baum nie fallt.
Drum sag, wie lang ich Dir dienen soll.
. . . .

27. Faust.

Wann verflossen zwanzig Jahr,
Kannst du mich holen samt Haut und Haar.
Denn dort fangt sich mein Alter an,
Wo ich die Welt ohnehin nicht mehr brauchen kann.

28. Teufel.

Nun gut, so soll es sein.
Auf dieses geh' ich ein.
Bei diesem Handel soll es bleiben.
Laßt uns den Kontrakt aufschreiben!
Der Kontrakt, der ist nun gut.
Unterzeichne ihn mit deinem Blut!
Fertig ist das Dokument.
Nun schwöre den Eid in meine Händ.
Heb die drei Finger zu der Erden,
Auf daß wir bald fertig werden.
Sprich mir nach: „Ich, Johannes Faust,
Hab meine Seele um Geld vertauscht.
Drum schwöre ich den Himmel ab,
Weil ich mein'n Herrn dort unten hab.
Wenn zwanzig Jahre sind herum,
Dann bin ich sein Eigentum."

29. Faust.

Nun bist du mein Untertan, mein dienstbarer Geist.
Sag, wie ich dir rufen kann, wie dein Name heißt.

30. Teufel.

Mefistoholes ist mein Nam, der dreizehnte genannt.
Wenn du mich rufen willst, klopf dreimal an diese Wand.

31. Faust.

Das erste Geschäft ist dringend, vor allem brauch' ich Geld,
Damit ich kann genießen[1] die Jugend und die Welt.

32. Teufel.

Habe keine Sorgen! Morgen in der Fruah
Hast du in deinen Truhen und Taschen Geld genua.

33. Faust.

Für heunt sind wir dann fertig, der Handel ist gemacht.
Kannst mich[2] nun verlassen, leb wohl! Eine gute Nacht.

34. Teufel.

Faustus, lebe wohl und schlafe recht gesund.
Genieße alle Freuden und halte unsern Bund.
Bedenk, was du geschworen! Weh dir, wenn du untreu bist,
So dreh ich dir den Kragen um, eh die Zeit verflossen ist.
Adio, auf Wiedersehen!

35. Faust.

Kaum ist der Schritt gemacht, weg ist die Zentnerlast.
Daß es so leicht tut gehen, hab ich gezweifelt fast.
Es wird mich nicht gereuen dieser gute Kauf.
Als armer Schlucker leg' ich mich[3] nieder, als Reicher steh' ich auf.
Und noch zwanzig Jahre![4] Fast ist's[5] ein lange Zeit.
Wer weiß, wie es im Jenseits aussieht, und ob wohl eine Ewigkeit.
Fast alle Gelehrten glauben nicht an eine Höllen.
Zudem ist niemand kommen, um es uns zu erzählen.
Aber sei wie ihm wolle, mir wächst kein graues Haar.
Ich will mir nicht verbittern meine Freudenjahr.
Nun will ich aber[6] schlafen gehen
Und morgen der Leute[7] lange Gesichter sehen.

36. Bajatz.

Pfui lustig! Ist das a Geschmacken!
Als wenn man a faules Kitz hat im Ofen gebacken.[8]
Oder als wenn der Herr Doktor eine neue Medizin probiert,
Und alle alten Weiber auslaxiert.
Meine hochweise Nasen, die kennt sich nicht aus,
Was das für ein Geruch oder Gestank in dem Haus!
Heimla Jai den Doktor zeihen,[9]
Er will mit dem Geruche die Gelder[10] vertreiben.
Der Doktor ist doch a gespasiger Mann,[11]
Daß i mi bei [ihm] gar nöt auskennen kann.
Er liebts[12] grad vornehm, nobel und hoch.
Dann ist der Mantel zerrissen und die Hosen a Loch.
Dann heißt es adelig, adelig, vornehm geborn,
Weil die Mutter ist adelig aufgezogen word'n.[13]
Aber wie halt die Welt und die Leute verkehrt!
Den Loden verachten und den Sammet verehrt.

[1] Grüßen. — [2] Du mich. — [3] Liegt' ich. — [4] Nach zwanzig Jahren. — [5] Ist. — [6] Gehen. — [7] Das Lauten.
[8] Gebraten. — [9] Unverständlich. — [10] Gläubiger? — [11] Narr. — [12] gibts.
[13] Anspielung auf das Hängen am Galgen.

Begegnet man auf der Straßen ein ehrlicher Mann,
So habt man ihn für ein Gemahl[1] und schaut ihn kaum an.
Kommt aber ein Spitzbub in Seidengewand,
Macht man ein'n Kratzfuß, den Hut in der Hand.
. . . . Mir ist's sonst gleich:
Bin arm geboren und werd gewiß nimmer reich.

II. Teil.

[Lied.]

1.

O Jüngling, betracht den gefährlichen Stand!
Von Sünden umgeben, wie dir ist bekannt!
Hab ein wachtbares Auge auf die sündhafte Welt!
Sie will dich gebrauchen[2] mit Gut und mit Geld!

[Bajatz?].[3]

Auf der Welt ohne Geld ist mir nie wohl,
Und es schaut einen kein Diarndl an, wie es soll.

2.

Die Freuden auf dieser Welt nehmen ein trauriges End.
Die Herzen verkehret, die Augen verblendt.
Willst du mit ihr scherzen, willst du mit ihr spiel'n,
So wirst du's[4] beweinen, beweinen einst viel.

[Bajatz?][3]

Auf der Welt lustig sein, ist kein Sünd:[5]
Der Petrus sperrt auf, wenn a lustiger Bua kimmt.

3.

Wer auf die Welt vertraut, baut nur auf Sand,
Denn alles ist eitel und hat kein Bestand.
Es wird dir ergehen, wie es ergangen vielen:
Einst[6] kannst auch du bei den Schweinen deinen Hunger stillen.

[Bajatz.][7]

Wer die Welt brauchen kann, dem gibt sie all's,
Ein Beutlein, ein Geldlein, ein schönes Mädchen um den[8] Hals.

4.

Wenn du der Welt dienst, was hast du für einen Lohn?
Von all ihren Freuden, was bleibt dir davon?
Du wirst es einsehen, aber freilich zu spat,
Wie Sie dich betrogen, verachtet[9] schon hat.

[Bajatz.][7]

Die Welt ist kugelrund und geht um und um.
Wenn ich schon einmal unten komm, mir ist nichts drum.

Fassen Sie nur an. Bedient werden Sie schnell![10]

1. Faustus.

Ein unglaubliches Wunder, ein ungeheure Macht.
Was besitzt doch das Geld bei den Menschen für eine Kraft!
Was beim Magnet das Eisen, das ist bei den Menschen das Gold.
Es macht[11] dir alles dienstbar, macht[11] dir alles hold.

Früher, wenn es geheißen: „Jetzt kommt der Doktor Faust",
So hat man gleich das Weinglas mit dem Wasserkrug vertauscht.
Und jetzt heißt es: „Willkommen, das ist mir eine Ehr,
Daß mich der Herr Doktor von dem Faust besuchet einmal mehr."

Früher, wenn ich wollt drücken den Mädchen die Hand,
So wurden sie schamrot, und war für sie ein Schand,
Und jetzt, wenn ich sie küsse, gilt es ihnen[12] fürs größte Glück.
. . . .

Früher wenn ich wollte stecken mein Bein unter einen fremden Tisch,
So wurde die Tafel zeitig umgehoben, daß ich nicht zuviel erwisch.
Und jetzt heißt es: „Herr Doktor, wünsch guten Appetit!
Greifen Sie nur zu, verschmähen Sie's nit!"

„Die Küch und der Keller, der steht Ihnen zu befehl'n!"
[Fassen Sie nur an. Bedient werden Sie schnell!][13]
. . . .
Noch hat es mich nie gereut, was ich hab getan,
Daß ich von einem Schlucker bin kommen zum reichen Mann.

Mein Geist, das muß ich sagen, der hält den Handel gut,
Weil er noch immer nach meinem Willen tut.
Ich hätte noch guten Lust, mir fällt noch etwas ein:
[Ich hab] ihm niemals etwas aufgetragen, das ihm schwer möchte sein.
Nun gut, ich will ihm rufen und befehlen das.
Und wenn er sich recht ärgert, so ist es für mich ein Gspaß.

Klopft dreimal.

2. Teufel.

Faustus, guten Tag, was steht zu Befehl?
Hat der Geldbeutel schon die Schwindsucht? Das ist a bissel schnell.

3. Faustus.

Vor allem muß ich fragen, ob du imstande bist,
Mir alles herzuschaffen, und ob dir es möglich ist?

[Lücke.]

---

[1] Unverständlich. — [2] Betrügen? — [3] Die letzten zwei Zeilen jeder Strophe werden offenbar von einer anderen Person, wahrscheinlich von Bajatz gesprochen. Das Manuskript gibt eine Änderung des Sprechers nicht an, setzt auch das Verspaar nicht ab. — [4] Du wirst. — [5] Ist Sinn. — [6] Fehlt. — [7] Fehlt. — [8] Fehlt. — [9] Vernichtet?

[10] Gehört wohl nicht hierher, sondern weiter unten hin oder es sind fünf Zeilen ausgefallen. — [11] Ist.

[12] Gebt es sie. — [13] Diese Zeile von oben (10) ist vielleicht hier einzusetzen.

6. Teufel.

Es lautet der Kontrakt, daß kein Ausnahme sei.
Vertrau auf meine Macht! Ich schaff dir alles herbei.

7. Faustus.

Nun so gehe hin und bring mir Jesuchrist
In der nämlichen Gestalt, wie er am Kalfarienberg gestorben ist.

8. Teufel.

Faustus, bist du von Sinnen, daß dir dies fället ein?
Aber du treibst nur einen Scherz. Dein Ernst kann es doch nicht sein.

9. Faustus.

Es ist mir voller Ernst. Bring her, was ich verlang.
Sonst kenn' ich ein Mittel, das dich zwingen kann.

10. Teufel.

Unmöglich kann ich glauben, daß [das] Ernst dir ist,
Daß du willst diese Dummheit und du so närrisch bist.

11. Faust.

Auch mit schlechten Speisen wird der Hunger oft gestillt.
So ist es oft ein Vergnügen, wenn man den Narren spielt.

12. Teufel.

Den Narren kannst du spielen, aber nicht in dieser Sach.
Zu deinen vielen Sünden füg nicht noch diese Schmach.

13. Faust.

Wie der Kontrakt lautet, bei diesem soll es bleiben.
Was ich soll verlangen, laß ich mir nicht vorschreiben.

14. Teufel.

Kontrakt hin, Kontrakt her.
Dieses tu ich nimmermehr.
Das ist eine Sache, die dir nichts nützt.[1]
Was willst du mit dem Kruzifix?

15. Faust.

Dieser Streit hat aufgehört.
Geh hin und bring mir, was ich begehrt.
Was ich damit machen kann,
Dieses geht dich alls nichts an.

16. Teufel.

Faustus, doch besinne dich!
Du machst dich ja nur lächerlich.
Begehre nur, was dir fällt ein.
Zu allem will ich folgsam sein.

17. Faust.

Dies ist immer der alte Gsang.
Mir wird dabei die Zeit zu lang.
Die Geduld geht mir auch aus.
Drum sag' ich: „Mach dich schnell hinaus."

18. Teufel.

Faustus, erbarm dich über mich.
Gedenk, was ich getan für dich.
Ich war dir allzeit untertan.
. . . .

19. Faust.

Wenn du es nicht kannst, will ich es dich schon lehrn.
Du wirst es dann finden und bringen es schon gern.

20. Teufel.

Lieber Doktor, halt,
Bevor du brauchst Gewalt,
Wenn du es wirklich magt,
Hier hast du den Kontrakt!

21. Faust.

Den Kontrakt brauch' ich nicht.
Man muß halten, was man verspricht.
Nur klaub' ihn auf und steck ihn ein,
Wenn du nicht willst ein Lügner sein.

22. Teufel.

Faustus, doch bedenke,
Ich dir alle bisher geleisteten Dienste schenke.
Was ich dir hab zugut getan,
[Dafür] verlang ich gar keinen Lohn.

23. Faust.

Warum? Laß dein Schwatzerei!
Es ist ein Wort und bleibt dabei.
Jetzt sag' ich's dir zum letzten Mal:
Ich will es so auf jeden Fall!

24. Teufel.

Wenn alles nichts nützt, so soll es sein.
Aber Doktor, du wirst es kommen ein.
Wenn meine Dienstzeit ist verflossen,
Dann will ich's dich entgelten lassen.
Gute Nacht!
Gib nur acht,
Daß dich dein Wunsch nicht warm macht!

25. Faust.

Geh nur hin. Mir ist's ein Ding,
Wenn ich dich schon in Harnisch bring.
Wenn es gibt eine Hölln,
So darf man doch nicht auf deine Freundschaft zähl'n.
Was nützt mir der Kontrakt aufgeschrieben?[2]
Dann müßt' ich führen ein anderes Leben,
Buße tun, die Sünd bereun.
Und das kann einmal gar nicht sein.
Ich glaub, das ist ganz einerlei,
Ob ich dem Teufel verschrieben sei,
Oder vor den Augen der Menschen fromm,
Und zuletzt zum Teufel komm.
Mein Gewissen sagt mir wohl.
Daß mein Sündenmaß schon übervoll,
Drum es geht, solang es geht,
Das ist mein Früh- und Nachtgebet.

[1] Die nützt dir nix? — [2] Aufgehoben?

Aber ich bin ein Narr und überdumm,
Daß ich auf diese langweiligen Gedanken komm.
Mein Bajatz ist imstande schon,
Daß er mir sie vertreiben kann.

26. Bajatz.

. . . .
Heute kömm i auf den Schmatz.
Was gibt's denn, Herr von der Faust?
Hast du nicht dem Gaucher ausgeplauscht?

27. Faust.

Halt! Was gehen dich solche Sachen an,
Die man dir nicht anvertrauen kann?
Deine Plaudersucht ist schon bekannt
Und macht ein altes Weib zu Schand.

28. Bajatz.

Faust, Faust,
Ich hab bei der Tür gelauscht.
Da hab ich gehört allerhand Sachen,
Die mich leicht konnten zum Narren machen.

29. Faust.

Was man zuvor kennt, da ist kein Gfahr.
Wenn man ein Tölpel ist, wird man kein Narr.
Drum rede lieber von anderen Sachen
Und gehe nicht als Esel zum Parademachen.

30. Bajatz.

Ja, von was soll ich denn reden?
Schaff nur an: es wird geschehen.
Mir scheint in der letzten Zeit,
Was ich sag, ist gefehlt [nicht] weit.

31. Faust.

Sag mir, was die Leute sagen,
Wie ihnen gefällt mein Betragen,
Was sie halten von meinem Tun und Lassen,
Ob sie mich lieben oder hassen?

32. Bajatz.

Ja, die Leute sagen,
Der Faust kann Geld schlagen,
Oder es hat ihn der Teufel beim Kragen.
Ich sag aber allen: „Es ist nicht wahr:
Er ist mit ihm im Bunde gar."

33. Faust.

Schweig, sag ich, verfluchter Hund!
Was weißt du von meinem Bund?
Sag mir das Wort noch einmal,
So will ich dich mit dem Stecken zahln,

34. Bajatz.

Das alte Geld, das kenn' ich schon.
Früher hat es dir gute Dienste getan.
Aber jetzt ist es im Überfluß,
Weil man nicht mehr verspielen muß.

35. Faust.

Fängt man mit einem Narren an,
So muß man auch aufhören dann.[1]
Drum will ich mich jetzt entfern'n,
Um nicht mehr sein dummes Geschwätz zu hör'n!
[Ab.]

36. Bajatz.

Also, jetzt ist er fort!
Es gfalln ihm nicht meine Wort!
Wenn man großen Herrn will die Wahrheit sagen,
So wird einem gewöhnlich der Fiedelbogen ums Maul geschlagen.
Ich wollt nicht sagen von großen Herrn:
Die Wahrheit gib ich kein Bettel-loter gern.
Das Herz und die Zunge, die kommen oft in Streit.
Das erste will Wahrheit, beim andern fehlt's weit.
Sein tuts doch a gspasige Welt:
Alles will gscheider sein, alles will Geld.
Ein jeder hat zu wenig, um nobel zu leben.
Der Bauer wird gezwungen, wenn ers gern nit wollt geben.
Der Bauer ist ein Lasttier. Er greift in den Sack,
Bis seine blutgen Nägel den letzten Kreuzer gepackt.
Will er was reden, [so] ist's umsonst.
Es heißt: Sei zufrieden, wenn du zahlen kannst.
Halt es für ein Ehr und Vorzug auch;
Deine blutigen Kreuzer kommen ja in unsern vornehmen Bauch.
Aber genug davon!
Ich sagte[2] zuviel schon!
Ich möchts erfahren zu spat:
Daß Reden auch bei dem Bajatz seine Grenzen hat.

III. Teil.

Lied.

1.

Wenn man die Welt betracht, wie es jetzt geht,
So muß man bekennen, daß ziemlich schlecht [es] steht.
Ist alles betrogen und alles verkehrt.
So kanns nicht lang dauern, wenns nicht anders wird.

2.

Kein Stand ist zufrieden, kein Mensch ist vergnügt.
Sie wissen kein Ursach, warums ihnen nit fügt.
Der Reiche hat Sorgen, wie er das Geld auftreibt,
Der Arme hat Kummer, weil ihm nichts mehr bleibt.

3.

Beim Wein und Bierglas, da wird diskuriert,
Wie lange Napoleon die Welt noch regiert.
Ein jeder ist gescheider, wills besser verstehn.
Dabei tut das Hauswesen bergabwärts gehn.

4.

Dann heißt es halt immer: „Der Glaub ist in Gfahr.
Man will ihn uns nehmen!" Ist alles nicht wahr.
Der Glaub ist sicher, das steh' ich mich gut,
Wenn man ihn haltet und auch darnach tut.

---

[1] Fehlt. — [2] Möcht.

1. Faust.

Wie herrlich ist das Leben, wie groß ist meine Macht!
Ich bezwinge die Geister, und kenn jede [1] Kräuterkraft.
Von der großen Zeder, die am Libanon riecht,
Bis zum kleinen Ysop, der aus den Mauern kriecht.
Vom Diamant und Karfunkel bis zum grauen Granit
Erkenn' ich ihre Wirkung und ihren Unterschied.
[Von den] Menschen bewundert, von der Geisterschaft!
Kein Sterblicher hats nie so weit gebracht.
Jetzt ruf ich mein Hamelus, daß er erscheint.
Was ich gestern verlangt, muß er bringen heunt.

Klopft dreimal.

2. Teufel.

Faustus, mach auf die Tür;
Was du verlangt, bring ich hier.
Ganz gedrückt komm' ich daher.
Himmel und Erd ist nicht so schwer.
Mach geschwind! Laß mich herein! [2]
Es drückt mir fast den Rücken.

3. Faust.

Weil ich mit dir zufrieden bin,
So stell' es dort zum Fenster hin.
Dann kannst du wieder reisen ab,
Weil ich sonst nichts mehr nötig hab.

4. Teufel.

Faustus, gib nur acht!
Das Bild nur nicht betracht!
Behalt es nicht lang im Haus.
Sonst wird die größte Dummheit draus.

Leb wohl.

5. Faust.

„Behalt das Bild nicht zu lang im Haus.
Sonst wird die größte Dummheit draus?"
Ich weiß nicht, was der Geist da meint,
Und warum es ihm verdächtig scheint.
Ich bin studiert und hoch gelehrt,
Der einen Holzblock nicht verzehrt.
Ich bin auch nicht von jener Zahl,

. . . .

Charakterfest ist mein Natur
Und ich allein nicht komme nur.
Und hier das Bild! Was sagt es mir?
Etwa: „Faustus, ich verzeihe Dir!"
Ach nein! So sagt es nicht.
Zornig ist sein Angesicht.
Nein, die Welt hat viel mehr Reize
Als dieser Gottmensch dort am Kreuze.
Nein, solcher Tausch ist weit davon.
Nur schade, daß ich die Welt nicht immer genießen kann.
Aber das versteh' ich nicht.
Warum ein Gott so grausam zugericht.
Sein ganzer Leib ist so voll Wund,
Daß kein einziges Glied mehr g'sund.
Das erste macht ihm wohl mein Leben,
Kann ich mir keinen Aufschluß geben.
Schrecklich ist, wenn man bedenkt,
Wie schwer ihn vielleicht mein Leben kränkt.
Doch, was ich bisher hab getan,
Ich jetzt nicht mehr ändern kann.
Ihn und den Himmel abgeschworen,
Ist soviel wie schon verloren!
Doch los! Wer kommt denn heute durch den Gang herein?
Wird gewiß der alte Klausner mit seinen Kräutern sein.

Herein!

Guten Abend, Bruder! Wie schaut es aus?
Bring mir neue Kräuter in mein Haus.
Habt Ihr sie alle troffen an,
Dann will ich sie gut auszahlen schon.

6. Klausner.

Herr Doktor, betrachtet hier die Waren mein,
Und ich hoff, Ihr werdet zufrieden sein.
Es sind die Kräuter und die Wurzen,
Die Ihr mir bezeichnet habt vor kurzem.

7. Faust.

Nun gut! 's ist alles richtig. Was wollt Ihr für einen Lohn?
Was beträgt die Rechnung, damit ich zahlen kann?

8. Klausner.

Kein Geld kann ich nicht brauchen. Das ist für mich kein Wert.
Wenn Sie mir sonst was geben, sind Sie von mir geehrt.
Ach Gott, was seh ich hier? Bin ich verzaubert heut?
Dies ist kein Gemälde. Nein, das ist Wirklichkeit.
O, du mein Erlöser, der du für mich gestorben bist,
Herr Doktor, um dies bitt' ich dich, das mir das Liebste ist.
Mein Herr und mein alles, mein Trost und mein Zuflucht,
Allhier in diesem Zimmer hätt' ich dich nicht gesucht!

9. Faust.

Begehre sonst, was einer will
[Dies bekommt niemand] ausgenommen der es stiehlt.
Denn dies besitzt ein magische Kraft
Daß ich mich [davon] trennen kann unmöglich fast.

10. Klausner.

Härter als ein Kieselstein
Muß das Herz im Leibe sein,
Wenn man dieses Bild betracht,
Und [es] doch keinen Eindruck macht.
Keinen Menschen ausgenommen,
Ist er zu erlösen kommen,
Und er ladet alle ein,
Die einst wollen glücklich sein.

11. Faust.

Wie kommt es aber, lieber Freund,
Daß doch soviel verloren seind?
Der erschaffen Himmel und Erden,
Der könnte ja leicht machen, daß alle Menschen selig werden.

[1] Keine. — [2] Sag geschwind, was soll es sein.

12. Klausner.

Dem Menschen steht der Wille frei,
Ob er lieber verloren oder selig sei.
Gott legt Zwang nicht an:
Der Mensch ist selber schuld daran.

13. Faust.

Wie ist der Mensch imstande, mit seinem schwachen Willen
Dem Himmel Einhalt [zu] tun, die Hölle anzufüllen?

14. Klausner.

Weil der Mensch erschaffen nach Gottes Ebenbild,
So ist ihm das Gute und Böse freigestellt.

15. Faust.

Ganz im gleichen Stande wird der Mensch geboren.
Einer wird dann selig und hundert gehn verloren.
Gott sieht seine Zukunft, er sieht es vorhinein.
Es wäre ja besser, [nicht] wie ein Mensch zu sein.

16. Klausner.

Wie ich schon gesagt: Die Schuld liegt [nicht] an Gott.
Er hat selbst gesagt, er will nicht des Sünders Tod.
Dies ist eine Wahrheit, die er selber macht bekannt.
Obschon es schwer begreift des Menschen Verstand.

17. Faust.

Sage mir, wieviel der Gott verzeihen kann.
Es muß doch Grenzen geben, wo sein Gerechtigkeit fangt an.

18. Klausner.

Solang der Mensch am Leben, ist keine Sünd zu schwer.
Und wenn sie auch so zahlreich wären wie der Sand am Meer.
Wenn der Mensch nur will und das Seinige tut,
So wird ihm Gott verzeihen; denn dieser Herr steht gut.

19. Faust.

Herr Klausner, halte ein,
Dies alles kann nicht sein.
Dies alles ist nicht wahr.[1]
Das kann glauben nur ein Narr.

20. Klausner

Faustus, zweifle nicht; ich sag dir die Wahrheit!
Der Sünder mag sein noch so groß, Gott ihm doch verzeiht.

21. Faust.

Nehmen wir zum Beispiel: ein Mensch von Jugend auf
Ist alles Sünd und Laster sein ganzer Lebenslauf.
Was sich nur erdenken läßt, häuft er Sünde auf Sünd,
Ohne einmal fest zu glauben, ob Himmel und Hölle sind.
Und dann noch, seiner Bosheit die Kron zu setzen auf,
Sogar sein eigne Seele dem Teufel hat verkauft.
Sage mir aufrichtig: wie stehts mit diesem Mann?
Kann er noch selig werden? Ihm Gott verzeihen kann?

[1] Dies ist nicht alles wahr.

22. Klausner.

Gewiß und ohne Zweifel. Wenn er die Sünd bereut,
So kann er leicht noch werden ein Kind der Seligkeit.

23. Faust.

Herr Klausner, mich nicht täusche! Ich beschwöre dich bei dein Gott.
[Nun sage mir die Wahrheit!] Mach mit mir kein Spott.
Nun gut, du sollst erfahren, was noch kein Mensch erfahren hat:
Denn jener Mann bin ich, von dem ich vorher hab' gesagt.

24. Klausner.

Ich danke für das Vertrauen. Faustus, verzage nicht!
Wenn du dich willst bekehren, ich dir Gnad versprich.
Allhier sieh ihn an,
Was er für dich getan!
Säume keinen Augenblick
Und kehr zu ihm zurück.

25. Faust.

Wie ist denn dieses möglich? O gib mir deinen Rat!
Wie kann ich noch erlangen Gottes Huld und Gnad?

26. Klausner.

O, dieses ist ein Kinderspiel, wenn dir nur Ernst [es] ist
Wenn du willst führen ein andres Leben und fest entschlossen bist.

27. Faust.

Ja, ich bin entschlossen, vom Teufel abzustehen,
Die Sünden zu bereuen und zu Gott zurückzugehen.
Womit soll ich beginnen? Wo soll ich fangen an,
Damit ich von der Gewalt des Teufels noch loswerden kann?

28. Klausner.

Vor allem bete fleißig, damit dich Gott erleucht,
Damit du kannst ablegen eine Generalbeicht.

29. Faust.

Wenn dieses ist geschlossen, wie muß ich nachher leben,
Damit ich kann erkennen, ob Gott mir hat vergeben?

30. Klausner.

Habe keinen Kummer! Dies wirst du schon erfahren.
Dies wird dir schon alles dein Beichtvater sagen.
Ich sage dir nur soviel: Liebe, was du gehaßt,
Und hasse, was du geliebt, was du geehret hast.

31. Faust.

Ich sage tausend Dank. Herr Klausner, lebe wohl!
Nun ist mir's klar genug, wie ich es machen soll.
Ich will alles befolgen nach deinem weisen Rat,
Und will gleich morgen anfangen. Sonst möcht' es sein zu spat.

32. Klausner.

Gott segne das Beginnen. Und führ' es glücklich aus.
Heil ist wiederfahren heute diesem Haus.

Der Herr zeig dir sein Angesicht und leite deinen Gang
Und führe es glücklich zu Ende. Gemacht ist der Anfang.
Faustus, lebe wohl! Ich wünsch eine gute Nacht.
Sei standhaft und verzage nicht, dann wird dein Heil vollbracht.
[Ab].

33. Faust.

Was für eine Veränderung ist heute vorgegang'n!
Welt, jetzt lebe wohl! Ich dien dir nicht mehr lang.
Morgen, wenn der Tag anbricht, wird der Anfang gemacht.
Und bevor die Sonn' untergeht, hab' ich es vollbracht.
[Ab].

34. Bajatz.

Jex, drum haben die Leut g'sungen.
Jetzt bin ich wie ein Schmalzbettler hergsprungen.
Ich hab gefürchtet, i komm zu spat,
Zu sagen, daß euch der Doktor für an Narren hat.
Wenn man halt alt wird, muß man halt alles erleben.
Ich tat auf die ganze Bekehrung keinen Pfifferling geben.
Ja, ja. Bald sich dieser Mensch tut bekehren,
Hat die Hölle wohl [alle] Ursach [sich] zu wehren.
Der Teufel bekommt's dann gewiß selber zu kalt.
Dann wird nicht mehr das nötige Brennholz bezahlt.
Soll einmal in Himmel der heilige Faust,
So hat man dem Petrus die Schlüssel vertauscht.
Der Klausner tut mein Herrn noch viel zu wenig kenn'n
Sonst wird er ihm nicht vergebens die Finger verbrenn'n.
Kommen andre Leut, ists ein anderer Sinn.
Sein viel schon kommen, seit i dagewesen bin.
Der Amasauer Anderle und der Hintl Heisl Hans,
Der Muppenmalcher Michl und der Federfuchser Franz,
Der Posche Pengl Peter, der Zoten Zader Zenz,
Der Putzenbesser Paul, der lausige Peil Penz
Der Krötzenkraler Kristl und Inläusemandl Inlartl.
Der Sticker Stauder Stöffel und Bäusche Bansche Bartl.
Der Seifensieder Seppl und der Hissenmacher Hippl
Der Toppen Tölpl Toman und der Luder Leindl Lippl,
Der Huderhosen Hauser und Greggen Grulen Graz
Der Jungfrau Jager Jandl und der Mlalta Mlandl Mlatz,
Der Landluger Lugel und der Heirat Hetzen Hoisl
Der Stierstoßer Stindl und der Löppenlieber Loisl,
Der Blattenbleicher Benedikt und der flache fochen Foit,
Der Tater Truche Tauig und der Katzen Kussen Knöt,
Der Kömatkörner Karl und der Weinverpanscher Wastl,
Der saure Suppen Sinnel und der Kuchen Kricher Kastl,
Der Hosen Tunger Gasper und der Panzbloschen Jag
Der Heirat Pindel Melcher und der schwarze Kiriak,
Aber von meinem Register werd i müssen aufhören.
Sonst möcht's enk doch bald zu lang weren.
Jös möcht mi aus dem Hause jagen
Oder meine aessere Hax abschlagen.
Drum lebet wohl
Und sagt mir, wenn i wieder kommen soll.

IV. Teil.

Lied.

1.

Warum soll man bei gesundem Leben
Denn immer traurig sein?
Wenn einer da kann Aufschluß geben,
Den lad ich höflich ein.
Der Vogel in der blauen Luft
Stimmt an und singt.
Das Tier im Wald und auf der Flur
Ist fröhlich, frisch und springt.
Und warum soll der Mensch allein,
— Möcht man dechter mein'n. —
Nie kein Schrei nicht machen
Und ihm kein Jutzen tinan.[1]

2.

Gott nur unser Vater ist
Und nicht unser Tyrann.
Wenn du in Ehren fröhlich bist,
Steht dir weit besser an
Als wenn den Kopf [du] hängen läßt,
Und andrer Fehler siehst.
Danke Gott aufs allerbest,
Daß du nicht auch so bist.
Ein scheinheiligs Dierndl
Und a Duckmäuser Bua,
Die haben von Stroh,
Daß weiß ich, lang genua.

3.

Freilich auch die Mittelstraß
Wird hier auch nötig sein
Eine große Freiheit in Übermaß,
Die endet oft in Pein.
Ein heitres Gesicht mit frohem Mut
Und auch ein Gläschen Wein.
In Adern fließt Tiroler Blut,
Kann nie lang stille sein.
Ja, Buimen, o glaubet mir,
Seid nur frisch und munter!
Ihr möget lustig und fröhlich sein.
Noch geht die Welt nit unter.

1. Faust.

Das war heute eine Nacht, das war heute eine Nacht!
Gewiß zweihundertmal bin ich[2] aufgewacht.
Wollt ich die Augen schließen, war ich entschlafen kaum,
So sah ich dieses Bild und fuhr dann wieder auf im Traum.
Ich bin heute ganz entkräftet, die Nerven sind ganz schwach,
Ich muß mich mit etwas zerstreuen, bis es besser nach und nach.
Ich will den Geist noch rufen. Es ist das letzte Mal.
Will ihm den Dienst aufkünden. Und das wird ihm nicht gefall'n.
Klopft dreimal.
O, der Geist hat eine feine Nase. Er schmeckt den Braten schon.
Ich will ihn lernen kommen, wenn er sonst nicht kann.

[1] Unverständlich. — [2] Wohl.

2. Teufel.

Faustus, nur geschwind
Entferne dieses Bild.
Sonst plagst du mich umsonst
Mit deiner Zauberkunst.
Wo dieses Bild tut sein,
Darf ich nicht treten ein.

3. Faust.

Nun gut, es ist geschehen,
Jetzt darfst du herein nun gehen.

4. Teufel.

Faustus, was soll es sein,
Daß du mich zwingst zu erschein'n?
Drum sage mir nur an,
Mit was für einer Dummheit ich dir heute dienen kann.

5. Faust.

Mir scheint, wir sind einander überdrüssig.
Mehr zu sagen, überflüssig.
Wir tun zusammen nicht mehr taugen.
Drum kannst du dich um einen andren Herrn und ich um einen andren Diener [um] schaugen.

6. Teufel.

Herr Doktor Faust, das geschieht nicht gar.
Ja, was man vorher träumt, das wird gewöhnlich wahr.
Es ist eine Dummheit gewöhnlich nicht allein.
So wird auch bei dir die zweite größer als die erste sein.

7. Faust.

Aufrichtig muß ich sagen, daß ich bin deiner satt,
Weil mir ein frommer Pater die Augen geöffnet hat.
Es gibt für mich noch Gnade, wenn ich lebe fromm.
Ich kann noch selig werden und in den Himmel komm'n.

8. Teufel.

O heiliger Herr Faustus, ich wünsch dir viel Glück!
Wenn du ein Tag im Himmel hast, kommst du wohl wieder zurück.
Ich hoff, du wirst erhoben zum Bettler-Bettler-Patron.
Wer nicht weiß, wo Geld hernehmen, der kann dich rufen an.

9. Faust.

Spotte immer zu! Der Vorsatz ist gemacht.
Es läßt mich nicht mehr ruhen, bis es ist vollbracht.

10. Teufel.

Ja, wenn du willst zum Himmel reisen,
Wirst du dem Petrus wohl müssen den Kontrakt aufweisen.
Und leider hab ich ihn in dem höllischen Wandkastel vergessen mitzunehmen.
Und sonst kannst du nicht aufwärts kommen.

11. Faust.

Wegen dem Kontrakt wächst mir kein graues Haar.
Kontrakt ist jede Sünde und hat die gleiche Gfahr.
Nur heb ihn sicher auf und sperre fleißig zu.
Es wird dich einer zwingen, der stärker ist als du.

12. Teufel.

Herr Faustus, doch erlaube! Ist das heute dein Begehren,
Daß ich heut soll Zeuge sein, wie schön du dich tust bekehren?
Sonst freuen sich die Engel, wenn der Sünder Buße tut.
Weil diese vielleicht nicht Zeit haben, für die Not bin ich schon gut.

13. Faust.

Ich werde nicht sagen, was ich verlange heut.
Denn du kannst mir bringen, was dich am besten freut.
Weil ich dich hab geärgert, so fahr das letzte Mal,
In Frieden wollen wir scheiden. Drum laß ich dir die[1] Wahl.

14. Teufel.

A der Doktor Faust, der ist ganz spöttisch heut.
Ich weiß nicht, was bringen, was dir eine Neuigkeit.
Denn alles weißt du vorhin, alles ist dir bekannt.
Wie wär es, wenn ich bringe die schöne Helena aus Griechenland?

15. Faust.

Mir ist es einerlei. Bring immer, was du willst.
Es handelt sich nicht darum, ob du meinen Wunsch erfüllst.
Denn wie ich schon gesagt, ist es das letzte Mal,
Daß du mir heute dienst. Drum laß ich dir die Wahl.

16. Teufel.

Faustus, ich bedanke mich für diese große Ehr.
Lebe gesund und glücklich! Ich hoff, wir sehn einander nimmermehr.
Wenn du in dem Himmel mit deiner Priesterkron,
Gedenk zuweilen meiner, was ich für dich getan.
[Ab].

17. Faust.

Nun jetzt ist er fort, und mir scheint, ganz vergnügt.
Mich tut dennoch wundern, daß er sich so leicht fügt.
[Daß] er bringt mir die Helena, ist zwar ein Überfluß.
Die kann ich schlecht brauchen zu meiner Reu und Buß.
Aber bring er, was er will. Mir ist nichts zu schlecht.
Denn ich bin Mann und weiß, was link und recht.
Jetzt will ich anfangen nach des Klausners Rat,
Recht andächtig zu beten um Gottes Huld und Gnad.
Ich weiß aber nicht, wie's anfangen. Das Geschäft ist mir ganz neu,
Das erstemal im Leben ich auf den Knien sei.
Es klopft. Herein!

18. Helena.

Lieber Faustus, guten Morgen! Es ist sehr[2] unschicklich
[Dich] hier in deinem Zimmer aufzusuchen zwar für mich[3]

[1] Ich dich wahl. — [2] Zwar. — [3] Die Worte „für mich“ folgen in der Handschrift gleich nach „unschicklich“.

Doch die Liebe kennt kein Anstand und auch kein Schamgefühl.[1]
Drum Faustus, tu mich nicht verachten, da ich dich lieben will.
Faustus, ich begreife, was du dir denken tust.
Und was du von mein
[Hier hat die Handschrift eine Lücke von etwa zwei Blättern].

[23. Faust].

— — — — — — gnug, die geeignet sind zu lieben.
Es ist sehr gefährlich. Die Liebe macht uns blind.
Wir hören es so gerne, wenn wir geliebet sind.

24. Helena.

Wie einst die Königin von Saba muß ich rufen aus,
Zu beneiden sei dein Diener, gesegnet ist dein Haus.
— — — — — — glücklich ist, das dein Aug' erblickt,
Und selig ist das Mädchen, das dich an'n Busen drückt.

25. Faust.

— — — — Sag nicht, daß ich liebenswürdig bin!
Könnt ich dich beim Worte nehmen, du schöne Schwätzerin!
Wir haben rasches Blut. Drum trau uns nicht zu viel!
Und sagen, daß wir schön sind, das ist gemachtes[2] Spiel.

26. Helena.

Herr Doktor, mir verzeihe, wenn ich zuviel gesagt.
Mein Herz ist auf der Zunge. Drum hab ich es gewagt.
In meinem ganzen Leben bist du der erste Mann,
Dem ich mein Achtung [und] Liebe nicht mehr verbergen kann.

27. Faust.

Helena, doch bedenke, was ich bieten kann.
Du wärest wert zu zieren einen königlichen Thron.
Und ich von gemeinem Stande, der keinen Vorzug hat.
Es würde dich gereuen, wenn es wär zu spat.

28. Helena.

Suche keine Ausflucht! Ich kenne deinen Sinn.
Faustus, lebe wohl! Ich dir nicht mehr lästig bin.
Gedenke zuweilen meiner, die du hast veracht!
Ich muß dich jetzt verlassen. Adieu! Eine gute Nacht.

29. Faust.

Liebes Mädchen, halte und bleibe noch bei mir!
Es scheint mir fast unmöglich, zu scheiden so von dir.
Du hast mein Herz verwundet. Du kannst es heilen auch.
Ich küsse dir die Hand, was sonst nicht ist mein Brauch.

30. Helena.

Ich kann nicht länger bleiben, sagt mir mein Ehrgefühl.
Ich habe schon gesprochen mit dir zu lang und viel.
Je länger daß ich bleibe, je härter daß ich geh.
Der Korb, den ich zu tragen, tut meinem Rücken weh.

[1] Schamgesicht. — [2] Gewagtes?

31. Faust.

Helena, liebes Mädchen, ich versteh dich nicht.
Was bedeuten deine Tränen in deinem schönen Angesicht.
Sage mir aufrichtig, was dich am Herzen drückt.
Je länger ich dich sehe, je mehr bin ich entzückt.

32. Helena.

Unselig ist die Stunde, unglücklich ist der Tag,
Da ich mein Land verlassen und dich gesehen hab.
Hätt' ich dich nie gesehen, hätt ich dich nie gekannt,
So hätt ich mir ersparet diesen Spott und Schand.

33. Faust.

Nein, es ist unmöglich. Der Kampf, der ist zu groß.
Es müssen Engel fallen und nicht nur Menschen bloß.
Drum büß auch ich den Himmel und meine Seele ein.
Ich kann nicht widerstehen. Helena, du bist mein!

34. Helena.

Ist dieses wirklich Wahrheit? Geliebter, leugne nicht!
Kommt es auch von Herzen, was der Mund jetzt spricht?

35. Faust.

Liebes, holdes Mädchen! leg ab deine Traurigkeit!
An meiner Hand sollst du genießen auf der Welt alle Freud!
Wir wollen Blumen pflücken, den Dornen weichen aus.
Geht es dann, wie es wolle, wir machen uns nichts daraus.

36. Helena.

Gleichwie [aus] dunklen Wolken die Sonne oft auch blickt,
So ist mein Herz nach Trübsal nun um so mehr beglückt.
Geliebter meines Herzens, sei tausendmal willkommen!
Mein Glück, das ist gegründet und wird nicht mehr genommen.

37. Faust.

Der Bund, der ist geschlossen. Helena, folge mir!
Ich will dir anweisen dein Schlafquartier.

[Ab].

38. Faust.

Es ist doch lächerlich, es ist doch sonderbar,
Wie der Menschen Sinne veränderlich so gar.
Was man heute will, ist morgen ein Abscheu,
Was man heut verspricht, wird morgen man untreu.
Doch ists nur ein armer Klausner, dem ich versprochen hab.
Ich brauch mich nicht zu scheuen, wenn ich's nicht gehalten hab.
Der Klausner und das Mädchen, da ist die Wahl nicht schwer.
Wenn er in meiner Lage wär, so fiel gewiß auch er.
Denn warum hat Gott erschaffen eine so schöne Kreatur?
Denn da zu widerstehen braucht's Engelnatur.
Darum will ich anfangen, wo ich's gelassen hab,
Die Welt recht zu genießen, die Trauer zu legen ab.
Die Zeit will ich benutzen, in Freud und Lust zubringn.
Wenn ich auch muß büßen, das ist mir ein Ding.
Ich geh zu meiner Liebsten, geht es, wie es will.
Es tut mich nicht gereuen, das fromme Narrenspiel.

[Ab].

39. Bajatz.

Also sein tut's decht lustig.
Wird's von an Skapulier a Weiberbrustig.
Weil man in der einen Hand tut die Beten halten,
Zählt man mit der andern die Kittelfalten
Während die Zähnde nagln von Gebet und Buß,
Spitzt man den Mund zum Weiberkuß.
Während die Engelein Musik anstimmen,
Derweil tut dem Faustus die Saiten abspringen,
Denn wie sein Kopf in den Himmel geguckt,
Reißt ihn a Weib bei der Achsel zuruck.
Die Weiberleut dechto a gspaßiges Kunter,
Die braucht der Teufel zu Höllküchenzunder.
Wie schöner die Larven, wie feiner das Gsicht,
Die glänzenden Augen haben schon oft ein Unheil angricht.
Wie Gott das erste Weib Eva hat gemacht,
Hat er gewartet, bis Adam entschlaft.
Der Schöpfer hat ihm vielleicht damals gedacht,
Daß ein wachender Mann Einsprüche macht.
Bei ihrem einzigen Mann war ihr die Zeit viel zu lang,
Drum ist sie zu der Schlang in Garten gegangn.
Sie biß in den Apfel, gab auch ihrem Mann.
Zu spät haben ihn die Zähnde arg weh[1] getan.
Und wie es die Weibergestalt dort hat gemacht,
So wird man auch jetzt noch zum Falle gebracht,
Wer schon behaftet ist damit,
Der bete im Vaterunser recht fleißig die letzte Bitt.
Wer noch befreit davon, der rufe alle gemarterten Männer an
Und mache es, wie ich getan.

V. Teil.

Lied.

1.

Bua, geh, setz dich her zu mir und halte ein wenig still.
Du kannst es glauben sicherlich, was ich dir sagen will.
Teils hab ich es selbst erfahren und steht auch in der Schrift:
Wein und Weiber machen Narren und schaden mehr als Gift.

2.

Man nennt sie zwar das schwache Geschlecht, doch ihre Macht ist groß.
Samson war nicht stark genug nur für ein Weibsbild bloß.
Salomon, der weise Fürst, der alles hat erkannt,
Er kannt doch nicht der Weiber List und kommt in Spott und Schand.

3.

Nun trau diesem falschen Geschlecht nicht, ihrem List und Trug!
Betrachte dieses Beispiel recht und werde daraus klug.
Wenn's einmal geht mit [dir] zu End, wirst du es bereuen viel,
Dann fallst dem Teufel in die Händ. Verfehlt hast du dein Ziel.

[1] An. — [2] Ist's.

1. Faust.

Die Tage sind vorüber, die Jahre sind vorbei.
Es dauert nur noch wenig Stunden, daß ich allhier noch sei.
Wenn ich zurück denke an meine Lebenszeit,
So muß ich mir gestehen, daß alles Eitelkeit.
Ich hab alles genossen, was die Welt nur geben kann.
War ich damit zufrieden? Das ist weit davon.
Reichtum, Ehr und Güter hab ich im Überfluß,
Aber man wirds gewöhnt, bekommt davon Verdruß.
Ich kannte alle Kräuter und Wirkung der Natur.
Alle Stein' und Kräuter brauch ich zu fragen nur.
Nun wenn ich überblicke mein ganzes langes Leben,
So schaudre ich zurück und fange an zu beben.
Alles ist nun verschwunden, alles ist wie ein Traum.
Der Vorhang ist gefallen, da es[2] geschehen kaum.
Aus ist das Weltgeschnatter, vorbei ist alle Lust.
Die Roll, die ich gespielet, die presset meine Brust.
So schnell hat sich's geändert, wie es gekommen war.
Der Reichtum ist verschwunden und auch die Freundschaft gar.
Früher war mein Zimmer von Freunden angefüllt,
Solang ich ihnen Durst und Hunger hab gestillt.
Sie ziehen sich zurück und schütteln ihre Köpf.
Jetzt ist mir noch treu ein einziges Geschöpf.
Meine geliebte Helena, nur die verläßt mich nicht.
Und weil ich sie verlassen muß, mir das Herz fast bricht.
Nun gut, ich will sie trösten, so gut ich immer kann.
Daß heut mein letzter Abend sei, von dem sag ich nichts davon.
Helena, meine Helena, liebster Schatz,
Nimm hier auf diesem Sessel Platz!
Hör mich an in aller Eil!
Ich hab dir viele Sachen mitzuteiln.

2. Helena.

Sage nur geschwind, was du zu sagen hast.
Wenn man hier tut treffen mich, ich mich schäme fast.

3. Faust.

Liebe, setz dich nieder und mach dich gefaßt!
Ich muß dir etwas sagen, so du nicht vermutet hast.

4. Helena.

Mache keine Umständ. Ich hab nicht lange Zeit.
Es wartet mein Geliebter. Ich muß zu ihm noch heut.

5. Faust.

Helena, was ist das? Ich kann dich nicht verstehen.
Ich bin ja dein Geliebter. Du darfst nicht weiter gehen.

6. Helena.

Wie mein geliebter Alter noch von der Liebe spricht!
Geliebte kann man ja wechseln, aber Männer nicht.

7. Faust.

Sage mir, Helena, wie ich das verstehen soll.
Willst du mich verlassen, so ist mein Unglück voll.

8. Helena.

Zu was war noch zu gebrauchen dein ausgedörrter Leib?
Höchstens noch zu tändeln mit deinem alten Weib.

9. Faust.

Was soll ich anfangen, wenn alles mich verlaßt?
Ich habe keinen Freund mehr, die ganze Welt mich haßt.

10. Helena.

Der Welt kannst du nur dienen, solang sie dich brauchen kann.
Dann wirft sie dich in einen Winkel und schaut dich nicht mehr an.

11. Faust.

Ich habe dich geliebet, geehret allezeit.
Ich habe dir versprochen meine Seele und Seligkeit.

12. Helena.

Ich habe dich geliebet, solang es mir gefallt.
Sei damit zufrieden. Das Opfer ist gezahlt.

13. Faust.

Helena, gute Nacht! Lebe ewig wohl!
Ich habe nicht gedacht, daß es so kommen soll.

14. Helena.

Weil du mir erbarmest, gib ich dir einen Rat.
Begieß dich mit kaltem Wasser früh morgens und abends spat.
Nimm eine Handvoll Nesseln und reib dich[1] tüchtig ein.
Und laß dich waschen in der Früh, wenn du kein Narr willst sein.

15. Faust.

Jetzt geht sie hin, die Buhlerin,
Weil ich ihr nicht mehr nach ihrem Muster bin.
Sie läßt sich trösten allzu gut,
Weil sie mich verlassen tut.
Ja, das ist der Welt ihr Brauch.
So geht's mir auch.
Ich will ihr nicht mehr lästig falln,[2]
Noch diese Nacht mein Zech bezahln.
Jetzt ruf ich mein Bedienten herbei,
Dieser ist allein noch treu.
Bajatz, Bajatz, Kaprizius!
Wie lang ich [wohl] noch rufen muß?

16. Bajatz.

Weil ich sonst nichts mehr weiß, so will ich halt kemmen[3]
Und von meinem Herrn Urlaub nehmen.

17. Faust.

Ich habe dich wollen fragen,
Was jetzt von mir die Leute sagen.

18. Bajatz.

Ja, die Leute tun halt sagen,
Es wird dich bald der Putza vertragen.

19. Faust.

Und wenn dieses wär,
Tät es dich betrüben sehr?

20. Bajatz.

Wie soll mich betrüben das?
Wegen deiner würde mir kein Auge naß.

21. Faust.

Tut es dich betrüben nicht,
Wenn auch jene Stund anbricht?

22. Bajatz.

Wie das Kind ist, soll man wiegen.
Wie man bettet, soll man liegen.

23. Faust.

Glaubst du wirklich an eine Höll',
Und daß unsterblich ist die Seel?
Es wäre ja leicht möglich, daß es gäbe keine Höll,[4]
Und daß[5] die Seel in nichts zerfäll.

24. Bajatz.

Dann ist der Teufel auch ein Narr,
Daß er dir solange dienstbar war.
Um[6] deinen Leib, das kannst du glauben,
Nimmt er sich nicht die Mühe, ihn aufzuklauben.

25. Faust.

Weil du mir sonst gedient so treu,
So sag, was ich dir schuldig sei.
Obschon meine Kleidung wenig ist,
So sag, ob du zufrieden bist.

26. Bajatz.

Mit deinem Gewand kann ich nichts machen.
Da würden mich die Leut auslachen.
Nun will ich wieder Abschied nehmen.
Ich fürcht', es möcht bald ein andrer kemmen.

27. Faust.
[Ab].

Das ist aber wunderlich.
Keinen Menschen erbarm ich
Wer hätte dieses je gedacht,
Wie es mir die Welt jetzt macht!
Ganz verlassen muß ich sein
In der Verzweiflung hier allein!

Hierauf 28. Klausner.

Guten Abend, lieber Freund!

[29] Faust.

Was will der Herr Klausner heunt?

[30] Klausner.

Faust, was hast du getan?

[31] Faust.

Dieses geht dich gar nichts an.

[32] Klausner.

Rette deine Seele! Tu nicht verzweifeln!

---

[1] Sie. — [2] Sein. — [3] Halten was ich kann. — [4] Daß kein als er in der Höll. — [5] Auch. — [6] Und.

[33] Faust.
Diese gehört schon den Teufeln.

[34] Klausner.
Solang man lebt, ist immer Gnad.

[35] Faust.
Nein, jetzt ist es viel zu spat.

[36] Klausner.
Es ist zwar jetzt die letzte Stund.

[37] Faust.
Die zwölfte werd ich gehn zugrund.

[38] Klausner.
Wenn du nicht willst, geschieht es nie.[1]

[39] Faust.
Mach dir ja keine vergebene Müh!

[40] Klausner.
Ich bitte, Faust, geh in dich!

[41] Faust.
Ich bitte, geh und lasse mich!

[42] Klausner.
Ich bitte, hör mich an ein einziges Wort.

[43] Faust.
Auf der Stell jetzt pack dich fort!
[Ab.]

[44]
Ich brauche keine Hilfe mehr, für mich ist keine Gnad.
Weil sich jetzt mein Sündenmaß schon überfüllet hat.
Ich mach mich mehr lächerlich mit meiner falschen Buß.
Auf dem Schein die Sünd bereun ist mehr als Judaskuß.
Bekehren und niederfallen, Fallen [und] Bekehren,
Das ist nur ein Komödiespiel. Das wird bei mir aufhören.

Hierauf [45] Teufel.
Herr Doktor, verzeih meine Zudringlichkeit!
Ich muß dich ein wenig stören in deiner Andacht heut!
Ich komme ungerufen, was sonst nicht ist mein Brauch.
Ich hätt ein Wort zu reden, wenn's dir gefällig auch.

[46] Faust.
Ich habe dich erwartet. Ich weiß, daß diese Nacht
Der Zielpunkt wird erfüllet, wie wir ausgemacht.
Aber ich muß dir sagen, daß du in der letzten Zeit
Sicher schlecht gehalten deine Schuldigkeit.

[47] Teufel.
O Faustus, wo fehlt es dann,
Daß ich dir nicht recht getan?

[48] Faust.
Die Freunde mich verlassen. Alles zieht sich zurück.
Ich habe keine Freude mehr, keinen frohen Augenblick.
Alles Gut und Geld ist mir gegangen aus.
Ich fahre aus der Welt arm wie eine Kirchenmaus.

[1] Nicht. — [2] Leicht.

[49] Teufel.
Zu was brauchst du noch die Freude? Zu was nützt dir noch das Geld?
Zu Betenlassen, Messestiften? Lacht ja die ganze Welt.
Und an den Begräbniskosten geht dir ja nichts auf.
Für diese werd' ich sorgen. Die machen wenig aus.

[50] Faust.
Lieber, sage mir, wie es sich bestellt?
Wohin wirst du mich denn bringen hier in der andern Welt?
Gibt es noch einen Ort, den man die Hölle nennt?
Gibt es wohl ein Feuer, das dort ewig brennt?

[51] Teufel.
Dieses ist unmöglich, das kannst du nicht[2] erfahren.
Es dauert noch fünf Stunden, dann wirst du es erfahren.

[52] Faust.
Wie lang muß ich denn leiden? Wann endet sich die Pein?
Ich kann gar nicht begreifen, was ewig soll sein?

[53] Teufel.
Denk an einen Ring und fahre um und um.
Nach Millionen Jahren wirst du an kein Ende komm'n.
Nach Millionen Jahren fangst du wieder an,
Die Ewigkeit bleibt gleich, keine Minute fehlt daran.

[54] Faust.
Gibt es auch einen Himmel und eine Seligkeit,
Wohin die Frommen kommen? Wie groß ist dort die Freud?

[55] Teufel.
Das läßt sich gar nicht sagen, was du von mir begehrt.
Kein Auge hat's gesehen, kein Ohr hat es gehört.
Vor allen meinen Leiden, da wär mir gar nicht bang,
Wenn ich die Freuden könnt genießen.

[Lücke von einem Blatt.]

[58] Faust.
— — — — — — — — — — — — — — —
Gedenkt zuweilen meiner, wo ich etwa bin.
Werfet mich zur Erde und loset auf den Grund.
Vielleicht hört ihr mein Brüllen im tiefsten Höllenschlund.

[59] Bajatz.
Merkt auf, ihr Herren, und laßt euch sagen:
Der Hammer und die Uhr wird bald zwölf Uhr schlagen.
Dann wird der Teufel meinen Herrn vertragen.
Gott sei Dank,
Wird wieder eine leere Bank.
Hilft ihm der Strohhax und sein schwarze Frau.
Komm nur bald, Zazezuz, und klaub ihn au.
Pack ihn fest beim Kragen!
Zwölf Uhr geschlagen.

[60] Teufel.

Faustus auf und eilends kumm!
Jetzt bist du mein Eigentum.
Ich will dich durch die Lüfte führen.
Nun kannst du die Höll probieren.

[Ab.]

[61] Bajatz.

Sapera, Sapera, Sapera
Jetzt han ino alleweil die Zähnde klapera.
Hat mich das Ding so erschreckt.
Hab mich in der Kuchl in der Hennsteige versteckt.
Ich bin ganz giatla hineingeschlichen.
Hat mir der Hahn in ein Ohr gebissen.
Sapera, ist da a Gschmachen,
Als wenn die Höll tät Hexen bachen
Und von Weiberpfoten ein Jagrammer[1] machen!
Ich tu nur dem Doktor die Bücher visitieren.
Dann tu ich wieder links abmarschieren.
Rezept, ein Pulver zu machen,
Daß ein'n die Madli alle anlachen:
„Nimm Kreidenweiß und Narpenrot,
Ein Feigenkranz und Zuckerbrot,
Resolflasch und Viertelglas,
Und gewiß tut's helfen was."
„Ein überaus gutes Mittel,
Die Gelder vom Halse zu schütteln.
Nimm Dukaten und Guldenstück, —
Fünfernoten und Zehnerzöpf.
Was du nicht hast, das kannst du stehl'n.
Dieses wird dann helfen schnell."
„Eine gute Schmirbe zu bereiten,
Daß den Weibern die Kittl hin und herläuten.
Nimm Jungfraunhaut[2] Brunnlischitz,
Nasenpech und Fensterschwitz,
Schmier die Madl bis ans Knie,
Wenn du ausgehst in der Früh."
„Eine gute Lausefallen,
Wovon sterben mehr als die halben.
Klaub die Läuse fleißig zusamm,
Brat sie in einer Kupferpfann
Reib dich mit dieser Aschen
Und du hast keine, bis wieder neue wachsen."
Ein kostbares Rezept für Jungfrauen,
Die halbe Nächte in das Fenster schauen:
Nimm Urin von einer Gais,
Käferdarm und Katzenschweiß
Tu es zusammen und schüttl es toll.
Und trink alle Nacht einen Löffel voll."
Ein überaus gute Arzenei,
Wenn am Montag der Kopf nicht in gutem Gewichte sei.
Kommt der Kopfweh von einem Rausch,
So grab ihn in einen Ameishauf,
Laß ihn dort liegen vierundzwanzig Stund,
Dann bist du wieder frisch und gesund."
„Eine gute Salbe zu probieren,
Wenn der Knecht will tändeln mit der Dirn."
„Nimm die Dirn und wasch sie rein,
Schmier sie dann mit Pechöl ein.
Und wenn der Knecht noch will zu [ihr] hin hucken,
Dann mußt Du ihm den Stuhl zucken."
„Ein herrliches Laxier und köstliches Rezept,
Wenn im Magen eine Mistgabel steckt,
Nimm drei Hauen und fünf Hände voll Holzschuhnägel.
Ein Hawerchachl und ein Eisenschlägel.
Nimm alles zusammen fleißig ein,
Und es wird bald besser sein."
„Ein ausgezeichnetes Hilfsmittel,
Wenn den Buben die Nacht träumt von einem Kittel
Und sie die Arme aus dem Bette weisen
Und hernach die Flöhe beißen.
Nimm eine alte Jungfrauhaut
Hühnermist und Gänsekraut,
Decke dich damit fleißig zu,
Und du hast von den Flöhen Ruh."
Ich werd jetzt doch müssen aufhörn,
Sonst möcht ös Dechtärzten lern'n,
Und die Doktor brotlos wer'n.
Und das hätten sie decht a nöt gern.
Lebt a mal wohl derweiln,
Denn ich muß jetzt an Stotzen eiln.

Lied nach dem Faustusspiel.

1.

Ich weiß nicht, wie es ist, daß mir gar nichts mehr glückt,
Und daß mich die Nachtkrot bei um und um zwickt.
Ich hab Geld keins und Mensch keins. Man macht .... mein.
Die Maus in der Falle hat besseres Sein.

2.

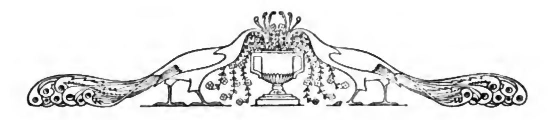
Komm ich zu mein Diarndl, oft fragt sie mich g'schwind,
Wie lang es noch zugeht, bis der Brautwerber kimmt.
Ich wär alle Tage gricht, und ich gönnet's ihr gern.
Aber der Wirt fangt an z' schreien und will sackerisch wern.

3.

Zu arbeiten zu faul[3] und zu betteln viel z' toll.
Und zum Stehlen zu langsam. Sonst tät ich es wohl.
Jetzt fallt mir was ein, ich hätt's bald vergessen,
Ich laß mich die Läus und die Käfer fressen.

[1] Eine aus dieser Handschrift abgeleitete Abschrift hat „Katzenjammer". Diagramma? Pentagramma?
[2] Jungfrauwaut. — [3] Hauf.





Chronik.

Als ersten Band einer *Liebhaber-Bibliothek alter und seltener Drucke in Faksimile-Nachbildung*, herausgegeben von Richard Zoozmann, veröffentlicht der Verlag von Otto Elsner in Berlin die *Passion Geiler von Kaisersbergs:* den dritten Teil der Geilerschen Postille, Straßburg 1522 bei Johannes Schott, mit den 20 blattgroßen Darstellungen Johannes Wächtlins. Zoozmann hat dem Werke eine sehr interessante Einleitung beigegeben, einen kurzen Überblick über das Leben und die Schriften dieses eigenartigen Predigers, den man wohl als einen Vorläufer des Abraham a Santa Clara bezeichnen kann. Die Postille Geilers wurde von Heinrich Weßmer „mit großer müg, arbeit, vnd höchstem fleyß zusammen gesamlet" und herausgegeben. Eine Ausgabe von 1512, wie früher irrtümlich angenommen wurde, existiert nicht. Komplette Exemplare des köstlichen Werks sind so selten geworden, daß schon aus diesem Grunde ein faksimilierter Neudruck der Passion, dieses wahrhaften Kleinods an Illustrierung und typographischer Ausstattung, freudig begrüßt werden muß. Die Faksimilierung ist glänzend gelungen. Der Titelseite folgt das lebensvolle Porträt Geilers; die prächtige Holzschnittbordüre des Originaltitels ziert die erste Seite der Einleitung. Dem Texte der Passion ist die wundervolle Suite der 19 Darstellungen Wächtlins beigegeben, denen als zwanzigste noch das Auferstehungsbild angefügt ist, das im Original die Rückseite des Titels zum vierten Teil schmückt. Die Identität des Meisters mit den Pilgerstäben (Pilgrim) mit dem Zeichner der Passionsholzschnitte hat Heinrich Lödel, der berühmte Göttinger Kupferstecher, erwiesen. Die Passionsbilder tragen keinerlei Zeichen und stehen denen Schäuffelins am nächsten, doch finden sich auch Anklänge an Dürers Marienleben in ihnen.

Der Neudruck, den wir wärmstens empfehlen möchten, ist in nur 250 numerierten Exemplaren hergestellt und in Ganzleder gebunden. Der Preis (M. 40) ist in Anbetracht der würdigen und kostspieligen Wiedergabe ein mäßiger zu nennen. —bl—

Band XIV der „Seltenen Drucke in Nachbildungen", die bei Rudolf Haupt in Halle a. S. erscheinen, bildet der *Laurin*, Straßburg 1500. Der ausgezeichneten Faksimilierung hat *Karl Schorbach* eine umfangreiche Einleitung vorangestellt, die auf gründlichster und gewissenhaftester Untersuchung fußt. Der älteste gedruckte Text des Laurin liegt in der editio princeps des Heldenbuches vor, o. O. u. J., aber sicher in Straßburg ca. 1480 von Joh. Prüß hergestellt; Keller gab ihn 1867 neu heraus. Es folgten als zweite Ausgabe des Heldenbuches der Schönspergersche Druck Augsburg 1491 und als erste Sonderausgabe des Laurin die Straßburg 1500. Außer dieser erschienen noch zwei weitere Sonderdrucke (1509 und um 1555); von jeder ist nur ein einziges Exemplar bekannt, das Nürnberger ist noch dazu defekt. Da von den drei Auflagen die einzelne mindestens 500 Exemplare zählte, so würden also rund 1500 Exemplare des Laurin vernichtet worden sein. Allerdings wurde der Laurin in den häufigen Ausgaben des Heldenliedes mit abgedruckt, und das erklärt wohl auch die Spärlichkeit der Einzeldrucke, denen die jüngere alemannische Version zugrunde lag, die mutmaßlich zu Beginn des XIV. Jahrhunderts in Elsaß entstand. Die Edition von 1500 zeigt schon verhältnismäßig gut ausgeführte Illustrationen von einheitlichem Stil; gedruckt wurde sie in der Offizin des Matthias Hüpfuff zu Straßburg. —bl—

Von den „*Probefahrten*", den Erstlingsarbeiten aus dem Deutschen Seminar in Leipzig, die Professor Köster herausgibt, liegen uns drei weitere Bände vor (Leipzig, R. Voigtländer). Im sechsten Bande gibt *Albert Soergel* recht interessante Untersuchungen über die „*Ahasverdichtungen seit Goethe*". Die Einleitung beschäftigt sich mit dem Stoffgeschichtlichen, mit dem Ahasver in der Sage, in der alten Volkspoesie und in der Kunstpoesie bis zu den Fragmenten Goethes und Schubarts. Abgesehen von diesen beiden hat das XVIII. Jahrhundert wenig für den dichterischen Ausbau der Mythe getan. Modeproblem wird er in den dreißiger und vierziger Jahren des XIX. Jahrhunderts, tritt auch wieder in der Gegenwart stärker hervor. Der Verfasser läßt die Ahasverdichtungen von Schlegel und Arnim bis auf Mauthner und Kirchbach Revue passieren, um bei der Rückschau zu dem Resultat zu kommen, daß sich kein einheitliches Gesamtbild ergeben will. Die Bibliographie umfaßt 210 Nummern. Noch nicht zur Hand gewesen war dem Verfasser *Johann Prosts* stoffgeschichtliche Untersuchung der Wandlung der „*Sage vom ewigen Juden in der neueren deutschen Literatur*" (Leipzig, Georg Wigand), die vor allem die verschiedentlichen individuellen Deutungen der Mythe berücksichtigt.

Ein Beitrag zur älteren deutschen Bühnengeschichte nennt sich Band VII der Probefahrten: „*Die Inszenierung des deutschen Dramas an der Wende des XVI. und XVII. Jahrhunderts*" von *C. Herm. Kaulfuß-Diesch.* Das Thema hat in so umfassender Weise noch keine Bearbeitung gefunden. Vor dem Auftreten der englischen Komödianten spielte die Regie im geistlichen

und weltlichen Schauspiel Deutschlands nur eine bescheidene Rolle. Erst die Engländer brachten uns die Anfänge einer neuen Bühnenkunst: darin und nicht in den Stücken, die sie boten, liegt ihre theatergeschichtliche Bedeutung. Zur selben Zeit trat auch der Herzog Heinrich Julius von Braunschweig mit seinen ersten, für die Sackevillesche Truppe in Wolfenbüttel gefertigten Dramen auf. Beiden Bühnen widmet der Verfasser ausführliche, in den Einzelheiten höchst interessante Vergleiche, um dann zur Bühne Jakob Ayrers überzugehen, die gleichfalls vielerlei von den Englischen Komödianten übernahm. — In Band VIII behandelt *Max Drescher* die *„Quellen zu Hauffs ‚Lichtenstein'"*: zunächst die historischen Grundlagen, die geschichtlichen und sagengeschichtlichen Stoffe und die kulturgeschichtlichen Details und dann die literarischen Vorbilder. Daß sich in stofflicher wie motivlicher Hinsicht ein Überwiegen Scottschen Einflusses kundgibt, bedarf kaum noch näherer Untersuchung; indessen Herr Drescher hat den Vorzug, nicht langweilig zu werden, und so bietet auch sein fleißiger Exkurs eine erfreuliche Lektüre. —bl—

Einige neue Veröffentlichungen des Inselverlags in Leipzig sind zu verzeichnen. *Eduard Mörikes* Novelle *„Mozart auf der Reise nach Prag"* hat einen wundervollen Neudruck erfahren, für den Walter Tiemann einen höchst reizvollen Doppeltitel und das Anfangsinitial gezeichnet hat. Äußerlich ebenso hübsch präsentiert sich ein zweites neues Buch des Verlags: *Francesco Petrarcas Sonette und Kanzonen*, mit dem Porträt des Dichters und einer (nicht signierten) feinen und graziösen Titelumrahmung. Die Auswahl und Übersetzung stammt von *Bettina Jacobson*, die dem Buche auch eine Anzahl sehr interessanter Erläuterungen beigegeben hat. Die Verdeutschung ist nicht überall gleich gelungen; es hat den Anschein, als hätte sich die Übersetzerin hie und da allzusehr an den Urtext gehalten, statt frei nachzudichten. Viele der Gedichte aber verraten eine außergewöhnliche Begabung, vor allem ein starkes Formtalent.

Oskar Wildes groteske Novelle *„Das Gespenst von Canterville"* hat mit noch fünf anderen Erzählungen des Autors in *Franz Blei* einen neuen und sehr gewandten Übersetzer gefunden. Auch in der Ausstattung dieses Bandes zeigt sich der echt künstlerische, vornehm empfindende Geschmack des Inselverlags. Es ist in kräftiger und klarer Antiqua auf schwerem Bütten gedruckt (von Poeschel & Trepte, Leipzig) und mit einer Reihe ganz köstlicher Illustrationen von *Heinrich Vogeler* geschmückt. In diesen entzückenden Zeichnungen gibt Vogeler das Beste seines reichen Könnens: ein phantasievoller Humor belebt sie und eine schalkhafte Grazie; seine spielende Erfindungsgabe, die aus Wunderblumen geheimnisvolle Tiere und aus Epheuranken zierliche Karikaturen herauswachsen läßt, ist bewundernswert. Auch die Initialen und der Titelschmuck stammen von ihm. Alles in allem: ein Prachtgeschenk der Bibliophilie, dem wir weiteste Verbreitung wünschen. —m.

Die Fortsetzung der bei R. Piper & Co. in München erscheinenden interessanten Sammlung *„Die Fruchtschale"* gibt als Erinnerungsgabe an Stifters hundertsten Geburtstag zunächst in Band V *„Adalbert Stifter. Eine Selbstcharakteristik des Menschen und Künstlers."* *Paul Joseph Harmuth* erweist sich in dieser Auswahl als ein vortrefflicher Kenner des liebenswerten Poeten, seines feinen ästhetischen Empfindens und zarten Stimmungszaubers. Band VI bringt einen Abdruck von *Wickrams „Goldfaden"* in der Erneuerung Brentanos mit einer kurzen Einleitung von *Paul Ernst*, die auch den interessieren dürfte, der dem Herausgeber in seiner Beurteilung des Don Quixote und Gargantua nicht zu folgen vermag. Der sich ständig vergrößernden Gemeinde *Walt Whitmans* werden die in Band VII vereinten, von *O. E. Lessing* übersetzten Prosaschriften des geistreichen Amerikaners Freude machen, zumal sie ihn von einer anderen Seite als der rein poetischen zeigen, nicht zuletzt als einen ausgezeichneten Kenner des Volks, dem er angehört. Band VIII enthält die Schriften des merkwürdigen Theosophen *Jakob Böhme*: die „Morgenröte" und zwei nachgelassene, „Von den drei Prinzipien des göttlichen Wesens" und „Vom dreifachen Leben". Die Verschmelzung von Mystik und Naturphilosophie, die Böhme charakterisiert, und seine grandios phantastische Weltanschauung haben den seltsamen Mann in unsern Tagen der Vergessenheit entrissen. Friedrich Schlegel, Schelling, Hegel, Feuerbach, Fechner, Carrière sind zwar warmherzig für ihn eingetreten, aber dem größeren Publikum ist er immer fremd gewesen. Die hier von *Joseph Grabisch* gegebene Auswahl wird hoffentlich dazu beitragen, auch die dichterische Seite seines Schaffens mehr als bisher zu fassen und zu begreifen. Band IX bringt die *Aphorismen und Anekdoten* eines Meisters des Aphorismus: des von Nietzsche hochverehrten und öfters zitierten geistreichen Philosophen des Pessimismus *Nicolas Chamfort*, in erster deutscher (und ganz vortrefflicher) Übersetzung mit einer Einleitung von *Hermann Eßwein*. Band X endlich, der letzte uns vorliegende, *Liebesgedichte aus der Griechischen Anthologie*. *Otto Kiefer* hat die Auswahl getroffen und auch eine Anzahl Übertragungen geliefert, denen sich Verdeutschungen älterer Dichter anschließen: das Ganze ein köstliches Bukett aus der erotischen Poesie der Antike.

Jeder der hübschen kleinen „Fruchtschalen"-Bände enthält verschiedene Porträts und meist auch einige handschriftliche Faksimilien. —m.

Für die Redaktion verantwortlich: Fedor von Zobeltitz in Berlin W. 15.
Alle Sendungen redaktioneller Natur an dessen Adresse erbeten.

Gedruckt von W. Drugulin in Leipzig für Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig auf Papier der Neuen Papier-Manufaktur in Straßburg i. E.

ZEITSCHRIFT FÜR BÜCHERFREUNDE.

Monatshefte für Bibliophilie und verwandte Interessen.

Herausgegeben von Fedor von Zobeltitz.

10. Jahrgang 1906/1907. **Heft 5: August 1906.**

Börne-Studien.

Von

Professor Dr. Ludwig Geiger in Berlin.

I.

Börne und Julius Campe. Mit drei ungedruckten Schriftstücken Börnes.



aß Privatarchive neben den öffentlichen Bibliotheken die reichste Fundgrube literarischen Brief- und Nachlaßmaterials sind, weiß jeder Literarhistoriker. Niemals ist wohl so fleißig als heute nach den Erben und Nachkommen verstorbener Autoren geforscht worden, um ihrem Nachlasse auf die Spur zu kommen, einem Nachlasse, der seit Jahrzehnten, oft seit Jahrhunderten in Privatarchiven ein ungestörtes Dasein führte. Weit weniger allgemein ist die Erkenntnis verbreitet, daß, wie für politische, so auch für die Literaturgeschichte die Staats- und Stadtarchive köstliches Material bergen. Zwar Kunsthistoriker und Forscher auf dem Gebiete der Theatergeschichte haben derartige Fundgruben untersucht, um über Leben und Beschäftigung einzelner Künstler, Anstellung und Abschaffung von Schauspielergruppen völlig unbekannte und, da sie oft urkundlichen Charakter tragen, unzweifelhaft wahre Notizen zu erlangen; die eigentlichen Literarhistoriker dagegen trauen sich noch nicht recht an die Archive heran. Und doch könnten sie auch für diese eine Quelle ersten Ranges werden. Nicht etwa nur, wenn man Männern nachgeht, die Staatsbeamte oder Offiziere gewesen sind, sondern besonders, wenn man sich mit Schriftstellern beschäftigt, die Beziehungen zu leitenden Kreisen unterhielten oder durch Schrift und Wort, zuweilen auch durch Taten mit der Polizei und mit den Gerichten in Konflikt gerieten. So habe ich, um aus meiner eigenen Tätigkeit drei Beispiele anzuführen, in dem Königlichen Staatsarchiv in Berlin außerordentlich wichtiges Material zur Geschichte des jungen Deutschland, unter anderem auch eine Autobiographie Heinrich Laubes entdeckt, aus dem Königlichen Hausarchiv in Charlottenburg die Briefe der Bettina von Arnim an Friedrich Wilhelm IV. nebst einigen Antworten des Königs ans Licht gezogen, köstliche Dokumente ihres Freimuts und ihrer rastlosen Energie, und im Hamburger Staatsarchiv ein Stück der Vorrede zu Heines „Französischen Zuständen", vermutlich in des Dichters eigener Handschrift, gefunden. —

Aus demselben Archiv, in dem die Akten über den Prozeß des Buchhändlers Campe, betreffend Börnes Pariser Briefe verwahrt werden — Akten, von denen in unserer zweiten Studie die Rede sein soll —, ist es mir nun gelungen,

drei sehr merkwürdige, bisher ungedruckte Stücke hervorzuziehen: Börnes Kontrakt mit seinem Verleger Campe (1828), einen von dem Schriftsteller herrührenden Prospekt über seine Schriften (1830) und einen höchst interessanten Brief an seinen Verleger (1831). Diese drei wichtigen Stücke mögen hier, von einigen Anmerkungen begleitet, folgen.

Im Jahre 1828 fühlte Börne das Bedürfnis, seine in Zeitungen und Zeitschriften verstreuten Abhandlungen und Skizzen — nur wenige Abhandlungen: die Denkrede auf Jean Paul und die Schrift über die Berliner Jahrbücher waren gesondert erschienen — zu sammeln. Cotta war dem Plan nicht abgeneigt, bot aber kein sonderlich großes Honorar. In Berlin, wohin Börne im Februar gegangen war, fand er keinen passenden Verleger und hätte selbst, wenn er einen solchen gefunden, wegen der Zensurschwierigkeiten auf ihn verzichten müssen. Daher dachte Börne schon damals an Campe, den Verleger Heines, unterließ aber die Reise nach Hamburg, teils des schlechten Wetters halber, teils weil er nicht so lange von seiner Frankfurter Freundin Jeanette Wohl getrennt bleiben wollte. Nachdem er aber mehrere Monate mit ihr am Rhein geweilt und den Plan einer ehelichen Verbindung mit ihr, der ihm damals sehr ernst vorschwebte, nicht hatte ausführen können, ging er nach Hamburg und schloß das beabsichtigte Geschäft ab. Von dem Kontrakt wußte man bisher nur im allgemeinen. Man kannte die ausbedungene Summe, die Anzahl der Bände; auch war aus den Briefen Börnes an Frau Jeanette Wohl (Nachgelassene Schriften, Mannheim 1847, Band III) bekannt, daß Börne ursprünglich 5000 Taler gefordert, sich aber schließlich mit Campes Angebot von 4000 begnügt hatte und sogar meinte, ein recht gutes Geschäft gemacht zu haben.

Der Kontrakt, der, wenn auch nicht vollständig von Börne geschrieben, doch mit seiner Beihilfe und Mitwirkung entstanden sein muß, lautet:

Verlagskontrakt
über Börnes gesammelte Schriften.

Aus ca. 80 Bogen in 12 à 24 Seiten bestehend.

§ 1.

Der unterzeichnete Verfasser überläßt an den mitunterzeichneten Verleger das Verlagsrecht an seinen gesammelten Schriften auf fünf nacheinander folgende Jahre von dem Tage der Einhändigung oder Absendung des letzten Teils des Druckmaterials an gerechnet, dergestalt und also, daß der Verleger innerhalb dieses Zeitraums diese gesammelten Schriften ein und mehrere Mal in beliebigen typographischen Formen vorbehaltlich der in den §§ 3, 5 und 7 enthaltenen Bestimmungen drucken zu lassen und in den Buchhandel zu bringen berechtiget, der Verfasser aber verpflichtet ist, innerhalb ebendieser Frist jeder anderweitigen Herausgabe der gedachten Sammlung, sei es in unveränderter Gestalt unter dem Prätext einer Verbesserung oder Vermehrung bei Strafe des Verlustes und resp. der Zurückzahlung des nachstehend bestimmten Honorars sich zu enthalten. Erst nach Ablauf der fünf Jahre tritt derselbe diesfalls wiederum in das ursprüngliche Autorrecht, über diese gesammelten Schriften zu merkantilischen Zwecken frei disponieren zu können, alsdann aber auch ohne alle Rücksicht auf die Frage, ob die vom Verleger während der fünf Jahre veranstalteten Abdrücke verkauft sind oder nicht.

§ 2.

Für dieses fünfjährige uneingeschränkte Verlagsrecht verpflichtet sich der Verleger für sich und seine Erben, an den Verfasser ein Honorar von viertausend Talern preußisch Kurant in folgendem Maße zu zahlen;

a) am 15. Dezember 1828	500 Taler
b) nach Ablieferung des Druckmaterials zu den ersten 4 Teilen	500 „
c) nach Erscheinung dieser 4 Teile	1000 „
d) nach Erscheinung des letzten Teiles	1000 „
e) und endlich ein Jahr nach der Erscheinung den Rest mit 4 Prozent Zinsen, also	1040 „
	4040 Taler.

§ 3.

Der Bestimmung des Verfassers bleibt es allein vorbehalten,

1) dem Werke jeden ihm gut dünkenden Titel zu geben, sowohl was den allgemeinen Titel des gesamten Werkes als den besonderen betrifft, der etwa den einzelnen Teilen zu geben wäre;

2) die Sammlung beibehaltend die versprochene Bogenzahl in so viele Bände, als ihm zweckmäßig scheint, einzuteilen.

§ 4.

Der Verleger verpflichtet sich, die von ihm bekannt zu machende Buchhändleranzeige des Werkes der Prüfung und Genehmigung des Verfassers zu überlassen, jedoch mit Ausnahme des Merkantilischen derselben, welche dem Gutdünken des Verlegers frei bleibt.

§ 5.

Der Verfasser ist berechtigt, bei jeder neuen Auflage der Sammlung jede ihm gut dünkende Veränderung damit vorzunehmen, sei es durch Verbesserung, Hinzufügung von neuem oder Auslassung von altem; letzteres jedoch ohne die Ausdehnung des Werkes schmälern zu dürfen.

§ 6.

In bezug auf Vorstehendes verpflichtet sich der Verleger, dem Verfasser von jeder beabsichtigten neuen Auflage vor Beginn des Druckes die Anzeige zu machen.

§ 7.

Dem Verleger steht es frei, die verschiedenen Teile der Sammlung auch einzeln zu verkaufen, jedoch nur unter solchen Titeln, die ihnen der Verfasser in der Sammlung gegeben hat oder zu diesem Zwecke neu geben wird.

§ 8.

Der Verfasser erhält von der ersten Auflage 24 Frei-Exemplare und (von) jeder folgenden 6 Exemplare.

§ 9.

Der Verfasser verspricht bis spätestens 1. Januar 1829 mit Ablieferung des Druckmaterials den Anfang zu machen und die erste Hälfte des Werkes längstens in 6 Monaten zu liefern.

§ 10.

Die zweite Hälfte des Werkes druckfertig spätestens bis zum 1. Januar 1830 dem Verleger abzuliefern.

§ 11.

Bei einer erforderlichen neuen Auflage in bezug auf die vorbehaltene vom Verleger dem Verfasser davon zu machenden Anzeige ist der Verfasser verpflichtet, innerhalb 3 Monaten die Veränderungen dem Verleger zu liefern oder den unveränderten Wiederabdruck der vorhergehenden Auflage zu genehmigen.

§ 12.

Dieser Vertrag ist dato unwiderruflich abgeschlossen, jeder dagegen zu erhebenden Ausflucht wird von beiden Seiten entsagt und überdies ausdrücklich festgesetzt, daß derjenige, welcher ihn geflissentlich in irgend einem Punkte verletzen würde, zwar den verletzten Teil dadurch von allen kontraktlichen Verpflichtungen befreit, seinerseits aber nach wie vor an den Vertrag streng gebunden bleibt.

Hamburg, den 18. Oktober 1828.

gez. Julius Campe gez. Dr. L. Börne.
i/Firma Hoffmann & Campe.

Die sieben ersten Bände dieser Ausgabe, enthaltend dramaturgische Blätter, vermischte Aufsätze, Schilderungen aus Paris aus den Jahren 1821/22, Fragmente, Aphorismen, Kritiken, erschienen in rascher Folge 1829/30. Nur bei dem achten Bande haperte es. Infolgedessen zeigte sich das Publikum wohl etwas ungeduldig. Auch die Subskribenten, die in der ersten Zeit sehr zahlreich gewesen, kamen nicht mehr in gewünschter Menge; Campe suchte daher nach Art rühriger Verleger, die gewonnenen Subskribenten zu beruhigen und neue heranzuziehen. Das tat er durch folgenden Prospekt:

Gesammelte Schriften von Ludwig Börne.

Acht Teile.

Subskriptionspreis 5 Taler.

Ladenpreis unmittelbar nach der bevorstehenden Erscheinung des achten und letzten Teils 8 Taler.

Wer sich bisher gefreut hat, auch nur einige Federstriche, einige zerstreute Aufsätze und Blätter von einem so ausgezeichneten und seltnen Kopf wie Börne gelesen zu haben, wer diese als einen geheimen Schatz betrachtet und aufbewahrt hat, also jeder, der von Börne nur etwas gelesen, hat sicher gewünscht, *alles* von ihm zu besitzen und wird sich nun, da die gesamte schriftstellerische Tätigkeit dieses Mannes in den Buchhandel gekommen ist, recht herzlich Glück wünschen.

Nicht für diese, sondern mit Rücksicht auf das größere Publikum erlauben wir uns folgende Bemerkungen, die wir nur als flüchtige und unbestimmte Umrisse eines so schwer zu bezeichnenden Charakters und des Inhalts seiner Schriften aufzunehmen bitten.

Börne eignet sich ganz zum Sprecher des Tages; er legt sich selbst nur das eine wahrhaft eigentümliche und angeborene Talent zu, alles, was der Morgen bringt, der Tag bescheint und was die Nacht in ihren Schleier verhüllt, eindringlich und anregend zu besprechen. Es gibt keine Saite des Lebens, die er nicht anschlägt. Manche Themata, besonders aus der Literatur, dienen ihm nur wie dem Kanzelredner ein paar unbedeutende Worte als Unterlage und Text, um wichtige und anziehende Betrachtungen daran anzuknüpfen; um aufzusteigen und zu unterhalten bedient er sich oft nur der untersten Sprosse einer fremden Gedankenleiter und baut sich selbst die übrigen. Überall will er etwas mehr als sprechen und widersprechen; er hat etwas auszusprechen, er hat — ein seltner Fall unter unsern Schriftstellern, wenn auch nicht ein seltnes Wort — eine *Lebensansicht* und daher begleiten ihn, wohin er sich wendet, gewiße leitende und leuchtende Ideen seines Geistes, seines Herzens, seines Charakters. Er ist witzig, ja springend witzig und lebendig, aber er wirft nicht, wie die meisten Schöngeister unserer Zeit, und zwar wenn's hoch kommt und im besten Fall mit witzigem Spreu umher. Davor schützt ihn das eine, daß er weiß, was er will, daß er ein Herz hat, ein Gewissen, das gleichsam in seinen Worten ruhig atmet. Keine Schule geniert ihn, kein System beengt ihn, kein Flitterschein besticht ihn; er führt den Leser mitten durch die allgemeine Verwirrung der Urteile über Leben und Kunst auf einen natürlichen, einfachen und sichern Weg und erheitert ihn zugleich durch seine eigene Heiterkeit, seinen Humor, seine Witze, Bilder und schlagende Worte, durch das Feuer, womit er spricht. Börnes Schriften werden unstreitig dazu beitragen, den Geschmack in der Kunst zu läutern, aber sie werden ebenso sehr *guten Geschmack am Leben*, den Geschmack an staatsbürgerlicher Tätigkeit wecken, beleben und anfeuern. Nach Börne ist das Leben

die echte Kunsthippokrene, nach ihm muß ein Volk seinen Roman, sein Drama erst in eigener Person unter freiem Himmel, auf dem Markte dichten, spielen und aufführen und erst hinterher Romane aufs Papier und Dramen auf die Bretter bringen als den poetischen Widerschein des Lebens und ein Bild der Welt im Kleinen. Sein Symbolum ist das Goethesche: „Worte sind gut, aber nicht das Beste. Der Geist, aus dem gehandelt wird, ist das Höchste." Übrigens ist sowohl die Sprache, die Börne schreibt, als die Sprache, die er führt, sein Stil und sein Freimut in der deutschen Literatur selten.

Man wird der Verlagshandlung das Zeugnis geben, daß sie für eine würdige Ausstattung Sorge getragen hat.

Die Erscheinung des achten Teils war durch eine langwierige Krankheit der Verfassers verzögert. Die Verlagshandlung glaubt diese Mitteilung den zahlreichen Subskribenten schuldig zu sein und findet sich zu der Bemerkung veranlaßt, daß der ursprüngliche Subskriptionspreis bis zu der nahe bevorstehenden Erscheinung des achten und letzten Bandes unverändert der nämliche bleibt, nachmals jedoch der Ladenpreis eintritt.

Hamburg, Oktober 1830.

Hofmann & Campe.

Daß dieser Prospekt in seinen wesentlichen Teilen nicht aus Julius Campes oder eines seiner Angestellten Feder geflossen ist, bedarf keines Beweises. Aus dem oben mitgeteilten Kontrakte geht hervor, daß derartige Buchhändleranzeigen nicht veröffentlicht werden durften, ohne dem Autor der Schriften vorgelegt zu werden; in einer gelegentlichen Äußerung des später zu erzählenden Prozesses bekennt Campe, daß diese Darlegung von Börne ist; aus diesem Grunde blieb auch das gedruckte Blatt bei den Akten, bei denen es sonst nichts zu tun hätte. Selbstverständlich rührt das rein Geschäftliche also die Aufschrift und die Unterschrift, rühren auch die merkantilen Bestimmungen am Schlusse nicht von Börne her, und abzusprechen sind ihm gewiß der erste Abschnitt vor dem Satze „Börne eignet sich ganz zum Sprecher des Tages" sowie die Schlußsätze nach dem Zitat des Goetheschen Satzes. Dagegen möchte ich die vollständige Charakteristik Börnes als Schriftsteller in der Tat als Börnes Eigentum ansprechen. In diesen sehr hübschen Auseinandersetzungen könnte man vielleicht manches Fremde entdecken, aber es sind Wendungen darin, die nicht nur von Börne sein *können*, sondern sogar von ihm sein *müssen*, und so darf man wohl das ganze Stück als ein Ineditum Börnes bezeichnen.

Diesen Versprechungen, wie sie angezeigt waren, folgte nicht so bald die Erfüllung. Börne war zu Anfang September 1830 in Paris angekommen und stand ganz unter dem Eindrucke der französischen Ereignisse nach der Revolution. Seiner Gewohnheit treu, teilte er der schon genannten Frankfurter Freundin seine Eindrücke, Beobachtungen, Bemerkungen über Politik, Literatur und Kunst mit. Diese Pariser Briefe bot er nun dem Verleger in der folgenden sehr merkwürdigen Epistel an, zunächst als den verheißenen achten Band der Werke. Der Brief ist außerordentlich wichtig, nicht nur für die Art des Verkehrs zwischen Schriftsteller und Verleger, sondern auch für die ganze Entstehungsgeschichte der Pariser Briefe. Er lautet:

Paris, den 17. Januar 1831.

Werter Freund!

Ich schmeichle mir, es wird Ihnen angenehm sein, wieder etwas von mir zu hören. In meinem Schreiben vom 22. September versprach ich Ihnen, bis zum Februar Ihnen das noch Fehlende von meinen Schriften zu liefern; der Februar naht heran, aber meine Arbeit ist nicht fertig. Fragen Sie mich, warum, ob ich krank war oder träge oder mich zu viel zerstreuen ließ, antworte ich: nein. Ich war gesund, sowie auf meinem Zimmer so auch im stillen Deutschland und träge war ich auch nicht, aber die Zeit war zu geschäftig, ich konnte ihr nicht nachkommen. Sie selbst in Ihrem letzten Briefe bemerkten, Sie hofften, diese unsere gewaltige Zeit würde mich aufregen und mir Stoff zum Schreiben genug geben. Ja, wohl hat sie das getan, aber ich bin nicht wie die andern. Das alles war mir nicht bloß Lebensmittel für den Geist, es war mir bald Nahrung, bald Geist für das Herz, der Kopf versagte meinem Herzen und die Hände versagten meinem Kopfe.

Ich konnte mich nicht sammeln in dieser großen Bewegung, und so ist Nichts geworden aus allen meinen Plänen. Aber ich vergaß keinen Tag, was ich Ihnen schuldig war und was Sie von mir erwarten, und das macht mich recht betrübt.

Da klage ich kürzlich einem Freunde in Deutschland, mit dem ich in ununterbrochenem Briefwechsel stehe und vor dem ich gewohnt bin, mein ganzes Herz zu öffnen (ich will es Ihnen nur gestehen, der Freund ist eine Freundin) meine Not, und da antwortet mir dieser Freund, wie ich um Gotteswillen in Verlegenheit sein könnte, ich brauche ja bloß die Briefe drucken zu lassen, die ich ihm von Paris geschrieben und die, wie alles, was nicht für den Druck bestimmt ist, am meisten verdiene, gedruckt zu werden. Da fiel alle Heuchelei, alle Verstellung und Zurückhaltung weg, denen sich selbst der aufrichtigste und kühnste Schriftsteller nicht enthalten kann, sobald er an das Publikum denkt.

Wie ein Trost vom Himmel kam mir dieser Rat. Und ich werde ihn befolgen. Ich werde im Weg (so steht im Manuskript, jedenfalls verlesen für Feb. = Februar) nach Deutschland zurückreisen, um (so in der Kopie, vielleicht verlesen statt „mir“. Wer die Börnesche Briefhandschrift kennt, weiß, daß sie so klein und infolge der Kleinheit so undeutlich ist, daß selbst dem geübten Handschriftenkenner Verlesungen sehr leicht möglich sind) dort die fraglichen Briefe zustellen lassen und brauche sie dann nur abzuschreiben. Das ist eine Sache von wenigen Wochen.

Diese eine Not wäre ich jetzt los, aber ich habe noch eine andere. Ich brauche Geld. Sie sind mir noch 1400 Taler schuldig. 400 Taler, soviel ich mich erinnere, haben Sie mir für diesen Winter zugesagt. Wann die anderen tausend Taler fällig sind, weiß ich in diesem Augenblicke nicht bestimmt, denn ich habe unsern Vertrag in Frankfurt. Aber Sie würden mich ganz glücklich machen, wenn Sie mir diese 1400 Taler gleich und auf einmal gäben. Wenn ich sage *glücklich*, so dürfen Sie mir glauben, das Geld ist nicht für meinen eigenen Gebrauch. Der Besitz des Geldes hat mich nie glücklich gemacht und dessen Mangel könnte mich nie unglücklich machen. Es ist für einen andern. Dürfte ich Ihnen die Verwendung sagen, ich traue Ihnen zu, Sie würden das Geld aus Ihrer ewigen (so in der Kopie, vermutlich stand im Original „eigenen“) Kasse hergeben. Erfüllen Sie diesen Wunsch, es fände sich sobald keine andere Gelegenheit, mich so zu verbinden als hierdurch.

Ludwig Börne.
Nach Moritz Oppenheims Gemälde.

Da aber, sobald es sich von Geschäften handelt, unter Freunden sich alles ausgleichen muß, so muß ich Ihnen bemerken, daß Sie für die Aufopferung, die Sie machen, wenn Sie mir die 1400 Taler bezahlen, ehe die Schuld fällig ist, in den Manuskripten, die ich Ihnen überlasse, Entschädigung finden werden. Wir sind dem Publikum eigentlich nur noch 7 Bogen schuldig, die fraglichen Briefe aber, die bis heute 44 betragen, und bis zu meiner Abreise von Paris auf 60 steigen werden, betragen wohl 20—25 Druckbogen. Ich will Ihnen, wenn Sie mir die verlangte Summe gleich schicken, das alles ohne weiteres Honorar überlassen. Außer dem größeren Werte, den dadurch die Sammlung erhält, können Sie auch den letzten Teil besonders verkaufen; denn Briefe aus Paris, in diesen Zeiten geschrieben, würden gewiß anziehen.

Aber ich wiederhole es, daß (gewiß stand im Original: da) dieses Geld nicht zur Deckung laufender Bedürfnisse, sondern zu einer besonderen Bestimmung verwendet werden soll, so kann mir nur die ganze Summe auf einmal, nicht etwa ein Teil davon dienen. Wenn Sie (ein zweites: sie, das in der Kopie ausgelassen ist, muß jedenfalls ergänzt werden) mir gewähren, schicken Sie mir einen Wechsel auf ein gutes Pariser Haus, der ja in Hamburg überall zu haben ist. Die Kosten des Wechsels wollen Sie mir berechnen.

Ich grüße Sie aufs freundlichste.

Börne.
Rue de Provence No. 34.

Wofür Börne die Summe brauchte, ist weder aus seiner Biographie noch aus den bisher bekannten Briefen zu entnehmen. Freilich ist in den nachgelassenen Schriften, in denen die Briefe stehen, der Januar und der Februar 1831 sehr dürftig vertreten. Daß Campe dem Wunsche seines Autors nachkam, geht aus den im zweiten Artikel benutzten Prozeßakten hervor. Campe ahnte, obgleich er das Manuskript, das er schnell zum Druck brachte, nicht kannte, seine Bedeutung und ließ es daher nicht als Rest einer bereits durch Subskription gedeckten Ausgabe, das heißt nicht als achten Band der Werke, sondern als Fortsetzung, als neunten und zehnten erscheinen, vielleicht in der Hoffnung, damit eine neue Serie zu beginnen.

II.

Börnes Pariser Briefe und die Hamburger Zensur.

Die Briefe aus Paris erlangten schnell große Verbreitung. Sie erregten bei den Freiheits-

freunden starke Begeisterung, bei den Männern des Rückschritts furchtbares Entsetzen. Zensurschwierigkeiten und Verfolgungen, unter denen das Werk zu leiden hatte, waren bisher wenig bekannt; ich habe in meinem Buche „Das junge Deutschland und die preußische Zensur" Seite 25ff. darauf hingewiesen, daß Börnes Pariser Briefe erst 1833 in Preußen verboten wurden, daß sich aber darüber und über Börne überhaupt in den Akten des Berliner Archivs so gut wie nichts vorfindet. Heute indeß kann ich nach den Akten des Hamburger Staatsarchivs die Schicksale des Buches in Hamburg und den Prozeß erzählen, der dort gegen den Verleger Wilhelm Julius Campe angestrengt wurde.

Von diesem wußte man bisher nur das Wenige, was Börne selbst im dritten und vierten Bande der Briefe aus Paris und in den Briefen an Frau Wohl (Nachgelassene Schriften Bd. V) berichtet. (Gelegentlich mag bemerkt werden, daß Börne, der seine Freiexemplare noch am 5. März 1832 nicht erhalten hatte, wegen dieser Nachlässigkeit und aus vielen anderen Gründen mit Campe sehr unzufrieden war, daß er dessen Klage, er habe starke Verluste erlitten, für Lüge erklärte, und andeutete, daß Campe heimlich eine zweite Auflage der Pariser Briefe in Sachsen veranstaltet hätte.)

Bevor nun die eigentliche Prozeßgeschichte erzählt wird, möge eine andere, sehr wichtige Notiz hier folgen.

In einem gleichfalls bei den Hamburger Akten befindlichen Privatbriefe Campes an den Senator Dammert, der sich auf eine frühere Prozeßangelegenheit bezieht (15. März 1831), kommt die Stelle vor: „Einer der geistreichsten Publizisten Dr. Ludwig Börne hat mich noch vor kurzem von Paris aus aufgefordert, eine politische Zeitung in einem konstitutionellen Staate an einem Orte wie Straßburg oder der Schweiz durch ihn herausgeben zu lassen."

Dieser Brief Börnes war bisher nicht bekannt. In den an Frau Wohl gerichteten Briefen wird der Journalplan erwähnt, aber erst am 8. Oktober 1831. Es war damals an ein Journal in Heften zu sechs Bogen gedacht, von denen Börne drei selbst schreiben zu können meinte. Er glaubte, er könne drei Hefte im Winter erscheinen lassen, aber da Campe sich sehr bald zurückzog, erschien ihm das Risiko, das Journal auf eigene Kosten drucken zu lassen, zu groß, und von der Geneigtheit der Deutschen, die Hefte zu kaufen, dachte er gering.

Und nun folge die eigentliche Prozeßgeschichte.

Am 5. November 1831 wurde dem Buchhändler Julius Campe bei Strafe von hundert Talern für jeden Kontraventionsfall verboten, Börnes Briefe aus Paris zu verkaufen, und dieses Verbot ihm und den übrigen neun Hamburger Sortimentern mitgeteilt. Es erfolgte, „weil das Buch die gröbsten Schmähungen gegen den Bundestag und die Fürsten und Regierungen des deutschen Bundes enthält und zum Aufruhr reizt". Am 8. November wurden auf Befehl des Polizeiherrn, des Senators Dr. Dammert, die vorrätigen Exemplare und zwar zwei des ersten und fünf des zweiten Bandes bei Campe konfisziert; bei den übrigen Buchhändlern fand sich kein einziges, auch nach einem Berichte vom 11. November hatte sich bis dahin trotz eifrigen Suchens kein Exemplar aufspüren lassen. Campes erstes Verhör fand am 10. November statt; er erklärte: „Das Werk hat die hiesige Zensur nicht passiert. Das ist auch nicht erforderlich gewesen, da es mehr als die für die Zensur nötige Bogenzahl enthält. Gedruckt ist es nicht hier in Hamburg, sondern in Nürnberg in Bayern in der Druckerei meines Bruders, des dort ansässigen Magistrats Dr. Friedrich Campe, unter den dortigen gesetzlichen Vorschriften." Auf den Vorhalt, ob er kein Bedenken gehabt hätte, die Schrift zu verlegen, meinte er, er habe mit Börne einen Kontrakt, laut dessen er verpflichtet[1] sei, zehn Bände seiner Schriften zu bringen; sieben seien bereits erschienen, diese zwei gehörten also zu denen, die er noch hätte geben müssen; übrigens seien diese Bände auswärts schon früher ausgegeben worden als in Hamburg und nirgends habe ein Polizeigesetz einschreitend stattgefunden.

Am 12. November legte Campe den früher mitgeteilten Kontrakt und den gleichfalls bereits

[1] Diese Behauptung entspricht nicht ganz den Tatsachen. Der Kontrakt lautet nur auf acht Bände; statt des achten noch nicht erschienenen Bandes hatte Börne die „Pariser Briefe" angeboten; sie waren dann, wie oben erwähnt, als neunter und zehnter Band der Schriften veröffentlicht worden. Ob über diese ein besonderer Vertrag geschlossen wurde, ist nicht bekannt.

veröffentlichten Brief Börnes vor, um zu zeigen, daß er den Schriftsteller völlig ausgezahlt habe und daß ihm der größte merkantilische Schaden entstünde, wenn ihm bei dem Debit des Werkes Hindernisse in den Weg gelegt würden. Er habe das Buch vor dem Druck nicht gelesen; das Manuskript sei direkt vom Verfasser in die Druckerei geschickt und die Korrektur dort besorgt worden; von der aus 2000 Exemplaren bestehenden Auflage habe er 250 nach Hamburg kommen lassen, die bis auf die konfiszierten alle verkauft seien; die Druckerei habe nach einem von ihm gesendeten Verzeichnis die übrigen Buchhandlungen versorgt; dies habe geschehen müssen, weil es sich nur um die Fortsetzung eines schon vom Publikum bezahlten Lieferungswerkes handele. Was den Inhalt betreffe, so erklärte der Verleger: „Ich bin der Meinung, daß ich ihn in keiner Weise zu vertreten habe, der Autor ist bekannt, sein Name hat einen guten Klang in Deutschland, er ist ein wohlhabender Mann, ich denke, er hat den Inhalt zu vertreten." Auf die groben Schmähungen des Inhalts aufmerksam gemacht, erwiderte er: selbst wenn er sie vorher gekannt, hätte er keinen Anstoß daran zu nehmen brauchen, da die früheren Teile des Werkes manche ähnlichen Stellen enthielten, die keinen Anstoß gegeben hätten. „Sodann bemerke ich und bitte es zu Protokoll zu nehmen: Ich habe — es war bei Gelegenheit des Holsteinschen Provisoriums der Stände — Herrn Senator Dammert als Polizeiherrn auf das höchst Unangenehme meiner Lage in meinem Verhältnisse zu den Schriftstellern aufmerksam gemacht, daß ich nämlich bei bestehenden kontraktlichen Verhältnissen manches zu drucken nicht vermeiden könnte, was ich sonst wohl nicht gedruckt hätte. Ich habe mich erboten, allen und jeden Wünschen, die die hiesige Regierung hätte, um in dieser Hinsicht Unannehmlichkeiten zu vermeiden, entgegenzukommen, mich eventualiter mit einem auswärtigen Hause zu associieren, damit hier in meinem Vaterlande nichts herauskäme, was irgend Anstoß finden könnte. Auf dieses mein Erbieten sehe ich noch der Antwort entgegen."

Am 17. November war Campe aufs neue geladen. Er deponierte, daß er keinen Associé habe, er habe die Handlung von seinem Bruder gekauft, der frühere Kompagnon Hoffmann sei tot. Auf eine zweite Frage, ob er sich der außergerichtlichen Entscheidung des Senats unterwerfen wolle oder die Verfügung eines fiskalischen Prozesses vorziehe, verlangte er Bedenkzeit, um sich mit seinem Advokaten Dr. Pöhls zu beraten.

Erst am 2. Dezember gab er die Antwort, es sei ihm durch Konfiskation und Hemmung des Vertriebs genug geschehen, er könne sich daher auf die gestellte Frage gar nicht erklären. Daraufhin beschloß der Senat am 5. Dezember, das gerichtliche Verfahren gegen Campe einzuleiten. Bei aller Selbständigkeit der Hamburgischen Staatsbehörden und aller Eifersucht, die Autonomie gerade den großen deutschen Staaten gegenüber zu wahren, ist es doch leicht möglich, daß durch den österreichischen Gesandten in der Handelsstadt ein kleiner Druck auf die Behörde ausgeübt worden ist. Dieser Gesandte, Graf von Binder-Kriegelstein, sandte am 13. November an den Syndikus von Sienen ein kurzes Schreiben, worin er seine Freude ausdrückte, daß der Verkauf der „Briefe aus Paris" inhibiert sei und bemerkte: „Sollte Euer Hochwohlgeboren etwas Sicheres über den gegenwärtigen Aufenthalt Börnes bekannt sein, so ersuche ich dieselben, es mir gefälligst anzeigen zu wollen". Am 15. dankte er dem Syndikus für seinen Besuch, bat darum, ihn über die weiteren Schritte in Kenntnis zu setzen und fuhr fort: „Da genannte Buchhändler der Schandschrift des L. Börne ihren Namen vorgedruckt haben, so werden sie dadurch aller daraus entspringenden Folgen teilhaftig und verdienen in jeder Hinsicht, da sie bereits so oft die in Deutschland bestehenden Preßgesetze übertreten und auch die hiesige Obrigkeit gegen auswärtige Regierungen kompromittiert haben, eine exemplarische Strafe. Indem übrigens in vorliegender Schmähschrift nicht allein durch das Rufen der deutschen Völker zum Aufstande gegen ihre rechtmäßigen Fürsten und Regenten ein schweres Verbrechen gegen den deutschen Bund, sondern auch überdies der kaiserlich österreichische Hof insbesondere auf eine freche Weise angegriffen wird, so ist es meine unerläßliche Pflicht als Gesandter des allerhöchsten Hofes, auf vollständige Genugtuung zu dringen und müssen daher die erwähnten Buchhändler, da sie mit dem schändlichsten Libellisten L. Börne gemeinschaftliche Sache gemacht haben, zur längst verdienten Strafe gezogen

werden. Denn es ist die höchste Zeit, daß in den deutschen Bundesstaaten diesem Unwesen der Presse endlich Einhalt getan werde, wenn nicht alle Regierungen und mit ihnen alle gesetzliche Ordnung untergehen soll. Der Senat dieser freien Stadt hat daher bei diesem Vorfall ein lobenswürdiges Verfahren und zwar aus eigenem Antrieb beobachtet, welches ich auch beim allerhöchsten kaiserlichen Hofe vollkommen anzuerkennen mich beeilt habe und ist demnach um so mehr die begründete Hoffnung vorhanden, daß jenes (zu ergänzen: Verfahren) gegen die Buchhändler Hoffmann und Campe von der Art sein wird, um von dem kaiserlichen Hofe als eine hinlängliche Genugtuung angesehen werden zu können."

Diese eigenhändig ausgestellte Zensur, die stilistisch nicht ganz einwandsfrei ist, liest sich zugleich wie eine versteckte Drohung. Der vornehme Herr, der sich augenblicklich mit dem Hamburger Senate so zufrieden zeigte und eine Belobigung seitens des österreichischen Hofes in Aussicht stellte, wird durch den Verlauf des gerichtlichen Verfahren wohl seine Befriedigung einigermaßen gedämpft haben.

Wenige Tage später, nachdem der Beschluß für ein gerichtliches Verfahren erfolgt war, am 9. Dezember, fand der erste Termin statt. Obgleich der vorgeladene Buchhändler eine wohlbekannte Persönlichkeit war, auch schon manche Preßprozesse durchgemacht hatte, wurde sehr ausführlich auf seine Personalien eingegangen; dadurch erfahren wir manche bisher unbekannte Einzelheiten aus Campes Leben. Aus diesen Personalien ergibt sich folgendes: Johann Julius Wilhelm Campe ist in Braunschweig 1792 geboren, war damals also 39 Jahre alt. Er gehörte der evangelisch-lutherischen Kirche an, hatte die Schule in Holzminden besucht und war 1805 konfirmiert worden. Er trat in demselben Jahre als Lehrling bei seinem Bruder August Campe in Hamburg ein, erlernte dort bis 1810 die Handlung und machte dann längere Reisen. Von 1813 an diente er im Lützowschen Korps, später in anderen preußischen Regimentern und wurde mehrmals verwundet. In der Zeit seines militärischen Dienstes 1813—1816 war er vom Gemeinen zum Premierleutnant aufgerückt und erhielt als solcher seinen Abschied. Er trat nun als Gehilfe in das Geschäft seines Bruders, der sich mit Hoffmann etabliert hatte; doch war dieser bald gestorben. Er blieb Gehilfe bis 1822, übernahm dann durch Kauf die Handlung als alleiniger Chef und wurde 1823 Hamburger Bürger.

In der zweiten Verhandlung vom 12. Dezember wiederholte Campe die schon früher gemachten Aussagen über Druck und Korrektur des Manuskriptes, Zahl und Vertrieb der gedruckten Exemplare und anderes, weigerte sich, die Listen der von ihm bedachten Sortimenter vorzulegen, weil „dies seine Geschäftsgeheimnisse seien und er seine merkantilischen Verbindungen nicht zu offenbaren brauche". Ferner gab er an, daß er das Manuskript Börnes nicht herbeischaffen könne, da dieses von Nürnberg aus mit den Freiexemplaren direkt an den Autor zurückgeschickt worden sei. Er bekannte ferner, daß ihm die Bundesbeschlüsse über Pflichten der Autoren und Verleger wohl bekannt seien, daß er aber die Hamburgischen Bestimmungen über Schmähschriften nicht kenne. Auf die Frage, ob er anerkenne, daß Börnes Briefe eine Schmähschrift seien, erklärte er, darüber kein Urteil zu haben, setzte jedoch hinzu: „Was den deutschen Bund betrifft, so ist schon so viel über ihn gesagt, daß ich nicht wüßte, was neues über ihn im Buche steht. Man muß die humoristische Tendenz überhaupt bei Börne nicht verkennen wollen, die durchaus vorwaltet. So kann ich auch nicht finden, daß etwas zum Aufruhr Reizendes in dem Buche liege. Daß Fürsten und Regierungen in dem Buche geschmäht sind, finde ich nicht. Was den deutschen Bund betrifft, so denke ich, ist er als moralische Person über Schmähungen erhaben und ist es unter seiner Würde, noch mehr als unter der Fürsten, von Schmähungen, wo diese vorhanden, Notiz zu nehmen."

Ob der Hamburger Richter diese köstliche Ironie verstand oder verstehen wollte, ist aus den Protokollen nicht ersichtlich. Wohl aber geben diese alle beanstandeten Stellen der Pariser Briefe an. Darnach galten im ersten Bande 14, im zweiten 21 für verfänglich. Im Protokoll werden nur vier Stellen mit Seitenzahlen angegeben, doch vermag ich sie nicht genau zu bestimmen, da die Seitenzahlen mit der mir vorliegenden Originalausgabe nicht korrespondieren.

Campe, der auf alle diese Stellen hingewiesen wurde, bekannte, daß sie wirklich in dem Buche

ständen, antwortete aber auf die Frage, ob er sich durch den Verkauf eines solchen Werkes schwer vergangen und Strafe verdient habe: „Das sehe ich durchaus nicht ein; ich glaube, daß mich wegen des Verlags der vorliegenden Schrift kein Vorwurf treffen kann.“ Als Gründe gab er folgende an: Börne sei ein bekannter Mann, der für das, was er schreibe, selbst verantwortlich sei; der Verleger habe nur formale Gesetze zu beachten und diese seien seines Wissens nicht von ihm verletzt. Ferner sei er schon deshalb vorwurfsfrei, weil in den früheren sieben Bänden der Börneschen Schriften ähnliche Stellen enthalten gewesen seien, die keinerlei Anstoß gegeben hätten. Außerdem habe er, wie schon mehrmals hervorgehoben, weder Manuskript noch Korrektur gesehen, und endlich sei er durch seinen Kontrakt zur Veröffentlichung der Schrift genötigt gewesen.

Im ferneren Verhör teilte er mit, daß Börne ihm später geschrieben habe, die Ausdehnung des Werkes sei größer, als er gedacht und berechnet habe, er verlange daher mehr Honorar. Weiter erzählt Campe: „Ich vereinigte mich mit ihm, er zog einen Wechsel von 100 Friedrichsdor vom 11. September dieses Jahres auf mich, diesen zahlte ich hier aus.“ Wegen seiner großen Unkosten habe er sich beeilen müssen, das Werk zu edieren, konnte sich deshalb das Manuskript nicht kommen lassen und von Hamburg aus in die Druckerei schicken; übrigens hätte er nach den bisherigen Schriften seines Autors nichts besonders Gefährliches in dem neuen Werke vermuten können.

Aus den ferneren Beurkundungen des angeklagten Verlegers ergibt sich, daß die Anzeige der gesammelten Schriften, obwohl von Hoffmann und Campe unterzeichnet, von Börne abgefaßt ist, daß der Preis der Briefe aus Paris, natürlich nur der zwei ersten Bände, 3 Tlr. 8 Groschen betrug und daß der Verleger den anderen Buchhändlern $33^1/_3$% Rabatt gewährte. Am Schluß des Verhörs bemerkte Campe: „Schon aus dem Preise geht genügend hervor, daß mir keine Absicht unterlegt werden kann, die Verbreitung einer Schrift zu befördern, von der mir vorgehalten ist, sie reize zum Aufruhr. Ich protestiere auf das feierlichste gegen jeden mir unterzulegenden besonderen Beweggrund meiner Handlungsweise, ein solcher hat nicht stattgefunden.“ In einem letzten Verhör am 14. Dezember verbreitete Campe sich sehr ausführlich darüber, daß er die Frage über außergerichtliches Verfahren oder fiskalischen Prozeß nicht beantwortet habe, und bemerkte noch besonders, daß er am 1. November, an demselben Tage, an dem er das Paket aus Nürnberg erhalten, ein Exemplar an den Polizeiherrn eingesandt, daß er aber keinen Bescheid darauf erhalten, sondern erst am 5. November das Verbot des Verkaufes übermittelt erhalten habe. Er hätte daher keinen Anlaß gehabt, an den wenigen Zwischentagen, am 2. und 4. November, denn der 3. war ein Festtag, den Verkauf zu unterlassen. Am 21. Dezember wiederholte Campe nochmals an Eides Statt, daß er wirklich am 1. November das eine Exemplar an den Senator Dammert geschickt habe.

Auf Grund dieses Untersuchungsprotokolles erhob am 23. Dezember der Fiskalis beim Niedergericht den eigentlichen Prozeß gegen Campe. In dem Anschreiben heißt es: „Die flüchtigste Ansicht dieses Buches, über welches die öffentliche Meinung schon längst den Stab gebrochen und es der verdienten Verachtung preisgegeben hat, und namentlich die in den Untersuchungsakten hervorgehobenen Stellen zeigen, daß es von Stellen wimmelt, welche in keinem zivilisierten Staate, der Ordnung und Ruhe liebt, geduldet werden könne.“ Der Ankläger stellte den Antrag: Campe in Strafe zu nehmen, ihm entweder Gefängnis oder eine bedeutende Geldstrafe zu diktieren. Der Termin wurde auf den 16. Januar 1832 festgesetzt. Doch kam es erst am 13. April zur Verlesung der Verteidigungsschrift. Diese ist ein umfangreiches Opus von 135 weit geschriebenen Seiten, hebt besonders die humoristische Tendenz der Briefe hervor und ist im wesentlichen eine rein juristische Ausführung, die mit Hinweis auf die einschlägige Literatur und die Gesetze der einzelnen deutschen Staaten darzutun sucht, daß der Verleger für den Inhalt der bei ihm erschienenen Schriften nicht verantwortlich sei. Deshalb gipfelt sie in dem Antrag, daß Campe freizusprechen und die Staatsbehörde zum Tragen der Kosten zu verurteilen sei. Nur die einleitenden Seiten der Verteidigungsschrift seien, da sie manches nicht uninteressante über Preßfreiheit und Börne enthalten, im folgenden mitgeteilt:

„Der völlig rechtlose Zustand, in welchem die deutsche und insbesondere auch die hamburgische Presse sich befindet, hat auch hier einmal einen jener unglücklichen Prozesse ins Leben gerufen, von denen nie Heil zu erwarten ist, die, wenn man einmal die Existenz eines Übels voraussetzt, dieses nie verbessern, sondern nur verschlimmern können; wie denn die ganz einfache Geschichte aller Schriftverfolgungen in der Tat nichts ist als eine ewige Wiederholung desjenigen, was vor mehr als 1½ Jahrtausenden schon Tacitus von den Kodizillen des Vejento bezeugt, um die sich keiner bekümmerte, die man aber recht zu lesen und sich darum zu reißen anfing, wie Nero sie zu verbrennen befahl und den Verfasser aus Italien verbannen ließ.

Die Ursache dieser Erscheinung liegt nicht fern. Nicht der Reiz des Verbotenen allein, nicht rege gemachte Neugier allein ist es, die sie hervorbringt. Sie ist die ganz natürliche Folge *des* Umstandes, daß man nie das Publikum überzeugen wird, daß Bücherverbote, Schriftverfolgungen reines, *ungemischtes* Ergebnis der Gerechtigkeit seien. Und in der Tat, mit welchem Rechte könnte man von der Gegenwart ein Zugeständnis fordern, das die Nachwelt ungescheut versagt? Mit welchem Rechte könnte man fordern, daß derjenige, dem gelehrt ist, die leuchtenden Sterne der Vorzeit anzustaunen, denen wir einen so großen Teil unseres Wissens, unserer Aufklärung verdanken, in der Verfolgung freier Schrift und Rede mehr als eine Verkümmerung der Denkfreiheit dieses „heiligen, unverletzlichen Rechts der Menschheit, das heiliger ist als alle Fürstenrechte und das als *allgemeines* Menschenrecht über alle Fürstenrechte erhaben ist",[1] zu erblicken, wenn er sieht, daß heute die Palme erringt, was morgen Verbrechen heißt, daß heute bestraft werden soll, was binnen kurzem in den Tempel der Unsterblichkeit führt?

Oder hat, um ein Beispiel anzuführen, die Weltgeschichte Namen aufzuweisen, denen *wir* inniger unsere Verehrung zollen, denen *wir* williger uns zu ewigen Schuldnern bekennen als die der großen Urheber, der größten aller geistigen Revolutionen, die die Erde sah? Und was wären sie, die Reformatoren, wenn man an ihren Freimut, an ihre Reden und Schriften den Maßstab der gegenwärtigen Klage legte, was wären sie anders gewesen als Empörer, Aufwiegler gegen ihre Obrigkeit, gegen Kaiser und Papst? Dürfen wir uns darum in unserem Urteile irren lassen? Nein. Aber betrüben dürfen wir uns über den mangelhaften und biegsamen Begriff des Rechts, wenn wir sehen, wie man in der Gegenwart kann strafbar finden wollen, was als Ereignis der Vergangenheit bewundert werden darf; betrüben dürfen wir uns, wenn wir es ahnen, daß eine nicht sehr ferne Zeit, selbst erleuchtet genug, um das freie Wort nicht zu scheuen, mit Staunen und Bedauern zurückblicken wird auf Maßregeln, die eine unbegründete, übertriebene Furcht im Anfang des 19. Jahrhunderts überall ins Leben rief, sie für ein Produkt der Schwäche erklärend und die Zeit, die ihrer zu bedürfen glaubte, bemitleidend.

Wenn Anwalt damit anfängt, das volle Recht des Defensors, d. h. das Recht, frei und ohne Rückhalt vorzutragen, was er der Sache und dem Nutzen seines Klienten dienlich hält, in Anspruch zu nehmen, so will er zwar zugleich bevorworten, daß er sehr wohl weiß, welche Grenzen er sich setzen muß, aber er ist in dem festen, freudigen Vertrauen aufgetreten, daß er zu einem unabhängigen Gerichte rede, welches keine anderen Rücksichten kennt als das Recht, und er hofft eben daher mit um so größerer Zuversicht auf eine entschiedene Zurückweisung der erhobenen Anklage, als diese offenbar in das Gebiet derjenigen Prozesse gehört, die sich vor wenig Jahren schon anderswo unter dem Namen der *Tendenzprozesse* verhaßt gemacht haben.

Dr. *Ludwig Börne*, der zur Zeit der großherzoglichen Regierung in Frankfurt a. Main das Amt eines Polizeiaktuars, ein Amt, welches, wenn es auch nicht unter die hervorragendsten gehört, doch nur einem verständigen und zuverlässigen Manne anvertraut wird, bekleidete, zeichnete sich wenige Jahre nach der Befreiung Deutschlands auf vielfache Weise als geistvoller Schriftsteller aus. Die von ihm begründete Zeitschrift „Die Waage", darauf die „Zeitschwingen" nahmen einen der ersten Plätze unter den deutschen Zeitschriften ein und begründeten den mit Recht bedeutenden Ruf ihres Redakteurs. Der Frankfurter Oberpostamtzeitung, deren Redaktion ihm darauf übertragen wurde, wußte er einen Namen in Deutschland zu machen, daß sie gelesen wurde, wo man bisher kaum ihre Existenz kannte. Seine Rede auf Jean Paul erregte Bewunderung und Enthusiasmus. Aber alles, was er geschrieben, war zerstreut größtenteils in Zeitschriften erschienen, man besaß kein Ganzes von ihm. Er hatte, um mit seinen eigenen Worten zu reden, nie „Werke" geschrieben. Seine Freunde forderten ihn daher auf, seine bis dahin nur zerstreut erschienenen Aufsätze zu sammeln und vereint herauszugeben, und er schloß 1828, an einem schönen Tage, der als erster Begründer *deutscher Freiheit* ein so schlimmes Omen nicht stellte, dem 18. Oktober, mit dem Angeklagten einen Kontrakt über den Verlag der gesammelten Schriften ab."

Der Verteidiger plädierte, wie bereits erwähnt, auf Freisprechung. Das Gericht schloß sich nicht ganz den Ausführungen des Verteidigers an, entsprach aber noch weniger dem Standpunkt, den der Ankläger eingenommen hatte, sondern entschied am 6. Juli, daß Campe von der gegen ihn erhobenen Anklage zu entbinden, die Prozeßkosten jedoch zu kompensieren seien. Da Ankläger und Verteidiger appellierten, kam es am 12. Oktober zur wiederholten

[1] Bahrdt, Über Preßfreiheit und deren Grenzen, Züllichau 1794, S. 34. Wenn *jetzt* vielleicht kein Zensor Worte wie die angeführten passieren lassen würde, so erklärte *damals* das *preussische* Kammergericht die Schrift von Bahrdt für den richtigsten Maßstab zur Beurteilung der Freiheit des Schreibens.

Verhandlung, die noch etwas ungünstiger für Campe endete. Denn es verblieb bei seiner Verurteilung in die Prozeßkosten, außerdem wurde er aber wegen seiner Fahrlässigkeit bei Ausgabe der Schrift allen Ernstes verwiesen.

Damit endete der Hamburger Prozeß. Der Siegeslauf von Börnes Briefen wurde dadurch nicht aufgehalten. Wenn auch Campe die Fortsetzung der Briefe nicht drucken konnte, so gewannen sie, wie allgemein bekannt ist, von anderen Verlegern bereitwillig aufgenommen, eine ungewöhnliche Verbreitung und einen ganz außerordentlichen Einfluß auf die damalige Literatur in Deutschland und darüber hinaus.



Über Stil und Komposition der französischen Miniaturen aus der Zeit Karls V. von Frankreich.

Von

Fritz Hoeber in Berlin.

Dem oberflächlichen Beobachter mag es paradox erscheinen, daß das französische XIV. und XV. Jahrhundert mit ihren andauernden verheerendsten Kriegen und den schwersten Heimsuchungen nur irgend eine Kunstblüte hervorgetrieben hat. Mußten nicht die schmetternden Trompetentöne so vieler blutiger Niederlagen und Schlachten die sanfte zierliche Kantilene einer höfischen Kunst, um die es sich natürlich nur handeln konnte, überlärmen? —

Und doch haben wir gerade in jener Zeit auf jeglichem Kunstzweige eine französische Hegemonie zu verzeichnen, wie wir sie vielleicht nur wieder in der Zeit der Ludwigs vorfinden. Das Warum erklärt sich weniger aus dem Charakter der Zeit oder des Landes als aus dem seiner Könige.

Lassen wir die damaligen Valois an unserem inneren Auge vorüberziehen, so fällt uns als hervorstechendster Zug an ihnen ein gewisses ästhetisierendes Phlegma auf, das lieber, um mit Schiller zu reden, mit dem König René Schafe hütet, als sich dem Feinde in offener Feldschlacht entgegenstellt. Häufig beauftragt dieses Geschlecht irgend einen — freilich erlesenen — Connetable mit der Kriegsführung, die dann ja auch oft sieghafte oder mindestens doch retardierende Erfolge verzeichnet, selbst aber zieht es sich am liebsten in seinen luxuriös möblierten Louvre zurück, von dessen reichsten Schätzen es (1379) ein Inventarium aufnehmen ließ. Es mag ganz bezeichnet sein, was uns der Chronist von dem Verhalten seines Königs nach der Gefangennahme in der so unglücklichen Schlacht von Poitiers erzählt: daß nämlich der kriegsgefangene Fürst sich mit dem Lesen und Betrachten von Bilderhandschriften (Abb. 1), mit dem Ankauf und dem Einbindenlassen von schönen Manuskripten durch englische Künstler die Zeit tröstlich vertrieb; für Heereszwecke aber, die doch jetzo weit nötiger gewesen wären, stand seine Kasse leer. Das treffen wir nicht nur bei Karl V., das war ungefähr der französische Fürstencharakter



Abb. 1. Miniatur aus dem Stundenbuch Karls V. Brüssel, Cod. 9634/5. p. 87 r. (ca. 1355). König (Saul) mit Kleriker (Samuel).



Abb. 2. Aus den Petites Heures du Duc de Berry (spätere Fassung, ca. 1385) Brüssel, Cod. 9631/5. (Herzblatt-Ranken.)

von fast zwei Jahrhunderten: mit dem Heiligen Ludwig fängt es an, dann treffen wir ihn ähnlich bei Johann II., sehr ausgeprägt bei Karl V., VI., VII., bei den Fürsten und Herzögen von Berry, Navarra, Orléans, Burgund, welch letztere freilich es verstanden, auch Ästhetik und Kriegstaktik zu vereinigen. In Charles le Teméraire finden wir den beiderseitigen Gipfel vor dem jähen Absturze — Charles le Sage ist der erste entschiedene Kulminationspunkt nach der ästhetischen Seite hin; er ist der Friedrich Wilhelm des XIV. Jahrhunderts.

Der universal-europäische Einfluß des nachkreuzzüglerischen Frankreichs ist evident:

„Graecia victa ferum victorem cepit, et artes.
„Intulit agresti Latio —"

Manch einer außer Wolfram von Eschenbach mochte den „französischen" Einfluß spüren: wie er für Dichtung, höfisches Leben, gute Sitte als bon ton gilt, so gilt er auch besonders für die bildende Kunst. Die umliegenden Länder erscheinen nur zu oft als intellektuelle Provinzen des Mutterlandes La France. Die oberitalische Plastik, ja vielleicht auch die sächsische Plastik, die Kunstblüte in Ober- und Nieder-Lothringen, in Ober- und Nieder-Burgund (Flandern), hier besonders die Goldschmiedekunst, die rheinische Baugotik und Teppichwebe- und Stickerei, in England die normannischen Elemente in der kirchlichen Architektur: alles das gibt uns ein deutliches Bild von dem eminent Überragenden der französischen Geistesgroßmacht. In der Manuskriptmalerei haben wir italienische, flämische, rheinische, französische Schulen. Die französische hält die Herrschaft bis zum „Theuerdank" fest, dank vor allem des regen Interesses seiner Fürsten und Großen für diesen Kunstzweig. —

Es ist klar, daß in jener Zeit trotz ihrer so unschätzbaren auf dem Gebiete der *Flächenkunst* (Gobelins, Manuskriptmalerei usw.) erworbenen Verdienste nicht *sie*, sondern die Architektur die Führung inne hatte; kirchlicher Sinn und öffentliche Prunksucht mögen der dem Zeitalter im Blute steckenden Baulust, um nicht zu sagen Bauwut, — ich erinnere auch hier wieder vergleichungshalber an das Siècle des Roi Soleil — zu Hilfe gekommen sein; die Architektur ist Trägerin der neuen Form und der neuen Gesinnung und führt emsig strebend vorwärts. Wie weit die Flächenkunst — hier speziell die Buchmalerei — mitkommen oder oft, wie es sich zeigen wird, kaum nur nachhinken konnte, das sei der Vorwurf folgender Stilanalyse.

Johann II., König von Navarra und Frankreich (1350—1364), war wie sein Sohn, unser Karl V., ein großer Bibliophile; eines seiner schönsten Bücher ist ein Erbauungsbuch: ein Livre d'heures,[1] das ihm vielleicht ursprünglich Philipp VI. von Valois oder dessen Gemahlin Johanna von Burgund von einem recht zweifelhaften Buchhändler und Illuminator Pietro di



Abb. 3. Miniatur aus dem Stundenbuch Philipps des Kühnen von Burgund und seiner Gattin Margarethe. (1342—1404). Brüssel, Cod. 10392, p. 70 r.

[1] Vergl. The Book of Hours of Joan II. Ed. by Henry Yates Thompson. London 1899.

Verona (?) malen ließ. Zeitlich fällt es in die erste Hälfte des XIV. Jahrhunderts; es befindet sich jetzt im British Museum.



Abb. 5. Teufelsszenen aus Presles Übersetzung der Civitas Dei Augustini. Paris, Cod. franç. 22912, p. 342 v. (Dornblattmuster.)

Ein Kalendarium (Abb. 7) leitet die Erbauung ein. Wie mehrere, vielleicht etwas frühere oder auch wenig spätere Gebetbücher: das sogenannte Belleville-Breviarium, die „Petites Heures du Duc de Berry", die „Belles Grandes Heures du Duc de Berry", die dasselbe jahreszeitliche Thema fast genau so wiedergeben, beweisen, sind diese Kalendarien alle voneinander abhängig, das heißt sie gehen, wie man bei näherem Hinsehen bemerkt, auf eine spätromanische Grundlage zurück. Die zwölf ersten Blätter mit den Monatsdarstellungen sind fast ganz gleich in ihrer Komposition: oben eine flach-rundbogige Archivolte mit Figürchen und Landschaftsandeutung, von wo aus eine ziemlich strenge ungebrochene Ranke fast den ganzen Kalendertext umzieht,[1] unten je zwei Monatsheilige mit einem phantastisch ganz unkonstruktiv hingestellten Kirchlein.

Schauen wir uns auf Blatt I (Januar) die Landschaftsdarstellung an, so möchten wir die Zeichnung dieser dürren verästelten Bäumchen für ein gotisches Spezifikum halten; das dem nicht so ist, sondern daß diese Pflänzchen wie in der byzantinisch-romanischen Malerei *Landschaftliches* und *nichts Ornamentales* bedeuten, zeigt uns ein Weiterblättern, wo diese Zweiglein im Februar, März, Mai usw. Blüten und Blätter ansetzen, Knospen treiben, Früchtlein haben und anderes mehr. — Auch das das Blatt umziehende Rankenwerk kann man durchaus nicht als streng gotisch bezeichnen: überall herrscht noch das Bestreben des Runden, Geraden, nicht willkürlich Gebrochenen in der Linie vor, und neben dem gotischen Dornblatt behauptet sich siegreich das romanische Herzblatt (Abb. 2). Selbst in der Schrift-Charakterenform gibt sich das Alte noch kund: die Minuskel „a" z. B. zeigt



1. 2.

die alte romanische Geschlossenheit, wo sie doch später an der Vorderseite, da wo die Querhasta ansetzt, einbiegt.

Beim Figürlichen müssen wir zwischen oben und unten scheiden. Die oberen kleinen Gruppen, die immer eine der apostolischen Gemeinden darstellen, an die die betreffende Monatsepistel gerichtet ist (Römer, Galather, Corinther usw.) sind noch vollständig als Gruppe gefühlt, wie sie uns zeitgenössische oder doch zum mindesten wenig frühere Tympana darbieten; die unteren Figuren hingegen sind, um im Vergleiche zu bleiben, Standfiguren, die uns vielleicht als einzige gotischen Geistes einen Hauch verspüren lassen; die überzierende Bewegung und vor allem das flatternde Spruchband ist hier zumeist echt gotisch. Daß in ihnen aber auch

[1] „Vignette" von viticola, vigne.



Abb. 4. Kreuzigung. Aus einer zweiten Civitas Dei Karls V. Brüssel, Cod. 10392, p. 64 r.

Romanisches noch nicht ganz erstorben ist, beweist der sehr sanfte Gewandfaltenaufprall auf den Boden, wie überhaupt das schlichte Gerade, ja teilweise sogar Runde in der Fältelung, das uns mit etlichen doch noch straffer gedachten Gestalten (z. B. Thomas Fol. 6, Thadäus Fol. 9 u. a.) ganz antikisch auffällt.

Die Architektur endlich überrascht uns mit ihrer unlogischen Konstruktionsart keineswegs. Wir sind das von Byzanz her gewöhnt; am meisten treffen wir basilikalen Grundriß, neben dem sich die bekannten Mönchshandschrift-Phantasmagorien breit machen. Ein Spitzbogen oder ein Vierpaß können uns in ihrer dekorativen Einseitigkeit noch lange nicht als Ingrediens für das Wesen eines Gotikers gelten. —

Verlassen wir das etwas kalligraphische Kalendarium, uns dem, einem Evangeliarium inhaltlich mehr gleichenden Hauptteile zuwendend, so kommen wir zu den ungefähr selben Resultaten. Oft treffen wir schon die modische Gebärde treccentistischer Courtoisie; aber ihr fehlt noch zumeist das Durchgefühlte; sie ist schwierig angesetzt an einen älteren Torso. Der Illuminator hatte eben — genau wie seine Kollegen von der Literatur — ältere Themabehandlungen vor sich, die er, bewußt aus seiner antikischen — wenn auch nicht ganz ehrlich erworbenen stilistischen Eleganz und seiner schönen Belesenheit in dem großen Buche der Natur, das er freilich *niemals* selbst aufschlug, zitierte, d. h. ganz einfach abschrieb. So tritt uns Byzanz gleich in Anordnung und Komposition der heiligen Dreieinigkeit entgegen (Fol. 11).[1] Was der Künstler selbst aus solch einem Vogelflügel wie dem der ganz lahmen Taube machen kann, zeigt uns das gotischste dieser Blätter auf Fol. 123: „König Johann und sein Schutzengel", wo die hocherhobenen Engelsflügel einen linearen, wenn auch etwas graziös gesuchten Ausdruck geben.

Erinnern wir uns daran, wie sonst ein Gotiker uns das Gewandende eines fliegenden Engels in den Lüften flattern und rauschen läßt, so vermissen wir bei diesem hier noch ganz im Alten steckenden Meister jegliches Amüsante in der Linie: seine fliegenden Engel sind wie unten abgehackt. — Folio 50 „Die Geburt Jesu" gibt uns vor allem eine Fülle von



Abb. 6. Raoul de Presles überreicht Karl V. seine Übersetzung der Civitas Dei Augustini.
Paris, Cod. franç. 22912, p. 2 r.

Gewandstilistik; hier scheint sich der Zeichner wenig von seinem Vorbilde entfernt zu haben: die Horizontale dominiert ganz entschieden; die kargen Überschneidungen sind rundlich weich oströmisch; die aufgehängten dürftigen Vorhängchen können uns keine Freude an der langweilig romanischen Linie abnötigen. — Dieses Largo in der Gewandbehandlung findet die häufigste Parallele in der flauen Bewegung. Greifen wir zwei besonders prägnante Beispiele heraus: Folio 61 „Die Flucht nach Ägypten" und Folio 102 „Tragen einer Krone von St. Ludwig usw.", so sehen wir, daß sich uns nur ein ganz langsames, breit behandeltes Geschiebe darstellt — ein völlig ungebrochenes Kreissegment drückt sich nach seiner Innen- oder Außenseite ruhig vorwärts — und daß eine Bewegung überhaupt besteht, geben uns nur der Text und die gleichgewandte Richtung der Figuren symbolisch andeutungsweise zu verstehen. — Ähnliches finden wir auf Folio 91, 97, 99, 100, 104 u. a.

Um so grotesker mutet uns in aller dieser Schwermütigkeit das lustige Piccicato an, wie es unser Maler aus sich heraus auf dem soeben oben erwähnten Blatte Folio 61 „Die Flucht nach Ägypten" darstellt. Im Rücken dieses schön geschwungenen Kreisbogenstücks

[1] Vgl. die Parallele auf Fol. 65.



Abb. 7. Kalenderseite aus den Petites Heures du Duc de Berry (spätere Fassung ca. 1385). Brüssel, Cod. 9634/5.

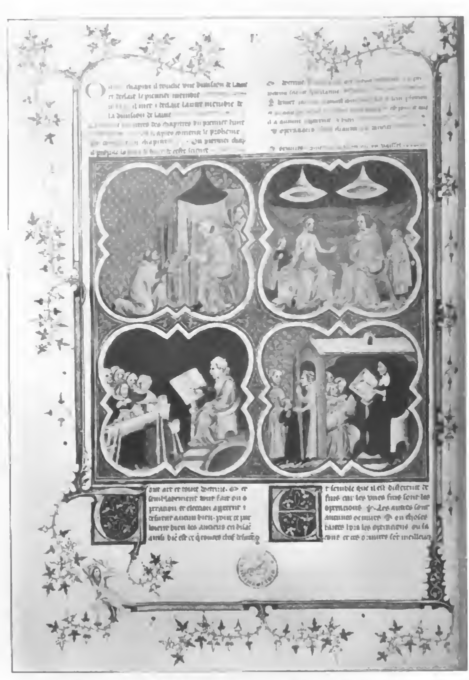


Abb. 8. Aus der Metaphysik des Aristoteles. Brüssel, Cod. 9505/6, p. 2v.
(„Drôlerie“ am unteren Rande.)



Abb. 9. Aus Aristotelis Politeia.
Das demokratische Gut. Brüssel, Cod. 11201, p. 239 r.

treibt das Krixkrax von kleinen, an einem galgenartigen Bau sich tummelnden Teufelchen sein Wesen. Diese humorvollen eigensten Empfindungen des Zeichners, die wir auch auf Fol. 39, Fol. 50, Fol. 53, Fol. 55, Fol. 65, Fol. 150, Fol. 151 und Fol. 191 vorfinden, sind ganz gotisch in Gesinnung und Lineament; sie sind in ihrer oft derben Lustigkeit, wie sie uns oben und unten im Bilde oder am Bildrande mehr oder minder genrehaft entgegentreten, ein adäquater Naturausdruck der Zeit, die uns ja auch in diesem Nordfrankreich den gotischen „Reinecke Fuchs" beschert hat. Die zierlich-frechen Figürchen drehen und winden sich häufig zwischen dem noch ganz traditionellen Rankenwerk, das bei größerer Breitenausdehnung das uralte entweder runde oder eckige (auch romanische) Zickzackmotiv ziert. Für die Blattformen gilt das oben Gesagte.

Nehmen wir eine Anzahl von Bilderhandschriften aus dem Besitze Karls V. vor, die sämtlich um 1370 oder noch später datieren,[1] so müssen wir schon einen entschiedenen Fortschritt in das Gotische konstatieren: die sprechende Linie beginnt weit mehr als solche zu gelten.

Fangen wir bei den Ornament- und Schriftcharakteren an, so zeigt sich in Zierzweigen und Majuskeln wenig Neueres — bei letzteren treffen wir sogar das uralte Drachenmotiv noch vor, die Minuskel hingegen weist zumeist schon neuere Weisen, wie die zweite gebrochene Form des „a", auf. Von Älterem ist auch noch die Umrahmung der einzelnen Szenen übrig geblieben: ein aus dem Quadrat abgeleitetes, abwechselnd aus vier Halbkreisen und vier Rechtwinkeln bestehendes Medaillon, das aber auch noch bis in das italienische Quattrocento hinein beibehalten wird.

Was die Bildchen selbst angeht, so finden wir hier häufig ein Nebeneinander oder Untereinander von Alt und Neu. Eine kleine, verhältnismäßig frühe Historienbibel zeigt uns auf ihrer letzten Seite den noch ganz massig gedachten Karl V., in die Anbetung der Madonna versunken, deren unterer Rock in reicher Gestaltung auf dem Boden ruht, während noch der Arm in der bekannten Ovalfalte aus Byzanz steckt. Ähnliches treffen wir in Darstellungen wie auf dem Frontispiz eines Viarium Dei, wo *Fläche*: die Masse der Vasallen, und *Linie*: die Buchüberreichung an den König, durch den Verfasser gegeneinander gesetzt sind, wie ferner auf der Vorderseite eines Lebens des Heiligen Ludwig, wo ein Interesse an eleganter Faltenlinie neben summarischster breitflächiger Figurenzusammennahme einhergeht, und wie endlich auf Fol. 439 der „Grandes Chroniques de France", die uns trotz scharf pointiertester Zeichnung in der totalen Frontalität und Rechts- und Links-Figurensymmetrie stark an Ostrom erinnert. — In den schwebenden Engelsfiguren erkennen wir nur Altes, Vertrautes wieder. Die zumeist hellen Gestalten heben sich von dunkleren, nach früherem Rezepte flach gemusterten Hintergrunde ab, da hier Innenräume am häufigsten sind; die wenigen dürftigen Vorhängchen sind noch ganz die alten, oben erwähnten; ein neueres Element finden wir nur in dem zugespitzten Baldachin, der uns über dem Haupte des Bildhelden von nun an hundertfach begegnet. — Die Außenarchitektur zeigt uns auch wieder das Bild des Übergangs: das oben erwähnte Buchüberreichungsbild zeichnet uns eine Tonne, wie sie manches byzantinisches Manuskript aufweist, und dasselbe ließe sich von den Turmbauten auf Seite 1 der „Voyages de Jean de Maudeville"

[1] Vgl. Facsimile de Livres copiés et enluminés pour le Roy Charles V. par Léopold Delisle. 1903.

sagen. Architektonisch Besseres und damit Neueres bietet uns erst das Frontispiz des Rationale von 1372: eine gotische Doppelbogenstellung mit Fiale, Triforium und frühgotischer Knospenkapitellsäule; ferner ein auf dem Titelblatte des „Livre du Gouvernement des Roys" befindlicher, der ersteren Architektur stilähnlicher dreifacher Baldachin.

Charles le Sage war nicht nur ein Liebhaber, ein Dilettant in des Wortes bester Bedeutung, von Handschriftenbildern, sondern von handschriftlicher Bildung überhaupt; sein Bestreben ging darauf hinaus, sich eine Enzyklopädie des Wissens und Glaubens jener Zeit anzulegen; er brachte es dabei bis auf neunhundert Bände, die er in einer äußerst bequem ausgestatteten Bibliothek, nicht nur der Betrachtung, sondern auch der Lektüre seiner wundervollen Manuskripte gewidmet, aufheben ließ. Übersetzungen ins Volgare aus dem Titus Livius, der Civitas Dei Augustini, der Politica, Ökonomica, Ethica des Aristoteles seien als die wichtigsten seiner Handschriften genannt. — Dem nur etwas schärferen Beobachter wird auch das Bedeutendere, Neuere in den Illustrationen dieser Büchergruppe nicht entgehen. Von Illuminatoren hören wir die Namen der Valets de chambre Jean de Vaudebar, Johann von Brügge, Raoul de Presles (Abb. 6). Schon das Thema dieser „Politica" berührt uns ganz gotisch, ganz neu und zeitgemäß, wie ja Ranke auch jene beiden Jahrhunderte als die plebejischsten bezeichnet: der Maler hat seine sichtbare Freude daran, in diesen wilden, teilweise blutrünstigen Szenchen sich auszutoben; und in dasselbe Bereich fällt die nordisch-germanische und damit „gotische" Teufelsphantastik auf Fol. 342 v der Civitas Dei (Abb. 5); ein weiterer Vergleich mit Späterem ist als selbstverständlich überflüssig.[1] — Die sechs bis acht Figuren, die jede Einzeldarstellung besitzt, bilden keine klumpigen Massen mehr; sie bilden nun, jede fast zu sehr von der andern gelöst, einen eigenen Linienfaktor, der lebhaft gestikuliert, obwohl sein Vorläufer noch so verhältnismäßig ruhig war. Dieses Zickzack fällt uns besonders auf den linksseitigen Bildchen „Tyrannis", „Oligarchie" und „Demokratie" auf; die rechten sind symmetrisch ruhiger gehalten

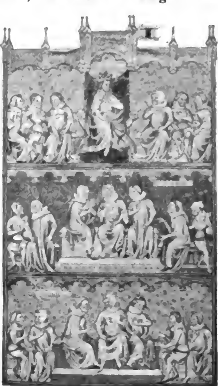



Abb. 10. Titelbild aus Aristotelis Politeia: Die sechs Verfassungen. (Ende des XIV. Jahrhunderts.) Brüssel, Cod. 11201.

[1] Brüssel. Cod. 11201.



Abb. 11. Frontispiz einer zweiten Civitas Dei Karls V. Brüssel, Cod. 9507.



Abb. 12. Leichenzug. Civitas Dei Augustini. Paris, Fr. 22912, Seite 41 v.

(Abb. 10). Dieses ganze Blatt ist das entschieden neueste; die andern Blätter bringen zuviel Landschaftliches, zuviel Hintergrund, zuviel Fläche und mit der Fläche zuviel antike Erinnerungen.

Gotisch amüsant ist vielleicht noch der Vorwurf des „Demokratischen Gutes";[1] störend wirkt aber die dürftig modellierende Binnenzeichnung der Tiere, das Archaische in Haus und Flur, das Byzantische der Pilzbäume (Abb. 9); der gotische Baum wurde erst fast hundert Jahre später entdeckt. Versuchen wir eine Ikonographie der *Landschaft* in diesen Blättchen zu bilden,[2] so zeigt sich uns das kammartig gewellte Erdreich aus Ostrom (Abb. 3), mit selten in größere Gruppen zusammengefaßten Pilzbäumchen gleichen Ursprung bestanden, deren Krone nur hier und da von dürren Pünktchen zerblättert ist. Einen Ansatz zu Neuerem treffen wir in dem Waldesdickicht auf der Vorderseite der Handschrift der Brüsseler Nationalbibliothek 9507 rechts oben (Abb. 11). Die Bodenvegetation wird nach altbewährtem Rezepte als regelmäßig weit verteiltes, aus kleinen Pflänzchen bestehendes Teppichmuster mit spitziger Feder gezeichnet. Himmel und ornamentierter Goldhintergrund sind natürlich identisch. Wie er als Folie für die Gestalt ausgenutzt wird, zeigt uns die Miniatur einer Kreuzigung aus dem Stundenbuche Philipps des Kühnen,[3] wo der Hintergrund bis zum Kreuzfuße herabreicht, die gotische S-Linie des fast durch die Gewalt der neuen Bewegungsachse das Kreuz mitreißenden Christus fest betonend (Abb. 3); das Interesse an seiner gleichsam goldgestickten Fläche gibt aber einem flatternden Lendentuche noch keinen Raum. —

Die Landschaft bot uns also nur weniges, mehr die Architektur. An der Spitze rangiert wieder das oben besprochene Blatt aus der „Politica" mit seinen recht exakten Aufrissen streng gotischer Baldachine; ihm fast gleichwertig ist die Wiedergabe eines Baldachins auf dem Frontispiz der Civitas Dei,[4] wo der Verfertiger Raoul de Presles dem Könige sein Opus überreicht: Karl ist hier als Porträt



Abb. 13. Aus der Metaphysik des Aristoteles: De iustitia. Brüssel, Cod. 9505/6, p. 89 r.

gegeben, eine ganz ausgesprochene Tat des gotischen Realismus, in Sonderheit, wenn man bedenkt, daß nach Molinier[5] noch fünf weitere Bildnisse — vier auf Urkundenköpfen — sich nachweisen lassen, eine Zahl, die eher zu niedrig als zu hoch bei genauerer Nachforschung gegriffen sein dürfte. Eine weitere größere Architektur zeigt uns ein in der Lebendigkeit seiner Konzeption vielleicht ganz gotisches Meiergehöft[6] (Abb. 14), wenn uns der zugehörige Bau nicht durchaus altertümelnd wie ein uns noch recht bekannt klingendes Lied aus byzantinischen Zeiten anmutete. Die noch sehr unklare Masse von, so scheint es, teilweise tonnenartig überwölbten Schiffen und angebauten Vor- und Nebenhäusern, dumm aufgesetzten Rund- und eckigen Türmchen mit dem gern gotisch sein wollenden Zuviel an Zinnen und Konsolen und Fenstern erweckt in uns durchaus keine gotischen, d. h. konstruktiven Gedanken, sondern höchstens, wie wohl auch bei dem Beschauer der damaligen Zeit, nur leicht andeutende literarische. Das Gleiche gilt für das unter dem Brückenbogen dahinfließende Wasser und für die Stadtmauer auf Fol. 89r der „Politica", ferner im wesentlichsten auch

[1] Brüssel. Cod. 11201. 239 r.

[2] Paris. Fr. 22912. 94 v. 407 v. 41 v. 342 v. Brüssel. Cod. 11201 r. Cod. 10392. 64 r. 76 r. Cod. 9634/5. 87 r. Cod. 9507 r. — [3] Brüssel. Cod. 10392. 64 r. — [4] Siehe Abb. 6. Paris. Cod. franç. 22912. pag. 2 r.

[5] Auguste Molinier, Les Manuscrits et les Miniatures. 1892. Seite 225. — [6] Paris Fr. 22912. 407 v.

noch für das doch schon etwas bessere Schulgebäude des Philosophen auf Fol. 2v (Abb. 8): hier das recht hübsch Bewegte der Gewand- und Vorhangsfalten, dort das noch hinzukommende Element raupenartig zerflatternder Spruchbänder (Abb. 13) nebst einem ganz gotisch gedachten Tischchen weisen uns wieder moderneren Geist. Die buntgewirkten Hintergrundstapeten, die bekannten Spitzbaldachine und die Dürftigkeit winziger Vorhängchen (Abb. 15) dürfen wir als rein flächenmäßig übergehen. —



Abb. 14. Aus der ersten Civitas Dei Karls V.: Bauerngehöft. Paris. Cod. franç. 22912, p. 407 v.

Wenden wir uns dem Ornamente zu, so sehen wir ein Vordrängen des Dornblattes vor dem Herzblatte, das aber noch immer bleibt; ähnliches läßt sich bei der Minuskel für ältere und neuere Formen konstatieren; in der Majuskel bleibt noch *durchweg* das Romanische. Ein ganz gotisches neues Motiv ist es hingegen, die Umrahmung durch Tier- oder Menschengrotesken geistvoll zu unterbrechen.[1]

Der *Faltengebung* endlich können wir auch hier keinen neueren Platz einräumen als in unserem zweiten Abschnitte: hie und da dicht neben einem entschiedensten Staccato gebrochener Linienhäufung die süße, wohlige Kantilene der ellipsenförmigen runden Falte; bald herrscht die Freude an scharfgerissener Zeichnung, bald wieder das Interesse an der massigen Silhouette als solcher vor.

Gotische Bewegung können wir vor allem in den „Liedern niederer Minne“ d. h. in den Teufels-, Bürger- und Bauernszenen finden. Was die immer äußerst kurzgefaßte höfische Gebärde des Schreitens, Begrüßens, Gebens usw. angeht, die man so gern für die Gotik als Spezifikum in Anspruch nimmt, so möchte ich nur bemerken, daß wir sie schon in der großen Epenliteratur, d. h. in einer noch durchaus romanischen Epoche antreffen. Im allgemeinen gelten bei unseren Blättern, mit Ausnahme des schon mehrfach als reifer erwähnten aristotelischen Verfassungsblattes, noch die völlig geschlossenen Massen als ganz bewegunglose Haufen oder sogar nur als flachste Folie für hervorragendere Gestalten wie z. B. für den Weltenrichter (Abb. 16) auf einer Anbetung.[2] Wie niedrig die Bewegung als solche gegriffen ist, zeigt uns der entsetzlich saumselige Trauerzug auf Fol. 41v desselben Manuskriptes, wo sich eigentlich nur am Heben des Pferdefußes ein Vorwärtskommen ahnen läßt; ein Trauerzug soll *langsam feierlich* vorschreiten, aber doch nicht stehen bleiben; dagegen herrscht hier ausnahmsweise schon die Vertikale vor im Gegensatz zu der allgemeiner üblichen Rundung.

[1] Brüssel. Cod. 9505/6. 2v Paris. Fr. 22912. 41v.
[2] Paris. Fr. 22912. 94v.



Abb. 15. Miniatur aus dem Stundenbuch Philipps des Kühnen von Burgund (Beispiel für Vorhang und Baldachin). Brüssel. Cod. 10392, p. 39 v.



Abb. 16. Aus dem Stundenbuch Philipps des Kühnen von Burgund: Anbetung des Weltenrichters. Paris, Cod. franç. 22912, p. 94v.

Ziehen wir das Fazit aus unseren Betrachtungen, so erhalten wir folgende Resultate: Das Wesen der Flächenkunst, wenn wir auch noch neben der Buchmalerei die zeitgenössischen Tapisserien vergleichen, ist bis weit in das XIV. Jahrhundert hinein durchaus romanisch; damit ist sie unabhängig von der führenden Architektur, da es unmöglich ist, rein dekorative Elemente als neuen Stil auszugeben und da wir als Gotik allein die fast einseitig tendenziöse Freude an der willkürlich gebrochenen Linienhäufung verstehen. Bei der dürftigsten Armseligkeit der Binnenzeichnung unserer eben besprochenen Blättchen aber läßt sich hiervon noch nicht reden. Bei der entschieden gotischen Plastik jener Zeit hilft der Meißel oder das Schneidemesser des Bildhauers, interessante Körperlinien herauszuholen; und dasselbe sucht hier der kolorierende Pinsel fertig zu bringen, was ihm aber wegen der noch zähen Dickflüssigkeit des Pigments nicht gelingen will, sodaß wir nur einen mangel- und flächenhaften — damit romanischen — Modulationsausdruck erhalten.

Bei der Ergänzung der Ellipse unserer Entwicklungstheorie kommen wir auf das XV. Jahrhundert als auf das Jahrhundert der eigentlichst erstgotischen Buchillustration, so daß erst die sogenannte Spätgotik *in ihr* volle Bedeutung gewinnt; in Schongauer und Dürer können wir die Höhepunkte sehen. Doch war der gotischen Illustration kein langes Leben beschieden, wenn sie auch, wie sie ja auch erst um so viel später angefangen hat, in das kommende Jahrhundert weit hineingriff; die Zeit der Apostel Dürers bilden ungefähr ihre Endgrenze. —

Als Warnung folgt daraus, die Baugotik (oder die Gotik überhaupt) nach französischem Vorbilde zu früh beginnen zu lassen oder ihr gar einen allzu unumschränkten Machteinfluß auf alles andre zu geben.



G. W. von Leibnizens Beziehungen zu Z. K. von Uffenbach.

Von

Professor Dr. Fr. Bertram in Hannover.

Vor zweihundert Jahren war es in der kleinen, ungefähr 12000 Einwohner zählenden Residenzstadt Hannover mit dem Bibliothekswesen noch schlecht bestellt. Leihbibliotheken in unserem Sinne gab es nicht, und von seiten derer, die berufen gewesen wären, auch dem nur geringen Lesebedürfnis der damaligen Zeit fördernd entgegen zu kommen, geschah so gut wie gar nichts — und dabei stand die herzogliche, dann kurfürstliche, seit 1714 königliche Bibliothek unter der Leitung keines Geringeren als des berühmten Philosophen, Polyhistors und Geschichtschreibers des Welfenhauses Gottfried Wilhelm von Leibniz.

Dieser war seit 1676 Bibliothekar der vom Herzog Johann Friedrich begründeten Büchersammlung; 1696 wurde er vom Kurfürsten Ernst August zum Geheimen Justizrat ernannt und erhielt 1709 den Adel und Freiherrntitel. Leibniz wohnte in dem seitens der Regierung

von der Witwe des Johann Hennig von Lüde gemieteten Hauses[1] an der Schmiedestraße 10.

Auf seinen Wunsch wurde hier nach dem 1679 erfolgten Tode des Herzogs Johann Friedrich die Hofbibliothek in einem großen Saale aufgestellt. Erst 1719 kam sie nach ihrer Vereinigung mit der Leibnizschen Sammlung in das königliche Archiv am Waterlooplatze.

Die letzte Zeit seines Lebens wurde der unverheiratet gebliebene, nunmehr 64 Jahre alte Gelehrte arg von der Gicht geplagt. Außerdem war er mißmutig und verstimmt über die unerfreulichen Beziehungen zu seinem Kurfürsten Georg Ludwig (regierte seit 1698), die er zum Teil durch seine häufige und lange Abwesenheit von Hannover selbst verschuldet hatte.[2] Auf seinen Reisen suchte er die Unterhaltung der Gelehrten auf und hieß daheim alle willkommen, die ihm in Hannover ihren Besuch machten. Obgleich es ihm aber schmeichelte, von den Gelehrten aus allen Gegenden der Welt aufgesucht und um seine Ansichten befragt zu werden, so zeigte sich der sonst durchaus gefällige Mann sehr zurückhaltend, ja völlig unzugänglich, wenn an ihn die Bitte um Zutritt zu seiner und des Kurfürsten Bibliothek gerichtet wurde. „In das Gemach, wo er seine Bücher aufbewahrte, gestattete er nicht leicht jemandem den Eintritt", berichtet Joh. Friedr. Feller, sein früherer Gehilfe bei der Ausarbeitung der Geschichte des Hauses Braunschweig.

Mit Interesse lesen wir nun, was uns Herr Zacharias Konrad von Uffenbach,[3] der durch seine Reisen und eine wertvolle Bibliothek berühmt gewordene Patrizier und Literator aus Frankfurt am Main, über seine Erlebnisse und Eindrücke in Verkehr mit Leibniz erzählt.

Zacharias Konrad von Uffenbach, weiland Schöffe und Ratsherr seiner Vaterstadt, war von Jugend auf ein begeisterter Bücherfreund; glückliche Vermögensverhältnisse und Lebensumstände gestatteten ihm die Erfüllung seines Lieblingswunsches, ausgedehnte Reisen zu machen und Bücher zu sammeln. So kam er in den Besitz einer bedeutenden Bibliothek, die „acht Zimmer und unter diesen vier ziemlich große, mit Büchern und Codices angefüllt", umfaßte. Sie war weit und breit berühmt und galt als eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges. Ihr Besitzer „behielt aber", so heißt es in der Biographie, „seine Kleinodien nicht bloß vor sich, sondern er wollte sie auch allen ehrlichen Leuten mitteilen. Seine so gute Gemütsart hatte mit der schändlichen Filzigkeit der Euclionen[4] nichts gemein; denn diese scharren ihre Güter nur vor sich zusammen und suchen niemanden zu nützen."

Sechsundzwanzig Jahre alt, unternahm der aus einem hochadeligen Geschlecht stammende Patrizier am 11. November 1709 mit dem jüngeren Bruder Johann Friedrich, seinem ständigen Reisegenossen, die Fahrt nach England, von der er erst am 18. April 1711 zurückkehrte. Am 9. Januar 1710 langte er in Hannover an und weilte hier bis zum 20. Januar. Wegen des Karnevals, der schon am 1. Januar begonnen hatte, waren viele Fremde in der Residenz, und die Brüder freuten sich, daß sie „endlich in der Neustadt in der roten Schenke[5] bei Herrn Roth noch wohl beherbergt wurden."

Uffenbach (ich meine immer den älteren Bruder) wollte die kurfürstliche Bibliothek sowie private Sammlungen sehen und bei Buchhändlern neue Einkäufe machen. Seine Hoffnung aber, das Innere der ersteren betreten zu dürfen, mußte er von vornherein aufgeben, da man ihm mitteilte, daß Leibniz jedem die Besichtigung der Bücherei durchweg verwehre; ja

[1] Das sogenannte Leibnizhaus ist im Jahre 1439 von der Familie von Soden erbaut worden; Karl von Lüde hat ihm 1652 die heutige Gestalt gegeben und die Fassade nebst dem Portal gebaut.

[2] Vgl. G. E. Guhrauer, G. W. Freiherr von Leibniz II, S. 343, 351. Er schrieb sich mit z und nicht mit tz.

[3] Herrn Zacharias Konrad von Uffenbach Merkwürdige Reisen durch Niedersachsen, Holland und Engelland. Erster Teil. Mit Kupfern. Frankfurt und Leipzig 1753. Der Herausgeber, Johann Georg Schelhorn, Prediger und Bibliothekar der Reichsstadt Memmingen, ist auf den Titelblättern des drei Teile umfassenden Werkes nicht genannt. Die von ihm verfaßte lateinische Lebenbeschreibung von Uffenbach hat sein Schwiegersohn Georg Hermann, Rektor des Lyzeums in Memmingen, ins Deutsche übersetzt und ergänzt. — [4] Eu = wohl, gut; Helios = Sonne.

[5] Die „rote Schenke" hieß später „Ahles' Schenke" nach ihrem Besitzer Joh. Anselm Ahles, Calenberger Str. 32. 1714 wurde dann von der Familie Ahles die jetzt noch blühende Firma „Weinhandlung von Joh. Wilhelm Ahles Sohn", Mittelstr. 8, begründet (Inhaber Otto Schultz).

Die Benennung „Schenke" für die vorzüglichsten Wirtshäuser in dem alten Hannover schreibt sich „wahrscheinlich von den auf die zuerst angelegten Wirtshäuser gelegten Weinschenken-Gerechtigkeiten her". (Spilcker, Historisch-topographisch-statistische Beschreibung der königlichen Residenzstadt Hannover. 1819, S. 576.

nicht einmal der Kurfürst könne sie sehen, sondern der Herr Geheime Rat pflege es unter dem Vorwande, daß sie nicht in Ordnung sei, jederzeit abzulehnen.

So vorbereitet, ließen es die Brüder am Nachmittag des 10. Januar ihr „erstes sein, sich bei dem weltberühmten und grundgelehrten Herrn Geheimden Rat von Leibniz zu melden, der ihnen auch sogleich erlaubte, zu ihm zu kommen". Er empfing sie aufs höflichste.

„Mit seinen Pelzstrümpfen und Nachtrock, mit Pelz gefüttert, wie auch mit seinen großen Socken von grauem Filz anstatt der Pantoffeln, und einer sonderbaren langen Perücke" hatte der angehende Greis ‚ein wunderliches Aussehen'. Gesprächig, mitteilsam wie er war, unterhielt er sich mit seinem Besuche „von allerhand politischen und andern gelehrten Dingen". Uffenbach aber „suchte mit Fleiß, dergleichen Diskurs abzubrechen und ihn zu bitten, ihnen sowohl seine eigene als die kurfürstliche Bibliothek zu zeigen". Doch da sagte Leibniz: „die kurfürstliche sei eine Bibliothèque de Cabinet, und nichts als neue historische Bücher darinnen; sie sei auch noch in solcher Unordnung, daß er keinen Menschen hineinführen könnte". „Was seine eigene Bibliothek betrifft," erzählt Uffenbach weiter, „so brauchte er eben dergleichen Entschuldigungen von der Unordnung und fügte bei, es sei miteinander nichts besonderes, wenn er etliche Codices, so er uns holen und zeigen wolle, ausnehme. Er schlich auch wirklich hinüber und langte eine Anzahl von Büchern heraus." Sehr geheimnisvoll tat er dann mit vierzehn kleinen, dünnen gedruckten chinesischen Büchern, „welche ihm der berühmte P. Bouvet[1] aus Indien geschickt hatte". Bei Eintritt der Dunkelheit verabschiedeten sich die Herren, und Leibniz bat sie, „mehrmals zuzusprechen."

Im Laufe der Unterhaltung, so dürfen wir annehmen, war die Rede auf die Bändezahl der Hofbibliothek gekommen, und der Gelehrte hatte sein Bedauern über ihre Geringfügigkeit ausgedrückt. Daß dieser keine jährlich vorweg festgesetzte Summe zur Verfügung hatte und bei erfolgtem Angebot stets auf den guten Willen seines Fürsten angewiesen war, wußte Uffenbach; immerhin durfte er sich darüber wundern, daß Leibniz mit dem Bestande der Hofbibliothek nicht zufrieden gewesen war. Verstimmt hatte ihn auch die Vermutung dieser habe ihm mancherlei merkwürdige und wertvolle Bücher, die gerade in seinen Händen waren, nicht gezeigt.

G. W. von Leibniz.
Nach A. Scheits gestochen von J. F. Bause.

Am 11. Januar sprach er mit seinem Bruder bei dem „bekannten und vornehmsten Buchführer allhier Nicolaus Förster[2] vor, um gute Bücher zu kaufen". Zu seiner Genugtuung wunderte sich auch dieser darüber, „daß die kurfürstliche Bibliothek nicht im Stande wäre, da doch bei 50000 Stück Bücher darinnen seien; und sonderlich von französischen, die

[1] Jesuit Missionar Bouvet in China. Vielleicht waren die Bücher über Indien nach Europa geschickt.

[2] Das Geschäftshaus des Buchdruckers und Buchhändlers Förster, beziehungsweise seiner Nachfolger, seit 1774 der Gebrüder Helwing, befand sich bis zum Jahre 1861 in der Kramerstr. 13. Die Helwingsche Hofbuchhandlung ist seit 1833 in den Händen der Familie Mierzinsky, in deren Namen Herr Karl Mierzinsky den Verlag der Firma als Prokurist inne hat (Schlägerstr. 20), während das Sortiment 1876 an Herrn H. Lindemann (seit 1884 Firma B. Hermann in Leipzig) übergegangen ist.

dem Herzog Johann Friedrich wegen Veränderung der Religion von dem Könige von Frankreich allezeit zugeschickt und verehrt worden. So wären verschiedene Bibliotheken ganz dazu gekauft worden, darunter die Fogelische[1] von Hamburg, so in achttausend Stück der besten Bücher bestanden."

Schon durch das in der Stadt umgehende Gerede, noch mehr aber durch die eigenen Erlebnisse und Försters Mitteilungen gegen Leibniz eingenommen, mußten die Brüder gute Miene machen, als ihnen dieser am 12. Januar, einem Sonntag, nachmittags, einen Gegenbesuch abstattete, obgleich Uffenbach am 10. beim Abschiede „sehr dagegen protestiert hatte". „Er blieb lange bei uns," lesen wir weiter, „diskurierte von allerhand", und sicher hätten die Fremden der Visite des ihnen nicht sympathisch gewordenen Mannes eine kürzere Dauer gewünscht.

Unsere Zustimmung verdient Guhrauers Bemerkung (G. W. Freiherr von Leibniz, 1846, II, p. 346). Uffenbach habe es dem Gelehrten nicht vergessen können, daß er ihm die kurfürstliche und seine eigene Bibliothek nicht zeigen wollte. Vielleicht hat unser Literator in seinem *mündlichen* Reisebericht gerade Leibniz als den filzigen Euelionen bezeichnet, der, auf den lichten, sonnigen Höhen des Lebens zu wandeln gewohnt, stets nach der Gnadensonne der Fürsten trachtend, von dem bei kleinem Zusammengebrachten ungern etwas hergebe. Und wer mit Leibnizens Lebenslauf einigermaßen vertraut ist, wird in dem Worte „Euelione" dessen äußere und innere Persönlichkeit scharf und treffend umrissen finden.

Jedenfalls bot sich dem jungen Manne noch in Hannover Gelegenheit, den Herrn Geheimen Rat seinen Tadel für das engherzige, wir würden sagen, unkollegialische Verhalten fühlen zu lassen. Hatte doch im Gegensatz dazu der Herr Abt Molanus von Loccum am 16. Januar den Brüdern nicht nur seine große Medaillen, Münz- und Mineraliensammlung geöffnet, sondern sogar in eigener Person sie in der Privatbibliothek herumgeführt.

Um Abschied zu nehmen, fuhren nämlich Zacharias Konrad und Johann Friedrich am 19. Januar, dem Tage vor ihrer Abreise, nachmittags in der Schmiedestraße vor und fanden dieselbe höfliche Aufnahme wie beim ersten Besuch. Ein leutseliges Wesen und die feinen Umgangsformen des gewandten, leicht in alle Lagen sich findenden Hofmannes waren Leibniz ja eigen. Nachdem sie sich „vor den bei ihme gemachten guten Zutritt" bedankt hatten, sprach man über den zweiten Teil seiner Scriptorum Brunsviciensium und alte Codices und Chroniken, wobei er es beklagte, „daß wir so gar wenig Historica von dem zwölften, dreizehnten und vierzehnten Seculo hätten. Insonderheit fände sich so gar nichts von Würzburgischen Sachen". Jetzt bot ihm Uffenbach sein Chronicon Herbipolense an, allerdings „gar behutsam", weil ihm von dem Herrn von Leibniz gar wohl bekannt war, daß er „zwar gern etwas haben wollte, allein nicht gern etwas davon mitteile; welches doch unter gelehrten Leuten nicht sein sollte". Leibniz bedauerte es darauf mehrmals, „nichts als neuere Sachen von zwei- bis dreihundert Jahren" zu haben, und rühmte den Fleiß und das Entgegenkommen des zu Eisenach wohnenden Herrn Paulini, des frühereren Leibmedikus bei dem Bischof von Galen. „Weil der Herr von Leibniz", so erzählt nun aber der Frankfurter Patrizier weiter, „den Paulini immer mehr lobte, konnte ich nicht unterlassen, über seine Mißgunst zu klagen, daß er von den vielen Handschriften, so er N. B. in Fässer geschlagen habe, nichts rechts, als das Chronicon Corbiense herausgegeben, niemandem auch etwas davon zu sehen vergönnte, wie ich ihm denn mein Exempel anführte, da ich im vorigen Jahre in Eisenach gewesen. Ich redete von den Fässern mit Nachdruck, damit der Herr von Leibniz merken könnte, was ich auch von seiner Manier hielte, und daß er es mit der kurfürstlichen Bibliothek eben so mache." Von dem Verbleib der Briefe des Polyhistors und Staatsgelehrten Hermann Conring, die nach den in Helmstädt eingezogenen Erkundigungen in Hannover waren, wollte der Bibliothekar nichts wissen, und auf

[1] Fogel und nicht Flögel, wie Spilcker schreibt, hieß der 1675 verstorbene Hamburger Professor und Arzt, von dem 1678 für ungefähr 2000 Rthl. die Sammlung angekauft wurde. Unter dem Kurfürsten Ernst August, der die Bibliothek von Herrenhausen in die Stadt bringen ließ, wurden vorzüglich auf Leibnizens Veranlassung große Bestände aus der Bibliothek von Emmerich Bigot (1689 in Rouen gestorben) und die ganze Büchersammlung des Hofrates von Westenholz erworben.

Uffenbachs Frage, ob er denn die hinterlassenen Handschriften neuerer Gelehrten so wenig achtete, antwortete er, „daß sie ihm auch sehr lieb wären“, und teilte mit, „wie er eines und anderes bekommen, das er als Cimelia Philosophica ans Licht stellen wolle.“

Ob die Herren beim Abschied auch wieder gebeten wurden, den Besuch gelegentlich zu erneuern, teilt unser Gewährsmann nicht mit. Er ist auch nie wieder mit Leibniz zusammen getroffen.

Mit starken Zweifeln an des Philosophen Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe verließen die Brüder das stattliche Haus an der Schmiedestraße und reisten am andern Tage von Hannover ab, unzufrieden mit ihrem Erfolg bei Leibniz. Sie mußten der Rede der Leute recht geben: er wolle „nur so gar alleine“ in den an wissenschaftlichen Schätzen reichen Sammlungen „wurmen“; sicher erschien ihnen auch der in diesem Worte steckende Vergleich zutreffend, wenn sie sich an den einsamen, nur unter seinen Büchern arbeitenden und schaffenden Gelehrten, sowie an dessen oben geschilderten Aufzug erinnerten.

Ohne sein Verhalten als Bibliothekar billigen zu wollen, suchen wir eine Erklärung hierfür bei einem Manne, der zu den größten Geistern aller Zeiten gehört und stets eine Zierde des deutschen Namens bleibt. Wenn Uffenbach ihm Geiz vorwirft, so wird das auf einem allgemein verbreiteten Urteil über Leibniz beruhen und hat nichts mit einer Rache für die unerfüllt gebliebenen Erwartungen hinsichtlich der Bibliotheken zu tun. Man vergleiche damit auch die von Leibnizens Sekretär nach des Gelehrten Tode (1716) verfaßten Personalien, in denen es heißt (Guhrauer II, 352): „Das Geld hatte er sehr lieb und war daher fast etwas sordidus.“ Der ihm von Natur anhaftende Zug, sich abzuschließen und für sich selbst zu leben, trat mit der Verschlechterung seines Verhältnisses zum Hofe noch stärker hervor. Sein Sinn war mehr darauf gerichtet, zu sammeln und vielerlei beieinander zu sehen. Es fehlte ihm aber im allgemeinen die Fähigkeit, die Massen zu ordnen und zu einem erfreulichen Ganzen zu gestalten. Er beschäftigte sich häufig mit den verschiedenartigsten Dingen zu gleicher Zeit, jedes einzelne in der erhabensten und stets auf das Allgemeine gerichteten Weise betrachtend. Aber die Zersplitterung seiner äußeren und seiner geistigen Tätigkeit muß uns als Grund dafür erscheinen, daß er „kein einzelnes Werk hinterlassen hat, dessen innere Vollendung der Größe seines Geistes entspräche.“

Zur Ordnung der allmählich größer werdenden Büchersammlung des Hofes hatte er keine Hilfskraft oder wollte sie nicht haben; dazu hinderten ihn seine häufigen Reisen und die mit dem Alter wachsenden körperlichen Beschwerden an der Instandsetzung und -haltung der Bibliothek. Erst 1714 ward ihm Joh. Georg Eccard zur Hilfe gegeben, der dann sein Nachfolger wurde.

In seinen Schriften tritt uns Leibniz als der eifrige und unermüdliche Vorkämpfer für die Wohlfahrt der Menschheit sowie für die geistige Hebung und politische Erstarkung des deutschen Volkes entgegen, trägt aber unmittelbar fast gar nichts dazu bei, das in den beiden Sammlungen aufgespeicherte Wissen unter das Volk zu bringen und ihm so eine der besten Grundlagen für seine geistige und materielle Entwicklung zu schaffen.

Seit Leibnizens Zeit und besonders in den letzten hundert Jahren ist bei allen Ständen das Bildungsbedürfnis riesig gewachsen, und eins der wichtigsten und besten Bildungsmittel hat man in den Büchern, „dem auserlesenen Besitztum der Menschheit“, erkannt. Das Lesen und Studieren ist nicht mehr ein Vorrecht bevorzugter Stände geblieben, sondern dank der staatlichen, kommunalen und privaten Förderung ein allgemeines, allen zugänglich gemachtes Bildungsmittel geworden, das auch von allen Schichten der Bevölkerung freudig begrüßt und begierig ergriffen wird.



Einiges über die „Sieben Schwaben“.

Von

Gottfried Vielhaber in Schlagl.

In den 1812 erschienenen „Kinder- und Hausmärchen“ von Jacob und Wilhelm Grimm begegnet uns unter No. 119 der bekannte Stichelschwank von den Sieben Schwaben. Im dritten Bande, der die Erläuterungen und Quellen enthält, geben (Seite 119) die Herausgeber als Quelle hierfür an: Kirchhoffs „Wendunmuth“ (zuerst 1563 gedruckt), das Lied des Hans Sachs („Neun Schwaben giengen über lant“), ohne jedoch den Autor zu kennen, und „ein bei Friedrich Campe in Nürnberg erschienenes fliegendes Blatt, worauf die sieben Schwaben abgebildet sind und ihre Unterredung in Reimen mitgeteilt wird“. Max Radlkofer, der Bibliograph der Sieben Schwaben, beschreibt in seinem am 14. Dezember 1894 zu Augsburg gehaltenen Vortrage („Die sieben Schwaben und ihr hervorragendster Historiograph Ludwig Aurbacher.“ Hamburg 1895. 221. Heft der Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, begründet von Virchow und Holtzendorff) diesen Kupferstich und teilt auch die Verse mit (Seite 26 und 27). Wir ersehen aus einer Vergleichung dieses Textes mit dem bei den Brüdern Grimm, daß jenen in der Reihenfolge der sieben Helden ein Irrtum unterlaufen ist und daß sie die Sprache des Einblattdruckes etwas änderten. Während nämlich auf dem fliegenden Blatte die Reihenfolge (von rückwärts) folgende ist: 1. Veitl, 2. Michal, 3. Hans (der aber auf dem Bilde vor Michal steht), 4. Jerglij, 5. Martij, 6. Jaklij und 7. Schultheis, haben die Herausgeber der „Kinder- und Hausmärchen“ als 2. Hans und als 3. Michal, und es sind die im Kupferstiche dem Michal in den Mund gelegten Worte dem Hans zugeteilt und umgekehrt.

Dies ist ein offenbar durch Flüchtigkeit entstandener Fehler, gerade so, wie der „Martij“ (Martin) des Einblattdruckes bei den Grimm



Nach einem kolorierten Kupferstich von 1806.



Nachschnitt des Kupferstichs von 1806. Zwischen 1826 und 1840.

„Marli“ heißt. Am Wortlaute des Textes wurde auch einiges von ihnen geändert, z. B.:

Kupferstich:

Es wird nid feihla um a haar
so is a wohl der Teüfel gar.

Grimm:

Es wird nit fehle um ein Haar
so ischt es wohl der Teufel gar.

Wir können aber nicht nur Druckort und Herausgeber des Kupferstiches, sondern auch sein Druckjahr bestimmen. Denn nach Radlkofer (Seite 37) schenkte der bekannte Regensburger Bischof Johann Michael Sailer dem Erweiterer und Fortbildner des auf Stammesneckerei beruhenden Schwankes von den Sieben Schwaben, Ludwig Aurbacher, ein Exemplar dieses von den Brüdern Grimm benutzten Kupferstiches, worauf unten von Sailers Hand geschrieben stand: „Neu bekannt gemacht 1806“ (Radlkofer S. 48 Anm. 51). Dies ist offenbar das Jahr, in dem dieser Einblattdruck, in dem ich ein für den Massenverkauf auf Jahrmärkten bestimmtes Bild sehen möchte, veröffentlicht wurde. — Von unseren Abbildungen gibt die erste den außerordentlich selten geworden kolorierten Kupferstich von 1806 (Plattenraum 261 mm breit, 184 mm hoch, auf geripptem, grobem Papier), während die andere einen nach dem ersten etwa 20—30 Jahre später im Negativ angefertigten, in der Zeichnung des Hintergrundes etwas veränderten, in der Sprache etwas modernisierten, bei Franz Barth in Wien erschienenen Nachdruck darstellt.

In neuester Zeit hat Moritz von Schwind in einem Gemälde eine sehr drollige Darstellung unserer mutigen Sieben geliefert und sich selbst als Letzten unter ihnen porträtähnlich dargestellt (eine Abbildung davon im Schwind-Heft des „Kunstwart“, Januar 1904). Selbst Gegenstand einer Operette sind die sieben Helden geworden (Karl Millöcker: Die sieben Schwaben). Auf der IX. internationalen Kunstausstellung in München (1905) waren sie von Meister Hans Sautter in Holzplastik ergötzlich dargestellt zu sehen.

Johann Jakob Weber der Jüngere.

Von

Karl Wilke in Leipzig.



Im August- und im Septemberheft 1901 dieser Zeitschrift haben wir die Geschichte der Leipziger Illustrierten Zeitung und ihres Begründers, des Verlagsbuchhändlers Johann Jakob Weber, gegeben. Unter ihm und seinen Söhnen ist die 1834 ins Leben gerufene Firma J. J. Weber eine tonangebende Pflege- und Heimstätte des Holzschnittes geworden. Die von dem zweiten Sohne Johann Jakobs, Georg Hermann Weber (geboren am 23. August 1842 zu Leipzig, gestorben am 19. Oktober 1889 auf seiner Besitzung zu Klein-Zschachwitz bei Dresden), herausgegebenen „Meisterwerke der Holzschneidekunst" (18 Bände, 1879 bis 1896) sind eine Glanzleistung deutscher Xylographie und Typographie und ein Stück Kunstgeschichte der Neuzeit. Wie sein Großvater und Vater, so verdient auch der am 21. April d. J. jäh aus dem Leben geschiedene Johann Jakob Weber der Jüngere, der ältere Sohn Georg Hermanns, ein Blatt in der Geschichte nicht nur seines Hauses, sondern des Buchdrucks und der Buchgewerbe überhaupt.

Johann Jakob Weber, am 14. April 1873 zu Leipzig geboren, genoß im elterlichen Hause eine ausgezeichnete Erziehung, an der auch die Mutter, Marie geborene Giesecke (gestorben 1905), eine an Geist und Gemüt hervorragende Frau, einen hoch zu veranschlagenden Anteil hatte. Seine wissenschaftliche Vorbildung genoß Johann Jakob im Teichmannschen Institut und in der Nikolaischule seiner Vaterstadt. Hier war es auch, und zwar in der Buchdruckerei von Fischer & Wittig und in der Kommissionsbuchhandlung von Robert Hoffmann, wo er die „Schwarzkunst" Meister Gutenbergs am Setzkasten erlernte und eine Anschauung von der Organisation des buchhändlerischen Verkehrs gewann. Nachdem er noch in der Buchhandlung von Otto Petters zu Heidelberg eine Zeitlang tätig gewesen war, verschaffte er sich zu Leicester in England und während eines längern Aufenthalts in den Vereinigten Staaten von Amerika einen Einblick in die verschiedensten Zweige des Buchgewerbes. Dieser Ausflug zu unseren angelsächsischen Vettern in Großbritannien und der neuen Welt war von großem Einfluß auf das technische Wissen und Können Johann Jakobs, der am 23. März 1896 in das seit Oktober 1889 von seinem Oheim, Dr. Felix Weber, geleitete Haus J. J. Weber eintrat. In umfassender Weise im In- und Ausland vorgebildet, betätigte sich der junge Weber zunächst als Mitarbeiter, bald aber als Mitinhaber der weltbekannten Firma.

Im *Verlag* ließ er sich ununterbrochen den Ausbau der *„Illustrierten Katechismen"* angelegen sein, wobei die technischen Wissenschaften ganz besondere Berücksichtigung erfuhren. Bekanntlich sind diese „Katechismen", von denen seit 1851 mehr als 250 Bände erschienen sind, für alle Schichten der Bevölkerung ein reicher Schatz wohlfeiler Lehr- und Handbücher, die hauptsächlich für den Schulunterricht in den verschiedensten Zweigen des Wissens, der Künste und der Gewerbe berechnet sind. Die schon oben erwähnten *„Meisterwerke der Holzschneidekunst"* änderten in der von Johann Jakob Weber angeregten neuen Folge Format, äußere Gewandung und Erscheinungsart, wobei jedes Heft die Schöpfungen eines einzelnen Meisters (Sascha Schneider, Arnold Böcklin, Hans von Bartels, Max Klinger, Franz Stuck) beziehungsweise einer bestimmten Künstlergruppe („Die Worpsweder") betraf oder sonst ein abgeschlossenes Ganze („Aus der Internationalen Kunstausstellung zu Berlin 1896") zu geben bestrebt war. Bei diesen Kunstmappen ist ganz besonders die verständnisvoll ausgeführte Arbeit des Druckes zu rühmen.

Während *E. v. Hesse Warteggs* „China und Japan" durch Dr. Felix Weber für den Verlag erworben worden war, hatte sein Neffe bei dem Verlag und der Drucklegung der fesselnd geschriebenen Bücher *„Samoa, Bismarckarchipel und Neuguinea"*, *„Schantung und Deutsch-China"* und *„Siam, das Reich des weißen Elefanten"* desselben Reiseschriftstellers einen nicht geringen Anteil. Mit besonderm Eifer betrieb Johann Jakob das Zustandekommen und den Druck der ebenfalls bei J. J. Weber erschienenen umfangreichen Sammelwerke *„Das Goldene Buch des Deutschen Volkes.* Eine Überschau vaterländischer Kultur und nationalen Lebens in 76 Einzeldarstellungen aus der Feder hervorragender Fachmänner über 1000 Bildnissen, Aussprüchen und Lebensbeschreibungen deutscher Männer und Frauen" (1899) und *„Für unser Heim!* Bunte Spenden deutscher Dichter und Denker der Gegenwart für das Deutsche Schriftstellerheim in Jena" (1902). In beiden Fällen bemühte er sich um die Wahl einer formschönen Drucktype, vollendete Wiedergabe der Bilder, einen mit Schmuckwerk von Künstlerhand gezierten Einband wie überhaupt um die gesamte Ausstattung des Buches. Dieselben Gesichtspunkte waren auch maßgebend bei dem aus Anlaß der Beteiligung Leipzigs an der Weltausstellung in St. Louis herausgegebenen Buche *„Leipzig im Jahre 1904"*, einer typographisch und illustrativ musterhaft ausgestatteten Gedenkschrift. Die neueste Auflage des umfangreichen, zweibändigen *„Universal-Lexikons der Kochkunst"*, des gediegensten

deutschen Werkes dieser Art, unterwarf Johann Weber einer eingehenden Durchsicht. Das lustige Rezeptbüchlein *„Bowlen und Pünsche“* legt Zeugnis ab von dem herzerfrischenden Humor Webers und leitet zu seiner schriftstellerischen Tätigkeit über, von der nachher die Rede sein wird. Eine ganze Reihe von in Vorbereitung befindlichen Verlagsartikeln ist noch unter den Augen des Verewigten in den Setzersaal gewandert. Unter diesen Büchern sind einige, deren Veröffentlichung schon seit Jahren geplant war. In den letzten drei Jahren hat Weber mannigfache Unterstützung durch seinen jüngern Bruder *Horst* (geboren am 24. März 1879) erfahren, der am 26. März 1903 in die Firma eintrat.

Auch die *„Illustrirte Zeitung“* hat durch Johann Jakob in typographischer Beziehung mannigfache Anregung zu verzeichnen gehabt; ebenso ließ er sich den kaufmännischen Vertrieb des von seinem Großvater gegründeten Unternehmens angelegen sein. Die beiden Sonderhefte Bismarckheft (August 1898) und Samoaheft (1899) wurden auf seinen Betrieb herausgegeben. Im letzten Jahre seines Lebens widmete er sich der von G. A. v. Halem in Bremen begründeten *„Brücke zur Heimat“*, einer illustrierten Zeitschrift, die vor dem 1. April d. J. nur einmal im Monat, seitdem aber aller zwei Wochen erscheint und sich zur Aufgabe gesetzt hat, die Bekundungen des deutschen Geisteslebens bis zu jenen Weltfernen tropischer oder subtropischer Zone zu leiten, wo Deutsche die fortschreitenden Zeugnisse kultureller Erstarkung der alten Heimat schmerzlich vermissen. Als neues bindendes Glied zwischen dem Deutschtum im Ausland und der mächtig nach Entfaltung strebenden heimischen Technik bietet der Verlag von J. J. Weber mit dem ersten Aprilheft den zweiten Teil der „Brücke“, *„Made in Germany“*, mit vorwiegend technisch-gewerblichem Inhalt aus den Gebieten des Handels, der Industrie und des Verkehrslebens. Die daneben erscheinende Exportzeitschrift *„Energy“* in englischer Sprache soll die Beziehungen des Auslands zur deutschen Industrie und zum deutschen Ausfuhrhandel fördern und pflegen. Die energische nationale Tätigkeit Johann Jakob Webers, die er gerade in der „Brücke zur Heimat“ und in ihren Verzweigungen und Parallelunternehmungen begeistert bekundete, riefen die Aufmerksamkeit der höchsten Behörden des Reiches in Berlin hervor, mit denen er eine sehr schätzenswerte Fühlung gewann.



Johann Jakob Weber der Jüngere.
Nach einer Photographie.

Dieselbe künstlerische Sorgfalt, die Weber den Veröffentlichungen des eigenen Verlags angedeihen ließ, widmete er auch allen Aufträgen, die der *Buchdruckerei J. J. Weber* von seiten anderer Verlagsfirmen, Behörden, Körperschaften und Privatpersonen zuteil wurden. In der typographischen Ausstattung waren die Meister des XV. und XVI. Jahrhunderts aneiferndes Vorbild; mit den Meisterwerken englischer und amerikanischer Druckereien nahm Johann Jakob den Wettbewerb auf. Ihm war es dabei gleich, ob es sich um ein großartiges „Standard work“ oder um eine Gelegenheits-, eine Festschrift, ein Bücherverzeichnis oder einen Ausstellungskatalog handelte. In dieser Beziehung mag an das „Programm des Festspiels zur Feier des fünfundzwanzigjährigen Bestehens des Kunstgewerbemuseums zu Leipzig am 14. November 1899“ und an den von Fritz Schumacher verfaßten Text dieses Festspiels („Phantasien in Auerbachs Keller“) erinnert sein, kleinen typographischen Meisterstücken. Größeren Umfangs sind „Werden und Wirken des Vereins chemischer Fabriken in Mannheim. Ein Rückblick gelegentlich des fünfzigjährigen Bestehens“ (1904) und „Julius Blüthner in Leipzig. Festschrift zur Feier des fünfzigjährigen Geschäftsjubiläums“ (1903), zwei gewichtige Beiträge zur Geschichte deutscher Industrie. Schwerwiegender ist *„Das Germanische Museum von 1852 bis 1902.* Festschrift zur Feier seines fünfzigjährigen Bestehens im Auftrag des Direktoriums verfaßt von Dr. *Theodor Hampe“* mit mehreren Holzschnitten aus der Illustrierten Zeitung der Jahre 1853 und 1858 und zwei glänzenden Farbenholzschnitten aus der Xylographischen Anstalt von J. J. Weber (Ansicht des Germanischen Museums von G. Kellner in Nürnberg; „Die heilige Anna selbdritt“, kolorierte Handzeichnung von Albrecht Dürer). Eine der Musterleistungen der Offizin ist ohne Frage *„Die Meistersinger von Nürnberg* von *Richard Wagner“* mit Bildern und Buchschmuck ausgestattet von Georg Barlösius (Verlag von Fischer & Franke in Berlin). Edle Einfachheit atmet der Druck *„Die Bergpredigt*

unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi in der Übersetzung Dr. Martin Luthers" (Verlag von M. Heinsius Nachfolger in Leipzig).

Gewissermaßen ein Denkmal für den Begründer der Firma, Johann Jakob Weber (geboren am 3. April 1803 zu Siblingen, gestorben am 16. März 1880 in Leipzig), errichtet von dem Sohn Dr. Felix Weber und dem Enkel Johann Jakob Weber den Jüngern, ist das Werk „*Siblingen im Kanton Schaffhausen.* Ein Geschichtsbild aus dem Klettgau von *Chr. Gg. Keller.*" Der Verfasser wirkte laut der aus Schleitheim vom 11. August 1902 datierten Vorbemerkung dieser Schrift in Siblingen als Pfarrer 1869 bis 1897. Im Jahre 1877 bereits hatte er diese historische Monographie ausgearbeitet, um ein Jahr vor dem hundertsten Geburtstag des Begründers der „Illustrierten Zeitung" auf dringenden Wunsch der Familie Weber in Leipzig dieser das Manuskript zum Druck zu überlassen. Von besonderm Interesse ist die dem Geschichtsbild angefügte Stammtafel der Familie Weber aus den Zivilstandsakten und dem Stadtarchiv von Neunkirch und aus dem um 1640 beginnenden Taufbuch von Siblingen; sie hebt an mit Jörg Wäber (sic!), geboren um 1590, kopuliert am 15. Mai 1614 mit Christina Äbin von Böttstein (Aargau) und leitet herab bis zu Johann Jakob Weber, der nach dem faksimilierten Eintrag ins Taufregister am 3. April 1803 zu Siblingen (nicht zu Basel, wie früher stets angegeben) geboren worden ist.

Als *Fachschriftsteller* hat sich Johann Jakob Weber mit der Neubearbeitung des „*Katechismus der Buchdruckerkunst*" in siebenter Auflage um seine jüngeren Berufsgenossen hoch verdient gemacht. Der in früheren Auflagen von Alexander Waldow, dem bekannten Buchdruckereibesitzer und Herausgeber des „Archivs für Buchdruckerkunst", besorgte Katechismus der Weberschen Sammlung wurde unter den Händen Johann Jakobs ein völlig neues Werk, das den Setzer wie den Drucker mit den modernsten Hilfsmitteln und Anschauungen ebenso vertraut macht wie mit der Geschichte und Entwickelung der Kunst Gutenbergs, denn — sagt Weber im Vorwort seines ungemein frisch geschriebenen Buches — nicht nur handwerkliches Können, sondern auch buchgewerbliches Wissen und folgerichtiges Denken machen den Buchdrucker zum Manne, der auf seinen Stand und dessen Überlieferungen stolz sein darf. Wenn irgendwo die Erinnerung an die gute alte Zeit, das Aufbauen auf der handwerklichen Tradition berechtigt ist, so ist's in der Buchdruckerei, denn sie ist ein zünftiges Gewerbe in ihrem innersten Wesen geblieben. Nur wer das Handwerk „redlich, rechtschaffen, rechtmäßig und ordentlich" erlernt hat, wird als echter Buchdrucker angesehen und, was die Hauptsache ist, darf im Wettbewerb der heutigen Zeit darauf rechnen, ein sicheres und gutes Auskommen zu haben.

Die in dem Vorwort zu diesem Katechismus niedergelegten Anschauungen hat der Verfasser auch an hervorragender Stelle im korporativen Leben des Buchgewerbes mit Nachdruck und mit wahrer Begeisterung vertreten. Und deshalb zählte er zu den berufensten Führern seines Standes. Auf dem Titelblatt des mit außerordentlichem Beifall aufgenommenen „Katechismus der Buchdruckerkunst" erscheint Johann Jakob Weber als zweiter Vorsteher des Deutschen Buchgewerbevereins zu Leipzig.

Das Ehrenamt des *zweiten Vorstehers des Deutschen Buchgewerbevereins* hat Weber vom 16. Juni 1899 bis zum 20. November 1903 bekleidet. Mehrere Jahre hat er auch im Museums-, im Preß- und im Schulausschuß dieses Vereins eine rege Tätigkeit entfaltet. Die Jahre, in welchen er dem Vorstand angehörte, sind für die Entwickelung des Vereins von großer Bedeutung gewesen. In der Sitzung des Gesamtvorstands vom 3. Dezember 1898 war die Erwerbung des von Alexander Waldow begründeten „*Archivs für Buchdruckerkunst*" beschlossen worden, denn schon längst hatte sich für den Verein das Bedürfnis dringend fühlbar gemacht, namentlich zu wirksamer Betätigung nach außen hin eine eigene Zeitschrift zur Verfügung zu haben. Mit der Überleitung des nunmehr „Archiv für Buchgewerbe" genannten Blattes in die neuen Verhältnisse wurde eine Kommission betraut, in die Johannes Maul, Dr. Ludwig Volkmann und Johann Weber gewählt wurden.

Auch an der Errichtung des vom Architekten Emil Hagberg erbauten, im Innern vom Baurat Bruno Eelbo ausgestalteten und von Sascha Schneider mit Wandgemälden geschmückten Buchgewerbehauses hat Weber bemerkenswerten Anteil gehabt; der von ihm im Januar 1899 entworfene „Werbebrief", eine Glanzleistung der Typographie, hat zu den Bauzwecken eine Beisteuer von 150000 Mark zusammengebracht. Am 23. April 1898 hatte auf dem von der Stadt Leipzig geschenkten Platze die feierliche Grundsteinlegung stattgefunden, am 1. August war mit der Ausschachtung des Baugrunds begonnen worden. Das Richtfest im Juli 1899 verschönte Weber, damals bereits zweiter Vorsteher, durch eine treffliche Rede, und am 12. Mai 1900 fand die Weihe des Hauses statt.

Als am 2. Februar 1901 Hofrat Dr. Oscar von Hase, 1884 der Begründer und seitdem erster Vorsteher des Deutschen Buchgewerbevereins, sein Amt niederlegte, hatte er kurz zuvor Johann Jakob Weber gebeten, sein Nachfolger zu werden, doch hatte dieser „unter Hinweis auf seine Jugend" es abgelehnt, der Anregung Folge zu leisten. Weber lenkte vielmehr die Aufmerksamkeit auf Dr. Ludwig Volkmann, den Neffen und Sozius Dr. von Hases, der denn auch von der 13. ordentlichen Hauptversammlung zum ersten Vorsteher gewählt wurde. Wie recht aber Dr. von Hase daran getan hatte, die frisch vorwärtstreibende Kraft Webers

für den Vorstand zu gewinnen, bezeugte die große Rede, die der zweite Vorsteher in jener Hauptversammlung vom 2. Februar 1901 hielt. Diese Rede, ein programmatischer Ausblick in die Zukunft, gibt die gesamte Auffassung Webers von der hohen Mission des Buchgewerbes so klar und so erschöpfend, daß wir es uns nicht versagen können, die hervorstechendsten Sätze derselben an dieser Stelle zu wiederholen.

Der Redner ging von dem Paragraphen der Statuten aus, der als Zweck des Vereins die Herbeiführung erhöhten Einflusses der Kunst auf das deutsche Buchgewerbe bezeichnet. Die Kunst im Buchgewerbe wollte Weber verstanden wissen als eine Summe von angewandter Ästhetik, von Formensinn und Farbenfreude, von technischem Können im einzelnen Fache und Übersicht über alle Hilfszweige, von gewerbsgeschichtlichen und kunsthistorischen Kenntnissen, von eingehender Warenkunde und Erfahrungen in den tausenderlei Nüancen der Produktion. Diese buchgewerbliche Kunst soll helfen, die Produktion der Buchgewerbe besser, wertvoller und damit leichter verwertbar zu machen, sie soll ehrliche Arbeit auch in beschränkten Quantitäten gegen Massenschund schützen, ihr den Lohn sichern, den sie zu beanspruchen hat, wenn sie Kulturwerte schafft. Nach dem Idealismus und Realismus wunderbar vereinigenden Programm Webers sollten die Mittel des Buchgewerbevereins — Lesezimmer, Bibliothek, Auskunftstelle, Vorträge, Ausstellungen — nicht nur der Prinzipalität, sondern in verstärktem Maße der an Zahl viel größeren Gesamtheit der Gehilfenschaft zur Verfügung gestellt werden.

Die sozialen und pädagogischen Anschauungen Webers künden folgende Sätze seiner Rede: „Die große Anzahl der regelmäßigen Benutzer unserer Institution stammen aus den Reihen der buchgewerblichen Gehilfenschaft, dort herrscht ein starker Bildungsdrang, die Gehilfenschaft trägt nach kunstgewerblicher Ausbildung Verlangen und ist dafür dankbar. Die Gehilfenschaft fängt an, sich in dem offenen Hause des Deutschen Buchgewerbevereins wohl zu befinden. In ihm beginnt sich der sozialpolitische Unterschied zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer im guten Sinne zu verwischen.“ Der Redner wies dabei auf die befriedigenden Beziehungen zwischen Arbeitnehmer und Arbeitgeber im Buchgewerbe Englands und auf das entgegengesetzte Verhältnis in den Vereinigten Staaten von Amerika hin.

Weber trat auch stets für eine möglichst enge Fühlung zwischen dem Buchgewerbeverein und der königlichen Akademie für graphische Künste und Buchgewerbe zu Leipzig ein, an deren Einrichtung und Neuorganisation der Vorstand mehrfach beratend teilnahm. Als Johann Jakob Weber aus rein sachlichen Gründen am 20. November 1903 sich veranlaßt sah, sein Amt als Vorstandsmitglied und zweiter Vorsteher sowie als Vorsitzender des Ausschusses für Neugestaltung der Gesetze zum Schutze des geistigen Eigentums niederzulegen, begrüßte es der Deutsche Buchgewerbeverein mit Freuden, daß die Arbeitskraft und anregende Tätigkeit Webers dem Verein wenigstens in den Ausschüssen erhalten blieb. Auch beteiligte er sich im Winter auf 1905 an einer Vortragsreihe über die Geschichte und Herstellung des Buches, die in der Gehilfenschaft starken Anklang fand. Dem Buchgewerbemuseum bezeugte er seine fortdauernde Anteilnahme durch wertvolle Schenkungen.

In der nationalen Organisation des deutschen Buchdruckgewerbes, dem *Deutschen Buchdrucker-Verein*, bekleidete Johann Jakob Weber lange Jahre das Amt eines Abgeordneten zur Hauptversammlung. Der Deutsche Buchdrucker-Verein, der 1869 in Mainz ins Leben gerufen worden ist und seinen Sitz in Leipzig hat, ist bemüht, die wirtschaftlichen Verhältnisse des deutschen Buchdruckgewerbes zu bessern und einheitlich zu gestalten, besonders durch energischen Kampf gegen Schmutzkonkurrenz, Regelung der Arbeitszeit und des Lehrlingswesens und Durchführung einer mit den Gehilfen vereinbarten Tarifgemeinschaft. Das Organ des Vereins ist die in Leipzig redigierte und erscheinende „Zeitschrift für Deutschlands Buchdrucker, Steindrucker und verwandte Gewerbe“. Auf der Hauptversammlung des Deutschen Buchdrucker-Vereins zu Dresden am 1. Juli 1901 referierte Johann Jakob Weber über die *Wettbewerbsauswüchse in den Lieferantenkreisen des Buchdruckgewerbes*. Er rügte hierbei vier hauptsächlich zu bekämpfende Übelstände: das Gründungsfieber mit seiner Erzeugung nicht lebensfähiger Geschäfte und seine Begünstigung durch die Lieferanten; die Überhandnahme der Anzahl der Zwischenhändler und die daraus sich ergebende, Treu und Glauben vernichtende Konkurrenzhetze; das unlautere Geschäftsgebahren durch Manipulieren mit Listenpreisen und Rabattsätzen; das Unwesen der Provisionsgewährung an Druckereiangestellte. Weber wurde in eine Kommission gewählt, die die Aufgabe hatte, Maßnahmen zur Abstellung der von ihm gekennzeichneten Mißstände zu treffen.

Im Jahre 1905 wurde Weber zum *Vorsitzenden der Unterstützungskasse des Deutschen Buchdrucker-Vereins* gewählt. Dieses Amt hat er bis zu seinem Tode bekleidet. Die von den, im Deutschen Buchdrucker-Verein vereinigten Arbeitgebern begründete Kasse bezweckt die Unterstützung der Buchdruckergehilfen in Fällen von Arbeitslosigkeit, Krankheit und Invalidität. Gerade in diesem Amt hat Johann Jakob Weber seine humane Gesinnung gegen die Arbeiter oft betätigt.

In diesem Frühjahr hatte der Vorstand des Deutschen Buchdrucker-Vereins Weber für das Amt eines zweiten Vorsitzenden in Aussicht genommen. Auf der diesjährigen Hauptversammlung zu München sollte die Wahl erfolgen. Weber würde in diesem Amte dazu berufen gewesen sein, mit der Zeit eine führende Stellung im deutschen Buchdruck-

gewerbe zu erringen; sein frühes Dahinscheiden unterbrach auch hier eine noch viele Erfolge und Ehren versprechende Laufbahn.

In den Jahren 1899 bis 1901 gehörte Weber dem Lehrlingsausschuß und von 1901 bis 1904 dem Vorstand der *Innung Leipziger Buchdruckereibesitzer* an. Er hat stets treu zu der von vielen Seiten umstrittenen Innung gestanden, ganz besonders deshalb, weil nur die Innung die Weiterentwickelung der Buchdruckerlehranstalt zu Leipzig ermöglichte, an der er stets lebhaften Anteil nahm. In den Jahren 1903 und 1904 wurde Weber von der Innung zum Vorsitzenden einer Kommission gewählt, die einen *Lohntarif für die Galvanoplastiker und Stereotypeure Leipzigs* auszuarbeiten hatte. Diese Aufgabe wurde zur vollen Zufriedenheit sowohl der Arbeitgeber als auch der Arbeitnehmer gelöst. Der Tarif, dessen Entwurf Weber in der Hauptsache ganz allein ausgearbeitet hat, kam in den, mit den Gehilfen geführten gemeinsamen Kommissionsberatungen zur Annahme und hat bisher wesentlich dazu beigetragen, daß die Arbeitsverhältnisse in diesem Gewerbe sich friedlich gestalteten.

Wir haben schon gesehen, daß Johann Jakob Weber in seinem Beruf als Buchdrucker und Verleger darauf hielt, dem Druck, der Illustration, dem Papier und dem Einband des Buches die größte Sorgfalt zu widmen, wobei er die Meister des Buchdrucks und des Holzschnitts aus Vergangenheit und Gegenwart, aus In- und Ausland als Vorbilder heranzog und der deutschen Renaissance und den Engländern eine gewisse Bevorzugung angedeihen ließ. Das erhellt auch aus den Beständen von Webers *Hand- und Privatbibliothek*, die kostbare Werke über die Geschichte, die Entwickelung und den heutigen Stand des Buchgewerbes und prächtige Ausgaben für Bücherliebhaber umfassen. Es kann an dieser Stelle kein Katalog gegeben werden, wohl aber werden einige auf gut Glück herausgegriffene Büchertitel dem Angehörigen des Buchgewerbes und dem Bibliophilen nicht unwillkommen sein.

Für die Herstellung und Ausstattung des Buches kommen in Betracht: *Charles T. Jacobi*, „Some notes on books and printing. A guide for authors, publishers and others" (London 1902, Charles Whittingham and Co.); *Owen Jones*, „The grammar of ornament" (London 1868, Bernard Quaritch); *Jules Pinsard*, „L'Illustration du livre moderne et la photographie" (Paris, Charles Mendel); *Joseph Pennell*, „Modern Illustration" (London 1895, George Bell and Sons); *Norna Labouchere*, „Ladies' book-plates; an illustrated handbook for collectors and book-lovers" (ebenda 1895); *Egerton Castle*, „English book-plates ancient and modern" (ebenda 1894); *Walter Crane*, „Of the decorative illustration of books old and new" (London and New York 1896, George Bell and sons); *Henry Blackburn*, „The art of illustration" (2nd edition, London 1896, W. H. Allen and Co.); *Theodor Goebel*, „Die graphischen Künste der Gegenwart" (zwei Folgen, Stuttgart 1902, Felix Krais); *Joseph and Elizabeth Robins Pennell*, „Lithography and Lithographers. Some chapters in the history of the art" (London 1898, T. Fisher Unwin); *Brander Matthews*, „Bookbindings old and new. Notes of a book-lover. With an account of the Grolier Club of New York" (New York and London 1895, Macmillan and Co.); *Dr. Paul Klemm*, „Handbuch der Papierkunde" (Leipzig 1904, Th. Griebens Verlag).

Johann Jakob Weber besaß eine reiche *Plakatsammlung*; als Führer dienten ihm nach dieser Richtung: *Jean Louis Sponsel*, „Das moderne Plakat", mit 52 farbigen Steindrucktafeln und 266 Textabbildungen (Dresden 1897, Gerhard Kühtmann) und *Ernest Maindron*, „Les affiches illustrées (1886 bis 1895)" (Paris 1896, G. Boudet). Daß Weber *Otto Mühlbrechts* „Bücherliebhaberei in ihrer Entwickelung bis zum Ende des XIX. Jahrhunderts" (2. Auflage, Bielefeld und Leipzig 1898, Velhagen und Klasing) oft und gern zu Rate zog, ist selbstverständlich. Von den Drucken des Venezianers *Nikolaus Jenson* (gestorben 1481), der eine schöne Antiqua schuf, die noch heute als Meisterwerk der Schriftschneidekunst gepriesen wird, besaß er den „Diogenes Laertius" von 1475. Die *„Nürnberger Reformation von 1566"*, für das Stadtrecht der Stadt Albrecht Dürers von Bedeutung, erwarb er in einem schön gebundenen Druck von *Valentin Geißler*. Aus neuester Zeit war *Houston Stewart Chamberlain* mit einer Ausgabe seines „Parsifal-Märchen" (München 1900, F. Bruckmann A.-G.) auf altjapanischem Büttenpapier vertreten.

Eine ganz besondere Vorliebe hatte Weber für die *Drucke von William Morris* (1834 bis 1896), dem englischen Dichter und Sozialpolitiker, Musterzeichner und Drucker, dessen typopraphische Meisterwerke aus der Kelmscott Press, Upper Mall, Hammersmith in the county of Middlesex stammen. Bibliographischer Führer ist ihm dabei *H. Buxton Forman*, „The books of William Morris" (London 1897, Frank Hollings) gewesen. Unter den eigenen Schöpfungen Morris' mögen als weniger bekannt erwähnt sein „The Sundering Flood" und „The well and the world's end" (with four pictures designed by Sir Edward Burne Jones; März 1896) in Pergamentband. Typographisch eine Perle ist auch *„Laudes beatae Mariae virginis"*. (These poems are taken from a psalter written by an English scribe, most likely in one of the Midland counties early in the 13th century; 1896). Nicht minder prächtig ist „The history of Godefrey of Boloyne and of the conquest of Jherusalem" by *William Caxton* (April 1893).

Unter den französischen Ausgaben für Bibliophilen nennen wir *„Chansons de l'ancienne France"* (Imagées par W. Graham Robertson; Paris 1905, H. Floury, pour les bibliophiles indépendants) und *„L'Evangile de l'enfannce de notre seigneur Jesus-*

Christ selon Saint Pierre", mis en français par *Catulle Mendès* d'après le manuscrit de l'abbaye de Saint Wolfgang (Compositions et encadrements de Carloz Schwabe; Paris, Armand Colin & Cie.). Von den wertvolleren italienischen Büchern seien erwähnt *Alessandro Manzoni*, „*I promessi sposi*", Edizione illustrata con 278 disegni e 13 tavole in eliotipia da Gaetano Previati. Curata nel testo da Alfonso Cerquetti. Preceduta da cenni biografici di Luca Beltrami" (Mailand 1901, Ulr. Hoepli), und *Luca Beltrami*, „Il libro d'Ore Borromeo alla Biblioteca Ambrosiana. Miniato da Cristoforo Preda Secolo. XL tavole in eliotipia" (ebenda 1896).

Für amerikanische Leckerbissen der Typographie diente als Wegweiser „*The Roycroft Books.* A Catalog concerning the shop and workers at East Aurora N. Y." (1900). Unter den schönen, in Leder gebundenen Roycrofters dürfen nicht vergessen werden „*The king of the Golden River.* A Legend of Stiria written in 1841 by *John Ruskin*" (1900), „Sonnets from the Portuguese" by *Elizabeth Barrett Browning*, to which is prefaced a „Little Journey" to the home of the author written by Elbert Hubbard (1898) und „The essay on friendship" by *Ralph Waldo Emerson*. Sonstige amerikanische Drucke dieser Qualität sind „Washington Irving", a sketch by *George William Curtis* (New York 1891, The Grolier Club) und „The book of Ruth and the book of Esther", published for Will Bradley by *R. H. Russell* (New York).

Johann Jakob Weber war ein begeisterter Sammler und Kenner von *Albrecht Dürers* Holzschnitten, von Sachen aus *Senefelders* Nachlaß und von alten Bucheinbänden. Große Mappen umschlossen Reproduktionen von englischen Aquarellisten und die von den „Offices of the Studio" herausgegebene „Representative art of our time". So großes Verständnis Weber für die modernen Richtungen der Kunst auch besaß, nicht minder groß war seine Pietät für die alten Meister. Auch sammelte er nicht nach Vollständigkeit, sondern erwarb nach Qualität, was ihn historisch fesselte oder künstlerisch reizte. Überhaupt liebte er es, sich mit schönen Dingen zu umgeben, namentlich seitdem er sein trauliches Heim auf eigenen Grund und Boden in Gaschwitz, einem südlichem Villenvorort Leipzigs und am Rande des Harthwaldes, um Pfingsten des vergangenen Jahres bezogen hatte.

Mitten heraus aus glücklichem Familienleben, aus segensreicher Wirksamkeit für seinen Beruf und seine Berufsgenossen, aus der beginnenden Verwirklichung zahlreicher Pläne mannigfacher Art und zum Teil weitausschauender Natur riß ein unbarmherziges Geschick den erst Dreiunddreißigjährigen, der das Leben so frohgemut ansah, obgleich oder vielmehr weil ihm das Leben mit Schaffen gleichbedeutend war.



Zur Theorie der Bücherpreise.

Von

Alfred W. Pollard in London.

Eines der am wenigsten angenehmen Vorkommnisse im täglichen Leben eines Bibliothekars ist die ihm aufgedrängte Notwendigkeit, ein verehrliches Publikum über den Wert seines Bücherbesitzes zu enttäuschen. Gelegentlich ist auch die Sache umgekehrt und das kleine Buch, das man weniger in der Hoffnung zur Prüfung vorlegte, daß es irgend einen Verkaufswert habe, als vielmehr in der Erwartung, etwas näheres darüber zu erfahren, erweist sich viele Pfund Sterling wert. Aber auf einen solchen angenehmen Fall kommen wenigstens zehn unangenehme und die Enttäuschung ist manchmal schmerzlich. Die schlimmsten, aber auch am meisten verzeihlichen Fälle hängen mit Faksimiles zusammen. Es ist z. B. sehr leicht möglich, daß man bei dem Faksimile eines Briefes von Burns und selbst eines Buches von Caxton zufällig oder in böser Absicht die dazu gehörigen Blätter verliert, die ganz bestimmt dessen neueren Ursprung dartun. Man hat es in diesem Zustande in einer alten Kiste oder Kommode gefunden, die einem älteren verstorbenen Verwandten gehörte und der Finder, der von dem Vorhandensein von Faksimiles keine Ahnung hat, ist, je länger er seinen Fund untersucht, desto mehr davon überzeugt, daß er einen wirklichen Schatz gehoben hat und bald recht viel bares Geld dafür eintauschen wird.

Wie ich schon gesagt habe, scheint mir die Enttäuschung dieser unschuldig betrogenen Menschen nicht grundlos. Viel härter ist es schon, ein Mitgefühl für jene Leute zu haben, die wochenlang nach dem Tage, an dem irgend eine erste Ausgabe eines englischen Klassikers zu einem Preise verkauft worden ist, der gewisse Zeitungsberichterstatter angezogen hat, zur Besichtigung zerfetzte Exemplare oder Bruchstücke eines solchen von Ausgaben herbeischleppen, die innerhalb eines Zeitraumes von wohl möglich fünfzig Jahren nach der ersten Ausgabe erschienen sind und sich nun großmütig erbieten, ihre Exemplare zur Hälfte des Preises zu verkaufen, den die Erstausgabe auf

der Auktion bei Sotheby erzielte. Offenbar glauben diese guten Leute, alle Büchersammler seine Narren, und bemühen sich daher eifrig, aus dieser Narrheit Nutzen zu ziehen, indem sie zu hohem Preis etwas zu verkaufen suchen, was sie selbst zu eigenem Gebrauch oder Vergnügen nicht für ein paar Schilling kaufen würden. Die Leser dieses Blattes wissen, daß ein Büchersammler nur ganz zufällig und auch dann nicht oft ein Narr ist. Schon die bloße Tatsache, daß unsere eifrigsten heutigen Sammler amerikanische Geschäftsleute sind, die es sich leisten können, hohe Preise zu zahlen, weil sie es so leicht haben, große Vermögen zu verdienen, sollte an sich genügen, jedermann zu überzeugen, daß trotz des albernen, durch Dr. Dibdin allbekannt gewordenen Wortes Bibliomanie Büchersammler und Narrheit nicht oft zusammengehen. Indes würde es für jeden Zeitungsleser ganz leicht sein, auf Beispiele hinzuweisen, wo für schäbige unvollständige Exemplare nicht gerade sehr lesenswerter alter Bücher schon große Summen bezahlt worden sind; die Frage des Bücherpreises ist also verwickelt genug, um einen Versuch zu machen, sie in vielleicht nicht ganz unannehmbarer Weise zu zergliedern.

Wenn jemand, der die Frage nicht gründlich betrachtet hat, aufgefordert würde, sich darüber zu äußern, welches die beiden hauptsächlichsten Wertelemente bei Büchern sind, die hohe Preise erzielen, so dürfte er wahrscheinlich versucht sein, Seltenheit und Alter in erster Reihe zu nennen. Es ist jedoch ganz leicht zu ersehen, daß ein Buch sowohl selten als alt sein kann und dennoch von den Sammlern nicht gesucht wird. Eine lateinische Rede, die z. B. 1505 in Venedig oder Paris ohne Verzierungen gedruckt ist, kann man von Buchladen zu Buchladen hausieren, ohne daß ein Händler der Versuchung erliegt, sie unter allen Umständen zu jedem Preis zu kaufen. Würde er aber das Buch schließlich um ein paar Schillinge erwerben und in seinem Katalog mit einem halben Sovereign ansetzen, so würde er kein übertriebenes Geschäft machen, denn das Buch würde Jahrelang in seinem Lager stehen. Wenn ein Buch vierhundert Jahre alt ist, bleibt es vor dem Schicksal bewahrt, in das Vierpennyfach (34 Pfennige) geworfen zu werden, denn es liegt im Vorteil des Händlers, den Wert, selbst den eingebildeten Wert alter Bücher aufrecht zu erhalten. Was aber die tatsächliche Verkäuflichkeit eines solchen Werkes anlangt — wenn es nicht einen zufälligen Wert als Druck-, Illustrations- oder Einbandmuster hat — so ist das ungelesene Buch von 1505 nicht besser daran als sein ungelesener Nachfolger von heute. Der einzige Umstand, der ihm zugute kommen kann, ist das Streben nach Vollständigkeit, an der noch viele Bibliothekare hängen, die zu erreichen private Sammler aber rasch aufgeben. Im Jahre 1505 dürfte die Zahl der in Venedig oder in Paris gedruckten Bücher wahrscheinlich etwa hundert betragen haben. Für die wenig zahlreichen Erzeugnisse der Druckpresse jenes Zeitabschnittes bekunden die Bibliothekare aber einen gewissen Jagdtrieb, der sie nach bloßen Zahlen fahnden läßt, selbst wenn wenig Wahrscheinlichkeit vorhanden ist, daß sich die neue Erwerbung als nützlich für das Studium der Literatur, der Geschichte der Druckkunst oder eines sonstigen Wissenszweiges erweisen sollte. Dieser Sammeltrieb ist übrigens nicht ganz unrecht. Entschieden ist der Gedanke nicht von der Hand zu weisen, daß in einer englischen nationalen Bibliothek ein Exemplar jedes englischen Buches und in einer französischen nationalen Bibliothek ein Exemplar jedes französischen Buches der Aufbewahrung wert sei, und wenn eine andere Bibliothek es für angemessen hält, eine ergänzende Sammlung zusammenzubringen für den Fall, daß die erstere zufälligerweise vernichtet wird, so muß man zugeben, daß die Möglichkeit eines solchen Unfalls nicht ausgeschlossen ist. Die Zahl der Bibliotheken, die Bücher aufs Geratewohl anschaffen können, ist jedoch sehr beschränkt, und private Sammler, die geneigt wären, ihnen darin zu folgen, gibt es heute schwerlich. Diese Tatsache ermöglicht uns, den heutigen Hauptseltenheitswert zu bemessen. In jedem Lande gibt es zwei, drei oder vier öffentliche Bibliotheken, die bereit sind, zu einem angemessenen Preise alle Bücher zu kaufen, die in ihren nationalen Bibliographien vorkommen. Wenn der Besitzer eines Buches feststellen kann, daß in einer oder in mehreren dieser Bibliotheken kein Exemplar seines Buches vorhanden ist, so hat er in denselben wahrscheinlich einen Käufer für das Buch und das Buch besitzt deshalb auch einen Wert. Wenn die großen Bibliotheken, die ein nationales Ideal zu erreichen suchen, das Werk bereits besitzen, so bleibt als einziger wahrscheinlicher Käufer nur der sehr unerfahrne Sammler, der mit so wenigen alten Büchern zu tun gehabt hat, daß er imstande ist, sich einzubilden, er interessiere sich für alles, was ein frühes Datum trägt. Wenn wir nun diese unerfahrnen Sammler und die großen nationalen Bibliotheken beiseite lassen, wen verschlägt es dann etwas, ob ein Exemplar oder zehn, fünfzig Exemplare eines langweiligen Buches dem Einstampfen entgangen sind? Was mich betrifft, so würde ich hundert Unika, die man mir unter der Bedingung anböte, daß ich sie als unveräußerliche Erbstücke behandeln sollte, nicht als Geschenk annehmen, wenn ich mit diesen hundert einzigen Büchern nicht irgend einen Abschnitt der Geschichte der Literatur, der buchlichen Künste oder jener noch ergiebigeren Quelle des Interesses, der menschlichen Natur, illustrieren könnte.

Es scheint sich also mit diesen zwei angenommenen Wertelementen in Wirklichkeit so zu verhalten, daß Seltenheit wenig oder gar keinen primären Wert hat, an sich wenig oder nichts gilt, daß sie aber, wie wir sehen werden, als sekundäre

Eigenschaft eine überwältigende Wichtigkeit dadurch besitzt, daß sie einen in anderer Weise entstehenden primären Wert steigert. Was nun das Alter betrifft, auf das unwissende Besitzer von Büchern so großen Wert legen, so kann es ja zuweilen anscheinend einen unabhängigen Einfluß besitzen; diesen kann man aber, soweit er wirksam ist, besser anderweitig erklären, gewöhnlich durch typographisches Interesse und Seltenheit.

Die einfache Wahrheit (die einleuchten müßte, wenn nicht „büchernärrische" Voreingenommenheiten entgegenstünden) ist sicher die, daß ein Buch, das irgend einen Wert besitzen soll, ein wirklich erkennbares und erklärliches Element des Interesses haben muß. Das Interesse kann von bescheidenster Art sein. Spötter behaupten mit Vergnügen, daß das Interesse gewöhnlich an der Anzahl der Druckfehler liege, denn Druckfehler werden oft als bequemes Mittel zur Unterscheidung einer frühen Ausgabe von einer anderen angeführt. Tatsächlich würde ein Buch aus Elisabetheischer Zeit, das auf jeder Seite Druckfehler zeigte, für die Leser von Shakespeare und seinen Zeitgenossen von beträchtlichem Nutzen sein, da es ihnen helfen könnte, die Möglichkeiten einer irrigen Form in Elisabetheischen Texten zu ermessen. In anderer Beziehung können Druckfehler möglicherweise auch etwas Licht auf die technischen Methoden der Frühdrucker werfen und so die Liebhaber der Geschichte der Druckkunst interessieren. Aber wenn auch auf diese Weise der übliche Spott des Feindes in einen triftigen Grund für die Bewertung eines Buches verwandelt wird, so ist es doch nicht nötig, solche versteckte Quellen der Anziehungskraft zu suchen. Diejenige Ausgabe oder die Exemplare, die sich an unsern Schönheitssinn oder an unsere Einbildungskraft viel nachdrücklicher wenden als andere Ausgaben oder Exemplare, werden immer am höchsten bewertet werden. Es dürfte schwer sein, ein von Sammlern geschätztes Buch zu finden, das nicht diese anziehende Kraft in dieser oder jener Gestalt besitzt. Die stofflichen Grundteile eines Buchgebildes — Papier, Type, Druckfarbe, Druck, Anordnung der Seite — können sämtlich gut oder schlecht sein; wenn sie sämtlich gut sind, so gewährt es eine ästhetische Genugtuung, das daraus entstandene Ganze zu betrachten und zu besitzen und man wird gern den Beutel ziehen. Die stofflichen Unterschiede zwischen einem Exemplar und einem andern wenden sich an denselben Sinn. Wie schön auch ein Buch gewesen sein mag, als es die Hände des Druckers verlassen hat, so liegt es doch in der Gewalt seiner Besitzer, es dadurch zu beschädigen, daß sie Blätter daraus verlieren, die Ränder abschneiden, die Blätter beschmutzen oder es häßlich und unpassend einbinden lassen. Die Erhaltung eines Buches ist einer der wichtigsten Punkte, die man dem Uneingeweihten am schwersten beibringen kann, und doch gibt es nichts, worauf einsichtige Sammler hartnäckiger bestehen, ausgenommen wenn es sich um Bücher von großem literarischen Interesse handelt, die in einem besseren Zustande unmöglich erlangt werden können. Die klugen Sammler sind nicht die Narren, als welche sie von Außenstehenden gern angesehen werden; sie wünschen selbstverständlich Bücher nur dann zu kaufen, wenn sie so erhalten sind, daß es ein Vergnügen macht, damit umzugehen. Der unerfahrene Sammler, der sich eifrig bemüht, schäbige und unvollständige Exemplare berühmter Bücher aufzuraffen, legt sein Geld in der denkbar schlechtesten Weise an. Solche Exemplare sind die rechtmäßige Beute der Gelehrten und Forscher, die sie zu Zwecken brauchen, die ganz verschieden von denjenigen eines Sammlers sind, und wenn letzterer sich mit derartigen Exemplaren abgibt, so braucht ihn niemand zu bedauern, wenn er sich die Finger verbrennt.

Während es möglich ist, diese ästhetischen Betrachtungen sehr kurz zusammenzufassen, bilden die Eigenschaften der Bücher, die sich an die Einbildungskraft wenden, einen viel größeren und schwierigeren Gegenstand. Es ist sicher ein vernünftiger Wunsch, irgend ein großes literarisches Meisterwerk oder eine wichtige geschichtliche Urkunde in der Gestalt zu besitzen, in der sie zum ersten Male in die Welt hinausgingen und zu wissen, wie ein Werk aussah, als es sein Urheber und seine Freunde beschauten und gebrauchten. Es ist ein vernünftiger Ehrgeiz, ein Originalexemplar eines Buches oder Dokumentes zu besitzen, das in der Weltgeschichte eine große Bewegung hervorgerufen hat und erklärt die hohen Preise, die für interessante Proklamationen, für die ersten englischen Übersetzungen der Bibel, für die ersten Ausgaben des Book of Common Prayer oder für ein Dokument wie Luthers 95 Thesen gezahlt werden. Schließlich geben handschriftliche Eintragungen berühmter oder hervorragender Personen in Büchern den letzteren ebenfalls etwas von diesem Reiz, obwohl wenige Bücher das persönliche menschliche Interesse der besten eigenhändigen Briefe besitzen können; zuweilen werden auch Bücher eifrig gesucht, nur weil sie das Besitzerzeichen irgend eines berühmten Eigentümers, z. B. der Königin Maria von Schottland, tragen.

Vielleicht sollte den Büchern, die die Geschichte der Druckkunst illustrieren, eine besondere Klasse für sich vorbehalten werden. Die Entdeckung der Druckkunst mit beweglichen Typen hat solche weitreichende Wirkungen hervorgebracht, daß der Eifer, mit dem jeder Schritt in der Erfindung und ihrer Verbreitung über die Welt studiert worden ist und noch wird, durchaus nicht sonderbar gefunden werden darf. Aber dieses Studium ist jetzt so auf die Spitze getrieben worden, daß allen im fünfzehnten Jahrhundert gedruckten Büchern ein besonderer Wert beigelegt wird, selbst wenn sie zu ihrer Empfehlung weder Schönheit, noch literarisches Interesse, noch offenbare Wichtigkeit für die Geschichte der Druckkunst

aufweisen können. Es ist für die großen europäischen Bibliotheken ein Gegenstand des Ehrgeizes geworden, von der auf etwa 25000 Werke geschätzten Gesamtzahl der Inkunabeln einen möglichst großen Teil zu besitzen, während die lokalen Bibliotheken natürlich die frühesten Druckwerke ihres Standortes sammeln. Die Drucke einzelner besonderer Druckereien, z. B. der Aldinen und Elzeviere, die ersten in verschiedenen Städten gedruckten Bücher, Bücher mit interessanten Bemerkungen ihrer Drucker, frühe illustrierte Bücher (selbst wenn die Illustrationen nicht schön sind) — sie alle bilden Unterabteilungen, mit denen sich verschiedene Inkunabelnsammler beschäftigen. Die in großer Zahl vorhandenen Bücher, die keine Angaben darüber enthalten, wann, wo oder von wem sie gedruckt worden sind, eröffnen denen, die solche Untersuchungen lieben, endlose Forschungsgebiete, wie denn auch in den letzten Jahren die Jagd nach solchen Entdeckungen mit außerordentlichem Eifer und Erfolg betrieben worden ist. Selbstverständlich beteiligen sich auch die Buchhändler an dem Sport und finden für die Verdoppelung der Preise Entschuldigungen mit allerlei Gründen, die so dunkel sind, daß man sie vor fünfzehn Jahren schwerlich verstanden haben würde. Die Sache ist jedoch zu schwierig und erfordert zu viel Kenntnisse, um jemals populär zu werden oder sich nur an die reichste Klasse der Sammler zu wenden, die sich ihr aus Mangel an Zeit nicht widmen können; es dürfte also unwahrscheinlich sein, daß sich die gegenwärtigen hohen Preise auch fernerhin halten werden, einige wenige Werke wie die Gutenbergbibel ausgenommen, die in der ganzen literarischen Welt bekannt sind.

Mit dem letzten Satze kommen wir unserer ausführlich entwickelten Theorie der Bücherpreise näher. Zugegeben, daß einige Bücher eher deshalb aufbewahrt und gekauft werden, weil sie dem wirklichen Wunsche entsprechen, als weil sie selbst begehrenswert sind, so bleibt es doch wahr, daß ein Buch einen hohen Preis nur dann fordern kann, wenn es sich an unseren Schönheitssinn oder an unsere Einbildungskraft wendet. Wie hoch dieser Preis sein kann, wird von der Anzahl der Leute abhängen, die imstande sind oder dafür gehalten werden wollen, die Eigenschaften eines Buches zu würdigen, ferner von dem Umfang des Vermögens dieser vermutlichen Käufer und von der Anzahl der Exemplare des Buches, die auf den Markt gebracht werden können. Der Preisrückgang der ersten Ausgaben der griechischen und lateinischen Klassiker fällt (in England) zeitlich mit dem Wegfall des Gebrauches klassischer Zitate in der parlamentarischen Beredsamkeit zusammen. Der große Preisaufschwung vor hundert Jahren wurde hier dadurch hervorgerufen, daß damals eine Handvoll reicher englischer Peers in die Jagdgründe des Bücherliebhabers einfiel. Als die Peers dieses Steckenpferdes müde waren, sanken unter dem tränenvollen Gejammer des Dr. Dibdin die Preise und seitdem sind die meisten Sammlungen dieser Lords in andere Hände übergegangen. Das Steigen der Preise, das heute (wenn auch durch die Schwankungen des Geldmarktes gestört) den bescheideneren Bücherliebhaber kränkt, ist durch das Eindringen einer ähnlichen Handvoll amerikanischer Millionäre hervorgebracht worden, die einander im Jagdeifer überbieten, wie es vor einem Jahrhundert die englischen Herzoge getan hatten. Wenn diese Amerikaner nicht die lobenswerte Gewohnheit hätten, ihre Schätze öffentlichen Bibliotheken und Universitäten zu überweisen, so könnten wir zuversichtlich in wenigen Jahren einer Reaktion entgegensehen, ähnlich derjenigen, die Dibdin bejammerte. Wie die Sachen liegen, ist aber eine Prophezeiung, selbst eine solche, daß sich die Mode ändern wird, etwas mehr als gewagt. Ich glaube, daß solange die amerikanischen sozialen Zustände es gestatten, ungeheure Vermögen in kurzer Zeit zusammen zu scharren, die Preise der englischen Klassiker, die von den Amerikanern besonders bevorzugt werden, wahrscheinlich steigen werden und zwar sehr rasch steigen, bis die besten Bücher aus dem Markte verschwunden sind. Dies ist genau dasselbe, was mit den am meisten begünstigten Büchern vor einem Jahrhundert geschah. Alle großen englischen Sammler sammelten dieselben Bücher, so daß von dem ersten in Venedig gedruckten Werke, von dem nur hundert Exemplare abgezogen wurden, das Britische Museum infolge der Freigebigkeit vier verschiedener Stifter vier Exemplare besitzt. Da die meisten vorhandenen Exemplare sich schon in älteren öffentlichen Bibliotheken befanden, so wurde eines der Bücher, mit dem man prunken konnte, tatsächlich dem Mitbewerb neuer Sammler entzogen. Eine Gutenbergbibel und ein erster Folio-Shakespeare gelten heute bei den Amerikanern als die am meisten geschätzte Beute. Gegenwärtig befinden sich in New York fünf Gutenbergbibeln und ich weiß nicht, wieviel erste Folio-Shakespeares. Wenn diese Werke nach dem Tode ihrer Eigentümer auf den Markt kommen, kann die Jagd losgehen. Werden sie sämtlich öffentlichen Anstalten überlassen, so kann natürlich keines auf dem Markt angeboten werden, und wenn Exemplare der beliebtesten Bücher unerreichbar sind, hört das private Sammeln auf, anziehend zu sein. Wie nahe wir diesem Punkte sind, läßt sich schwer mutmaßen. Bei einer Vorlesung im letzten Herbst bemerkte ich, daß 1750 Pfund Sterling für einen ersten Folio-Shakespeare durchaus kein erstaunlicher Preis und daß dieser Preis nur wegen des häufigen Vorkommens so niedrig sei; wenn die öffentlichen Anstalten noch einige gute Exemplare an sich gezogen hätten, dürfte man erwarten, daß ein wirklich schönes Exemplar auf 10000 Pfund Sterling zu stehen kommen würde. Während ich diesen Artikel

schreibe, ist diese Voraussage schon ziemlich genau eingetroffen. Die vier Folios von Mac George kosteten genau die angegebene Summe, deren größere Hälfte auf die Ausgabe von 1623 gerechnet werden muß. Seit der Veröffentlichung von Mr. Sidney Lees Übersicht der Exemplare der ersten Folioausgabe ist es ganz klar, daß in Privathänden noch reichlich mangelhafte Exemplare vorhanden sind, daß die Zahl der schönen Exemplare aber schon fast erschöpft ist und wir uns also bereits im Bereich der Teuerungspreise befinden.

Wenn wir uns von dem Folio-Shakespeare zu den Quartausgaben wenden, die zehn- oder zwanzigmal seltener sind, so ersehen wir aus den in den letzten achtzehn Monaten für den zweiten Teil von „Heinrich IV.", für „Titus Andronicus" und kürzlich für „Richard III." gezahlten Preisen, daß die Hungerpreiszone auch hier schon erreicht worden ist. So sehen wir die Seltenheit, die wir als primäres Wertelement geringschätzig behandelt haben, als sekundären Wertbestandteil mit unwiderstehlicher Gewalt zurückkehren. Weil sie nicht selten sind, erzielen schöne Bücher wie die Hypnerotomachia Poliphili und die Schedelsche Chronik noch verhältnismäßig niedrige Preise, die erst infolge der allgemeinen Preissteigerung allmählich in die Höhe geklettert sind. Selbst Goldsmith' „Vicar of Wakefield", der einem modernen englischen Sammler fast ebenso notwendig ist wie ein erster Folio-Shakespeare, erfordert nur 120 Pfund Sterling (das Doppelte, was dem Verfasser dafür als Honorar bezahlt wurde), weil das Angebot guter Exemplare der Nachfrage beinahe gleich ist. Das Verschwinden von einem Dutzend guter Exemplare jedes dieser Bücher würde aber die Preise der noch übrigbleibenden mit einem Ruck in die Höhe schnellen. Glücklicherweise zielen der Mitbewerb und die Öffentlichkeit der Versteigerungsräume darauf ab, die Zahl der bekannten Exemplare eines schönen Werkes nicht zu vermindern, sondern zu vermehren. Während die Berichte über einen auf einer Versteigerung erzielten höchsten Preis die Besitzer von Neudrucken und Faksimiles mit ungerechtfertigten Hoffnungen erfüllen, verursachen sie gleichzeitig eine genaue Durchsuchung von alten Bücherschränken, Kästen und sonstigen Möbeln, aus denen gelegentlich vergrabene, unzweifelhaft echte Schätze ans Licht gezogen werden. In dieser Beziehung hat sogar der Millionär seine Vorteile, wenn auch die Wirkung seines Auftretens auf die Bücherkäufer von mäßigen Mitteln, sowohl der Privatsammler als auch vieler öffentlichen Bibliotheken, sehr entmutigend gewesen ist.

[Mit Genehmigung der Verlagshandlung Otto Schulze and Comp. in Edinburgh aus „*The Book-Lover's Magazine*" (Books and Book-Plates) Vol. VI, Part. I, übersetzt von *F. J. Kleemeier* in Leipzig.]



Chronik.

Zur Geschichte des Zeitungswesens.

Mit einem umfangreichen dritten Bande hat *Ludwig Salomon* seine ausgezeichnete *Geschichte des deutschen Zeitungswesens* abgeschlossen (Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung). Der Band beginnt mit den Preßverhältnissen in Preußen im Jahre 1814, vorwiegend mit Görres „Merkur", der „Kölnischen Zeitung", den Berliner Blättern: Voß, Spener, Correspondent und Preußische Staatszeitung, und der Presse in den alten Provinzen. Die Preßverhältnisse in der Zeit von 1814 bis 1819 waren ziemlich verworrener Natur; man mußte „erschreckliche Kurage" haben, wie Brentano sagte, um mit einem so ungestümen Rufer im Streite hervortreten zu können, wie es Josef Görres mit seinem „Rheinischen Merkur" tat. Er lebte denn auch nur zwei Jahre und fand einen gewissen, wenn auch mäßigen Ersatz in Arnold Mallinckrodts „Westfälischem Anzeiger", in dessen literarischem Beiblatt 1822 auch der junge Heine als Mitarbeiter erschien. Beide Blätter blieben in dieser Zeitperiode die einzigen preußischen Journale von besonderer Eigenart; die übrigen vermochten sich aus ihrer bisherigen Geistesarmut nicht so recht zu erheben. Immerhin begann sich doch wieder journalistisches Leben zu entwickeln. Die 1809 unterdrückten Kölner Blätter: „Kölnische Zeitung", „Welt- und Staatsbote" und „Verkündiger" erstanden von neuem, und wenigstens die beiden erstgenannten entwickelten sich äußerlich günstig. Anders lagen die Verhältnisse im preußischen Osten. Voß und Spener in Berlin wurden nach wie vor schwer in Banden der Zensur gehalten; auch ein neues Blatt, der „Preußische Correspondent", von Niebuhr, Schleiermacher und Arnim redigiert, konnte nur ein kurzlebiges Dasein führen, ein anderes, die „Allgemeine Preußische Staatszeitung",

wurde durch ihre Redakteure Stägemann und Heun-Clauren ruiniert. Mehr noch als die Berliner Blätter hatten die Zeitungen der sogenannten alten Provinzen unter der Beamtenwillkür zu leiden: die ganze preußische Presse war schon wenige Jahre nach den Befreiungskriegen mundtot gemacht worden.

Minder ungünstig sah es in Sachsen-Weimar aus. Bertuchs Weimarische Zeitung wagte sich sogar offen „Oppositions Blatt" zu nennen, vermochte aber auch nur drei Jahre zu leben; am 1. Januar 1817 war die erste Nummer erschienen, am 27. November 1820 wurde das Blatt auf Grund des neuen Preßgesetzes vom September 1819 verboten. In Hamburg war der wiedererstandene „Korrespondent" nur ein Schatten seiner alten Größe; in Bremen entwickelte sich dagegen der „Deutsche Beobachter" zu einer politischen Zeitung großen Stils, bis er nach seiner Übersiedlung nach Hamburg den Boden verlor und sein Erscheinen einstellte. Kümmerlich blieben die Zeitungsverhältnisse in Hannover, lebhafter gestalteten sie sich in Sachsen aus. Brockhaus' „Deutsche Blätter" brachten es immerhin auf neun Bände, und neben ihnen begann auch die „Leipziger Zeitung" neu zu erblühen. Unter den Frankfurter Blättern erwarb die „Oberpostamtszeitung" rasch wieder die dominierende Stellung; auch das „Journal de Francfort" wußte sich zu behaupten, und die „Zeitung der freien Stadt Frankfurt" hob sich wenigstens für kurze Zeit durch Börnes Witz über das Niveau der Alltäglichkeit. In Württemberg und Bayern fristeten „Schwäbischer Merkur" und „Augsburger Allgemeine" nur kläglich ihr Dasein unter einem unerhörten Zensurdrucke. Wien hatte in seiner „Wiener Zeitung" das offizielle Organ der Regierung und in dem besser redigierten „Österreichischen Beobachter" das offiziöse Organ des Auswärtigen Amtes.

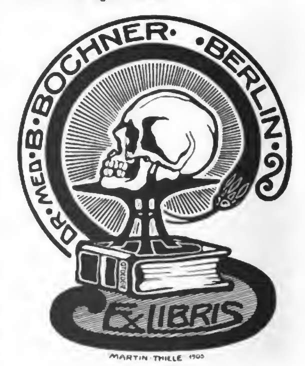
Etwas freier vermochten sich die Zeitschriften zu entwickeln. Ludens „Nemesis" entsprach dem Temperament seines Herausgebers; ihr gesellten sich die „Kieler Blätter" zu, die wie Daniel Vossens „Zeiten" energisch deutsches Volkstum und deutsches Recht betonten. Originell gab sich von Anbeginn an Okens „Isis", mehr gelesen wurden noch Börnes Blätter „Die Wage" und „Zeitschwingen". Unter den kleinen Journalen erreichten vor allem Rottecks „Teutsche Blätter" und Cöllns „Neue Fackeln" Beachtung, unter den schöngeistigen Cottas „Morgenblatt", die „Wiener Zeitschrift", die „Zeitung für die elegante Welt", das Kindsche Klatschblatt „Abendzeitung", Gubitz' „Gesellschafter" und der Kuhnsche „Freimüthige".

Der zweite Abschnitt des Buchs umfaßt die Zeit von 1819—1830: das Pressewesen unter dem Drucke der Karlsbader Beschlüsse. In Berlin blieb so ziemlich alles beim alten; in Breslau erstand in der „Breslauer Zeitung" der alten „Schlesischen" ein Konkurrent; im Westen war die „Kölnische" das einzige Blatt von Bedeutung, im Süden sah es nach wie vor trostlos aus. Über den Zeitschriftenwust der zwanziger Jahre fällte Goethe das vernichtendste Urteil. Aber das Wiedererwachen des nationalen Geistes war nahe. Seit 1830 hatte das geistige Leben in Deutschland doch einen kräftigeren Impuls erhalten, und dieser neue Geist zeigte sich auch in der Zeitschriften-Literatur. Ein mächtiger Umschwung begann freilich erst nach Aufhebung der Zensur.

In Salomons Werk besitzen wir die erste abgeschlossene Geschichte des deutschen Zeitungswesens, ein erstes vollständiges Bild der Entstehung und Entwicklung des deutschen Journalismus: ein Monument unermüdlicher und sorgfältiger Forschung, auf das wir in der Tat stolz sein können. Mit dem Schlußbande (M. 7.50, gebunden M. 9.—) sind zugleich die beiden ersten Bände in zweiter Auflage erschienen, ein Beweis dafür, daß für Autor und Verleger auch der äußere Erfolg nicht ausgeblieben ist. —tz.

Neue Exlibris.

Die hier wiedergegebenen drei Exlibris stammen von einem jungen Zeichner, *Martin Thiele*, der sich selbständig herangebildet hat und dessen Begabung für die Schwarzweißkunst uns Förderung zu verdienen scheint. Es ist in neuerer Zeit Mode geworden, und uns scheint, keine nachahmenswerte, die Exlibris mit Emblemenschmuck zu überhäufen und allerlei in die Zeichnungen hinein zu geheimnissen, was auf den Beruf und die persönlichen Neigungen des Eigentümers Bezug haben könnte. Unter der Überfülle dieser allegorischen und symbolistischen Andeutungen aber leidet vielfach die Klarheit des Ganzen. Der Forderung der Klarheit entspricht das Exlibris Bochner am besten; auch ohne die Umschrift ist auf den ersten Blick erkennbar, daß ein Arzt der Eigentümer ist. Was uns im übrigen an den drei Exlibris besonders gefällt, ist die für die Schwarzweißwiedergabe am besten geeignete kraftvolle Führung der Linien. —m.



Exlibris, gezeichnet von Martin Thiele.



Sonst.

Von Josef von Eichendorff.

Es glänzt der Tulpenflor, durchschnitten von Alleen,
Wo zwischen Taxus still die weißen Statuen stehen,
Mit goldnen Kugeln spielt die Wasserkunst im Becken,
Im Laube lauert Sphinx, anmutig zu erschrecken.

Die schöne Chloe heut spazieret in dem Garten,
Zur Seit ein Kavalier, ihr höflich aufzuwarten,
Und hinter ihnen leis Cupido kommt gezogen,
Bald deckend sich im Grün, bald zielend mit dem
Bogen.

Es neigt der Kavalier sich in galantem Kosen,
Mit ihrem Fächer schlägt sie manchmal nach dem
Losen,
Es rauscht der taft'ne Rock, es blitzen seine Schnallen,
Dazwischen hört man oft ein art'ges Lachen schallen.

Jetzt aber hebt vom Schloß, da sich's im West will
röten,
Die Spieluhr schmachtend an, ein Menuett zu flöten;
Die Laube ist so still; er wirft sein Tuch zur Erde
Und stürzet auf ein Knie mit zärtlicher Gebärde.

„Wie wird mir, ach, ach, ach, es fängt schon an zu
dunkeln —"
„So angenehmer nur seh' ich zwei Sterne funkeln —"
„Verwegner Kavalier!"—„Ha, Chloe, darf ich hoffen?—"
Da schießt Cupido los und hat sie gut getroffen.

Ist das oben reproduzierte Bild eine Illustration zu dem Eichendorffschen Gedicht? Nein, sondern zu dem *„Im Irr-Garten der Liebe herumtaumelnden Kavalier"*, dem bald leichtfertig im Strome der Wollüste plätschernden, bald bußfertige Zerknirschungs-Krokodilstränen heulenden Titelhelden jener langweiligen Zotengeschichte („Der im Irr-Garten der Liebe herumtaumelnde Kavalier, oder Reise- und Liebes-Geschichte eines vornehmen Deutschen von Adel, Herrn von St., welcher nach vielen Liebesexzessen endlich hat erfahren müssen, wie der Himmel die Sünden der Jugend im Alter zu bestrafen pflegt." [Zuerst] Warnungstadt 1738 [1740, 1763; o. O. 1793]. Verfasser war *Joh. Daniel Bartholomai* [1727—1790]. Goedeke III, 264, 58a). Eichendorff kannte sie; er erwähnt sie in seinen Literaturschriften. Ich sehe eine etwas mit eigenem geschmückte, höchst stilvolle Schilderung des Bildes (Mentzel heißt der Stecher) in seinem Gedicht, in dem sogar das Wort Kavalier dreimal, mit einer gewissen Geflissenheit, angewandt wird. Die scheinheilige Unterschrift des Titelkupfers lautet:

Der Venus Nectar kan der Jugend Lust erwecken,
Zuletzt macht dieser Gifft Angst, Kummer, Furcht
und Schrecken.

Diese Verse eines Stümpers gaben dem Dichter wohl die formale Anregung für seine jetzt zierlich gerankten, dann wieder gesucht hölzernen Alexandriner, die, mit dem ganzen, gescheit-heroischen Zauber dieses Verses, die Stimmung des Bildes, das heißt das, was wir als Zeitstimmung in das kunstlose Machwerk hineinsehen, sehr glücklich wiedergeben.

Bremen. *Dr. Konrad Weichberger.*

Kunst.

Eine neue *„Geschichte der deutschen Kunst"* liegt uns in einem stattlichen Bande aus der Feder von *Hermann Schweitzer*, dem Direktor des Suermondt-Museums in Aachen, vor (Ravensburg, Otto Maier; 14 Lieferungen à M. 1). Schweitzers Werk soll ein *Volksbuch* sein und erfüllt seinen Zweck vor allem durch die leicht faßliche und gewissermaßen unterhaltsame Darstellung; dazu kommt eine höchst übersichtliche Einteilung und eine Fülle gut ausgeführter Illustrationen, ferner eine Anzahl von Verzeichnissen, die das Nachschlagen bequem machen. Wir möchten das Werk dem deutschen Hause namentlich zu Geschenkzwecken bestens empfehlen. R.

Als ersten Band einer neuen Serie von „Handbüchern" erschien im Verlage von Karl W. Hiersemann in Leipzig *„Die Architektur von Griechenland und Rom"* von *W. J. Anderson* und *R. Phené Spiers*, übersetzt von *Konrad Burger* (8°. 375 S. Mit 185 Abbildungen. Gebd. M. 18). Das Werk ist aus Vorträgen, die der verstorbene Anderson in Glasgow hielt, hervorgegangen. Seiner Feder entstammen die Kapitel über die griechische Architektur, während Spiers nach dem Tode Andersons die Abschnitte über die römische Baukunst geschrieben hat. Das Buch ist keineswegs nur für den Fachmann, es dürfte infolge der außerordentlich interessanten Darstellung (und, sei hinzugefügt, der ganz trefflichen Übersetzung Burgers) auch den gebildeten Laien lebhaft interessieren. Die zahlreichen Abbildungen unterstützen wirksam den Text. Auch sonst ist die Ausstattung zu loben, bis auf das zu stark satinierte Papier, das einen förmlichen Glanz ausströmt.

—z.

Die *Meisterwerke der Königlichen Älteren Pinakothek zu München* bietet Band I von Hanfstaengls „Maler-Klassikern": 263 Schwarzweiß-Reproduktionen dieser Galerie in glänzender Ausführung, nach Originalaufnahmen des Verlags hergestellt (München, Franz Hanfstaengl; gebunden M. 12). In der 20 Seiten umfassenden Einleitung zeigt sich Professor *Karl Voll* wieder als ein Kenner, der gewissermaßen spielend das ungeheure Stoffgebiet beherrscht und zudem höchst anschaulich zu schildern versteht. Die Bilder sind chronologisch und nach Schulen geordnet, eine Einteilung, die neben der Kenntnis der allgemeinen historischen Entwicklung auch die der Stilarten erleichtert. Der Druck auf Kunstpapier bleibt den Tonwerten der Gemälde kaum etwas schuldig. Als Nachschlagewerk beim Studium wie als Schmuck der Familienbibliothek ist das Werk gleich empfehlenswert.

R.

Von den *„Klassikern der Kunst in Gesamtausgaben"* der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart liegen uns Band III und IV vor: *Tizian* und *Dürer*. Es ist als ein gutes Zeichen aufzufassen, daß die wohlfeilen Reproduktionswerke unserer großen Verlagsfirmen beim Publikum entschiedenen Anklang zu finden scheinen. In der Tat tut in der Kunst die Anschauung hundertmal mehr als auch die beste Beschreibung. Aus dieser Erwägung heraus sind auch die „Klassiker der Kunst" entstanden, die ähnlich den Hanfstaenglschen sowohl dem Künstler wie dem Historiker wie auch dem Kunstfreunde — und wer wäre das nicht — treffliche Dienste leisten. Zum Tizian-Bande (M. 6.) hat Dr. *Oskar Fischel* eine mustergültige biographische Einleitung geschrieben; die Bilder sind auf 187 Seiten wiedergegeben und umfassen das ganze Werk des Meisters in seinem phasenreichen Entwicklungsgange. Doppelt so stark ist der Dürer-Band, dem Dr. *Valentin Scherer* eine verständnisvolle Einführung beigesteuert hat; er enthält 447 Abbildungen von ausgezeichneter Ausführung und als Titelbild das Selbstporträt des Meisters. Beiden Bänden ist ein umfangreicher, auch praktischer Erläuterungsapparat beigegeben.

R.

AUS DER BÜCHEREI VON GERTRUD THIELE

MARTIN THIELE 1903

Exlibris, gezeichnet von Martin Thiele.

Die im Verlag von Paul Neff (Max Schreiber) in Eßlingen erscheinenden billigen (das Heft M. 1) *„Führer zur Kunst"* gehören nicht in das Gebiet der üblichen Monographien, sondern sind allgemein verständliche Abhandlungen zur Kunstbetrachtung und zum Kunstverständnis. Das vierte Bändchen ist die erste zusammenfassende Arbeit über *„Die italienische Bildnismalerei der Renaissance"*. Der kenntnisreiche Verfasser, *Karl Woermann*, fußt allerdings auf den Einzelschriften von Gruyer, Burckhardt, Schaeffer und anderen, steuert aber so viel aus eigenem bei, daß das kleine Buch gewissermaßen als Ergänzung zu seiner groß angelegten „Geschichte der Kunst aller Zeiten" betrachtet werden kann. Die beigegebenen Illustrationen sind gut reproduziert, die Ausstattung ist trotz des geringen Preises recht geschmackvoll.

R.

Bei Bard Marquardt & Co. in Berlin erscheinen seit einiger Zeit drei Serien reizend ausgestatteter und innerlich recht gediegener Büchelchen unter den Titeln *„Die Kunst"*, *„Die Literatur"* und *„Die Kultur"*. Diese billigen Sammlungen, die von Richard Muther, Georg Brandes und Cornelius Gurlitt herausgegeben

werden, seien namentlich dem jüngeren Geschlecht bestens empfohlen; sie bringen eine Fülle von Wissen in ansprechender Form, unterstützt durch meist trefflich wiedergegebene Illustrationen. Uns liegen vor aus der „Kunst"-Serie: *Felicien Rops* von *Franz Blei* (mit 17 Vollbildern), eine geistreiche Würdigung des kapriziösen belgischen Zeichners — *Donatello* von *Willy Pastor* (mit 15 Abbildungen), ein Gesamtbild der organischen Entwicklung des Meisters — und *Präraffaelismus* von *Jarno Jessen* (mit 15 Illustrationen), eine kluge und feine Einführung in die Eigenart dieser englischen Kunstrichtung. Aus der „Literatur"-Serie: *Konrad Ferdinand Meyer* von *Otto Stoessl* (13 Vollbilder, 1 Faksimile), eine Skizze seines Lebens und seiner Werke mit mannigfachen Inedita — *Maurice Maeterlinck* von *Johannes Schlaf* (Porträt, 11 Abbildungen, 1 Faksimile), eine der interessantesten Arbeiten über den Dichter — *Diderot* von *Rud. Kassner* (Porträt, 14 Abbildungen, 1 Faksimile) mit vortrefflichem bibliographischem Anhang. Von der „Kultur" ging uns der siebente Band zu: *„Erziehung zur Körperschönheit"* von *Marg. N. Zepler*, ein mit 22 Illustrationen geschmückter Aufsatz über das Turnen und Tanzen als Beitrag zur Mädchenerziehung, und der sechste: ein paar graziöse Plaudereien über die Ninon de Lenclos, die Hamilton, die Sand und über allerlei von der Liebe unter dem etwas preziösen Titel *„Von amoureusen Frauen"*, geschrieben von *Franz Blei*.

—m.

Speziell dem weiblichen Geschlecht gewidmet ist die bei Friedrich Rothbarth in Leipzig erscheinende illustrierte Serie *„Die Frau"* (pro Band M. 1,50; in Leder M. 2,50; 20 Luxusexemplare à M. 6). Als No. 2 gibt *Carry Brachvogel* eine Lebensskizze der *Marquise von Pompadour:* keine Weißwaschung, aber doch eine Studie, die manche Schattenseite in dem Charakter der merkwürdigen Frau verständlicher erscheinen läßt. No. 1 enthält ein ebenso anziehendes wie originelles Essai von *Erich Felder*: *„Vom entnüchternden Zauber der Frau"*: ein philosophischer Ausflug in das Reich des Schönen mit Ausblicken auf Nietzschesche Höhen.

—m.

Loy Hering. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Plastik des XVI. Jahrhunderts. Von *Felix Mader*. Mit 70 Abbildungen. München, Gesellschaft für christliche Kunst. (M. 6,50.)

Mit vorliegender Monographie erscheint zum erstenmal eine systematische Darstellung der Lebensverhältnisse und des künstlerischen Opus eines der bedeutendsten Plastiker des XVI. Jahrhunderts, der die verdiente Beachtung eben infolge des Mangels einer quellenmäßigen Behandlung bisher nicht gefunden hat. Der Verfasser stützt sich auf umfangreiche archivalische Forschungen und vermag so eine detaillierte Biographie zu bieten. Die Forschung nach den Werken Loy Herings führte zu der Konstatierung, daß nicht nur das ehemalige Hochstift Eichstätt und die anstoßenden fränkischen Gegenden einen reichen Schatz von Epitaphien des Meisters bewahren, sondern daß dieselben auch nach weitentfernten Gegenden ihren Weg fanden. Die Fuggerepitaphien im Chor von St. Anna in Augsburg, die Tumba des Niclas von Salm in Wien, das Epitaph des Herzogs Erich von Braunschweig in Münden, Epitaphien in Heilbronn, Würzburg, Nürnberg usw. erweisen sich als sichere Schöpfungen Loy Herings.

Das Werk ist mit reicher auf der Höhe der Technik stehenden Illustration versehen, durch die eine Anzahl bedeutender Kunstwerke ihre gleichfalls erstmalige Veröffentlichung findet.



Exlibris,
gezeichnet von Martin Thiele.

Verschiedenes.

Eine glänzende Idee hat *Franz Frhr. von Lipperheide* in seinem *„Spruchwörterbuch"* verwirklicht: eine Sammlung deutscher und fremder Sinn- und Wahlsprüche, Inschriften an Haus und Gerät, Grabsprüche, Sprichwörter, Aphorismen, Epigramme, von Bibelstellen Liederanfängen, Zitaten, Schnaderhüpfln, Wetter- und Bauernregeln, Redensarten usw., geschichtlich und nach den Leitworten geordnet. Ich wüßte nicht, wem das Werk zur Seite gestellt werden könnte. Es ist sehr viel reichhaltiger als der vortreffliche Büchmann und alle sonstigen Zitatenbücher, vor allen Dingen auch höchst zweckmäßig in der Anordnung. Die Artikelreihen folgen alphabetisch, in sich chronologisch. Sieben Lieferungen liegen uns vor; sie beweisen bereits, über welchen ungeheuern Schlagwortschatz wir Deutsche — denn Deutschland ist der Vorrang eingeräumt — verfügen. Es ist überraschend, zu sehen, wie reich wir allein an volkstümlichen Sprichwörtern sind, welche Fülle an Humor und schlagkräftigen Witz in den sogenannten Redensarten liegt. Das ganze Werk ist eine frohe Überraschung, für die wir dem Herausgeber aufrichtig dankbar sein können. Denn ich meine, es wird nicht nur uns von der Feder als eines der unentbehrlichsten Nachschlagebücher ständig zur Hand sein müssen, um uns mancherlei unnützes Suchen abzunehmen und zu erleichtern: es wird auch in der Familienbibliothek einen Ehrenplatz ausfüllen und Alt und Jung durch seine schwerwuchtende Weisheit, seinen kernigen Humor, sein glückliches Gemisch von Hohem und Derbem, Anmutigem und Kräftigem erfreuen.

Gerade dieses Werk, das eine Riesensumme an Fleiß und Belesenheit umschließt und das in der Tat jedem etwas gibt, verdiente Volkseigentum zu werden: es sollte in keinem Hause fehlen.

Stichproben zeigen, daß man auf peinliche Korrektheit gehalten hat. Verbesserungen und Vermehrungen werden vorläufig auf den Heftumschlägen gegeben und sollen später auch als Nachtrag erscheinen und zwar nur einseitig bedruckt, so daß die Blätter auseinandergeschnitten und an die entsprechenden Stellen eingeklebt werden können. Die Abkürzungen sind praktisch erwogen. Das Gesamtwerk, gut ausgestattet und gedruckt, wird mit der zwanzigsten Lieferung abgeschlossen sein. Die Lieferung kostet 60 Pfennige; es ist klar, daß der Verlag bei diesem niedrigen Preise nur auf die Kosten kommen kann, wenn die Verbreitung eine ungewöhnlich weite ist. Aber das liegt in der Natur dieses Monumentalwerks. —bl—

Wer möchte nicht eine kleine Sammlung von *Originaldrucken aus der Reformationszeit* sein eigen nennen? In die Reformationszeit fällt die erste Blüte der Buchdruckerkunst. Erst dadurch, daß sie sich in den Dienst dieser mächtigen geistigen Bewegung stellte, wurde sie volkstümlich und in den Stand gesetzt, zu zeigen, was sie an vorwärtsdrängender, eroberungslustiger Gewalt in sich trug. Dem Wunsche so manches Bibliophilen, Geschichts- und Literaturfreundes stellt sich nun aber die eine Schwierigkeit entgegen, daß die Originaldrucke aus der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts, besonders aus den ereignisvollen Jahren 1518—1525, immer seltener in den Antiquariatskatalogen auftauchen und immer höher im Preise steigen. Die Predigten und Traktate der Führer der Bewegung, Luthers, Melanchthons, Bugenhagens, Karlstadts, Zwinglis, sind noch verhältnismäßig häufig und auch nicht zu teuer. Fast ganz entschwunden hingegen sind die anonymen oder pseudonymen Flugschriften. Gerade sie aber haben einst den größten Einfluß auf die Gemüter ausgeübt und den Geist der Reformation in das fernste Tal, in die entlegenste Hütte getragen. Nur wenige Blatt stark, oft mit einem derbkräftigen Titelholzschnitt geziert, wurden diese Dialoge, Gespräche, Büchlein, Lieder, Beklagungen und Vermahnungen meist in mehreren rasch aufeinander folgenden Ausgaben und in schier unzähligen Exemplaren von wandernden Buchführern, von Messe zu Messe, Jahrmarkt zu Jahrmarkt, Kirchweih zu Kirchweih, Ort zu Ort, Haus zu Haus getragen, von den Käufern verschlungen und weitergegeben, bis sie „zerlesen" waren. In Bibliotheken sie aufzubewahren, daran dachte niemand, ebensowenig wie wir heutzutage Broschüren und Zeitungen, Kalender und Flugblätter für die Nachwelt aufzuheben pflegen. Daher sind viele dieser Flugblätter außerordentlich selten geworden, und die wenigen Schriften, die in den Handel kommen, sehr teuer. Einen Ersatz bieten nun aber die Neudrucke, die unter dem Titel *„Flugschriften aus den ersten Jahren der Reformation"* herausgegeben von *Otto Clemen*, in einzelnen schmucken Heften bei Rudolf Haupt in Halle erscheinen. Mehrere Hefte im Umfange von wenigstens 30 Bogen bilden einen Band, dem ein eigener Titel und Inhaltsverzeichnisse beigegeben werden sollen. Der Subskriptionspreis für je einen Band beträgt nur 9 M. Doch werden die Hefte auch einzeln zum Preise von 40 Pf. bis 1 M. und höher abgegeben. Die Texte stimmen durchaus mit den Urdrucken überein, nur die Interpunktion ist, was allgemeine Billigung finden wird, modernisiert, um ein schnelleres Lesen und Verstehen zu ermöglichen. Die Holzschnitte der Originaldrucke werden mustergültig reproduziert. Kurze Einleitungen, in denen besonders auch den bibliographischen Fragen alle Sorgfalt gewidmet wird, gehen den Neudrucken voran, und Bemerkungen, die alles für das Verständnis nötige enthalten, folgen am Schluß. —g.

Von *Heinemanns Goethe-Ausgabe* (Leipzig, Bibliographisches Institut) liegen uns die Bände XX und XXVII vor. Band XX, von Professor Dr. *Theod. Matthias* bearbeitet, enthält die dramatischen und Opernfragmente und die Übersetzungen: von ersteren hauptsächlich „Prometheus", „Elpenor" und „Pandora" und die dramatisierte „Anekdote zu den Freuden des jungen Werthers", die launige, aber zu seinen Lebzeiten nie veröffentlichte Antwort auf Nicolais Wertherparodie; ferner der „Zauberflöte" zweiten Teil und die übrigen Bruchstücke. Von letzteren vor allem die Bearbeitungen von Voltaires „Mahomet" und „Tankred". Band XXVII umfaßt den ersten und zweiten Teil des „Benvenuto Cellini", zu dem der Herausgeber, Professor Dr. *Carl Voßler*, in seiner Einleitung interessante Mitteilungen über Goethes Auffassung der Übersetzungstätigkeit gibt. Das Anmerkungsmaterial zu der Biographie folgt im 28. Bande; das zu dem oben erwähnten 20. Bande enthält wie immer ausführliche Nachweise der Erklärungsliteratur, der Drucke, Handschriften und Lesarten. —

Die Cottasche *Jubiläums-Ausgabe von Goethes sämtlichen Werken* verausgabte mit Band XIV den lange erwarteten zweiten Teil des „Faust" mit *Erich Schmidts* Einleitungen und Anmerkungen. Was Schmidt als Einleitung zu dem dichterischen Testament Goethes sagt, ist in der Tat das Köstlichste, was je darüber geschrieben worden ist. Es sind nur 40 Seiten, aber sie ersetzen eine ganze Bibliothek. Der Abdruck des Dramas fußt auf der Weimarischen Ausgabe; zu dem Bruchstück des ersten Aktes, der im 12. Bande der Ausgabe letzter Hand erschien, konnte erstmalig das im Archive der Cottaschen Buchhandlung bewahrte Druckmanuskript herangezogen werden. —m.

Für die Redaktion verantwortlich: Fedor von Zobeltitz in Berlin W. 15.
Alle Sendungen redaktioneller Natur an dessen Adresse erbeten.

Gedruckt von W. Drugulin in Leipzig für Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig auf Papier der Neuen Papier-Manufaktur in Straßburg i. E.

// ZEITSCHRIFT
FÜR
BÜCHERFREUNDE.
Monatshefte für Bibliophilie und verwandte Interessen.
Herausgegeben von Fedor von Zobeltitz.
10. Jahrgang 1906/1907. Heft 6: September 1906.

Hieronymus Löschenkohls Silhouettenfabrik und seine Schriftstellerporträts.

Von
Gustav Gugitz in Wien.



Der Name Löschenkohl ist den österreichischen Kupferstichsammlern ein wohlbekannter. Vielleicht nur zu wohlbekannt, denn seine oft rohen, in der Art der Neu-Ruppiner Bilderbogen ausgeführten Darstellungen aus der Wiener Sittengeschichte des XVIII. Jahrhunderts erzielen ganz enorme Preise. Kein Wunder, wenn man bedenkt, daß diese Kolportage-Kunst für das niedere Volk, die etwa die heutigen illustrierten Wochenblätter vertreten sollte, schon ihrer Bestimmung nach einem raschen Untergang zueilte. Gräffer, der Löschenkohl noch kannte, sagt in seinen Wiener Memoiren folgendes: „Was gäbe man darum, die ganze Sammlung dieser Gelegenheitsbilder, eigentlich Karikaturen, zu besitzen oder betrachten zu können? Eine Schaustellung à la Prater gegen Entree; reich könnte man werden. Löschenkohl wurde es auch . . .“

Nicht viel über hundert Jahre darf man zurückgreifen, um zum ersten Male reichhaltigere bildliche Darstellungen aus dem Wiener Kulturleben finden zu können; früher lag teils das Bedürfnis nicht so vor, teils hinderte die strenge Zensur. Hieronymus Löschenkohl war der erste, der es in der so viel bedeutenden josephinischen Ära unternahm, den Wienern in Ernst und Scherz ein Spiegelbild ihres Lebens und Treibens vorzuhalten und die verschiedensten lokalen Vorfälle nebst denen des Auslandes, die ein aktuelles Interesse boten, in rasch wechselnden Kupferstichen und kolorierten Holzschnitten darzubieten. Da das Zeitungswesen nach unseren heutigen Begriffen in den Windeln lag, und eine illustrierte Zeitung, die sich mit den Ereignissen der Woche beschäftigt, in Wien noch ganz und gar fehlte, so kann man sich denken, daß der Spekulationsgeist des Herrn Löschenkohl nicht fehlging, als er zum erstenmal die Woche mit seinen oft mehr seiner Phantasie als der Wahrheit Ehre machenden Illustrationen begleitete.

Wenn diese Darstellungen auch immer mehr den Charakter eines besseren „Mandelbogens“ als eines sauberen Kunstwerkes annahmen, so lag dies in der Natur der ganzen Sache, die weniger auf einer guten Ausführung als auf einem schnellen Absatz und einer bunten Fülle der Gegenstände beruhen konnte, wenn sie reussieren sollte. Löschenkohl hatte rasch die Grenzen seiner Kraft erfaßt und fand sie groß genug, um der Menge, deren Interesse sich

am rein Tatsächlichen allein gütlich tat, eine billige Sensation zu bereiten, und ohne den Kunstkenner zu befriedigen, seinen Ehrgeiz in einem guten Geschäft zu suchen. Er fand daher genug Tadler. Hören wir nur einen, Johann Friedel, in seinen „Briefen aus Wien verschiedenen Inhalts an einen Freund in Berlin", Leipzig und Berlin 1783, Seite 222 f.: „Der Mann (Löschenkohl) besitzt das Verdienst, mit ungemeiner Dreistigkeit uns Wiener durch solche Kupfer bey den Ausländern für Dummköpfe zu verschreyen. Denn für was anders sollten sie uns halten, wenn sie dergleichen Schmierereyen, bemahlt und beklext, wie Kreutzerbildchen, von Löschenkohlen zu Gesichte bekommen, von dem sie doch vorher gehöret hatten, daß wir ihn unter unsre guten Künstler zählen? Sollte der Mann nicht auf seine und unsre Ehre mehr sehen, als auf seinen Beutel? — Die Stücke, worinn er wirklich als geschickter Künstler erscheint, durch die er uns unsern Beyfall, unser öffentliches Lob abgelocket hat, sind im Auslande nicht so allgemein bekannt. — Solche Gruppirungen aber, die bey solchen Gelegenheiten entworfen werden, streuen sich allenthalben aus; — und gerade die, von denen er zuversichtlich erwarten kann, daß sie den Ausländern bekannt werden, — gerade diese verhunzt er? gerade diese liefert er nicht wie Kupferstiche eines Künstlers, sondern wie Holzschnitte eines flüchtigen Stümpers? — Ich weiß wohl, was er einwenden kann. — ‚Ich habe nicht Zeit genug darzu gehabt.' — Gut, so hätt' er sie nehmen sollen. Wer befahl ihm denn, so eilig bey der Hecke damit zu seyn? . ." Diese Kritik verkannte Löschenkohls Absichten natürlich vollständig. Sie verhinderte auch nicht die Popularität seines Unternehmens.

Gleichwohl ist es merkwürdig, daß der Name Löschenkohls heute in weiteren Kreisen nahezu vergessen ist, eines Mannes, der in jeder Hinsicht für seinen vielseitigen Unternehmungsgeist in verschiedenen kunstgewerblichen Dingen ein besseres Andenken verdiente. Dieses will nun allerdings Herr Dr. Schwarz in Wien in einer umfangreichen Monographie auffrischen, auf die ich in bezug auf die Persönlichkeit, sowie auf die vollständige Aufzählung der Werke vorläufig verweisen möchte. Indessen wird es doch notwendig sein, auch hier der Persönlichkeit und den Werken jenes Tagesillustrators im allgemeinen ein paar Worte zu widmen, bevor wir zu seiner Silhouettenfabrik im besonderen übergehen. Außerhalb Wiens ist dieser Mann geradezu unbekannt, wenn auch zeitgenössische Reiseschriftsteller wie Nicolai seiner öfters gedachten.

Löschenkohl war wie so viele, die in Österreich den Geist der Industrie weckten, kein Österreicher. Schon in der theresianischen Zeit begann der Zuzug unternehmender Ausländer — ich brauche da nur an Herbert und Rosthorn zu erinnern — und unter diesen befand sich auch unser Löschenkohl, der aus einer rheinischen Gegend stammte. Jedenfalls ließ er sich zu Ende der siebziger Jahre des XVIII. Jahrhunderts, wahrscheinlich als einfacher Goldarbeiter, in Wien nieder. Mit Niellosachen wohl vertraut, kam er, wie so mancher Goldschmied, auf den Kupferstich und versuchte sich in ihm. Sein erster Stich, dessen Sujet allerdings den Herzen aller Wiener naheging, da in diesem der Tod der Kaiserin Maria Theresia behandelt wurde, glückte zu gut, als daß es nicht der Mühe wert gewesen wäre, den eingeschlagenen Weg weiter zu verfolgen. Zudem verhieß der Regierungsantritt Josephs II. allenthalben die größten Hoffnungen; die Unternehmungen sahen sich gefördert, und auch Löschenkohl wagte es, der Zukunft zu vertrauen und einen Kunstverlag zu gründen, in dem er vorerst seine eigenen Produkte zu verwerten suchte.

Anfangs lieferte er peinlich saubere Blätter, wie „Theresiens letzter Tag", „Die neue Praterlust" usw., die allerdings nur tüchtiges „Kunstgewerbe" waren, aber doch wenigstens dieses. Indes bald sah er ein, daß diese Methode langwierig, auch wenig lohnend war, und daß bei einer besseren Ausführung die Produktion und der Umsatz zurückbleiben mußte. Auch dürfte er wohl mit keinem besonderen Kapital begonnen und zudem bald erkannt haben, daß er mit so hervorragenden Kunsthändlern wie Artaria, Cappi, Stöckel, Mollo usw. nicht konkurrieren konnte. So trachtete er rasch danach, sich durch ein neues Genre, das tatsächlich als Bedürfnis empfunden wurde, einen Erfolg zu sichern, der ihm im schnellen Absatz und in der billigen Herstellung weitaus mehr eintrug. Er

wurde der Gelegenheitsmaler, der ikonographische Zeitungsmann Wiens. In kurzer Zeit war er populär, seine Bilder „aus der Woche“ kosteten wenig bei der kunstlosen Herstellung, die nun auch angeworbene Zeichner fabriksmäßig betrieben, und befriedigten den kleinen Mann, der zum erstenmal Wiener Tagesfragen satirisch im Bild behandelt sah und sich eine billige Sensation durch einen Stich verschaffte, der sehr phantasievoll darstellte, wie „hinten weit in der Türkei die Völker aufeinanderschlagen“. Und dies wenige Stunden nach dem Eintreffen einer Nachricht, nach dem Bericht eines „Augenzeugen“! Ja, Löschenkohl kam manchmal sogar den Ereignissen zuvor wie bei dem Einzug der marokkanischen Abgesandten in Wien, worüber sich ein gewisser Heroald Trockendorfer in den „Verlorenen Briefen an einen Landsmann in Sachsen über die Aufklärung von Wien“, 1785 Seite 63, auch weidlich lustig machte. „Schon einige Wochen vorher“, schreibt dieser, „verkaufte unser sinnreicher und kunsterfahrener, in abstrakten Zeichnungen sehr geübter Graveur, Herr von Löschenkohl, dero allerseits wohlgetroffene Porträts, ehe weder er noch sonst jemand die Ehre gehabt hatte, sie zu sehen; und er erzeigte uns noch überdieß die Wohlthat, solche vor seinem Gewölbe öffentlich auszuhängen, da wir dann dieselben gratis so lange betrachten konnten, bis uns die Mittagsstunde und Essenszeit nach Hause trieb. Wir blieben nicht nur ganze Stunden davor stehen, sondern häuften uns dabey so stark an, daß kaum mehr ein Wagen den Kohlmarkt (— dort hatte Löschenkohl sein Geschäft —) passiren konnte . . .“

Mit Löschenkohl beginnt auch die *Geschichte der Karikatur in Österreich,* und bei den zahlreichen satirischen Darstellungen seines Verlages, die allerdings durch die freiere josephinische Zeit begünstigt wurden, ist es eigentlich merkwürdig, daß die jüngste Historie der Karikatur von Fuchs keine Ahnung von diesen zahlreichen, für die Wiener Sittengeschichte wichtigen Karikaturen hat und die Geschichte der österreichischen Karikatur dort erst etwas kühn mit der franzisceischen Zeit beginnt. Wie umfangreich dieser Zweig seines Verlages war, beweist ein Gesuch, nach welchem er um einen eigenen Zensor für seine Stiche im Jahre 1794 (siehe Archiv des Ministeriums des Innern, Protokoll für Niederösterreich vom 6. August 1794) bittet. Und zu dieser Zeit war bereits seine Blüte dahin, und die Zensur zog strammer die Zügel an.

Löschenkohl war indessen nicht der Mann, der sofort die Flinte in das Korn warf, wenn sich die Zeit seinen Unternehmungen entgegenstemmte. Wir können hier nicht des näheren auf alle Zweige seines Kunstverlags eingehen, den ja wohl Herr Dr. Schwarz in seiner Monographie einst ausführlich darstellen wird. Soviel sei nur gesagt, daß der industriöse Mann rastlos immer neue Artikel auf den Markt warf. Besonders berühmt waren seine Fächer, auf alle möglichen Gelegenheiten und für jeden Geschmack berechnet. Mit dem Fächer auf die berühmte Tänzerin Vigano, den er in verschiedenen Sorten von 30 Kreuzern an bis zu zwei Dukaten verkaufte, soll er, wie Bäuerle in seinen Memoiren (S. 21 f.) erzählt, 36000 Gulden verdient haben. Nebstbei trieb er einen Handel mit Miniaturgemälden, Dosen, Kalendern mit mancherlei Bildern und Modekupfern, Masken, Neujahrsbilletten und ähnlichem. Schließlich gründete er sogar eine Knopffabrik und lieferte alle vierzehn Tage einen neuen Knopf, der oft mit Bildern geziert war. Mit welchem Erfolg, lehrt uns eine Notiz im „Wiener Blättchen“ (1788, Februar, S. 68 f.), wonach sich die Kaufleute verpflichteten, ihm alles auf einmal abzunehmen, damit sie durch den Dutzendverkauf im einzelnen nicht zu starken Schaden litten.

Es ist ganz bezeichnend, daß nach Löschenkohls Hingang — schon im Alter von 53 Jahren rief der Tod den Rastlosen am 11. Januar 1807 ab — niemand das Geschäft weiterführen wollte, da er allein die Seele desselben war. Wohl waren auch ähnliche populäre Kunsthandlungen wie die von Joseph Eder oder Eurich in Linz aufgetaucht, aber die kulturelle Bedeutung der Löschenkohlschen Handlung erreichten sie nicht. Auch diese lebte ja später nur mehr von dem Abglanz der Popularität, die sie in den glorreichen Jahren der josephinischen Zeit genossen hatte.

Es wäre beinahe verwunderlich gewesen, wenn Löschenkohl, der doch dem herrschenden Modegeschmack der Menge stets entgegenkam, einen Artikel, der namentlich die bürgerlichen Kreise interessierte, aus seinem Klein-

kunsthandel ausgeschaltet hätte: die Silhouette. Was diese im XVIII. Jahrhundert bedeutete, besonders nach dem Auftauchen der physiognomischen Studien Lavaters, ist allgemein bekannt, und es ist merkwürdig genug, daß ihre Geschichte noch aussteht. Sie war in erster Linie ein Surrogat des Porträts für den ärmeren Bürgersmann und wurde als solches auch erst wieder durch ein neues Surrogat, die Photographie, unmittelbar abgelöst. Damit verschwand sie auch vollständig. Schon im XVIII. Jahrhundert machten sich einige Stimmen gegen diese gewerbsmäßig betriebene schwarze Schnitzelei bemerkbar, die selten genug einen wirklich charakteristischen Ersatz für das künstlerische Porträt bot. Zahlreiche Dilettanten beschäftigten sich damit[1] und legten sich umfangreiche Sammlungen an, wie ja immer wieder solche im Kunsthandel auftauchen und sich nicht erschöpfen. Alle Stammbücher der Zeit sind mit dieser schwarzen Tändelei beklebt, die sich nicht allein an Porträts hielt, sondern, vielleicht zu ihren Gunsten, auch zu Genreszenen und derlei mehr griff.

Auch in Wien zeigten Dilettanten und geschäftsmäßige Silhouettenschneider in Hülle und Fülle ihre Künste. So besaß zum Beispiel Castelli eine große Sammlung von Silhouetten, wie er selbst in den Memoiren seines Lebens (IV, S. 120) erzählt: „Es gab wohl auch in frühern Zeiten gute Maler, welche ein menschliches Antlitz ähnlich darzustellen verstanden, aber man konnte sie nicht bezahlen, daher waren in meiner Jugend meist nur Silhouetten gebräuchlich. Ich selbst habe als Student alle meine Freunde und Bekannte an der Wand auf Papier, worauf ich den Schatten ihres Gesichtes fallen ließ, dann mittelst eines Storchenschnabels verkleinert und aus schwarzem Papier ausgeschnitten. Ich besitze diese Sammlung von einigen hundert Porträten noch.“ — Leider ist auch diese Castellische Kollektion, die sicher eine Anzahl bekannter Wiener Persönlichkeiten namentlich aus Schauspieler- und Schriftstellerkreisen umfaßte, heute gänzlich zersplittert und nur ein kleiner Bruchteil befindet sich in den Sammlungen der Stadt Wien.

Aber nicht jedermann hatte Zeit oder das Talent, sich die Züge verwandter und geliebter Personen selbst auszuschneiden, und so zogen denn genug gewerbsmäßige Silhouettenschneider umher, die die Stelle unserer heutigen Photographen vertraten. Darüber berichtet gleichfalls Castelli. „Auch gab es damals Leute,“ schreibt er, „die in die Gasthäuser giengen, sich unbemerkt in eine Ecke setzten, aus schwarzem Papier die Porträte der Gäste mit freier Hand ausschnitten und sie dann den Betreffenden für einige Groschen überreichten.“ — Freilich dürften diese Künstler wohl zu den geringeren ihrer Gattung gehört haben und schon mehr verschämte Bettler gewesen sein. Sie hatten entschieden weitaus bessere Konkurrenten, von denen die meisten aus Frankreich, der Heimat der Silhouette, kamen.

Wir besitzen nun ein seltenes Büchlein von J. A. Aichenstein: „Schilderung der Silhouettenfabrik in Wien“, Wien, 1782, 1. und 2. Auflage, das uns zuerst in kurzen Zügen im allgemeinen von den Silhouettenkünstlern in Wien Nachricht gibt und dann im besonderen die Löschenkohlsche Silhouettenfabrik behandelt.[2] Geben wir ihm also das Wort. „Wien, das sich stets mehr und mehr zu verfeinern und in jedem Fache der Kenntnisse zu bereichern trachtet, hat es auch in der Silhouettierkunst schon wirklich weiter als jede andere Nation gebracht: wir erblicken hierin nicht nur die mittelmäßige Ähnlichkeit der stumpfen Umrisse, welche uns ein paar Anhänglinge des Altertums hinterlassen, sondern wir tun es sogar den nicht wenig geschickten Londonern, Berlinern, Dresdnern, Leipzigern und Franzosen zuvor .... Fast in jedem Hause von Distinktion sieht man zwar nur schwarze Bilder, aber sie sind dennoch mit so vieler Genauigkeit gezeichnet, daß einer nur ein exlavaterisches und äußerst blödsinniges Physiognomistengesicht haben müßte, wenn er daraus nicht wenigstens die Hauptspuren der charakteristischen Beschaffenheit zu entnehmen Anlag genug hätte ... Ein B—A, St—R—P—S—R—St—N—G—K—Gonor, B—L—L—H—A und viele andere Schattenreißer machten dem Publikum mit der franzmännischen Posaune kund und zu wissen, daß es von ihnen am besten könne bedienet werden, obwohl der

[1] Vgl. Goethe, Campagne in Frankreich. „Jedermann war darin (im Silhouettieren) geübt, und kein Fremder zog vorüber, den man nicht abends an die Wand geschrieben hätte; die Storchschnäbel durften nicht rasten.“

[2] Eine vernichtende Kritik über das Büchlein bringen die Wiener Provinzialnachrichten 1782, Seite 261.

Erfolg lehrte, daß das versprochene *Beste* meistens nur eine verwechselte Idee des *Schlechten* war . . ."

Wir können leider nicht die betreffenden, nur mit dem Buchstaben bezeichneten Silhouettenschneider mit ihren Namen nennen, entschieden dürfte aber wohl der einzige mit vollem Namen genannte Gonor, ein Franzose, der bedeutendste unter ihnen gewesen sein. Er verstand es auch, die größte Reklame zu machen und wir finden von ihm allein lange Ankündigungen in der Wiener Zeitung. So kündigt er unter anderm (siehe Wiener Zeitung 1781, Nr. 14, 37, 53, 54) eine ganze Sammlung von 1024 Silhouetten unter dem Titel: „Collection de l'illustre Noblesse de Vienne, d'Hongrie et de Prague" an, die allerdings interessant genug sein konnte. Auch Aichenstein widmet im folgenden diesem französischen Silhouettisten, der Aufsehen erregt haben mochte, einige Worte. „Dieser Schattenreißer (ein Franzose) schien diese Kunst, die man zuvor in verschiedenen Gesellschaften nur als eine vorübergehende Kleinigkeit ansahe, hier am meisten in Gang zu bringen, und war bemühet, nicht allein die hohe und niedere Noblesse, sondern auch dem schätzbaren Publikum eine große Erleuchtung in dieser Kunst zu geben. — Er beleuchtete aber auch abends an allen Werktagen sein Fenster, um die Wichtigkeit seiner Kunst desto heller zu zeigen . . ." Auch Nicolai erwähnt in seiner bekannten Beschreibung einer Reise durch Deutschland (4. Band, S. 522 f.) diesen Gonor und bezeichnet seine Silhouetten als unsicher und steif. An gleicher Stelle nennt er noch einen andren Wiener Silhouettenschneider namens Franz Deuwel. Im Wiener Blättchen vom Jahre 1783 (15. Dezember) findet sich ein gewisser Johann Durst angekündigt. „Er besitzet die Kunst, Schattenporträts oder Silhouetten auf die geschickteste Art zu verfertigen. Er macht sie in Ringe, Dosen, Einfassungen und Medaillons, auch auf Gold, Silber und Perlmutter, und so klein, wie eine Linse, mit der vollkommensten Ähnlichkeit . . . Er hatte das Glück, diese Kunst beyden Königl. Hoheiten den Erzherzoginnen Marianna und Elisabeth beyzubringen." — Schließlich kündigt sich noch ein Wilhelm Ackermann, Schattenzeichner, wohnhaft im Sternhof, an (siehe Wiener Blättchen 1784 vom 12. März).

Da der erwähnte Gonor nun sicher großen Zulauf hatte, so fand sich auch Löschenkohl bewogen, der Silhouette größere Aufmerksamkeit zu schenken. Wohl widmete er sich in dieser Kunst nicht der Reproduktion der Porträts von Hinz und Kunz, sondern er silhouettierte scheinbar nur die historisch gewordenen Persönlichkeiten und die Größen des Tages; nebenbei aber gab er verschiedene Genreszenen, die gerade in der Mode waren, sowie auch historische Vorgänge. So scheint er nach Aichenstein den Werther in dieser Manier illustriert zu haben, was aber nicht besonders schön gewesen sein muß. Aichenstein schreibt darüber: „Dieser Mann (Löschenkohl), dem wir in der eigentlichen Schwarzkunst sein Verdienst unmöglich absprechen können, ist hierinn unstreitig der stärkeste Manufakturant — das Personale seiner Kunststätte ist mit den ausgesuchtesten Graveurs, Silhouetteurs sowohl mit als ohne Storchenschnabel, und nicht weniger mit den geschicktesten Illuminirern, und auch freyen Handzeichnern versehen. — Und doch (wer sollte es glauben) läuft manchesmal etwas darunter, womit das sehende Publikum garnicht zufrieden seyn kann. — Betrachten wir die sonst an sich guten Gedanken dieses Meisters, und seiner Freunde, so wird leider meistens nur ihr guter Wille den Erfolg übertreffen. — Wir erblicken dieses in manchem seiner Stücke: durchgehen wir einmal seine in der Komposition so herrlichen Werke, und wir werden gleich in den nächsten Stücken so manche dunstlose (?) Erhabenheit erblicken.

„Nehmen wir z. B. die Vollendung der Leiden Werthers. Was ist das nicht für eine ungemeine zeichnerische Vorstellung: dem Unglücklichen geht in seinem Falle die Pistolle los, und er scheint entweder von diesem Knalle dahin gedonnert, oder aber, doch dieses glauben wir nicht, von dem Rauche darnieder gestäubt zu werden. — Man erblickt ihn alsdann in der zweyten Vorstellung in dem nämlichen Zimmer, wie er in dem Hintergrunde dieses Gemaches auf ein für diesen Umstand herbeygeschaftes Bett, — worauf er wohl von dem Zeichner, nicht aber von der Kugel getödtet seine Hinlage bekam. Er wird von seinen Freunden bemitleidiget, und in den ausdruckvollesten Geberden, die eines le Brun, und Codowieki (sic)

nicht unwürdig wären; einige wollen zwar behaupten, daß ihn die Anwesenden in Karrikaturstellungen mit jammervollen Wendungen beklagen, aber wer kann allen Leuten recht thun?

„Lottchen, der Engel seiner Fantasien, ist mit Albert in einem Zimmer besonders vorgestellt, aber wie gut wußte der Künstler sie zu entstalten — da der Umstand für sich sehr entstaltend ist."

„Ich wollte den Leser gerne von diesem Schauplatze des Mitleidens führen, wenn ich nicht hoffte, daß sie vielmehr in der so geschickten Vorstellung eine ergiebige Linderung fänden. — Nun erblicken wir Lottchen bei seinem Grabe — da trauern mit ihr Vasen — das Tuch um die Vasen, das riesenstämmige Gewächs — Hinter- und Vorgrund — und aber ach! Die Stellung des rechten Fußes und sogar der Schuh am linken Fuße — doch ich muß noch hinzufügen, indem doch niemand eine Eloge überflüssig finden wird, — Ihr von dem Künstler in der niedlichsten Pertholdsgadnerstellung[1] gezeichneter Wuchs, und ein ganzes Bettuch von einem Schleyer vermehren die Traurigkeit bis zur versteinerten Empfindung..."

Wir können leider nicht beurteilen, ob der ironische Ton dieses Kritikasters im Rechte ist, da diese Darstellungen, die auch einen hübschen Beitrag zur Werthermode in Österreich abgeben würden, leider gänzlich verschollen sind. Ebenso unförmlich soll eine silhouettierte Darstellung von dem Grabmal Maria Theresias in der Kapuzinergruft gewesen sein. Es ist wohl leicht möglich, daß diese Dutzendfabrikate ziemlich hölzern und oft geschmacklos waren, da sogar die von Löschenkohl selbst verfertigten Stiche meist etwas steif geraten sind. Der rechte künstlerische Geschmack fehlte ihm überhaupt. Schon in seinen ersten Blättern verband er mit dem Kupferstich die Silhouette, wie in „Die neue Praterlust". Wenn auch das Milieu und die Kostüme sehr minutiös ausgeführt sind, so wirkt doch der ganze Stich durch eine Mitverquickung der Silhouette mehr grotesk als künstlerisch. Löschenkohl ersetzte nämlich schon bei diesem Stiche sämtliche Gesichter durch Silhouetten, und da somit alle Köpfe im Profil erscheinen mußten, so war dadurch die natürliche Gruppierung sehr erschwert, ganz abgesehen davon, daß eine Silhouette auch bei feinster Ausführung doch immer nur ein zweifelhaftes Surrogat für ein Porträt bildet. Das hatte nun allerdings einen sehr geschäftsmäßigen Grund. Löschenkohl verkaufte nämlich die Köpfe einzeln als Silhouetten und verfuhr auch sonst mit ihnen ziemlich handwerksmäßig.[2] Hören wir darüber wieder Aichenstein „Herr N. N. (Löschenkohl), der ganz meine Achtung hat, brachte es im Portraitiren so weit, daß er schon im vorhinein Figuren ohne Köpfe stechen läßt, und den nämlichen Kopf — als z. B. des Kaisers, wie er im Silhouett beim Perspektive des Augartens zu sehen — alsdenn im gestochenen Brustbilde — gleich darauf beim großen Apartement im Neujahrstag — und beim Empfang seiner päbstlichen Heiligkeit bringt — und noch auch bei der geheimen Zusammenkunft mit erwähntem hohen Gaste u. a. m. andere Stücken." — Der immer gleich bleibende Ausdruck des Gesichtes bei verschiedenen Gelegenheiten war durch diese schematische und bequeme „Vervielfältigung" natürlich bedingt. Auch noch weitere unkünstlerische Nachteile brachte dieses Verfahren mit sich. Wollte er z. B. eine so große Gesellschaft wie im „Neujahrsempfang" mit den Köpfen nur im Profil zeigen, so mußte diese sehr steif und gezwungen ausgeteilt werden, um nur keine Figur am Visavis-Sehen zu verhindern. Dadurch wurde natürlich die ganze Komposition gestört.

Die großen Blätter dieser Art wirken daher selbst bei manchen besseren Einzelheiten im allgemeinen auf den Beschauer gezwungen und künstlerisch durchaus verfehlt. Für solche Massendarstellungen eignet sich die Silhouette sicher nicht. Obwohl nun Löschenkohl diese Manier sichtlich für fabriksmäßige Reproduktion bevorzugte, so war er doch von sich und seiner Kunst stark eingenommen und wagte die Behauptung aufzustellen, daß z. B. diese eine stets gleichbleibende Silhouette des kaiserlichen Kopfes die beste sei, die man in dieser Art geben könnte. Dafür wurde er nun allerdings

[1] Damit ist die steife Manier der Berchtesgadener Ware gemeint.

[2] Löschenkohl ließ zu seinen Porträts eine Einfassung stechen, auf der zwei Kränzchen angebracht waren. In diese setzte er dann irgend ein beliebiges gewünschtes Porträt, das er unaufgeklebt vorrätig hatte und erst beim Kauf anklebte. Daher sind die meisten seiner Silhouetten auch unsigniert. Vergl. Aichenstein, l. c. Seite 11.

nicht nur von dem Pamphletisten Aichenstein getadelt, sondern auch von der „Monatschrift von bildenden Künsten" (1782, 4. Stück S. 35 f.) in die gebührenden Schranken gewiesen. Nicolai äußert sich in seiner bekannten Reisebeschreibung ziemlich verächtlich über Löschenkohls Silhouetten. „Ein Schattenbildmacher Löschenkohl hat so viele Schattenbilder gemacht, daß daraus eine Art von Handlung geworden ist. Er hat die Personen der kaiserlichen Familie und andere vornehme Personen in ganzen Figuren und Gruppen schwarz abgebildet, welches scheußlich aussiehet . . ." Und an anderer Stelle (4. Bd. S. 522): „Herr Löschenkohl, von dem ich schon oben S. 456 angeführt habe, daß er das Schattenbildmachen bis an dessen äußerste Gränzen und noch darüber treibt, nennt sich einen Graveur. Vermuthlich will er dadurch anzeigen, daß er seine Schattenpersonen auch in Kupfer ätzt. Denn er macht, wie ich schon erinnert habe, nicht bloß Schattenbilder von Gesichtern, sondern auch Schattenabbildungen von ganzen Figuren und ganze Zusammensetzungen von Schattenfiguren; ja er sucht sogar diese Schattenrisse ins Leben zu bringen, indem er den Umriß radirt, Augen und Ohren ziemlich steif hineinzeichnet, und mit allen in der Natur zu findenden Farben illuminirt. Man kann von den Werken dieses sonderbaren Künstlers erwähnen, daß sie entweder sehr schwarz oder sehr bunt sind. Ein Mittel dazwischen giebt es nicht . . ."

Löschenkohl verfertigte nun neben seinen großen Silhouettengruppen auch, wie erwähnt, einzelne Porträt-Silhouetten von bedeutenden Männern der Kunst und Wissenschaft, von Schauspielern und Staatsmännern und von Persönlichkeiten, die im jeweiligen Interesse des Tages standen. Sogar Verbrecher figurieren darunter. Und hier war ja diese schwarze Kunst auf dem richtigen Platz in Ermanglung eines besseren Verfahrens. Hier kam er auch dem kleinen Mann entgegen, der sich für einen billigen Preis eine ihn interessierende Persönlichkeit im Bild erwerben wollte, denn die größeren Blätter waren zu teuer und erreichten wie „Die neue Praterlust" einen Preis von zwei Dukaten. Es ist wohl nicht möglich zu konstatieren, wie viele einzelne Porträt-Silhouetten aus der Fabrik Löschenkohls hervorgegangen sind; das Ergebnis einer Ikonographie kann nur ein zufälliges sein. Sicher sind viele dieser Silhouetten nicht signiert, und wahrscheinlich ist nicht einmal bei allen der Name der dargestellten Persönlichkeit darunter geschrieben. Ja selbst die signierten und mit Namen versehenen Silhouetten Löschenkohls sind heute so vergessen und unbekannt, daß sie auch der vielbewanderte Wurzbach nicht sah und sie daher in dessen ikonographischen Verzeichnissen gänzlich fehlen. In sehr vielen Fällen sind die Löschenkohlschen Silhouetten überhaupt die einzigen Porträts, die von der dargestellten Persönlichkeit erhalten sind, und, wenn auch zum Beispiel der zitierte Trockendorfer nicht gut auf die Ähnlichkeit der Löschenkohlschen Porträte zu sprechen ist, so dürfte dies doch nicht in allen Fällen gleichmäßig so schlimm bestellt sein.

Da diese Silhouettenblättchen keinen künstlerischen Wert, sondern nur den einer augenblicklichen Aktualität und späteren Kuriosität besaßen, so ist es kein Wunder, daß sie recht verstreut wurden und vielfach verloren gingen. Immerhin sollte ihr Bestand für eine zukünftige deutsche Ikonographie in Betracht gezogen werden, und dies soll hier wenigstens mit den Silhouetten einer Anzahl von Schriftstellern geschehen, von denen man bis jetzt jede Spur ihrer Gesichtszüge verschollen glaubte und deren Porträts man selten verzeichnet findet.

Es ist noch ein Glück, daß Löschenkohl einmal die gute Idee hatte, eine Anzahl seiner Schriftsteller- und Schauspieler-Silhouetten zu sammeln und ohne weiteren Zusammenhang zu dem Schmuck einiger Kalender zu verwenden, die in seinem Verlage erschienen. Nun ist es eigentlich verwunderlich, daß die Silhouetten nicht bekannter sind, aber es wird erklärlich, wenn man erfährt, daß jene Kalender komplett erhalten zu den allergrößten Seltenheiten der sogenannten Viennensia gehören. Ich habe überhaupt noch kein vollständiges Exemplar gesehen. Der eine dieser Kalender, betitelt „Oesterreichischer National-Taschen-Kalender", erschien zuerst im Jahre 1786 und erlebte wohl mehrere Jahrgänge. Die Stadtbibliothek in Wien besitzt den Jahrgang 1789. Der Kalender an und für sich ist weiter durch gar nichts ausgezeichnet. Er besitzt ein ganz hübsches Titelkupfer und stellt sonst einen wie üblich eingerichteten Kalender

dar, der keinen literarischen Wert besitzt. Um ihn zu verschönern, gab Löschenkohl einfach eine Anzahl Silhouetten von Gelehrten, Schriftstellern und Schauspielern bei. Im Text wird jedoch darauf keine Rücksicht genommen. Nach einer Anzeige in der Wiener Realzeitung (1786, S. 830ff.) waren im ganzen 57 Schauspielersilhouetten und 42 Gelehrtensilhouetten beigegeben worden. Ob aber alle Exemplare gleich dotiert wurden, ist fraglich. Das Exemplar von 1789 in der Wiener Stadtbibliothek (dessen Existenz den Ikonographen wohl gänzlich unbekannt sein muß, sonst hätten sie die Porträts doch verzeichnet) weist 57 Silhouetten von Schriftstellern und Gelehrten auf. Davon sind 35 mit fortlaufenden arabischen Ziffern versehen und eine gleiche Anzahl mit römischen Ziffern; dazwischen sind die übrigen unnumerierten eingeschaltet. Die Schauspielersilhouetten fehlen. Die 35 Silhouetten mit arabischen Ziffern dürften wahrscheinlich zu einem bis jetzt verschollenen anderen Kalender Löschenkohls gehört haben, und zwar zu dem „Gelehrten-Almanach von Wien auf das Jahr 1787", der laut Ankündigung in der Wiener Zeitung vom Jahre 1786 S. 3052 mit 35 Gelehrtensilhouetten versehen war. Ob die Schauspieler-Silhouetten[1] auch getrennt einem besonderen Kalender einverleibt wurden, kann ich nicht nachweisen, aber es wäre möglich. Denn zu gleicher Zeit mit dem Gelehrten-Almanach erschien ein „Wiener Musik- und Theater-Almanach auf das Jahr 1786" (siehe Ankündigung im Wiener Blättchen 1785 vom 31. Dezember und in der Wiener Zeitung 1786, S. 14), aber es wird leider nicht gesagt, ob diesem Silhouetten beigegeben waren.

Was nun die 57 in kompletter Folge erhaltenen Gelehrten- und Schriftstellerporträts anbelangt, so verdienen wenigstens die darunter befindlichen 22 Vertreter der schönen Literatur zum ersten Male mit ihren Porträts wieder bekannt gemacht zu werden, da ja von manchem diese Silhouette das einzige Bild ist, das seine ungefähren Züge aufweist.

Um jedoch Interessenten auch auf die übrigen 35 Porträts von Gelehrten aus allen vier Fakultäten aufmerksam zu machen, von denen viele sicher ebenfalls die einzigen erhaltenen sein mögen, so seien diese zuerst aufgezählt. Die Medizin ist in stattlichster Anzahl vertreten, denn schon damals blühte diese Fakultät in Wien besonders. Dahin gehören nun: Brambilla, der Leibarzt des Kaisers, Ferro, der Begründer der kalten Bäder in Wien, Joseph Anton Gall, berühmt durch seine Schädellehre, weiter Barth, Hunczowsky, Ingenhousz, Carl Mertens, Ferd. Leber, Plenk, Raph. Steidele, Störk und schließlich der berühmte Tierarzt Wolstein. Nicht weniger stark sind die Theologen vertreten. Es sind Silhouetten von Bartholotti, Lauber, dem hochgelehrten Caspar Royko, Verhovacz und von den beiden heute wohl kaum dem Namen nach bekannten, damals aber hochgefeierten aufgeklärten Geistlichen Siegfried Wieser und Marc Anton Wittola, dem Herausgeber der Wiener Kirchenzeitung, vorhanden. Von Astronomen, Physikern und Mathematikern sind der Abt Fixlmüller, Andr. Pilgram, Georg Ignaz von Mezburg, Joseph Herbert und Maximilian Hell abgebildet. Ebenso findet sich eine Silhouette von dem berühmten Botaniker Jacquin. Auch die Rechtsgelehrsamkeit ist durch die Silhouetten von Banniza, Ferd. Jellenz, Franz Georg von Kees und Martini vertreten. Von sonstigen bekannteren Namen finden sich noch die Historiker Gelasius Dobner und M. Ign. Schmidt, die Philologen Locella und Baron von Sperges, der Heraldiker Leopold Gruber, der Numismatiker Neumann und der Professor für Landwirtschaftskunde Mitterpacher.

Ich komme nun auf die Porträts der Vertreter der eigentlich schönen Literatur, die unser erhöhtes Interesse beanspruchen, wenn auch vor manchem Namen heute selbst ein der Literatur Kundiger einen Augenblick ratlos stehen wird. Es sind natürlich fast durchwegs österreichische Schriftsteller, und nur einige wenige sind durch zufällige Beziehungen auch aus dem deutschen Reiche vertreten. Es rührt dies davon her, daß Kaiser Joseph II., um die Wissenschaften und schönen Künste zu beleben, eine Anzahl Schriftsteller nach Österreich und besonders an die österreichischen Universitäten berief, wie G. A. Meißner nach Prag, J. G. Jacobi nach dem damals österreichischen Freiburg i. B. und Werthes nach Pest. Es sind natürlich fast nur die sogenannten

[1] Die Namen der silhouettierten Schauspieler befinden sich in der Wiener Realzeitung von 1786, S. 831 f., angezeigt.

„Aufklärer" vertreten, die sich um Blumauers und Ratschkys Wiener Musenalmanach versammelten. Eine Anzahl derselben hat freilich die Poesie nur gelegentlich ausgeübt, wie es bei dem für Österreich so charakteristischen Typus des Beamtendichters üblich war. Wir wollen im folgenden die Silhouetierten in alphabetischer Reihe folgen lassen und bei jeder nebst einer kurzen Nachricht über den oft recht unbekannten Schriftsteller auch die bereits bekannten Original-Porträts,[1] soweit sie mir zugänglich waren, anführen.

I. Johann Bapt. Alxinger, geboren am 24. Januar 1755 zu Wien, gestorben daselbst am 1. Mai 1797. Bekannt durch seine Epen im Stile Wielands.

Bisher bekannte Original-Porträts:

1. Vor der 2. Auflage des „Doolin von Maynz". Leipzig 1797.
2. Vor dem 86. Bande der Allgemeinen deutschen Bibliothek.
3. Vor dem 1. Bande der sämtlichen Werke, Wien 1812.

II. Alois Blumauer, geboren am 21. Dezember 1755 in Steyer, gestorben zu Wien am 16. März 1798.

Bisher bekannte Original-Porträts:

1. Im 27. Bande der Neuen Allgemeinen deutschen Bibliothek.
2. Wachsmann sc., Nachstich des vorigen.
3. Medaillenform: Joseph Kreutzinger del., Jac. Adam sc. Viennae 1787.
4. Im 1. Bande der sämtlichen Werke. Wien 1809. „Weinrauch sc."
5. In den städtischen Sammlungen Wiens befindet sich eine Miniatur.

In „Wiener Freunde", herausgegeben von Keil, Wien 1883, S. 39, findet sich folgende Briefstelle aus dem Jahre 1785: „Sein (Blumauers) Schattenriß folgt hier, den ich aber nicht getroffen finde." Es ist natürlich fraglich, ob sich diese Stelle auf das Löschenkohlsche Porträt bezieht.

III. Ignaz von Born, geboren zu Carlsburg 1742, gestorben zu Wien 1791, berühmt als Naturforscher, aber auch bekannt durch seine witzigen Schriften im Sinne der Aufklärung, wie das vielfach aufgelegte „Spezimen Monachologiae" (1783 zuerst), dann die „Defensio Physiophili" 1784, „Die Staatsperücke, 1772" u. a.; Führer der Freimaurer in Österreich.

Bisher bekannte Original-Porträts:

1. In Hormayrs Plutarch.
2. Vor Voigts Act. litt. Vol. I.
3. Von Adam.
4. Vor Kempelens Mechanismus der menschlichen Sprache.
5. Gräffer, Josephinische Curiosa, 1848, 5. Band.

IV. Benedikt Dominik Anton Cremery, geboren in Wien am 13. Aug. 1752, gestorben daselbst 1795. Zuerst Schauspieler, dann Zensor in Linz, später in Wien. Verdienstvoll als Aufklärer für Oberösterreich; er schrieb außer aufklärerischen Schriften zahlreiche Schauspiele. Vgl. Goedeke, II. Auflage, § 259, 199.

Bisher bekanntes Original-Porträt:

J. G. Mansfeld sculps.

V. Michael Denis, der Klopstock Österreichs (1729—1800).

Bisher bekannte Original-Porträts:

1. Im 13. Band der Allgemeinen deutschen Bibliothek.
2. Im Leipziger Musenalmanach auf 1778.
3. Als besonderes Blatt von J. G. Mansfeld.
4. Ebenso von Jacob Adam, 1778.
5. Unterschrift: Denis, Caspar pinx., Blaschke sc.
6. In Göfels und Lohrs Österreichs Ehrenspiegel.
7. Caspar ad vivum pinx. 1790, Cl. Kohl sc. Vienn. 1792, vor der von Retzer veranstalteten Ausgabe, Wien 1791—92.
8. Goyser sc., Nachstich von Caspar.

VI. Joseph Hilarius von Eckhel, geboren zu Enzersfeld in Niederösterreich am 13. Januar 1737, gestorben zu Wien am 16. Mai 1798. Berühmt als Numismatiker; er schrieb nebenbei einige Oden im Bardenstil. Vgl. Goedeke, II. Auflage, § 218, 14.

Bisher bekannte Original-Porträts:

1. J. Blaschke sc. (auch in Hormayrs Plutarch).
2. Auf einem Blatt zwei Medaillons. (Auch enthalten in Bergmanns Medaillen auf berühmte und ausgezeichnete Männer des österreichischen Kaiserstaates. Wien 1857. II S. 424.)
3. Von Thom. Benedetti in Kupfer gestochen in Steinbühels: Addenda ad Eckhelii Doctrinam num. veterum.
4. Porträt von Fendi, in der Wiener Hofbibliothek.

[1] Die nach diesen wieder reproduzierten Abbildungen schließe ich natürlich aus.

VII. Otto Heinrich Freiherr von Gemmingen, geboren am 8. November 1755 zu Heilbronn, gestorben zu Heidelberg am 15. März 1836. In Staatsgeschäften am Ende des XVIII. Jahrhunderts zu Wien lebend, entwickelte er dort eine rege journalistische Tätigkeit. Sein „Weltmann" (1782—1783), sein „Magazin für Wissenschaft und Literatur", Wien 1784—1785, und die „Wiener Ephemeriden", 1786, gehören zu den besten journalistischen Versuchen der josephinischen Zeit.

Von Gemmingen ist mir sonst kein Porträt bekannt geworden, doch dürfte sicher ein solches existieren. Auch Cäsar Flaischlen verzeichnet in seinem Buche über Gemmingen (Stuttgart 1890) kein Porträt.

VIII. Lorenz Leopold Haschka, geboren zu Wien am 1. September 1749, gestorben daselbst am 3. August 1827. Von ihm viele Oden im Einzeldrucke und die erste österreichische Volkshymne.

Bis jetzt kein Porträt bekannt.

IX. Friedrich Hegrad, geboren am 28. April 1757, gestorben nach 1800. Staatsbeamter und Schriftsteller. Er gab eine Zeitlang die Wiener Realzeitung heraus und verfaßte eine Anzahl von Romanen und kleinen aufklärerischen Broschüren. Sein Leben liegt noch im Dunklen.

Bis jetzt kein Porträt bekannt.

X. J. G. Jacobi, geboren zu Düsseldorf am 2. September 1740, gestorben am 4. Januar 1814 zu Freiburg i. B., wohin er von Joseph II. 1784 als Universitätsprofessor berufen wurde. Porträts von ihm sind mir nicht bekannt, obwohl sicher solche existieren.

XI. Gottlieb von Leon, geboren zu Wien am 16. April 1757, gestorben daselbst am 17. September 1832. Beamter der Hofbibliothek, Lyriker und Mitherausgeber des Wiener Musenalmanaches.

Bis jetzt kein Porträt bekannt.

XII. Carl Mastalier, geboren am 16. November 1731 zu Wien, gestorben daselbst am 6. Oktober 1795. Gleich Denis Exjesuit und Nachahmer Klopstocks.

Bis jetzt bekannte Originalporträts:

1. C. Goyser sc. (Auch im Musenalmanach, Göttingen, 1775.)

XIII. Joseph Ernst Mayer, geboren zu Pulkau am 13. März 1751, Tod unbekannt, nach 1810. Philosophischer Schriftsteller und Odendichter, z. B. „Gedicht auf das hundertjährige Fest der Befreyung Wiens", Wien 1783, 8°; „Josephs Volk an Pius VI.", Wien 1782, 8°. Nicht bei Goedeke; vgl. Wurzbach.

Bis jetzt kein Porträt bekannt.

XIV. Aug. Gottl. Meißner, geboren am 4. November 1753 zu Bautzen, gestorben in Fulda am 20. Februar 1807. Bekannt unter dem Namen „Skizzen-Meißner". Er wurde wie Jacobi von Joseph II. im Jahre 1785 an die Prager Universität berufen, wo er zwanzig Jahre lang blieb. Daher figuriert er unter den österreichischen Gelehrten Löschenkohls. Auch diese Silhouette ist Wurzbach unbekannt geblieben.

Bis jetzt bekannte Originalporträts:

1. Gestochen von Krüger, 8°.
2. Schau pinx., E. G. Krüger sc. 8°.
3. A. Graff pinx., Schreiger sc. (47. Band der Neuen Allgemeinen deutschen Bibliothek.)
4. A. Graff pinx., C. G. Scharf sc., Zwickau, bei Gebr. Schumann, 4°.
5. Vogel del., Riedel sc. 8°.
6. A. Graff pinx., J. Blaschka sc. Meißner. Gesammelte Schriften. Wien 1813. 1. Band.

XV. Joseph Pezzl, geboren am 30. November 1756 zu Mallersdorf in Bayern, gestorben in Wien am 9. Juni 1823. (Diese Daten sind hier zum ersten Male richtig gebracht.) Pezzl gehörte zu den interessantesten österreichischen Aufklärern. Er bildete sich namentlich an Voltaire. Am berühmtesten wurde seine Nachahmung des „Candide" unter dem Titel „Faustin", 1783.

Bis jetzt kein Porträt bekannt.

XVI. Joseph Franz Ratschky, geboren am 21. August 1757 zu Wien, gestorben ebenda am 31. Mai 1810. Lyriker und Epiker, Mitherausgeber des Wiener Musenalmanaches. Besonders bekannt ist sein witziges Epos „Melchior Striegel".

Bis jetzt bekannte Originalporträts:

1. C. Putz sc.
2. Anonymes schlechtes Porträt in Punktiermanier (K. K. Hofbibliothek zu Wien).

XVII. Johann Rautenstrauch, geboren wahrscheinlich zu Frankfurt a. M. am 10. Januar 1746, gestorben zu Wien am 7. Januar 1801. (Allein richtiges Datum.) Vielseitiger Schriftsteller der Aufklärungsperiode. Er schrieb Dramatisches,





XIX.
Jos. von Sonnenfels.



XX.
F. A. Cl. Werthes.



XXI.
K. G. von Windisch.

XXII.
August Zippe.

Aus Löschenkohls Silhouettenfabrik.

Satyrisches und Politisches. Auch Herausgeber von Zeitungen.

Bis jetzt kein Porträt bekannt, doch befand sich in seiner Hinterlassenschaft (siehe Archiv des Landesgerichtes in Zivilsachen zu Wien) sein Ölporträt. Es ist jedenfalls für immer verloren.

XVIII. Joseph von Retzer, am 25. Juni 1754 zu Krems geboren, gestorben am 17. Oktober 1827 zu Wien. Als Dichter wohl ein Dilettant, aber als Mäcen und Förderer der deutschen Literatur in Österreich schon durch seine Stellung als Zensor verdienstlich. Er stand mit vielen deutschen Schriftstellern in Verbindung.

Bis jetzt bekannte Porträts:

1. M. Arndt sc. 8°.
2. J. E. Liotard del., J. E. Mansfeld sc. 8°.
3. Linder pinx., J. Keller sc.
4. F. Linder pinx., John sc. 4° und Fol.

XIX. Joseph von Sonnenfels, geboren zu Nikolsburg 1733, gestorben zu Wien am 25. April 1817. Über seine allgemein bekannte Tätigkeit und seine Schriften Goedeke, II. Auflage, § 222, 22.

Seine Porträts, 13 an der Zahl, verzeichnet Wurzbach, Biographisches Lexikon, Band 35. Das von Löschenkohl fehlt dort.

XX. Friedr. Aug. Clem. Werthes, geboren zu Büttenhausen in Württemberg am 12. Oktober 1748, gestorben in Stuttgart am 5. Dezember 1817. Bekannt als Dramatiker. Auch er wurde von Joseph II. an die Universität in Pest berufen (1784–1794).

Bis jetzt kein Porträt bekannt.

XXI. Karl Gottlieb von Windisch, geboren in Preßburg am 28. Januar 1725, Bürgermeister dieser Stadt und gestorben daselbst am 30. März 1793. Verschiedene gelehrte Schriften und auch ein Theaterstück. Vgl. Wurzbach und Goedeke, II. Auflage, § 259, 255.

Bis jetzt bekanntes Originalporträt:

1. Joh. Schrauff del., J. Gerstner sc. (K. K. Hofbibliothek zu Wien).

XXII. August Zippe, geboren in Böhmisch-Leipa 1750, nach anderen 1746 in Mergenthal, gestorben in Prag am 2. Mai 1785. Journalist, Pädagog, unbedeutender Dramatiker. Vgl. Wurzbach und Goedeke, § 259, 252 (woselbst er fälschlich Zitte genannt wird).

Bis jetzt kein Porträt bekannt.

An kritischen Stimmen über den genannten Kalender fehlt es leider, nur F. Schink in seinem „Theater zu Abdera", Berlin 1787, 1. Bd. S. 57 f. macht sich scheinbar über ihn folgendermaßen lustig: „Das Merkwürdigste blieb indes doch immer die Gelehrtensammlung.[1] Es war

[1] Es handelt sich in dem Roman, der selbstverständlich unter Abdera Wien versteht, um die Porträtsammlung eines albernen Mäcens.

der Mühe wert, diese Reihe von abderitischen Schöngeister-, Künstler- und Philosophen-physiognomien zu sehen, von denen keine auch den mittelmäßigsten Physiognomen in Ungewißheit ließ, wes Stammes und Landes die Originale davon seyn möchten? Dazu waren sie sämtlich in der berühmter (sic) Manier gearbeitet, die, nachdem sie schon lange mit dem schönen Abdera selbst untergegangen, neuerlich durch den eben so geschickten, als durch seine Geschicklichkeit *famosen* Wiener Silhouettenmacher und Gelegenheitskupferstecher, Herrn *Löschenkohl*, der Vergessenheit wieder entrissen worden ist ..."

Außer diesen „Gelehrten"-Silhouetten, die doch im allgemeinen die Gesichtszüge nicht ganz verfehlten, wie sich durch manchen Vergleich mit den übrigen Bildnissen ergibt, so daß auch sicher für diejenigen, von denen bis jetzt kein anderes Porträt bekannt ist, eine Ähnlichkeit verbürgt ist, hat Löschenkohl zweifellos noch zahlreiche andere Porträtsilhouetten für den Tagesbedarf geliefert. Bekannt ist mir freilich nur die Silhouette Emanuel Schikaneders, die dem Stücke „Der Fremde" von J. Friedel in der Ausgabe von 1788 beigegeben wurde. Sie wurde auch jüngst in der Zeitschrift „Bühne und Welt" reproduziert. Außerdem sind mir die Silhouetten von den beiden siebenbürgischen Rebellenführern Horja und Gloska bekannt und schließlich die Silhouette des Raubmörders Zahlheimb, dessen Kriminalprozeß eine josephinische cause célèbre war. Letzteres Porträt wurde in Brabbés Buch „Kriminalprozeß Zahlheimb" reproduziert. Das Original befindet sich in den Sammlungen der Stadt Wien. Sehr interessante Akten über diese Silhouette finden sich im Ministerium des Innern zu Wien (Protokoll für Nieder-Österreich 1786, Fol. 163, 211, 411, 523 und 548). Danach erwirkte es die Familie des Zahlheimb, daß die Silhouette, die eine für sie kränkende Unterschrift trug, konfisziert wurde. Somit scheint auch sie hochselten zu sein. Dieser Umstand und die Akten sind Brabbé unbekannt geblieben.

Es ist natürlich schwer, alle Silhouetten der Löschenkohlschen Fabrik verzeichnen zu können, da sicher ein Teil ohne Signatur geblieben ist. Aber immerhin wird die hier erfolgte erstmalige Reproduktion der Porträts einer Anzahl deutscher Literaten als Beitrag zu einer zukünftigen umfassenden Ikonographie Deutschlands nicht unwillkommen sein. Hoffentlich bringt Herr Dr. Schwarz in seiner Monographie über Löschenkohl auch über die Silhouetten noch manches Neue; es wäre nur erfreulich, wenn sich dieses akklimatisierten Österreichers, der wie so mancher Ausländer auf das österreichische Kulturleben belebend einwirkte, eine solche liebevolle Arbeit bestens annähme.



Ein Zeitungskampf vor hundert Jahren.

Von

L. Gerhardt in Leipzig.

„... Alles Für und Wider, was hier durchgefochten werden mußte, im Zusammenhang zu erzählen, würde keine unangenehme Aufgabe sein, und der Gang eines wichtigen literarischen Unternehmens wäre jedenfalls belehrend." So schreibt Goethe in seinen „Tag- und Jahresheften" über die Weiterführung der „Allgemeinen Literatur-Zeitung" zu Jena.

Es war ein heißes Ringen auf beiden Seiten. Handelte es sich doch darum, wer in diesem Wettstreite die Oberhand behalten würde: die *alte* „Allgemeine Literatur-Zeitung", die die Stätte ihres Entstehens und Aufblühens verließ, um in Halle ihr Dasein fortzusetzen, oder die *neue* Literatur-Zeitung, die sich in Jena auf dem verlassenen Platze niederlassen wollte. Nicht nur im Lager der feindlichen Parteien ertönte der Kriegsruf: „Hie Halle!" — „Hie Jena!" — auch andre deutsche Zeitschriften beteiligten sich daran, und deren Meinungsäußerungen durfte man keineswegs immer als unbefangene Parteinahme bezeichnen, denn die Herausgeber ließen sich nur allzu gern von ihren eigenen, rein persönlichen Differenzen die

meist recht kleinlicher Natur waren, verleiten, für diesen oder jenen Kämpfer eine Lanze zu brechen.

Im Jahre 1785 wurde zu Jena die *„Allgemeine Literatur-Zeitung“* ins Leben gerufen. An der Spitze der Gründer stand der die deutsche Literatur in jeder Hinsicht fördernde und beim Herzog Karl August in wichtigen Fragen maßgebende Kabinettssekretär und spätere Legationsrat *Friedrich Justin Bertuch* in Weimar. Schon im vorhergehenden Jahre faßte er im Verein mit Wieland, Voß, und anderen bedeutenden Männern den Plan ins Auge, einem lange gehegten Wunsche des gebildeten Publikums zu entsprechen und ein Journal zu schaffen, das sich mit den neuesten Erzeugnissen der Literatur und den wichtigsten Errungenschaften auf dem Gebiete der Wissenschaft eingehend beschäftigen sollte.

Wohl bestand seit 1765 in Berlin die *„Allgemeine deutsche Bibliothek“*, eine Zeitschrift, die es sich zur besondern Aufgabe gemacht hatte, alle derartigen Fragen zu erörtern, aber deren Begründer und Herausgeber, *Friedrich Nicolai*, war vor der Zeit ein alter Mann geworden, der sich jeder Neuerung gegenüber ablehnend verhielt, wenn nicht gar derselben feindselig entgegentrat. Schiller und Goethe haben seine Person wiederholt in den „Xenien“ zum Gegenstande ihrer Satyre gemacht, und auch von andrer Seite wird der Berliner Verlagsbuchhändler — trotz seiner sonstigen Verdienste um die Literatur — oft als ein Erzphilister dargestellt. Dazu kam, daß es ihm nach Lessings Tode (1781) nicht wieder gelingen wollte, für sein Blatt Männer von der gleichen Bedeutung als Mitarbeiter zu gewinnen. Die „Allgemeine deutsche Bibliothek“ vermochte daher der neueren Richtung und dem geläuterten Geschmack des Publikums nicht mehr Rechnung zu tragen — mit einem Wort: sie hatte sich überlebt. Es lag also ein wirkliches Bedürfnis vor, eine Zeitung zu begründen, die allen diesen Anforderungen zu genügen imstande war.

Dieses Vorhaben wurde sehr schnell ins Werk gesetzt. Schon zu Beginn des Jahres 1785 erschien in Jena unter der Redaktion von *Ch. G. Schütz* die *„Allgemeine Literatur-Zeitung“*, die sich sofort der Wertschätzung der dortigen Professoren sowie der wärmsten Anerkennung seitens der gesamten literarischen Welt Deutschlands erfreute und zu ihren ständigen Mitarbeitern die hervorragendsten Geistesgrößen jener Zeit zählen durfte. Auch Herzog Karl August von Sachsen-Weimar brachte dem neuen Unternehmen, dem als finanzielle Stütze Bertuch zur Seite stand, ein überaus wohlwollendes Interesse entgegen.

Unter so günstigen Auspizien behauptete sich die „Allgemeine Literatur-Zeitung“ sofort nach ihrem Entstehen bis zum Jahre 1803 auf das glanzvollste in Jena. Sie betonte in ihrer Tendenz hauptsächlich das kritische Moment, und ward in dieser Beziehung die Vorläuferin vieler ähnlicher Zeitschriften in Deutschland.

Nun kam aber die Zeit, da der preußische Staat ernstlich daran dachte, das Ansehen seiner Universitäten zu heben und bedeutende Lehrkräfte heranzuziehen. Daß sich das Augenmerk der maßgebenden Personen in erster Linie auf Jena richtete, dessen Lehrkörper sich eines ganz besonders hervorragenden Rufes erfreute, ist begreiflich, und daß die Anerbietungen die man Männern wie Schiller, den beiden Hufelands, Schelling, Loder u. a. machte, nicht gering zu achten waren, ist nicht minder natürlich. Wenn es auch nicht gelang, *alle* gewünschten Kräfte nach Preußen hinüber zu locken, da einige der Jenenser Professoren dem an sie ergangenen Rufe nach Bayern folgten, viele auch in ihrer Stellung verblieben, so erlitt die Universität Jena dennoch herbe Verluste und mußte manchen der Ihrigen nach der Friedrichsuniversität zu Halle ziehen lassen.

Auch Goethe sah mit aufrichtiger Bekümmernis diesen Übertritt der Jenenser Lehrkräfte, und er äußert sich darüber in seinen „Tag- und Jahresheften“:

„... Der Zustand von Jena machte uns auch diesmal schwere Sorge. Seit der französischen Revolution war eine Unruhe in die Menschen gekommen, dergestalt, daß sie entweder an ihrem Zustand zu ändern oder ihren Zustand wenigstens dem Ort nach zu verändern gedachten. Hierzu konnten besonders die Lehrer an Hochschulen ihrer Stellung nach am meisten verlockt werden, und da eben zu dieser Zeit dergleichen Anstalten neu errichtet und vorzüglich begünstigt wurden, so fehlte es nicht an Reiz und Einladung dorthin, wo man ein

besseres Einkommen, höheren Rang, mehr Einfluß in einem weiteren Kreise sich versprechen konnte. Diese großweltlichen Ereignisse muß man im Auge behalten, wenn man sich im allgemeinen einen Begriff machen will von dem, was um jene Zeit in dem kleinen Kreise der Jenaischen Akademie sich ereignete." —

In den ersten Tagen des August 1803 verlautete zuerst — allerdings nur gerüchtweise —, daß die *„Allgemeine Literatur-Zeitung"* ebenfalls nach Halle verlegt werden sollte. Hofrat Schütz, der dieselbe bisher in Jena redigierte, und der bei der Redaktion mitbeschäftigte, jetzt gleichfalls zum Professor ernannte Bibliothekar *Ersch* würden die von der preußischen Regierung mit einem Zuschuß von 10000 Talern dotierte Zeitung in Halle weiterführen.

Als Goethe dies erfuhr, geriet er in begreifliche Aufregung, denn die Akademie Jena durfte, sollte sie nicht ihr ganzes Ansehen einbüßen, ihre Literatur-Zeitung nun und nimmermehr verlieren. Er fuhr daher sofort nach Jena, um wegen der eventuellen Gründung einer neuen Literatur-Zeitung die nötigen Schritte einzuleiten. Welche Wichtigkeit Goethe dieser Nachricht beimaß, geht am deutlichsten aus seinen Aufzeichnungen hervor:

„. . . Nach allem diesen vernahmen wir im August, die so hochgeschätzte Literatur-Zeitung solle auch von Jena weg und nach Halle gebracht werden. Der Plan war klug genug angelegt: man wollte ganz im gewohnten Gange das laufende Jahr durchführen und schließen, sodann, als geschähe weiter nichts, ein neues anfangen, zu Ostern aber gleichsam nur den Druckort verändern und durch solches Manöver mit Anstand und Bequemlichkeit diese wichtige Anstalt für ewig von Jena wegspielen.

„Die Sache war von der größten Bedeutsamkeit, und es ist nicht zuviel gesagt: diese stille Einleitung bedrohte die Akademie für den Augenblick mit völliger Auflösung. Man war diesseits wirklich in Verlegenheit: denn ob man gleich das Recht hatte, die Unternehmer zu fragen, ob dieses allgemeine Gerücht einen Grund habe, so wollte man doch in einer solchen gehässigen Sache nicht übereilt noch hart erscheinen; daher anfänglich ein Zaudern, das aber von Tag zu Tag gefährlicher ward. Die erste Hälfte des August war verstrichen, und alles kam darauf an, was in den sechs Wochen bis Michael zu einer Gegenwirkung vorgenommen werden könnte." —

Von diesem die Akademie Jena bedrohenden Verluste hatte auch Einer etwas vernommen, der eine diabolische Freude darüber empfand und den Jenenser und Weimarer Koryphäen jede Niederlage gönnte. Es war August von *Kotzebue*, der, obgleich als Lustspieldichter allgemein geschätzt und beliebt, sich überall durch sein klatschhaftes Wesen und seine Händelsucht Feinde schuf. Auch in Weimar, wo er wiederholt seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte — das letzte Mal nach seinem abenteuerreichen Aufenthalt in Rußland und Sibirien —, war er wieder in unerquickliche Hetzereien, namentlich gegen Goethe geraten.

Er beabsichtigte, am 5. März 1802 zu Ehren Schillers eine Festaufführung der „Jungfrau von Orleans" zu veranstalten, und es war ihm gelungen, für die Rolle der Johanna Frau von Egloffstein zu gewinnen. Bei dieser Gelegenheit sollten dem Dichter glänzende Ovationen dargebracht werden. Um eine aufrichtige Ehrung Schillers war es Kotzebue dabei freilich nicht zu tun, denn er konnte diesen ebensowenig leiden wie Goethe; er tat dies lediglich aus dem Grunde, um Goethe zu ärgern und hintanzusetzen. Goethe hatte aber davon erfahren, und im Einverständnis mit Schiller, dem an einer Huldigung von seiten Kotzebues nicht das geringste gelegen war, wurde die fragliche Veranstaltung mit Hilfe des Bürgermeisters untersagt.

Kotzebue wandte sich nun zornentbrannt nach Berlin, wo er in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift „Der Freimütige" eine scharfe Polemik gegen Goethe und Weimar eröffnete.

In Nr. 132 vom 19. August 1803 kann er es sich nicht versagen, das bisher nur leise umherschwirrende Gerücht an die breite Öffentlichkeit zu zerren. Außerdem kühlt er sein Mütchen, indem er diese schadenfrohe Mitteilung mit recht bissigen Bemerkungen würzt:

„Eine interessante Neuigkeit an alle Freunde der Literatur.

„Der gelehrte und berühmte *Hofrat Schütz* in Jena, und mit ihm die *dortige Literatur-Zeitung*, deren erster Redakteur er ist, *werden*

nach Halle versetzt. Unser trefflicher König, der so prunklos und kräftig für die Wissenschaft wirkt, hat unter sehr ehrenvollen Bedingungen sowohl den Hofrat Schütz als auch den gelehrten Professor *Ersch* (gleichfalls Redakteur der Literaturzeitung) in seine Dienste genommen, auch für alle aus Versetzung jenes Institutes entspringende Kosten oder Verluste eine Entschädigung von 10000 Talern bewilligt. Nun wird sicher die *Hallische Literaturzeitung*, befreit von dem literarisch despotischen Einflusse, der oft nur allzu sichtbar wurde, mit erneutem Glanze in einem Reiche hervorgehen, das, aus der innersten Überzeugung sei es gesprochen, jetzt der freieste Staat in Europa ist. Die Universität Jena wird, bei der sehr geringen Unterstützung, freilich immer tiefer sinken; denn nicht allein obengenannte beide Gelehrte samt dem Geheimen Rat Loder sind in preußische Dienste, sondern noch fünf oder sechs der vorzüglichsten Lehrer daselbst in *bayrische Dienste* unter sehr vorteilhaften Bedingungen getreten. Rechnet man noch dazu, daß der würdige Griesbach an einer sehr bedenklichen Krankheit leidet, so ist es wohl kein Wunder, daß nur noch wenige Musensöhne nach dem verwaisten Jena wallfahrten. *Halle* wird sich jetzt ohne Zweifel in sehr kurzer Zeit zu dem Range der *ersten* Universität Deutschlands erheben." —

Mit dieser plötzlichen, voreiligen Mitteilung glaubte Kotzebue den maßgebenden Kreisen in Jena und Weimar einen empfindlichen Schlag zu versetzen. Aber die Wirkung seines boshaften Ausfalls war eine ganz andere, als der Herausgeber des „Freimütigen" beabsichtigt hatte, denn Goethe begrüßte diese Indiskretion mit großer Befriedigung.

„... Auf einmal kommt Hilfe, woher sie nicht zu erwarten war", fährt er in seinem Tagebuche fort. „Kotzebue, der sich seit den Szenen des vorigen Jahres als Todfeind aller Weimarischen Tätigkeit erwiesen hatte, kann seinen Triumph nicht im stillen feiern, er gibt in dem *Freimütigen* übermütig an den Tag: mit der Akademie Jena, welche bisher schon großen Verlust an tüchtigen Professoren erlitten, sei es nun völlig zu Ende, indem die *Allgemeine Literatur-Zeitung* im Gefolg großer dem Redakteur verwilligter Begünstigungen von da hinweg und nach Halle verlegt werde. Von unserer Seite hörte nun alles Bedenken auf; wir hatten volle Ursache, die Unternehmer zu fragen, ob dies ihre Absicht sei. Und da solche nun nicht geleugnet werden konnte, so erklärte man ihren Vorsatz, die Anstalt bis Ostern in Jena hinzuhalten, für nichtig, und versicherte zugleich, man werde mit dem neuen Jahre in Jena die *Allgemeine Literaturzeitung* selbst fortsetzen." —

Goethe entwickelte von jetzt ab eine fieberhafte Tätigkeit. Zunächst war es seine Sorge, für das neue Unternehmen mit einem geeigneten Geldmanne in Verbindung zu treten und auch vom Herzog einen namhaften Zuschuß zu erbitten, den dieser in Höhe von 5000 Talern gewährte. — Wegen Übernahme der Redaktion verhandelte Goethe mit dem an Schütz' Stelle zum ordentlichen Professor der „Dichtkunst und Beredsamkeit" ernannten und bei der „Allgemeinen Literatur-Zeitung" bereits seit 1796 tätigen Hofrat *Carl Abraham Eichstädt* in Jena und versicherte sich der Mitarbeiterschaft zahlreicher hervorragender Kräfte. Es ist selbstverständlich, daß er auf *Schillers* Unterstützung in dieser Angelegenheit sehr stark rechnete und großes Gewicht darauf legte. Schiller sagte ihm auch in der Hauptsache seine Mitwirkung zu, stand aber einer Neugestaltung der „Allgemeinen Literatur-Zeitung" von Anfang an etwas skeptisch gegenüber.

Jener Artikel im „Freimütigen" lenkte bald die Aufmerksamkeit der ganzen literarischen Welt auf Jena und Weimar, und der sich hier entspinnende, immer schärfer zuspitzende Konflikt beschäftigte mit seinem Für und Wider lebhaft die Gemüter. Fast sämtliche damalige Zeitungen beteiligten sich an diesem Meinungsaustausch; es seien hier aber nur die Auslassungen der bedeutendsten Blätter angeführt.

Den nächsten Artikel brachte die *„Zeitung für die elegante Welt"* in Nr. 107 vom 6. September:

„Jena und die Literaturzeitung.

„Die apokalyptische Zornschale, die der Herr von Kotzebue nach Veräußerung seines Wohnhauses in Jena über die dortige Universität ausgegossen hat, möchte wohl schwerlich die gewünschte Wirkung tun. Sein Anathema, das er aussprach, wird Jena gewiß nicht vernichten. Zwar *Schütz* und *Ersch* gehen mit *ihrer* Literaturzeitung, nebst Lodern nach Halle,

aber die *hiesige* Allgemeine Literatur-Zeitung dauert fort, und zwar unter weit günstigern Auspizien als vorher. Die besten Köpfe Deutschlands haben sich zu diesem Unternehmen vereinigt, und *Goethe*, *Schiller*, *Herder*, *Böttiger*, *Voß* und *Eichstädt* sind an ihre Spitze getreten. *Eichstädt* hat die Redakteurstelle dieses gelehrten Zeitblattes erhalten, und eine ausführlichere Ankündigung wird dem Publikum davon nächstens mehr sagen. Eine solche Veränderung kann nur heilsam und ersprießlich sein, und Deutschland wird vom ersten Jänner 1804 an eine gelehrte Zeitung erhalten, in welcher seine *ersten* Männer ihm ihre Meinungen und Resultate vorlegen werden, indem die *zweiten* nach Halle gehen, wo es ihnen nicht an — Salze gebrechen wird.“ —

Gleichzeitig kündigte die Redaktion ihren Lesern für die nächsten Stücke noch weitere Mitteilungen in dieser Angelegenheit an und brachte auch schon in der Nummer vom 8. September zwei neue Aufsätze, die sich gegen das Unternehmen in Halle richteten:

„Die in mehreren öffentlichen Blättern vor einiger Zeit verbreitete Nachricht von einer Transportierung der Allgemeinen Literatur-Zeitung von Jena nach Halle, und von dem der Akademie Jena bevorstehenden ruinösen Verlust, scheint den ganz neuen Begriff konstituieren zu wollen, daß ein Institut, wie die Allgemeine Literatur-Zeitung, als ein Kunstwerk, gleich einem Laokoon oder einer Transfiguration, zu erobern sei, und um es dem einen Ort zu entziehen und in dem andern es aufzustellen, nur wohl emballiert und assekuriert transportiert zu werden braucht. Hiernach bliebe freilich dem armen Jena das leere Nachsehen. Jene seltsame Nachricht klärt sich aber durch neuerlich hinzugekommene Berichtigungen dahin auf, daß bei Abgang der bisherigen Redakteurs der Allgemeinen Literatur-Zeitung, des Hofrats *Schütz* und Professors *Ersch*, von Jena nach Halle, der Herzog von Sachsen-Weimar einer Sozietät gelehrter und berühmter Männer das Privilegium zur Fortsetzung der Allgemeinen Literatur-Zeitung zu Jena vom 1. Januar 1804 an erteilt (— auch dazu, wie es heißt, 5000 Taler ausgesetzt) hat, und dieses Institut also, teils auf die bisherige, teils auf eine zu verbessernde Weise, seinen Fortgang zu Jena haben wird.“ —

Friedrich Nicolai.
Nach Chodowieckis Porträt.

Gleich hinter diesem Artikel, der offenbar von Freunden der neuen Zeitung inspiriert ist, lesen wir in derselben Nummer einen zweiten, der sich mit der *Universität* Jena befaßt und den Abgang so vieler Professoren als keinen sehr erheblichen Verlust — als welcher er aber tatsächlich doch anzusehen ist — hinzustellen versucht:

„Es hat, wie Ihnen bereits aus einigen Neuigkeitsblättern bekannt sein wird, verschiedenen mächtigen Beschützern der Wissenschaften zugleich gefallen, mehrere hier groß und alt gewordene Professoren wegzuberufen und ihnen auf ihren reicheren Akademien starke Pensionen angedeihen zu lassen. Ob nun Jena *einige* von den Fortgehenden ungern vermißt, so sind doch wieder andre, die man längst gern vermißt hätte; Männer von Jahren gehen fort, Männer von neuen Kräften und erprobten Kenntnissen ziehen wieder ein. Daß die Allgemeine Literatur-Zeitung in ihren alten Tagen auch mit fortwandert, wundert uns nicht, denn sie mag wohl ein Vorgefühl von ihrem Ende haben. An ihrer Stelle wird, was ich Ihnen mit Gewißheit versichern kann, eine neue Jenaische gelehrte Zeitung unter *Goethe*, *Schiller*, *Herder*, *Böttiger*, *Voß*, *Eichstädt* und andern vielverdienten, rüstigen Männern, die von der alten williglich abfallen, sich auszeichnend erheben. —

„Es dürfte also wohl in dieser Hinsicht, wie der Einsender jener Nachricht in dem Freimütigen, — der aller Wahrscheinlichkeit nach derselbe ist, den man nach einer herumlaufenden Anekdote, als *alten Akteur* nicht mehr sehen will, — so angelegentlich wünscht, der Ruf unserer Akademie nicht geschmälert, sondern sogar erweitert werden. Jena verjüngt sich jetzt eigentlich. Junge Leute des Auslands werden sich also durch jene Nachricht im Freimütigen nicht abschrecken lassen, ferner zahlreich zu dem Orte zu wallfahrten, wo der Quell der Wissenschaft rein quillt, wo keine böotische Luft das Atmen erschwert." —

Karl Spazier, der Herausgeber der „Zeitung für die elegante Welt", war in seiner literarischen Anschauung der Antipode Kotzebues und wurde von diesem wiederholt öffentlich in der gehässigsten Weise angegriffen. Daß er nun seinerseits diesen Ausfall auf den *alten Akteur* mit einer gewissen Genugtuung in seinem Blatte veröffentlichte, bedarf keiner weiteren Erörterung. Seine oft betonte Sympathie für die neue Jenaische Literaturzeitung erscheint daher, was Aufrichtigkeit betrifft, nicht ganz einwandfrei und dürfte zum großen Teile auch dem Oppositionsgeist zuzuschreiben sein.

Inzwischen arbeitete das neue Unternehmen zu Jena mit Goethe an der Spitze unentwegt an der Verwirklichung seines Planes weiter, und die hierüber durch alle Blätter gehenden, sich meist widersprechenden Nachrichten veranlaßten Schütz und Genossen zu einer offiziellen Erklärung. Am 10. September brachte das Intelligenzblatt der „Allgemeinen Literatur-Zeitung" (Nr. 177) die folgende

„Nachricht an das Publikum:

„Das seit achtzehn Jahren allhier etablierte, seiner ursprünglichen Stiftung und Verfassung nach aber an keinen Ort gebundene, keiner Akademie und keiner Sekte ausschließlich gewidmete, sondern der unparteiischen Ansicht der Literatur aller Länder bestimmte Institut der Allgemeinen Literatur-Zeitung hat das unschätzbare Glück, die höchste Aufmerksamkeit des preußischen Monarchen, des großen Beförderers und Beschützers aller Zweige der Literatur und Kunst, auf sich gezogen zu haben, und Seine Königliche Majestät haben uns durch die ehrenvollsten Zusicherungen und Unterstützungen veranlaßt, die *Redaktion* und *Expedition* desselben vom künftigen Neujahr 1804 an nach *Halle* zu verlegen. Es werden daher noch vor Neujahr Herr Hofrat *Schütz* und Herr Professor *Ersch*, welche Seine Majestät zu ordentlichen Professoren an der Friedrichsuniversität ernannt haben, nach Halle abgehen und die Herausgabe der Allgemeinen Literatur-Zeitung vom Jahre 1804 an daselbst, wie bisher allhier besorgen." . . . .

Kotzebue.
Nach Tischbeins Porträt.

Diese Ankündigung erschien bald darauf wortgetreu in verschiedenen Blättern, wie z. B. im Intelligenzblatt des „Neuen deutschen Merkurs", in der zu Ulm herausgegebenen „Allgemeinen Zeitung" und in mehreren andern.

Nun war der Stein ins Rollen gekommen. Schlag auf Schlag folgte Erklärung auf Erklärung, und die öffentliche Meinung, die sich ebenfalls in zwei Parteien gespalten hatte, begleitete mit lebhaftem Interesse die weitere Entwicklung dieses Zeitungskampfes. — Garlieb Merkel, ein Gesinnungsgenosse Kotzebues und

gleich diesem ein Widersacher von Weimars Größen, stellt dem neuen Unternehmen von vornherein kein günstiges Prognostikon. Er läßt sich unterm 17. September im 23. Blatt der von ihm herausgegebenen Zeitschrift „Ernst und Scherz" folgendermaßen aus:

„Die Nachricht, daß die Allgemeine Literatur-Zeitung nach Halle werde verlegt werden, ist in mehreren öffentlichen Blättern durch *die* erwiedert worden: ‚Diese Zeitung solle auch in Jena fortgesetzt werden; Goethe und Schiller würden an die Spitze der Unternehmung treten; man dürfe also sehr viel von ihr erwarten.' — Ich glaubte, indem ich das las, einen Gärtner zu hören, der versicherte: ‚Der Frost hat zwar meine Fruchtbäume getötet, aber ich werde trotzdem eine reiche Äpfellese halten: meine Rosenstöcke sind stehn geblieben.' — Unter der Leitung jener großen Dichter kann die Literaturzeitung schwerlich etwas anderes werden, als eine Fortsetzung der ‚*Horen*' und der ‚*Propyläen*', die bekanntlich etwa zwei Jahre dauerten." —

Die „Zeitung für die elegante Welt" bringt in Nr. 113 vom 20. September einen längeren Aufsatz aus der Feder eines „angesehenen Gelehrten in Halle, der sich aus Gründen die Anonymität im Publikum vorbehalten hat." Dieser ist bemüht, in seiner Zuschrift einen möglichst neutralen Standpunkt einzunehmen, indem er wohl seiner Entrüstung über die Sprache des „Freimütigen" Ausdruck gibt, aber auch gleichzeitig die Fassung der darauf folgenden Artikel contra Halle in der „Zeitung für die elegante Welt" tadelt:

„Es war eine unbegreifliche Indiskretion des Herrn von Kotzebue, daß er bei der ohnehin vorschnellen Bekanntmachung im 132. Stück des Freimütigen: die Allgemeine Literatur-Zeitung werde nach *Halle* verlegt, sich einen so unschicklichen Ausfall auf die Universität *Jena* erlaubte. Er mochte, wie wir, als preußischer Patriot sich freuen, daß wir jene berühmten Männer und jenes berühmte Institut für Halle gewonnen hatten. Aber beide Universitäten haben bisher so vieles nebeneinander gewirket, daß es einen Freund der Wissenschaften schmerzen müßte, wenn wirklich zu fürchten wäre, eine von ihnen werde künftig nicht so blühend mehr sein. Und gar eine inhumane Freude über ein angebliches Sinken von *Jena* kann durch keinen Patriotismus entschuldigt werden, — wenn es anders Patriotismus war, und nicht vielmehr eine Privaterbitterung wider *Weimar* (aus sehr bekannten Ursachen), was die höhnende Prophezeiung von Jenas Fall eingab.

„Doch noch inhumaner, als diese am Ende nur lächerliche Prophezeiung war die Beantwortung derselben im 107. Stück der Zeitung für die elegante Welt, deren Einsender sich sogar unwürdige Persönlichkeiten gegen einzelne Männer erlaubt, deren Namen Deutschland mit Achtung nennt . . ."

Es folgt nun eine langatmige Auseinandersetzung über die „berühmte" Allgemeine Literatur-Zeitung, die samt ihren „verdienstvollen" Leitern vom Jahre 1804 an in Halle erscheint. In Jena würde von diesem Zeitpunkt an wohl eine neue Zeitung herausgegeben werden, diese wäre aber nicht die „berühmte" Allgemeine Literatur-Zeitung, und von dieser könnten auch die Unternehmer unmöglich „den Namen erborgen", sie müßten sich denn „hinter den Schild eines schon berühmten Titels stecken wollen". Am Schlusse dieses Artikels bezeichnet der Einsender als „einfach lächerlich" den „vornehmen Ton, in dem von *ersten* und *zweiten* Männern geredet wird, und der mit dem albernen Einfall von dem Salze zu Halle so possierlich zusammenstimmt."

Die schärfste Sprache in dieser Angelegenheit redet natürlich wieder August von Kotzebue, der in dem „Freimütigen" neue „Schauer körnigen Eises" gegen Jena schleudert. Unter der Spitzmarke: „Schreiben aus Weimar", bringt der „Freimütige" in Nr. 150 (20. Sept.) einen längeren, von hämischen Bemerkungen strotzenden, vollständig in Ironie und Satire getauchten Artikel:

„Ihre Anzeige, die Emigration der Jenaischen Literaturzeitung betreffend, hat hier Leidenschaften gereizt und geweckt. Jenes respektable Institut, welches seit sechzehn oder siebzehn Jahren nicht allein Jena zur Zierde gereichte, sondern auch viel Geld in das arme Ländchen zog, ist jetzt in allem Ernst — *des Landes verwiesen worden*. Sie glauben, ich scherze? Nein, nein! es ist den Eigentümern wahrhaftig insinuiert worden, daß *binnen drei Monaten* die Literaturzeitung *das Land räumen solle*, welches freilich ohnehin geschehen wäre. Aber versäumen Sie doch ja nicht, diese auffallende

Begebenheit, die sich in *Deutsch-Athen* zugetragen, sogleich in Europa zu verbreiten. *Ihrem* Blatte ist es gewissermaßen Pflicht, das zu tun, da viele andre vermutlich schweigen werden oder *müssen*, und es doch wahrhaftig die deutsche Ehrlichkeit erfordert, den Ausländern, die über die Lage der Literatur in Weimar so sehr in der Tauschung leben, die Augen zu öffnen. — Sie wissen schon, daß wir eine neue vortreffliche Literaturzeitung von Jena aus zu erwarten haben, die außer Zweifel eine Fortsetzung der entschlafenen Erlanger[1] sein wird. Der Herzog hat sehr großmütig 6000 Taler zum Fond derselben bewilligt, und nun ist natürlich jedes Hindernis behoben. Ängstliche Leute wollen zwar sagen, eine Verbindung von berühmten Gelehrten sei nicht so leicht zusammengebracht als eine Partie Whist; aber diese Zweifler vergessen, daß Goethe und Schiller selbst an die Spitze treten. Dem Vernehmen nach sind auch sämtliche Fächer der Wissenschaften schon mit den trefflichsten Rezensenten besetzt. *Goethe* selbst behält sich die *Optik*, den *Bergbau*, die *Malerei* und *Bildhauerei* vor. *Schiller* wird *Geschichte* und *Philosophie* bearbeiten, und in der letztern von *Schelling* kräftig unterstützt werden. Am reichsten ist das neue Institut an großen Männern für die *schönen Wissenschaften:* Beide *Schlegel*, der göttliche *Tieck*, der erhabene *Vermehren*, der kreißende *Brentano*, der welsche *Vulpius*, der zarte *Bernhardi*, der gesprächige *Falk*, der gelehrige *Bode*, und wie die großen Männer sonst noch alle heißen, deren Namen die Welt schon längst mit Ehrfurcht nennt, sollen bereits ihre Federn gespitzt haben, und es steht daher mit Grund zu erwarten, daß die *reineren Kunstformen* ohne irgend eine *ökonomische Seele* oder *Geist* den Subskribenten, wohl anatomiert und mit rotem Wachs ausgespritzt, werden überliefert werden. Das ganze Unternehmen will man, wie es heißt, durch *Aktien* begründen: ein Umstand, der allerdings großtes Zutrauen einflößen muß, wenn man sich erinnert, welche Vorteile einst die Aktieninhaber bei dem *Ilmenauer Bergbau* gleichfalls unter Goethes Direktion genossen, wo noch bis auf den heutigen Tag ein jeder mit sanfter Wehmut in seine *Kuxe* schauen kann."

Der „Freimütige" macht hier wiederholt Anspielungen auf das verunglückte Bergbauunternehmen zu Ilmenau, das Goethe seinerzeit unendlich viel Verdruß bereitet hatte. Nicht nur, daß die Sache jahrelang sehr viel Geld verschlang, die Qualität des endlich gewonnenen Schiefers den gehegten Erwartungen bei weitem nicht entsprach, so machte schließlich — wie Goethe selbst erzählt — „ein bedeutender Stollenbruch" dem ganzen Bergbau „den Garaus", und alle Aufwendungen an Mühe und Geld waren vergeblich gewesen.

Auch die „Zeitung für die elegante Welt" bringt in ihrem 119. Stück „Noch ein Wort über Jena und die Allgemeine Literatur-Zeitung." Die Redaktion bemerkt aber gleich dabei: „Nun endlich das letzte!" und äußert sich in dieser Angelegenheit wirklich nicht wieder:

„.... Was die Allgemeine Literatur-Zeitung betrifft, so wird sie in derselben Form und Einrichtung auch ferner hier herauskommen, nur gereinigt von den Fehlern der Parteilichkeit und des Nepotismus, die der Freimütige zu rügen, selbst ehrlich genug ist. Man darf sich viel von derselben versprechen, da *Goethe* mit dem lebhaftesten Anteile ihr seine vorzüglichste und kräftigste Unterstützung zugesichert hat, und man von ihm, von *Schiller*, *Voß*, wahrscheinlich auch von *Wieland*, *Herder*, *Paulus* und andern der berühmtesten Männer unserer Zeit, im Laufe jedes Monats Rezensionen finden wird. Wo solche Männer an der Spitze stehen, läßt sich auch unter den übrigen Mitarbeitern kein mittelmäßiger vermuten. *Eichstädt*, der bisherige Mitredakteur der Allgemeinen Literatur-Zeitung, dessen Gerechtigkeitsliebe, Strenge und Geradsinn die Wahrheit der literarischen Urteile sanktionieren, hat auch fernerhin die Redaktion übernommen, und mit *Heun* ist der *Bertuch*sche Platz besetzt. Er ist soeben aus Südpreußen hier eingetroffen und hat mit der ihm eigenen Tätigkeit die Präliminarien des Geschäfts bereits eröffnet.

„Das auswärtige Publikum scheint die Unternehmung ungemein zu begünstigen. Mehrere Buchhandlungen, der entehrenden Zurücksetzungen müde, welche sie sich vom bisherigen Directorio gefallen lassen mußten, wenden sich jetzt schon mit neuem Mute an *Eichstadt* und *Heun*, und verschiedene Abonnenten haben sich bereits erklärt, daß sie die *Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung* für die einzig wahre ansehen,

[1] Hat nur von 1799—1802 bestanden.

und die *Hallische* als eine Filialzeitung betrachten mußten."

Hierzu macht die „National-Zeitung der Deutschen" im 28. Stück vom 22. September eine Bemerkung, die auf die pekuniäre Lage der damaligen Gelehrten ein eigenartiges und interessantes Streiflicht wirft:

„Das deutsche Publikum erhält also nunmehr zwei Allgemeine Literaturzeitungen, welches, wegen der dadurch zu befördernden Unparteilichkeit und Gerechtigkeit in der Gelehrten-Republik, wohl recht gut wäre, wenn nur die größte Zahl der deutschen Gelehrten nicht zu arm wäre, beide Blätter zu bezahlen."

Angesichts der vielfach auftauchenden, sich damals wie auch heute bei ähnlichen Gelegenheiten gewöhnlich widersprechenden Versionen, sahen sich die Leiter der nach Halle wandernden Zeitung veranlaßt, das Publikum durch eine Erklärung im „Königlich preußischen Reichsanzeiger" (Nr. 270) und durch Ankündigung in verschiedenen andern öffentlichen Blättern, sowie durch ein vom 23. September datiertes, der „Allgemeinen Literatur-Zeitung" als Beiblatt angefügtes Zirkular nochmals zu benachrichtigen, daß ihre Zeitschrift, die „bloß zufälliger Bequemlichkeit wegen" bisher in Jena gedruckt worden sei, jetzt nach Halle verlegt werde und demzufolge *„nicht in Jena bleiben könne"*. Alle gegenteiligen Nachrichten hätten nur den Zweck, das Publikum durch falsche Vorspiegelungen irrezuführen. Am Schlusse dieses umfangreichen, den Reklame-Anpreisungen der Jetztzeit nicht im Geringsten nachstehenden Beiblattes erklärt die „Societät der Unternehmer der Allgemeinen Literatur-Zeitung" ausdrücklich:

„ . . . Die seit dem Jahre 1785 hier erschienene und mit dem bekannten Beifalle in und außer Deutschland gelesene

Allgemeine Literatur-Zeitung

wird vom Jahre 1804 an, *nicht weiter zu Jena*, sondern *ganz allein zu Halle* fortgesetzt, von Herrn Hofrat *Schütz* und Herrn Professor *Ersch* wie bisher redigiert und von dort aus expediert werden."

Goethes redaktionelle Tätigkeit erforderte jetzt sehr oft und für längere Zeit seine Anwesenheit in Jena. Und weilte er in Weimar, so war fortwährend ein Bote unterwegs, der Eichstädts Berichte und Anfragen zu Goethe bringen mußte, während dieser andrerseits betreffs der Heranziehung bedeutender Rezensenten eifrig mit Eichstädt konferierte und demselben Anweisungen gab, an wen und in welcher Weise die Einladungen geschrieben werden sollten, in den häufigsten Fällen es sogar selbst übernahm, die Betreffenden zur Mitarbeit aufzufordern.

Auch wurde infolge der erneuten Ankündigungen seitens der Gegenpartei gleichfalls eine Benachrichtigung an das Publikum notwendig, in der man den Fortbestand der „Allgemeinen Literatur-Zeitung" zu Jena offiziell anzeigte. Eichstadt sandte das Konzept für dieses Zirkular sofort, nachdem er es aufgesetzt hatte, an Goethe, und dieser bezeichnete dasselbe als „im Ganzen sehr gut und zweckmäßig", veränderte jedoch darin eine kleine Stelle, „damit eines unwürdigen Blattes auch nicht von ferne gedacht werde". Diese von Eichstadt verfaßte und von Goethe korrigierte Ankündigung wanderte, datiert vom 30. September, im Laufe des Oktober in die Welt.

Allgemach hatten sich im Publikum Zweifel darüber erhoben, ob Goethe das neue Unternehmen, das er ins Leben rief, auch fernerhin so ernstlich weiterführen würde. Die Skeptiker mutmaßten nicht nur ein Erlahmen im Eifer Goethes, sondern wollten auch an die Beteiligung der als Mitarbeiter angeführten Geistesgrößen nicht recht glauben. Nicht nur allein die Zeitschriften begegneten der neuen „Allgemeinen Literatur-Zeitung" mit Mißtrauen, auch in den Reihen von Goethes Freunden und in den Kreisen hervorragender Literaten wurden Bedenken und absprechende Urteile laut. Insbesondre *Wieland* sprach sich in einem Briefe an Johannes von Müller in sehr abfälliger Weise über das „mit unbegreiflicher Übereilung angefangene und mit beispielloser Unklugheit ausgeführte" Unternehmen aus. Auch *Körner* hatte darüber die verschiedensten Urteile vernommen und wandte sich mit einer Anfrage deshalb direkt an Schiller.

„ . . . In den Zeitungen lese ich," schreibt er aus Dresden unterm 25. September, „daß du und Goethe an die Spitze der jenaischen Literaturzeitung treten werdet. Da du mir nichts davon schreibst, so kann ich es von dir nicht glauben. Wahrscheinlich hast du dich etwa dazu verstanden, manchmal eine Rezension zu liefern, und man nennt dich, um

sich gegen das Unternehmen in Halle zu schutzen. Daß Goethe sich dafür interessiert, das Werk nicht eingehen zu lassen, ist begreiflich. Nur wird er auch für ein solches Institut sich nicht lange erwärmen können, sondern allenfalls nur einige Beiträge liefern."

Wie *Schiller* selbst über die ganze Sache dachte, und wodurch seine Lauheit und endliche Fahnenflucht erklärt wird, geht deutlich aus seiner Antwort an Korner hervor:

„Weimar, 10. Oktober 1803.

„. . Ich war einige Tage in Jena, wo es jetzt nicht erfreulich aussieht, weil Loder, Paulus und Schutz mit ihrem ganzen Gefolg wegziehen und noch kein Ersatz dafür da ist. An der neuen Literaturzeitung in Jena habe ich nur dem Namen nach Teil, mit der Direktion befasse ich mich nicht und mitrezensieren werde ich auch wenig. Die ganze Sache ist unverständig angefangen und es kann nichts dabei herauskommen."

Und gerade auf eine tatkräftige Unterstützung von seiten Schillers hatte Goethe so fest gerechnet! —

Diejenige Zeitschrift, die sich über diese Spaltung in Jena am wenigsten beruhigen konnte und immer ab und zu Artikel mit boshaften Nebenbemerkungen erscheinen ließ, war der „Freimütige". So machte er in Nr. 169 sogar einen Abstecher in das Gebiet der „weissagenden Astrologie" und brachte die Allgemeine Literatur-Zeitung mit den neuesten Vorgängen am Sternenhimmel in Verbindung:

„Kaum weiß man, daß ein Planet unseres Sonnensystems geplatzt ist, und sich seine beiden Hälften, die Pallas und die Ceres, fast auf einer Bahn bewegen, siehe so platzt unsre deutsche Pallas, die Jenaische Literatur-Zeitung, auch in zwei Hälften, und beide rollen auf einer Bahn hin. Welche von beiden die Pallas, das heißt, die *wissenschaftliche* — und welche die Ceres, oder die bloße *Brot*spekulation ist, wollen wir nicht untersuchen: aber bei diesem wunderbaren Ereignis wird es notwendig, seine Folgen sehr genau zu beobachten. Es ist fast unausbleiblich, daß das Rivalisieren der beiden Literatur-Zeitungen neue Parteiwut, neue Streitigkeiten, neue Verwirrungen in der Literatur zur Folge haben wird. Nur dadurch kann seinen nachteiligen Wirkungen zum Teil vorgebeugt werden, daß eine dritte Zeitung beide genau beobachtet und, strenge neutral — *beide auslacht*, sobald ihnen eine Lächerlichkeit entwischt; — mit andern Worten, daß sie die wichtigsten Rezensionen derselben *rezensiert*. Keinem Blatte geziemt dieses Geschäft so sehr, als dem *Freimütigen*, wenn dieser anders seinem Namen wirklich entsprechen will."

Also der „Freimütige" erachtet es als seine Pflicht, über die beiden streitenden Parteien die Oberaufsicht zu führen! — Er weiß überdies in Nr. 172 vom 28. Oktober auch viele interessante Neuigkeiten zu erzählen.

Er muß zwar zugeben, daß der in einem früheren Artikel gebrauchte Ausdruck: „des Landes verwiesen", zu scharf gewesen ist, denn die „Allgemeine Literatur-Zeitung" *müsse* nicht, sondern *wolle* von Neujahr 1804 in Jena aufhören. Mit der Gründung der neuen Literaturzeitung in Jena befasse sich auch nicht eine ganze Sozietät — noch weniger hätte der Herzog Geld dazu gegeben — sondern alleiniger Unternehmer wäre ein „gewisser" Kommissionsrat Heun; und lediglich dieser hätte den Hofrat Eichstädt als Redakteur engagiert. Ferner wäre es grundfalsch, daß *Goethe* und *Schiller* an der Spitze ständen, wie es denn überhaupt eine „Rodomontade" wäre, daß die *„ersten Köpfe Deutschlands"* an der neuen gelehrten Zeitung Anteil nähmen, an die nur die *„ersten Tröpfe Deutschlands"* im Ernste glauben könnten. In diesem Tone geht es weiter.

Im feindlichen Lager hatte man erfahren, daß das die Ankündigung der Gegenpartei enthaltende Zirkular, ähnlich ihrem eigenen vom 23. September, der „Allgemeinen Literatur-Zeitung" als Beiblatt angefügt war. Die Entrüstung über diesen Trick der Gegner war so groß, daß man glaubte, den Lesern der „Allgemeinen Literatur-Zeitung" den Sachverhalt sofort in grellstem Lichte darstellen zu müssen.

„In unserer, unterm 23. September d. J. an das Publikum gerichteten Erklärung über die falschen Gerüchte, welche man bei Gelegenheit der Verlegung der Allgemeinen Literatur-Zeitung nach Halle verbreitet hatte," heißt es im Intelligenzblatt zu Nr. 208 vom 5. November, „setzten wir voraus: es würden die Unternehmer eines neuen Instituts keine so kleinliche Meinung von ihm hegen, daß sie es unter unsrer längst bekannten Firma in die Welt einzuführen für

nötig erachten und einen Teil des Publikums durch den völlig gleichen oder wenigstens sehr ähnlichen Titel in Verwirrung setzen sollten. Wir sehen aber, daß wir uns geirrt haben. Die Unternehmer einer neuen gelehrten Zeitung, die in Jena vom Herrn Hofrat Eichstädt redigiert, mit Anfangs künftigen Jahres erscheinen soll, haben wirklich eine Menge Avertissements und Zirkularschreiben ergehen lassen, in denen sie gerade die Unterschrift: ‚Sozietät der Unternehmer der Allgemeinen Literatur-Zeitung zu Jena' gebraucht, auch für ihr neues Journal gerade unsern Titel gewählt haben. Hieraus sind schon eine Menge Verwirrungen auf den Postämtern entstanden. Soeben aber erhalten wir von drei Orten, die auf ganz verschiedenen Postrouten liegen, die Nachricht, daß in eine Sendung unsrer Blätter eine Ankündigung — welche auch einer unsrer Korrespondenten uns im Original mitgeteilt hat, — eingelegt gewesen sei, worin gesagt wird, die Jenaer Allgemeine Literatur-Zeitung werde vom Jahre 1804 an unter Redaktion des Herrn Hofrat Eichstädt hier erscheinen, äußere Form und Einrichtung bliebe im Ganzen wie bisher usw. Und dieses ganze Avertissement war unterzeichnet: *Die Unternehmer der Allgemeinen Literatur-Zeitung zu Jena*. Nach unsrer obgedachten Erklärung an das Publikum mußte eine solche Erscheinung jedem, der, wie natürlich, voraussetzte, es sei diese Versendung jener Ankündigung in unsern Blättern nicht ohne unser Vorwissen geschehen, äußerst auffallend sein, und konnte kaum etwas andres bezwecken, als das Publikum aufs neue zu verwirren. Um diese Absicht zu vereiteln, sind wir genötigt, öffentlich bekannt zu machen, daß besagter Passagier hinter unserm Rücken blind mitgefahren sei. Schade um das Trinkgeld, das dieser Schlich etwa mag gekostet haben. Denn das Publikum unsrer Leser ist, wie wir zu unserm großen Vergnügen erfahren, in seinem Urteil über die Wahl dieses Mittels, sich bei ihnen zu introduzieren, völlig einverstanden.

„Sozietät der Unternehmer der Allgemeinen Literatur-Zeitung, bisher zu Jena, künftig zu Halle." —

Daß die oben erwähnte Ankündigung der neuen Zeitung mit Vorwissen und Einverständnis der Unternehmer mit dem gegnerischen Blatte beim Publikum „eingeschmuggelt" worden wäre, ist wohl kaum anzunehmen. Eine derartige Handlungsweise hätte vollständig der vornehmen Denkungsart Goethes widersprochen, der sonderlich in dieser Angelegenheit, obwohl sehr energisch, dennoch in jeder Beziehung mit großem Feingefühl verfuhr. Die Idee, daß gerade die feindliche Partei die Ankündigung des Konkurrenzunternehmens selbst verbreiten half, entbehrt ja nicht des Humors, dürfte aber doch nur einigen spekulativen Buchhändlerköpfen entsprungen sein. Trotzdem machte obiger Artikel eine Gegenerklärung von seiten der Jenaischen Unternehmung nötig, um etwa entstandene Mißverständnisse zu beseitigen.

Die Leute, die Goethes fernere Ausdauer in einer Sache, die den Beteiligten solche Widerwärtigkeiten bereitete, ernstlich bezweifelten, mehrten sich ohnehin. Nicht nur im Kreise der Leser machte sich diese Meinung geltend, auch die Buchhändler verhehlten ihre Bedenken nicht.

Dieses immer lauter geäußerte Mißtrauen bewog den mit der Leitung des geschäftlichen Teils betrauten Kommissionsrat Heun,[1] in einem Briefe an den Leipziger Verlagsbuchhändler G. J. Göschen die Versicherung zu geben, daß alle derartigen Zweifel jeder Begründung entbehrten. Gleichzeitig gibt dieser vertrauliche Brief eines Eingeweihten an seinen Freund und Schwager ein wahrhaftes Bild von der ganzen Sachlage und bezeugt das streng rechtliche Vorgehen Goethes. Er lautet:

„Jena 7. Nov. 1803.

„. . . Du irrst Dich in Goethe, wenn Du meinst, daß er jetzt schon die A. L. Z. gehen lasse. Er schreibt an die ersten Gelehrten Deutschlands eigenhändig und fordert sie zum Beitritt auf, er hat bereits zwei Meisterwerke von Rezensionen geliefert, er hat uns namhafte Vorteile zugewiesen und er bleibt mit einer seltenen Bescheidenheit, die ihm das große Publikum ganz absprechen will, von allen Eingriffen in die Leitung des Geistes und des Geschäfts der Anstalt entfernt.

„Deinen Rat, meisterhafte Rezensionen wenigstens im ersten Vierteljahr zu liefern, werden wir auch die ganze Folgezeit befolgen können,

[1] Carl Gottlieb Samuel Heun, unter dem Pseudonym H. Clauren als Schriftsteller bekannt und gern gelesen, aber wegen seiner übertrieben süßlichen, stark erotischen Ausdruckweise vielfach angegriffen.

da unserm Institute die gewiegtesten Männer jedes Fachs beigetreten sind. Wir zählen jetzt 223 Rezensenten, und dürfte ich sie Dir nennen, ich glaube, Du solltest nicht gegen 20 eine gegründete Ausstellung machen können, wenigstens nicht gegen ihre Fähigkeit.

„*Alle* Bücher bald anzuzeigen, ist unmöglich, aber sie ganz unparteiisch anzuzeigen — das ist nicht unmöglich, wenigstens ist es uns möglicher, weil wir keine Präsente annehmen.

„Was Du über das Wort Fortsetzung sprichst, verzeihe ich Dir, da Du von Deinem Freunde induziert warst; Du wirst jetzt durch unsre Gegenerklärung eines Bessern belehrt sein. Hättest Du unsre Ankündigung mit Aufmerksamkeit gelesen, so würdest Du Dich jenes Vorwurfs überhoben haben können. Kein Mensch als Schütz und Bertuch und ihre Freunde haben unsre Ankündigung mißverstanden, weil sie niemand hat mißverstehen wollen.

„Deine Bemerkung über die Veränderlichkeit und den Eigennutz der Gelehrten beherzige ich ganz: indessen, wenn die Herren Herausgeber der Hallischen A. L. Z. mehr Honorar bewilligen, so geben wir es auch, ohne daß *mein* oder *Eichstädts* Interesse darunter leidet. Wir haben dazu einen Auxiliar- oder Subsidienfonds, vermittelst dessen wir *diesen* Balancierbalken immer wagerecht halten können.

„Ob nun künftig zu Halle oder Jena die *eigentliche* und *wahre* Allgemeine Literatur-Zeitung herauskommen wird, muß das Publikum allein aussprechen. Beide Teile werden nach diesem Ausspruche ringen, und das Publikum wird — vielleicht allein — bei dem Wettkampfe gewinnen.

„Auch ich hätte diesen Brief ungeschrieben gelassen, weil ich wahrhaftig recht viel zu tun habe: allein kein Geschäft war mir wichtiger, als Dir eine richtige Ansicht unsrer Handlungsweise zu geben, um unsre Maßregel, die jene Herren *unschicklich* nennen, mit Klarheit beleuchten zu können.

„Aber Du mußt Dir auch nicht die Binde der ältern Freundschaft *über* die Augen ziehen lassen, du mußt Dich nicht von Vorurteilen *gegen* uns gefangen nehmen lassen, Du mußt uns gerecht sein." . . . .

Auch Goethes „Tag- und Jahreshefte" erwähnen von jetzt ab öfters die Allgemeine Literatur-Zeitung, „die nun in ihrem ganzen Gewichte gesichert ist", und diese Aufzeichnungen geben uns wohl den besten Aufschluß über seine rastlose Mühewaltung.

Ein besonders unangenehmes Hindernis drohte sich dem neuen Unternehmen entgegen zu stellen, indem die Jenaische Literaturzeitung in *Preußen* verboten werden sollte, wahrscheinlich, um der zu Halle erscheinenden Zeitschrift eine unbequeme Konkurrenz aus dem Wege zu räumen; und es kostete viele Mühe, und manch einflußreiche Persönlichkeit mußte sich ins Mittel legen, um diese Gefahr abzuwenden.

Zu Ende des Jahres 1803 kam Frau von Staël nach Weimar, um dort für längere Zeit Aufenthalt zu nehmen und mit den berühmten Geistesheroen daselbst in Verbindung zu treten. Gelegentlich ihrer Anwesenheit sagt Goethe:

„Wie unbequem aber mir so ein bedeutender Besuch gerade zu der Zeit sein mußte, wird derjenige mitempfinden, der die Wichtigkeit des Geschäfts bedenkt, das mich damals in Jena festhielt. Der weltberühmten *Allgemeinen Literaturzeitung* mit Aufkündigung des Dienstes zuvorzukommen, und indem sie sich an einen andern Ort bewegte, sie an derselben Stelle fortsetzen zu wollen, war ein kühnes Unternehmen. Man bedenkt nicht immer, daß ein kühn Unternommenes in der Ausführung gleichfalls Kühnheit erfordert, weil bei dem Ungemeinen durch gemeine Mittel nicht wohl auszulangen sein möchte. Mehr als *ein* Verständiger, Einsichtiger gab mir das Erstaunen zu erkennen, wie man sich in ein solch unmögliches Unternehmen habe einlassen dürfen. Freilich aber war die Sache dadurch möglich geworden, daß ein Mann von dem Verdienste des Herrn Hofrat Eichstädt sich zu Fortsetzung des Geschäfts entschloß, an dem er bisher so bedeutenden Teil genommen hatte.

„Die Weimarischen Kunstfreunde hielten es nunmehr für Pflicht, das, was an ihrem Einfluß gewichtig sein konnte, auch auf die Schale zu legen. Preisaufgaben für bildende Künstler, Rezensionen der eingesendeten Blätter, Preiserteilung, sonstig verwandte Ausführungen, Ausschreiben einer neuen Preisaufgabe: dieser Komplex von in einander greifenden Operationen, welcher bisher den *Propyläen* angehört hatte, sollte nunmehr der allgemeinen Literaturzeitung zuteil werden. Das Programm hierzu beschäftigte mich in meiner diesmaligen Absonderung."

Nur dem energischen, tatkräftigen Eingreifen Goethes war es zu danken, daß das geplante Werk wirklich an dem hierzu festgesetzten Termine erstand, und daß weder Reklame, noch sich der Ausführung entgegenstellende Schwierigkeiten, noch Parteiwut und Mißgunst dessen weiteren Fortgang zu hemmen vermochten. Das, was zuerst allen unmöglich erschien, war möglich geworden: beide Zeitungen bestanden neben einander; die alte „Allgemeine Literatur-Zeitung" nach ihrer Verlegung nach Halle bis zum Jahre 1849, und die neue, an ihrer statt in Jena erstandene, bis zum Jahre 1848.

Der gute Erfolg so vieler Mühe erfüllte Goethe aber auch mit wirklicher Befriedigung; denn er gesteht selber ein:

„Wer Gelegenheit hat den ersten Jahrgang der *Neuen* oder *Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung* anzusehen, der wird gern bekennen, daß es keine geringe Arbeit gewesen."

Und am 7. Januar 1804 schreibt er an Eichstädt: „. . Bleiben Sie überzeugt, daß ich gewiß bei einer Anstalt festhalte, welcher Sie mit soviel Festigkeit und Gewandheit vorstehen. Ich habe noch gar manches im Sinne, das ich nach und nach, wie das Geschäft weiter rückt, entwickeln werde."

Und wenn Eichstädt mitunter — besonders zu Anfang — mutlos werden wollte und sich darüber beklagte, daß, trotzdem die neue Zeitung „gehaltvoller" wäre als die Hallische, das Publikum aber dennoch die letztere lieber kaufte, während die Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung nur „mäßigen Absatz" fände, wußte ihn Goethe in der liebenswürdigsten Weise zu trösten:

„Wird schon kommen. Lassen Sie uns nur wie bisher fortfahren. Die Zeitung wirkt nach allen Seiten vorteilhaft. Nach dem ersten Vierteljahr können wir schon weitere Überlegungen anstellen."

Wie zuverlässig sich Goethes weitschauender Blick in dieser Sache erwies, wird durch einen Brief Heuns bestätigt, den dieser im März 1804 von Petersburg aus an seinen Schwager Göschen schrieb:

„. . Unsre Allgemeine Literatur-Zeitung gefällt hier mehr als die Hallische, wenigstens ist dies das allgemeine Urteil der ersten Literatur-Freunde hier. Es soll mich freuen, wenn das ganze Publikum dem hiesigen gleichfühlt."

Es verdient hier noch hervorgehoben zu werden, von welch feinem Taktgefühl Goethe bei seiner redaktionellen Tätigkeit geleitet wurde, und wie er bei Aufnahme von Rezensionen über Werke, deren Verfasser der Gegenpartei angehörten, vorsichtig verfuhr und alles vermied, was „einer Animosität ähnlich" hätte sehen können. Als es sich um eine Rezension von Schlegel über die Schützsche Ausgabe der Tragödien des Äschylos handelte, schrieb er an Eichstädt am 29. Januar 1804:

„. . . Sollte man den direkten und harten Angriff auf Hofrat Schütz nicht mäßigen und in eine ruhig stilisierte Kritik verwandeln können?

„Daß die beiden A. L. Z. früher oder später aneinander geraten werden, läßt sich voraussehen; ebenso gewiß ist, daß diejenige, die den angreifenden Teil spielt, sie mag in der Sache Recht haben oder nicht, vor dem lieben deutschen Publico Unrecht behalten und der andern dadurch gut Spiel machen wird."

Andrerseits war er darauf bedacht, daß Rezensionen, die ein begeistertes Lob seiner eigenen Dichtungen enthielten, entweder ganz abgelehnt oder zum mindesten abgeändert wurden. „Man könnte uns doch verdenken, wenn wir etwas, das dergestalt uns selbst zum Lobe gereicht, abdrucken ließen."

Eine fortgesetzte Enttäuschung bereitete ihm Schiller dadurch, daß er sich durchaus nicht zu einem Beitrag für die „Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung" entschließen wollte. Eichstädt wurde darüber recht ungeduldig und bat Goethe wiederholt, „das Interesse des Herrn Hofrat von Schiller ein wenig zu beleben." Und Goethe schrieb auch an diesen Mitte Januar:

„. . . Ihr Beifall, den Sie den ersten Zeitungsblättern geben, hat mich sehr beruhigt. Fast alles ist bei einem solchen Institut zufällig und doch muß es wie ein Überlegtes werden und aussehen. Die Sache ist indessen auf gutem Wege, und wenn Sie einigen Anteil daran nehmen wollten, so würden Sie solche sehr fördern; es brauchten vorerst keine vorsätzliche lange Rezensionen ex professo zu sein, sondern von Zeit zu Zeit eine geistreiche Mitteilung, bei Gelegenheit eines Buchs, das man ohnehin liest. Auch verdiene ich wohl, daß man mich ein wenig verstärkt, denn ich habe die vergangenen vier Monate mehr als billig an diesem Alp geschleppt und geschoben. . . . ."

Aber Schiller verharrte trotz aller an ihn ergangenen Aufforderungen in hartnäckiger Untätigkeit. Bei der sonstigen geistigen Harmonie zwischen den beiden Dichtern ist diese ablehnende Haltung Schillers doppelt befremdend, und man kann schwer begreifen, warum dieser seine Weigerung, für das neue Blatt literarisch tätig zu sein, nicht gleich offen ausgesprochen hat.

Trotzdem wurde Goethes Vertrauen zu Schiller nicht erschüttert. Im Gegenteil, ihn erfreute jedes, auch noch so geringe Zeichen von Interesse, und er nahm jede Gelegenheit wahr, um Eichstädt zu versichern:

„Ich verzweifle nicht an einem bedeutenden Beitrag, da seine Gesinnungen für uns die besten sind . . .“

Der Kampf der beiden Literaturzeitungen spann sich noch viele Jahre fort, wenn auch nicht mehr in so heftiger Form, denn es ist selbstverständlich, daß mit der Ausgabe der ersten Nummern die Schwierigkeiten noch lange nicht überwunden waren. Aber Goethe hielt sein Wort und widmete dem jungen Unternehmen eine unermüdliche Fürsorge. „An der Leitung des Geschäfts nahm ich fortwährend lebhaften Anteil“, sind seine eigenen Worte. Und blättert man die ersten Jahrgänge der „*Jenaischen* Allgemeinen Literatur-Zeitung“ durch, so kann man ersehen, daß Goethe nicht nur bemüht war, wertvolle und gediegene Arbeiten für dieses Blatt zu gewinnen, sondern daß er auch, besonders in der ersten Zeit, zahlreiche Artikel selbst lieferte. Diese letztere Tätigkeit schränkte er erst nach mehreren Jahren ein, als er die Überzeugung erlangt hatte, daß das von ihm begonnene Werk so weit gefestigt war, um auf eigenen Füßen stehen zu können.

Zum Schlusse möge hier noch eine Stelle aus den „Tag- und Jahresheften“ angeführt werden, die den Erfolg der rastlosen, unverdrossenen Arbeit Goethes in vollem Umfange bestätigt:

„ . . . wir hatten kaum die Möglichkeit in der Ferne zu sehen geglaubt, doch rechtfertigte der Erfolg den wackern Entschluß. Die *neue Allgemeine Literatur-Zeitung* bewegte sich mit jedem Monat lebendiger vorwärts, nicht ohne Anfechtungen, doch ohne eigentliches Hindernis. — Der Irrtum jenseits bestand darin: man hatte nicht bedacht, daß man von einem militärisch günstigen Posten wohl eine Batterie wegführen und an einen andern bedeutenden versetzen kann, daß aber dadurch der Widersacher nicht verhindert wird, an der verlassenen Stelle sein Geschütz aufzufahren, um für sich gleiche Vorteile daraus zu gewinnen.“



Bücherfunde.

Von

Professor Paul Müller in Groß-Lichterfelde bei Berlin.

Seit Jahren sammle ich Bücher *mit handschriftlichen Eintragungen der Verfasser oder berühmter Besitzer.* Zwar reicht meine Sammlung an die Josef Sattlers nicht heran, die gegen zweihundert Stücke von Luther und Galilei bis auf Nietzsche herab enthält, und die ich nie ohne schmerzliche Wonne betrachtet habe; immerhin besitze ich etwa sechzig solcher Bücher, darunter Namen wie Goethe, Charlotte von Stein, Heinrich von Kleist, Zacharias Werner, Chamisso, Grabbe, Freiligrath, Mörike, Fontane, G. Keller, C. F. Meyer, Franz Schubert, Robert Schumann, Meyerbeer, Richard Wagner, Hugo Wolf, Victor Hugo, Maupassant, Verlaine, Turgenjew, Carducci u. a.

Einiges davon, das bei Bücherfreunden vielleicht Interesse erweckt, teile ich im folgenden mit.

Geschichte des Fräuleins von Sternheim. Herausgegeben von *C. M. Wieland.* Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich 1771. (Zwei Theile.)

Verfasserin ist *Sophie von La Roche*, die Freundin Wielands, Mutter der Maximiliane, verehelichten Brentano, und durch diese Großmutter von Clemens und Bettina Brentano.

Widmung der Sophie von La Roche an den Maler May
in einem Exemplar des „Fräulein von Sternheim" 1771.

Auf der Rückseite des Titels des ersten Bandes steht folgende Widmung:

> May! du mahltest, Falt u. Büge
> meines welkenden Gesichts
> Sieh hier meiner Seelen Züge,
> Diese ändert nichts —
> Sophie de la Roche.
> Frankfort bey meinen Kindern Brentano
> d — 5 — Nobr. — 1776 —

May ist der Maler, der im Jahr 1779 das bekannte Porträt von Goethe gemalt hat (vgl. Wagner, Briefe an Merck I, 169). Über das Bild habe ich nichts Näheres erfahren können.

Ein brauner Kalblederband: *Fabeln von Gleim*. Original-Ausgabe. Berlin, bey Friedrich Maurer: 1786. Auf der Vorderseite des Deckels aufgedruckt der Name

Gottfried
Herder.

Eingebunden ein Blatt, das mit zitternder, aber gleichmäßiger Hand beschrieben, folgende Widmung enthält:

„Dieses Büchlein erhielt ich 1809 an meinem Geburtstage von der Wittwe des herzoglichen Leibmedikus Dr. med. Gottfried Herder, dem es der Autor Gleim einst gewidmet. (cf. Seite 255: dem Knaben Gottfried Herder) — Bis in mein 93[tes] Lebensjahr habe ich nun dies Büchelchen hoch und werth gehalten, wünsche aber nicht, daß es nach meinem Tode entweihet werde, hege aber die Überzeugung, daß ich es keinen beßeren sicheren Händen anvertrauen kann, als denen meines hochgeschätzten und geliebten Freundes, des Dr. jur. Robert Keil, den ich hiermit freundlich ersuche, daßelbe als ein Weihnachts-Liebeszeichen anzunehmen von

Berlin 24. XII. 87. Dr. H. Netto
geb. in Oberweimar
am 6. Nov. 1795."

Das nächste Blatt enthält die unten im Faksimile wiedergegebene Widmung Gleims an den jungen Herder:

> Noth lehrt beten, Arbeit lehrt,
> Wie man gegen Noth sich wehrt.
> Zum Andenken
> von Gleim
> den 28[t] Jan. 1787.
>
> Auf dem Wege zu der Tugend
> *Muß* die Jugend
> Alle Tage weiter gehn!
> *Muß*, mit ihrem besten Fleiße,
> *Muß* nicht stille stehn!
> Vorwärts! Vorwärts! sagt der Preuße!

Das von Netto erwähnte Gedicht lautet: (S. 255)

> An den Knaben Gottfried Herder.
> 1783.
>
> Ein Knabe, dem gelocktes Haar
> Bis auf die Schulter hing, und der in meinen Augen
> Schön, wie die schönste Blume, war
> Aus welcher Bienen Honig saugen,

Widmung Gleims an den jungen Herder
in einem Exemplar von Gleims Fabeln 1786.

Ging munter auf das Feld. Man sah den Amor gehn,
Und still an einem Wasser stehn,
Und in dem Wasser sich besehn.
Ei! sprach er mit sich selbst, seht doch, ich bin so schön!
Indeß das Wasser langsam lief;
Und plötzlich rauschte Schilf, und aus dem Schilfe rief
Mit raschem Frage-Ton, wie einer, dessen Blut
In Wallung ist, und der in edlem Grimme
Des Herzens schilt, und Gutes thut,
Ein Stimmchen, Silber-fein, wie eines Kindes Stimme:
Bist, Knabe! du auch gut?

Widmungsexemplare Gleimscher Dichtungen sind bekanntlich keine Seltenheit. Das Stück hat aber seinen besonderen Reiz, nicht nur durch die poetische Form der Widmung, sondern auch durch die Persönlichkeit des Empfängers, Herders ältesten Sohn Gottfried.

Und dann die rührende Pietät, mit der der spätere Besitzer das Buch bis in sein höchstes Alter hegt, um es schließlich in die Hände des bekannten Goetheforschers Keil zu legen! Aus dessen Nachlaß ist es in den Besitz des Antiquars Eckard Mueller in Halle gekommen, von dem ich es vor einigen Jahren erworben habe.

An Mamsell Jos. Müller.

Wie du mich heute sahst, wirst du mich immer sehen,
Führt mich dereinst das Glück nach Wien zurück.
Das heißt: ich werde mit gerührtem Blick
Beym Klange deiner Saiten stehen,
Und — doch ich habe nur noch einen Augenblick,
Und muß von hier — so gern ich bliebe — gehen.
Eins aber laß ich dir zurück:
Ein Herz, das oft für dich wird Glück vom Himmel flehen.

Wien (d. 1.) Jul. 1785. Goekingk.

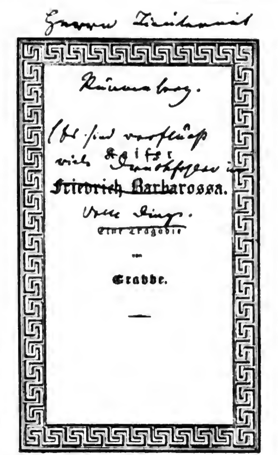
In einem Exemplar der dreibändigen Ausgabe (Auf Kosten des Verfassers, gedruckt bey Joh. Gottl. Imman. Breitkopf in Leipzig 1780).

Widmung Heinrich Heines an seine Kusine Amalie Heine in einem Exemplar von Müllners „Schuld".

Widmung Goekingks an Fräulein Josefine Müller in einem Exemplar seiner Gedichte 1780.

Widmungen *Heinrichs von Kleist* gehören zu den größten Seltenheiten. Das vorliegende Exemplar der *Penthesilea* ist aber darum noch von besonderem Interesse, weil es nicht die Cottasche Verlagsfirma aufweist. Kleist hatte angefangen, die „Penthesilea" auf eigene Kosten drucken zu lassen, verkaufte dann aber das Verlagsrecht an Cotta, der sämtliche Exemplare mit einem neuen Titelblatt versah, das ihn als Verleger nannte. Das vorliegende Exemplar hat Kleist augenscheinlich zurückbehalten, und so ist die fehlende Verlagsfirma zugleich ein wichtiger Beweis für die Echtheit des Autographs. Weder Goedeke noch einer der Herausgeber von Kleists Werken scheint ein Exemplar ohne Cottas Verlagsfirma gesehen zu haben.[1]

[1] Dieses Exemplar kam im März d. J. bei Boerner in Leipzig zur Versteigerung. Der Auktionskatalog bemerkt dazu: Widmungsexemplar auf starkem Papier an Kleists Freund und Mitarbeiter des „Phoebus" Karl Friedrich Gottlob Wetzel. Die Widmung lautet *H. Doctor Wetz* (die übrigen Buchstaben fielen dem Messer des Buchbinders zum Opfer) von H. v. Kleist. Obgleich der Name nicht ganz ausgeschrieben ist, so besteht keinerlei Zweifel, daß Wetzel der Empfänger der „Penthesilea" war, denn von sämtlichen uns zugänglichen Werken über Kleist führt keiner einen Namen auf, dessen erste vier Buchstaben, die klar und deutlich zu lesen sind, in Übereinstimmung zu bringen wären. Hingegen weist alles direkt auf Wetzel hin. Wetzels erster Beitrag zum „Phoebus" befindet sich im 5. Stück, das im Mai 1808 erschien; von da an beteiligte er sich lebhaft und ist bis


Friedrich Barbarossa.

Eine Tragödie

von

Grabbe.

Aufschrift Grabbes auf einem Exemplar seines „Barbarossa".

Bekanntlich wimmelt diese erste Ausgabe von Druckfehlern; einen von ihnen hat Kleist eigenhändig verbessert:

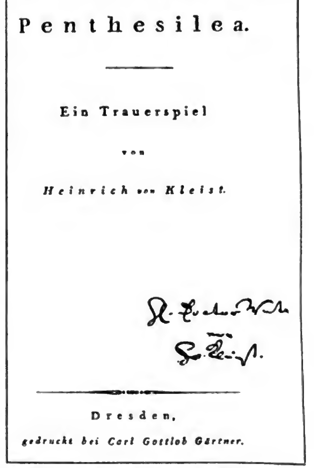
> Nun denn, so sei mir, frischer Lebens*reiz*,
> Du junger, rosenwang'ger Gott, gegrüßt!

Der Druck hat das sinnlose „Lebens*zeit*".

Vor mir liegt ein Exemplar der *Friedrich August Wolfschen Ausgabe* der *Ilias* vom Jahre 1794 (Buchhandlung des Waisenhauses zu Halle). Auf dem Titelblatt steht mit Tinte geschrieben: τ. τ. π. α. Adelbert v. Chamisso.

Die griechischen Buchstaben sind das abgekürzte Symbol Chamissos und seiner Freunde: τὸ τοῦ πόλου ἄστρον, das sich unter einer großen Anzahl seiner Briefe neben der Namensunterschrift findet.

Dies Exemplar ist nun von Anfang bis zu Ende von Chamisso durchpräpariert. Zu Anfang finden sich verhältnismäßig wenige Notizen; es scheint, als habe Chamisso das Exemplar schonen wollen; vermutlich hat er ein Präparationsheft benutzt; vom zweiten Buch an aber sind die Seiten über und über mit Bleistiftnotizen von seiner Hand bedeckt. Die erste Zeitangabe der Lektüre findet sich am Ende des 2ten Buches: „d. 17. Januar". Ich füge hinzu: 1805. Das 24te Buch ist beendet am „23. juin". Der Anfang der Lektüre fällt in den Dezember 1804[1], und so ergibt sich, daß Chamisso die Ilias in der Zeit von rund einem halben Jahr durchgearbeitet hat, eine Leistung, die Achtung abnötigt, wenn man bedenkt, daß Chamissos Kenntnisse des homerischen Dialekts bei beginnender Lektüre durchaus die eines Anfängers waren. Denn wenn jemand über die Form ἐπιστάμενοι ein αι schreibt, um das Präsens ἐπίσταμαι zu bezeichnen, und daneben


Penthesilea.

Ein Trauerspiel

von

Heinrich von Kleist.

Dresden,

gedruckt bei Carl Gottlob Gärtner.

Titelblatt des ersten Drucks der „Penthesilea" mit einer Widmung Kleists.

zum Ende mit 14 Beiträgen vertreten. Da gerade in diese Zeit das Erscheinen der Penthesilea fällt, so ist es einleuchtend, daß Kleist ihm das Exemplar dedizierte. D. R.

[1] Vgl. den griechischen Brief an de la Foye bei Hitzig V², 47, der in einem humoristischen Mischmasch von attischer Prosa und homerischem Dialekt geschrieben ist.

„ich weiß, verstehe“, so genügt dies eine Beispiel, um zu zeigen, auf welcher Stufe in der Kenntnis des Griechischen Chamisso damals stand. Umsomehr ist die Energie anzuerkennen, mit der er sich durch die 16000 Verse der Ilias in so kurzer Zeit durchgearbeitet hat.

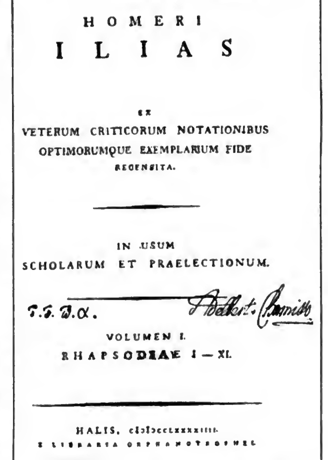
Am Ende des 4ten Buches findet sich die Bemerkung: „den 31. Januar 1805, an meinem 24. Geburtstag“. Der 31. Januar gilt als Chamissos Tauf-, nicht Geburtstag. Hitzig in seiner Biographie (S. 3) gibt an, er sei in der letzten Woche des Januar geboren und am 31. Januar getauft worden. Die Folgerung, daß Chamisso an demselben Tage geboren und getauft sei, scheint mir nicht zwingend.

Nach dem 15ten Buch tritt eine längere Pause ein; dies trägt am Ende das Datum: „den 9ten Aprill“, das 16te das des „6. Juni“. Der Rest von 8 Büchern ist dann in den 17 Tagen bis zum 23. Juni erledigt worden, ein Beweis, wie Chamisso sich in den Homer hineingelesen hatte.

Chamissos Bemerkungen sind durchaus die eines Schülers: Wortübersetzungen, meist in deutscher, selten in französischer Sprache, Ableitungen von Verbalformen und Übertragungen einzelner Formen in den attischen Dialekt. Zu Anfang des 10ten Buches die Zeichnung eines φάλος, eines Helmbügels, und auf der Innenseite des vorderen Deckels eine Herme mit bärtigem Kopf (beides mit Bleistift).

In Chamissos Briefen werden die griechischen Studien oft berührt; zuerst in einem Brief an de la Foye vom 20. September 1804, in dem er die Absicht ausspricht, im kommenden Winter Griechisch und Latein zu studieren, vielleicht auch zu schreiben. Ende 1804 hat er den ersten Gesang der Ilias gelesen, ist beim zweiten und nimmt sich für den Sommer Xenophon, Anakreon und etwa (που) die Tragiker vor; der nächste Winter ist für das lateinische bestimmt. Daß er selbst von dieser seiner Tätigkeit nicht gering dachte, zeigen folgende Verse aus einem Briefe an Varnhagen:

Auch müss'gen Fluges nicht entflohen mir
Die trüb umflorten, freudenlosen Stunden.
Zu Hellas' Heiligthume rang ich muthig
Mit angestemmter, ernster Manneskraft.



HOMERI
ILIAS
EX
VETERUM CRITICORUM NOTATIONIBUS
OPTIMORUMQUE EXEMPLARIUM FIDE
RECENSITA.

IN USUM
SCHOLARUM ET PRAELECTIONUM.

VOLUMEN I.
RHAPSODIAE I—XI.

HALIS. CIƆIƆCCLXXXXIIII.
E LIBRARIA ORPHANOTROPHEI.

Titelblatt des Ilias mit Chamissos Namenszug.

Am 17. Juli schreibt er an Varnhagen: „In vierzehn Tagen werde ich die vier Bände des Homeros durchgelesen haben[1] (und das gut) — ferner zwei Tragödien des Euripides, drei Bücher der Anabasis des Xenophon, den Anakreon, und zwei der größeren Dialogen des Lukian, auch die erste Philippika des Demosthenes. Nur muß ich noch zu der Grammatik ernst zurückkehren. — Alle Stunden, die mir nicht der Καρτοφλοφαγων δολιχος ποδας Dienst raubt, sind dem Einzigen geweiht, nur wenige Tage in der Woche widme ich wenige Stunden der Gesellschaft, täglich aber sechs und acht und zehn Stunden dem Griechischen.“

Danach muß also Chamisso nach der Ilias noch die Odyssee gelesen haben. Wenn er Wort gehalten, so hat er die Odyssee in wenig mehr als einem Monat erledigt. Das würde

[1] In der Hallischen Ausgabe haben Ilias und Odyssee je zwei Bände.

mit dem Tempo stimmen, in dem die letzten acht Bücher der Ilias gelesen sind.

Der Homer begleitet ihn auch, als er mit seinem Regiment aus Berlin auszieht. So schreibt er im Oktober 1805 aus Rothenberg, ‚einem dreckigen Dorfe bei Hildesheim': „Mein Ομηρος liegt auf dem Tische, ich daneben im Bette . . ."

In der Nähe von Göttingen, in dem Dorfe Erbsen, ist er beim Prediger einquartiert. Hier liest er das neue Testament im Urtext und bestellt sich aus der Göttinger Bibliothek den Äschylos.

Damit enden die Berichte über seine griechische Lektüre; im März 1806 entzückt er sich an „Tausend und eine Nacht". Aber kein Brief jener Zeit, der nicht ein oder mehrere griechische Zitate enthielte, hauptsächlich aus dem Homer und dem neuen Testament. Das waren die Nebenbeschäftigungen eines königlich preußischen Leutnants im Jahre 1805.

Die Widmung *Grabbes* bedarf keiner Erläuterung. Sie ist aber für den Mann bezeichnend.

„Ich wünsche Ihnen viel Glück zum neuen Jahre. Amen.

Ottensen den 1. Jan. 1818. Harry."

Die Widmung findet sich in einem in rotes Leder gebundenen Exemplar der *„Schuld"* von *Adolph Müllner*. Der Widmende ist *Heinrich Heine*, der damals noch nicht in der Lage war, seine eigenen gedruckten Gedichte der geliebten Kusine, Amalie Heine, zu widmen. Denn niemand anders ist die Empfängerin des Buches. Das Exemplar stammt aus dem Nachlaß ihrer Tochter, der Frau Professor Leo. Ein Brief Heines an Müllner (Dr. G. Karpeles teilt ihn freundlichst mit) mag etwa aufsteigende Bedenken beseitigen:

„Herr Hofrat!

Wenn ich Dichter geworden bin, so war Ew. Wohlgeboren Schuld schuld daran. Sie war mein Lieblingsbüchlein, und ich hatte dieses so lieb, daß ich es als Liebesgeschenk der Geliebten verehrte."

Der Brief ist vom 30. Dezember 1821 datiert.



Bibliotheken und Bücherpreise im deutschen Mittelalter.

Von

Professor Dr. Johann von Kelle in Prag.

Es ist sicher, daß bereits die irischen Missionäre, die in das Frankenreich kamen, von ihren heimatlichen Klöstern mit den für den Gottesdienst, das Bekehrungswerk und das klösterliche Leben notwendigen Büchern ausgerüstet waren. Verlangte ja doch schon die Benedictiner-Regel, daß in den Klöstern für die Mönche Bücher vorhanden seien. *Biblia sacra*, *Missale*, *Antiphonarium*, *Lectionarium*, *Liber canonum*, *Regula s. Benedicti* bildeten daher in jedem Kloster die ersten Anfänge einer Büchersammlung. Verschieden waren die Wege, auf denen diese Anfänge allmählich vermehrt wurden. Zunächst durch die von den Mönchen verfaßten Werke und durch Geschenke. Abt Grimald, Ludwigs des Deutschen Kanzler, schenkte dem Kloster St. Gallen dreiunddreißig Bände seiner eigenen Sammlung. Bischof Salomo III. von Konstanz schenkte ihm ein Wörterbuch. Es wurde geschenkt für das Heil der Seele (*in remedium animae*) und als Zeichen besonderer Verehrung (*in sincerum promotionis effectum*). Äbte brachten ihren Klöstern Bücher von ihren Rom-Reisen mit, Fremde spendeten solche für genossene Gastfreundschaft. Durch Vererbung bekamen die Büchersammlungen zuweilen erheblichen Zuwachs. So erhielt St. Gallen durch Vermächtnis sämtliche Bücher des Abtes Hartmuot.

Besonders wurden aber die Klosterbibliotheken vergrößert durch Einverleibung von Abschriften ausgeliehener Werke. Bisweilen kopierten Mönche die ihnen lieb gewordenen

Bücher für ihr eigenes Kloster. Und nicht nur in Männerklöstern wurde geschrieben. Am Anfange des XII. Jahrhunderts schrieb in Wessobrunn eine Klausnerin viele Bücher für den Gottesdienst und die Bibliothek. Zwei unterrichtete Nonnen des Klosters Admont haben um die Mitte des Jahrhunderts die Vorträge des Abtes Irimbert über das Hohelied auf Pergament übertragen. Meist aber bestimmte der Abt, welche Bücher für seine Mönche nötig wären und abgeschrieben werden sollten. Er sorgte auch, daß es an dem passenden Schreibstoff nicht fehle. Und um möglichst wenig von dem kostspieligen Pergament zu verbrauchen, ersannen später die Mönche schwer verständliche Abkürzungen. Beschriebenes Pergament wurde mit dem Messer abgekratzt, mit Bimsstein abgerieben und noch einmal verwendet. Der Abt bestimmte auch, welcher von den Mönchen eine Abschrift anzufertigen habe. Verständige Äbte wählten hiezu Klostergenossen, die ihnen als verlässige und geschickte Schreiber bekannt waren. Sie sorgten auch dafür, daß junge Mönche als Schreiber ausgebildet wurden. Man schickte sie zu diesem Zwecke nicht selten in befreundete Klöster, die bekannte Kopisten unter ihren Mitgliedern zählten. Man suchte Schreibkünstler, wenn auch nur für einige Zeit, für das Kloster zu gewinnen. Berühmte Schreiber wanderten daher vielfach von Kloster zu Kloster. Otloh wurde als Knabe nach Tegernsee geschickt, um die Kunst des Schreibens zu erlernen. Von da kam er in das Kloster Hersfeld. Bischof Meginhard berief ihn wegen seiner großen Geschicklichkeit im Schreiben nach Würzburg, von wo er nach Regensburg ging. Es bildeten sich sogar frühzeitig Schreiberschulen, die auf die Gestaltung der Schriftzeichen maßgebenden Einfluß ausübten. Berühmt war die Kalligraphenschule des Klosters St. Martin in Tours, aus der wahrscheinlich die charakteristische Schrift — die sogenannte karolingische Minuskel — hervorgegangen ist, die sich unter Karl dem Großen durch angelsächsische Schreiber aus der vorhandenen lateinischen Schrift, einer allmählichen Umbildung der verwilderten altrömischen Kursivschrift entwickelt hat.

Manchmal freilich wurde einem Mönche vom Abte ein Buch auch nur deshalb zum Abschreiben zugewiesen, um diesen überhaupt zu beschäftigen. Es kam vor, daß einer zur Arbeit gezwungen wurde. Nicht nur ohne die notwendige sprachliche und sachliche Kenntnis ist dann ein solcher Schreiber an die ihm aufgetragene Arbeit gegangen, er hat sie auch ohne Lust und Aufmerksamkeit durchgeführt nur darauf bedacht, sie so rasch als möglich zu Ende zu führen. Wir besitzen noch Handschriften, in denen die Schreiber am Schlusse ihrer Arbeit dieser Stimmung mehr oder minder unverblümt Ausdruck verliehen. Aber auch fleißige Schreiber haben mitunter ihre Freude geäußert, wenn sie ihre mühevolle Arbeit vollendet hatten:

Laus sit tibi christe, quia liber desinit iste.
Laus tibi christe, completus est liber iste.

Sie haben einen Wunsch oder die Bitte um einen frischen Trunk als Belohnung beigefügt:

Hie hat das lantrechtbuch ein ende,
got alle falsche richter schende.
Explicit hoc totum, pro pena da michi potum
Finis adest libri, potus datur michi uini.

Wenig empfehlend ist die Selbst-Charakteristik eines Schreibers in einem Codex des Stiftes Zwettl:

Qui me scribebat, multum potare solebat,
post haustum flebat, Nicolai nomen habebat.

Auf diese Weise haben einzelne Klöster schon im IX. Jahrhundert verhältnismäßig ansehnliche Büchermengen zusammengebracht. St. Gallen besaß um die Mitte des IX. Jahrhunderts ungefähr 400 Bände. Die Zahl 400 hatte Reichenau bereits im Jahre 822 überschritten. Die Bibliothek des Klosters Lorsch erreichte im X. Jahrhundert schon die Zahl 600. Im XII. Jahrhundert besaßen Hersfeld, Hirsau, Zweifalten, Blaubeuern, Corvey stattliche Bücherschätze.

Die großen Klöster hatten damals auch bereits einen besonderen Saal, in dem die Bücher auf Pulten ausgelegt waren. Sie hatten ein Verzeichnis der vorhandenen Bücher, einen Katalog. Es wurden auch die verliehenen Bücher in irgend einem der vorhandenen Bände notiert. Die Schreiber arbeiteten in einem eigenen, für sie hergerichteten Raume.

Auch geistliche Würdenträger sammelten schon frühzeitig Bücher. So hatte der bereits genannte Abt Grimald von St. Gallen eine

Sammlung wertvoller Werke. Das Verzeichnis der Bücher, die Abt Hartmuot (gestorben 883) zu seinem eigenen Gebrauche hatte schreiben lassen, ist in Ratperts Klostergeschichte von St. Gallen mitgeteilt. Bis Laien Bücher zu sammeln anfingen, dauerte es aber noch Jahrhunderte. Der erste Laie, von dem wir wissen, daß er eine Büchersammlung besaß, war der 1309 gestorbene Hugo von Trimberg, Rektor und Magister der Schule am Kollegiatstift Maria und Gangolf in der Theuerstadt vor Bamberg. Der Mann, der umfassende gelehrte Bildung besaß, rühmt sich des Besitzes von 200 Büchern. Der bairische Ritter Jakob Püterich besaß im XV. Jahrhundert auf seinem Schlosse Reichartshausen an der Ilm 164 Handschriften, darunter unzweifelhaft die größte Sammlung alter deutscher Gedichte, die bis dahin und gleichzeitig irgend ein Privatmann zusammenzubringen gewußt hat. Er hatte aber auch, wie er selbst sagt, vierzig Jahre von Brabant bis Ungarn gesammelt; und mannigfaltig waren seine Bezugsquellen, als welche er mit anerkennenswerter Offenheit nennt: stehlen, rauben, leihen (und nicht wieder zurückgeben), schenken, schreiben, kaufen, finden.

Auch die Bücher aber, welche Laien besaßen, waren zum größten Teile von Geistlichen oder Mönchen geschrieben, denn diese schrieben nicht nur ohne Entlohnung für ihre Klöster und Stifte, sondern schon frühzeitig um Geld auch für andere und für Laien. Ja seit dem XIII. Jahrhundert schrieben sie sogar nur mehr selten für ihre eigenen Klöster und Stifte. Namentlich die reichen Abteien ließen jetzt ihre Bücher meistens gegen Bezahlung von auswärtigen Schreibern anfertigen. Je mehr aber die Mönche aufhörten, für ihre Klöster zu schreiben und zugleich das Verlangen nach Büchern wuchs, stieg die Zahl der geistlichen Lohnschreiber. Es begannen immer mehr Laien sich dem einträglichen Schreibgeschäfte zu widmen. Nur schrieben sie, weil ihnen die Kenntnis der lateinischen Sprache fehlte, meist deutsche Bücher. Auch Frauen beschäftigten sich mit Bücherschreiben. So die Clara Hätzlerin. Und nicht nur auf Bestellung wurden allmählich Bücher gefertigt: es bildeten sich die Anfänge des Handels mit Büchern. Stadtschreiber, Schulmeister, auch wohl Pergamentmacher verkauften die von ihnen oder von anderen geschriebenen Bücher, für die schon seit geraumer Zeit nicht mehr jene hohen Preise erzielt wurden, um die sie ehemals verkauft oder verpfändet worden waren. Namentlich kalligraphisch geschriebene Werke, vor allem Meßbücher, zu denen man nur großes und gutes, daher sehr teueres Pergament verwenden konnte, und die meist von Schönschreibern hergestellt wurden, auch manchmal verziert waren, repräsentierten einen außerordentlich hohen Wert. Ein Mönch von Benedictbeuern erhielt noch 1074 vom Grafen Udalrich von Bozen für ein Meßbuch einen Weinberg. Weinberge bei Bozen gab 1080 für ein Meßbuch auch Heinrich Bischof von Trient dem Abte Willeram von Ebersberg. Um das Jahr 1120 gaben die Brüder Warmund und Engelmar von Berg für ein Meßbuch ausgedehnte Wiesen- und Holzgründe her. Da nun die Bücher einen so großen Wert hatten, ist es begreiflich, daß ihr Besitz durch die größten Vorsichtsmaßregeln geschützt wurde. Sie durften nur im Büchersaal benutzt werden. Beim Verleihen eines Buches mußte ein gleichwertiges hinterlegt oder ein anderer Wert, so Grund und Boden, verpfändet werden. Um endlich die Bücher vor Entwendung zu schützen, wurden in ihnen, wie bekannt und hier schon gelegentlich ausgeführt, dem Diebe oftmals die schrecklichsten weltlichen und himmlischen Strafen angedroht.

Auferet hoc si quis, damnetur mille flagellis
Judicioque dei succumbat corpore pesti

steht in einer St. Galler Handschrift.

Non uideat christum, qui librum subtrahit istum

heißt es in einem Codex des Stiftes Zwettl.

Man muß indes diese Androhungen für nicht genug wirksam gehalten haben, denn man griff daneben zu einem Mittel, das man mit Recht für zweckdienlicher erachtete. Die Bücher wurden mit eisernen Ketten an die Pulte, auf denen sie lagen, angeschlossen. Noch jetzt besitzen Bibliotheken Handschriften, an deren einem Holzdeckel der Ring angeschraubt ist, in welchem die Kette hing. Die Kette, durch die nicht, wie man einmal glaubte, das Gelesenwerden, sondern das Gestohlenwerden des Buches verhindert werden sollte, verschwand, als sich das Format und der Einband der Handschriften änderte, als diese

infolge dieser Änderung nicht mehr auf Pulte gelegt, sondern in Repositorien eingestellt wurden, und der Preis derselben abermals beträchtlich sank.

Es wurde dieser abermalige Rückgang der Bücherpreise zunächst wohl dadurch veranlaßt, daß die Forderungen der Lohnschreiber in dem Grade zurückgingen, in dem sich ihre Zahl vermehrte und die Aufträge seltener wurden. Nicht unwesentlich haben dazu aber auch die 1383 von Gerhard Groote zu Deventer gestifteten *Clerici de uita communi* (Brüder vom gemeinen Leben, *Broeders van de penne*, wie man sie in Lüttich nannte) beigetragen. Sie schrieben nicht nur Bücher für den eigenen Gebrauch, sondern auch um Geld für andere, die für Erhaltung ihrer Stiftungen erforderlichen Mittel zu erwerben. Sie machten aus dem Schreiben von Büchern also ein Gewerbe, unterschieden sich aber von den Lohnschreibern, ihren Konkurrenten, dadurch, daß sie eine genossenschaftliche Organisation besaßen, eine erbauliche Tendenz verfolgten und Gelehrsamkeit erstrebten.

Gleichwohl waren die Preise der Handschriften auch in der Mitte des XV. Jahrhunderts noch immer so hoch, daß es sich, solange nicht alle Aussicht geschwunden war, Bücher auf mechanischem Wege herzustellen, wohl lohnte, immer neue Summen an die Erfindung zu wagen. Der ebenso schlaue wie eigennützige Fust würde Gutenberg, der der Erfindung bereits sein ganzes Vermögen geopfert hatte, niemals das zu weiteren Versuchen nötige Geld vorgestreckt haben, wenn er nicht gehofft hätte, durch die Idee seines Kompagnons große Summen zu gewinnen. Und auch Gutenberg dachte nur daran, seine Erfindung in materiellem Sinne auszunutzen. Man würde sehr irren, wenn man annähme, daß er die Segnungen geahnt habe, die wir dieser Erfindung verdanken, und daß er fähig war, den Dank von Millionen Menschen dem Gewinne von etlichen Tausenden Gulden vorzuziehen. Er wollte seine auf mechanischem Wege, also rasch und billig hergestellten Bücher zu dem Preise verkaufen, den die mühsam durch teuere Abschreiber angefertigten Handschriften erzielten. Und zu diesem Zwecke wurden die Vervielfältigungen der Handarbeit so ähnlich gemacht, wie es nur möglich war. Gleich wie in den Handschriften fehlen bekanntlich in den ersten Drucken Seitenzahl und Titel; die Anfangsbuchstaben wurden von den Illuminatoren in den Druck eingemalt, die die Initialen auch in die Handschriften eingezeichnet hatten. Durch Änderungen namentlich auf der zunächst in die Augen fallenden ersten und letzten Seite wurde eine Verschiedenheit der einzelnen Druckexemplare erstrebt. Die Typen endlich haben die ersten Drucker, worauf sie indes schon an und für sich gewiesen waren, genau nach dem Muster jener Buchstaben geschnitten, die gleichzeitig in den Handschriften üblich waren. Wie teuer damals Handschriften bezahlt wurden, läßt sich freilich nur unvollständig ermitteln. Wir kennen die Preise nämlich nur aus seltenen, ganz zufälligen Notizen, die Eigentümer hierüber in ihre Bücher eintrugen, sowie aus Anschreibebüchern, die stets privater und ephemerer Natur in geringer Anzahl auf unsere Tage gekommen sind. Wir wissen aber doch, daß ein Bruder vom gemeinen Leben in der Mitte des XV. Jahrhunderts für eine auf Pergament geschriebene Bibel 500 Goldgulden erhielt. Fust aber verlangte in Paris für ein Exemplar der sogenannten 42zeiligen Bibel 60 Goldgulden. Bald verkaufte er die Exemplare aber um 40 Goldgulden, ja noch billiger, da der Absatz in dem Grade stockte, in dem die völlige Gleichheit aller Exemplare, die man sich nur durch Zauberei erklären konnte, entdeckt wurde. Es scheint, daß die Käufer, die sich für betrogen hielten, da man ihnen keine reele Handarbeit verkauft hatte, sogar Schadloshaltung beanspruchten, und daß Fust durch schleunige Abreise sich der ihm drohenden Gefahr entzog.

Bald darauf aber machte es ein unvorhergesehenes Ereignis den Erfindern gegen Wunsch und Willen unmöglich, ihr Verfahren egoistisch auszunutzen. In der Nacht vom 27. auf den 28. Oktober des Jahres 1462 wurde der bewohnteste Teil von Mainz bei einem Überfall in Brand gesteckt, durch den auch die Werkstätten von Fust und Schöffer ein Raub der Flammen wurden. Ihre sowie Gutenbergs Arbeiter zerstreuten sich und verbreiteten, wie sie glaubten, durch die Umstände berechtigt, das Geheimnis der neuen Kunst, das zu bewahren sich die ersteren sogar eidlich verpflichtet hatten, nicht nur in Deutschland,

sondern auch in fremden Ländern. Zehn Jahre nach dem Brande druckte man in Deutschland bereits in neun Städten, wodurch die Bücherpreise abermals bedeutend zurückgingen. Im Jahre 1500 wurde für ein auf Pergament gedrucktes Meßbuch nur mehr 35 Gulden bezahlt. Nach einem Rechenbuche des Klosters Tegernsee wurde dort im Jahre 1494 ein Landrechtbuch um 42 Gulden gekauft; zehn Jahre später kostete ein solches nur mehr 22 Gulden. Im Ausgabebuch des Abtes Narzissus von Benedictbeuern wird um das Jahr 1501 für ein lateinisch-deutsches Wörterbuch 60 Pfennige angesetzt, und um den gleichen Betrag war auch ein Exemplar von Brands Narrenschiff zu bekommen.

Daß die Lohnschreiber um solche Preise nicht arbeiten konnten, braucht nicht gesagt zu werden. Nur wenige widmeten sich daher jetzt diesem einst so einträglichen Gewerbe. Erst als der Humanismus auch in Deutschland an Ausdehnung gewann und das Verlangen nach Abschriften der römischen Autoren zunahm, wurden Schreiber neuerdings gesucht und für ihre Arbeit reichlich bezahlt. Die bürgerlichen Schreiber waren indes der ihnen gestellten Aufgabe nur selten gewachsen. Sie schrieben, wenn auch schön, so doch nicht korrekt, vielfach auch ungenau und, vielleicht manchmal absichtlich, unvollständig, so daß nicht nur Studierende sondern auch Gelehrte, die überdies die Auslagen für die Schreiber nur selten erschwingen konnten, in die Notwendigkeit versetzt wurden, sich die Bücher, die sie brauchten, selbst zu schreiben. Keiner vielleicht mit mehr Fleiß und Ausdauer von seiner ersten Studienzeit bis zum Greisenalter als Hartmann Schedel in Nürnberg. Langsam erlosch nach diesem kurzen Aufschwung das Gewerbe der Lohnschreiber und bald wurden öffentliche wie private Bibliotheken nur mehr durch gedruckte Bücher vergrößert, bis unter veränderten Verhältnissen die alten Handschriften neue Bedeutung gewannen.



Neue Bucheinbände von Paul Kersten.

Von

Max Pellnitz in Berlin.

Unsere deutsche Kunstbuchbinderei gewinnt immer mehr an Ansehen und Bedeutung ihren ausländischen Schwestern gegenüber, wenn auch immer noch ein großer Teil der deutschen Bibliophilen dem englischen und französischen Kunstband den Vorzug gibt. Uns Deutschen steckt eben die Ausländerei im Blute, das beobachten wir auf allen Gebieten der Wissenschaft, der Kunst, der Industrie und das ist auch in bezug auf die deutsche Buchbindekunst kürzlich erst wieder auf der Internationalen Buchbindekunst-Ausstellung in Frankfurt a. M. erwiesen worden.

Dort hat man gerade unsere besten Kunstbuchbinder zugunsten des Auslandes zurückgestellt und ihnen eine Kränkung zugefügt, die sie in Anbetracht der Leistungen eines stattlichen Teils der höher ausgezeichneten Ausländer nicht verdient haben.

Zu diesen auf der genannten Ausstellung nicht genügend Gewürdigten gehört unstreitig unser modernster und produktivster Buchkünstler, *Paul Kersten* in Berlin, der auf der angezogenen Ausstellung mit einer schönen Reihe von Kunstbänden vertreten war, die wiederum beredtes Zeugnis abgelegt haben von dem unversieglichen Born

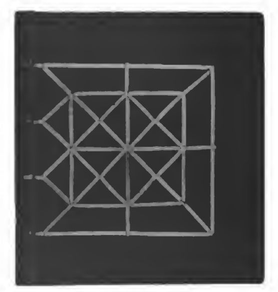


Abb. 1. Maeterlinck, Schatz der Armen



Abb. 10. Giraud, Pierrot Lunaire.



Abb. 11. Adressenmappe für das Deutsche Kaiserpaar.

neuer Entwurfsideen, über die der Künstler verfügt. Bei der Prüfung seiner Arbeiten muß man Kersten unbedingt als den modernsten deutschen Buchbinder erklären, denn er hat die neuzeitlichen künstlerischen Anschauungen, wie sie vor einigen Jahren das ganze Handwerk ergriff, zuerst für die deutsche Buchbinderei angewendet und ist ihnen bis auf den heutigen Tag treu geblieben. Er hat dem deutschen Buchbinder ganz neue Wege in der Ornamentierungsweise gewiesen, er hat sie gewissermaßen frei gemacht vom alten Schablonenkram und hat vor allem original geschaffen: Man braucht nicht mit allem einverstanden zu sein, was Kersten bringt: immer bietet seine Kunst aber Eigenartiges, Selbsterfundenes. Waren auch die Motive seiner ersten früheren Arbeiten vom Auslande naturgemäß beeinflußt, so steht er doch längst auf eigenen Füßen und schafft ganz ursprünglich. Jeder Einband ist eigner Entwurf. Aber er hat dem deutschen Buchbinder auch neues Verzierungsmaterial geschaffen, das diesem ermöglicht, modern zu arbeiten.

Heute liegt eine neue größere Anzahl Kerstenscher Bucheinbände vor uns, die das Auge jedes Bücherfreundes erfreuen müssen. Es ist nicht möglich, diese Einbände in ihrer Gesamtheit vorzuführen; daher sei es gestattet, wenigstens die bemerkenswertesten Arbeiten zur Wiedergabe zu bringen. Sie sind in den verschiedensten Techniken ausgeführt und zeigen, daß Kersten sie alle beherrscht. Die Bände sind Eigentum des Buchhändlers Edmund Meyer, Berlin, Potsdamerstr. 27[b], der sie zum Verkauf stellt. Übrigens hat sie der Künstler gegenwärtig auch auf der Deutschen Kunstgewerbe-Ausstellung in Dresden (über die hier noch berichtet werden soll) einem größeren Publikum zugänglich gemacht.

Beginnen wir mit dem Einband zu *Döring, Königsträume*, ein Ganzlederband in grau Saffian und Blinddruck. Wer da weiß, wie schwierig diese Technik auszuführen ist (man verwechsle sie nicht mit dem Schwarzdruck der Heißprägepresse), der wird auch die scheinbar einfache Ornamentierung des Bandes, die so ganz den Inhalt (Schach dem König) widerspiegelt, schätzen können (Abb. 6):

Der Band *Marie Madelaine, Die drei Nächte*, in hellgrau Saffian, wirkt ungemein stimmungsvoll (Abb. 9). Die drei großen sternenbesäeten Kreise sind dunkelblau, die kleinen Herzen rot eingelegt (Mosaik), alles übrige ist Vergoldung. Auch hier hat der Künstler den Inhalt symbolisch angedeutet.

Originell ist der Einband zu *Maeterlincks Schatz der Armen* (Abb. 1) in violett Ecrasé mit Stempelvergoldung. Die hellen Streifen sind ein Geflecht von Pergamentriemen, die durch das Leder gezogen wurden. Es sei hier bemerkt, daß der Entwurf dieser Arbeit von Kersten stammt, während die technische Ausführung von M. Siecke, einem seiner Schüler, besorgt wurde.

Dem vorigen in gewisser Beziehung ähnlich ist auch der Einband zu *Stefan George, Jahrhundert Goethes:* dunkelgrün Ecrasé, das ganze in Linienvergoldung gehalten. Das Mittelornament ist ausgeschnitten und mit rotbrauner Seide unterlegt und



Abb. 12. Duret, Whistler.

auch das oben und unten durchgezogene Band hat gleiche Farbe. Dieser Einband ist ebenfalls nach Kerstens Entwurf von M. Siecke gefertigt (Abb. 4).

Sehr wirkungsvoll ist der Einband zu *Selma Lagerlöffs* Buch *Gösta Berling*. Die karminroten Rosen heben sich reizvoll von dem grünen Leder ab, während die feine Linienverzierung und die goldenen Blättchen die Dekoration der Buchdecke vervollständigen (Abb. 2).

Bei den drei nächsten Bänden zeigt Kersten die Entwicklung des Ornaments auf dem Vorderdeckel vom Rücken aus. Dieser ist gewissermaßen die Basis. Die feinen Linien strahlen von hier aus und verschlingen sich zu prächtigen Figuren. Da ist zuerst der Band *Carmina priapea* aus violett Ecrasé mit seinen zarten Linienbildern, die in ihren Spitzen in Punktbänder auslaufen, welche sich bis zum vorderen Rand des Einbandes ziehen und dort mit der punktierten Randeinfassung vereinigen (Abb. 7). Ähnlich gehalten ist der Band *Theodore Durat, Whistler*. Hier geht vom Rücken ein Liniengewirr aus, das sich zu einem einzigen Ornament verdichtet. In den äußeren Ecken sitzt dann noch je ein stilisiertes Blatt. Die Wirkung der Vergoldung auf dem braunen Leder ist vorzüglich (Abb. 12). Prächtiger wirkt indessen noch *Paul Verlaine, Poésies*, ein marineblauer Lederband mit grauer Lederauflage auf dem Rücken und den Deckeln und mit Linienvergoldung.

Einfache Liniendekorationen mit originellen Mustern sind die Einbände zu *Oscar Wilde, Das Granatapfelhaus* (Abb. 8), in dunkelrotem Ganzlederband, sowie zu *Albert Giraud, Pierrot Lunaire*, in blaugrünem Leder (Abb. 10). Bei letzterem hat der Künstler indessen noch zur Erhöhung der Wirkung in den Blattwinkeln hellrotes Leder aufgelegt.

Reizend ist auch der Entwurf des Einbandes zu *Fontanes Gedichten*. Könnte etwas besser den Inhalt des Buches andeuten als dieser Korb mit den prächtigen Rosen auf Rücken und Vorderdeckel? Das Leder ist violett Ecrasé, die Rosen sind gelb, die Blätter grün aufgelegt, die Kontur ist in Blinddruck, alles übrige in Gold ausgeführt.

Zu *Charles Baudelaire, Les fleurs du mal*, lieferte Kersten einen Ganzlederband in braun mit zweifarbiger, goldkonturierter Lederauflage (gelb und olivengrün) auf Vorderdeckel und Rücken. Der Rückendeckel sowie die inneren Ränder zeigen Blütenmotive in Handvergoldung (Abb. 5).

Sehr fein ist auch die Zeichnung des Einbandes zu *Dantes Divina comedia*, wie überhaupt die ganze Art dieses Bandes bemerkenswert ist. Die oberen und unteren breiten Streifen sind braunes Ecrasé, der breite Mittelteil dagegen besteht aus Pergament. Die Verzierung ist durchweg Handvergoldung (Abb. 3).

Schließlich wollen wir noch eine *Adreßmappe* zur Silberhochzeit des Deutschen Kaiserpaares vorführen, ebenfalls Kerstensche Arbeit, zu der kornblumenblauer Saffian verwandt wurde. Die Dekoration ist in Gold und Aluminium ausgeführt und macht mit den Blattornamenten einen sehr vornehmen Eindruck (Abb. 11).

Wir sind überzeugt, daß diese neuen Proben Kerstenscher Buchbindekunst einen Beweis dafür geben, daß unsre deutschen Buchbinder durchaus auf der Höhe ihrer Aufgaben stehen und ruhig mit den Ausländern in Wettbewerb treten können. Im vorliegenden Falle trifft dies unter allen Umständen zu, und wenn man die Anerkennungen gelesen hat, die Kersten zahlreich aus dem In- und Auslande geworden sind, so darf man wohl sagen, daß er sowohl wie alle diejenigen, die in gleicher Richtung schaffen, auf dem rechten Wege zur Begründung einer echt deutschen Buchbindekunst sind, die fremder Einflüsse nicht bedarf.





Abb. 2. Lagerloff, Gosta Berling



Abb. 3. Dante, Comedia.



Abb. 4. George, Jahrhundert Goethes.



Abb. 5. Baudelaire, Fleurs du mal.



Abb. 6. Döring. Königstraum.



Abb. 7. Carmina priapea.

Neue Bucheinbände



Abb. 8. Wilde, Granatapfelhaus



Abb. 9. Madeleine, Die drei Nächte.

von Paul Kersten.



Chronik.

Der neue Antibarbarus.

Die durch Herausgabe und Redaktion der bedeutendsten rein typographischen skandinavischen Monatsschrift „Nordisk Boktryckarekonst“ um die Förderung graphischer Kunst verdiente Druckerei der Gebrüder Lagerström in Stockholm hat eine Bibliophilen-Ausgabe des in schwedischer Sprache hier zum erstenmal veröffentlichten *„Antibarbarus“* von *August Strindberg* veranstaltet. Wie ein anderer großer schwedischer Dichter des XIX. Jahrhunderts, Almquist, so hat auch Strindberg sich ernsthaft mit der Goldmacherei beschäftigt. Er glaubt, im Widerspruch zu der modernen Wissenschaft, an die Lösung des Problems der Metallverwandlung, hält die Naturelemente für zusammengesetzt und ineinander übergehend und sucht hier auf Grund zahlreicher Versuche „die monistische Theorie über die Allheit und Einheit der Natur, wie sie von Darwin und Häckel auf die übrigen Naturwissenschaften angewandt ist“, auch für die chemischen Vorgänge zu beweisen. Es ist die berichtigte und vermehrte Ausgabe des schon 1893 deutsch erschienenen Buches.

Die Ausstattung des 58 Seiten starken Quartbandes ist eine für eine wissenschaftliche Abhandlung der Neuzeit selten prächtige. Der Buchschmuck *Arthur Sjögrens* besteht aus breiten Ornamentstücken mit einer Unzahl unentwirrbarer Knoten, Schlingen und Bändern, die zum Teil in Drachenköpfe endigen, eine Verzierungsart, wie sie, freilich viel schlichter, bei den Rahmenstrichen auf altnordischen Runensteinen häufig vorkommt. Geschlossene Komposition und Harmonie fehlen dieser Dekoration, in der übrigens auch das vorchristliche Hakenkreuz, gleichfalls nach dem Vorbild der Runensteine, häufig Verwendung findet; sie spiegelt jedoch vortrefflich den Seelenzustand des ruhelosen Verfassers wieder, der diese magischen „Runen zu raten“, der aus dem Labyrinth der Irrwege zur Wahrheit zu gelangen bestrebt ist; der, wie er an einer Stelle selbst sagt, tief drinnen im Berge, im Finstern tappend, nicht umkehren kann, denn kein Ariadnefaden leitet ihn zurück. Auch diesen mutigen, aber hoffnungslosen Kampf des Zweifels hat der Buchkünstler treffend symbolisiert in dem Motiv des Drachentöters, der sein Schwert der vielköpfigen Hydra bald in den Leib, bald in den Rachen stößt, während sie ihn immer von neuem umstrickt und umzüngelt. Nur ist das Ganze lediglich stilisiert, mit geschickter Benutzung von Rotdruck z. B. für das blutige Schwert und des Ungeheuers Augen. Schön ist der dem Haupttitel gegenüberstehende Holzschnitt eines Alchymisten (dessen Kopf Strindbergs Porträt darstellt) in seinem mittelalterlichen Laboratorium. Seine Umrahmung mit den genannten Ornamenten vorgeschichtlichen Stils läßt sich wohl verteidigen, da das Buch ja nicht, wie ein Werk der schönen Literatur, die subjektive Auffassung von einer bestimmten Zeit oder Stimmung geben, sondern objektiv die ewigen Gesetze der Natur feststellen will. In scharfem Mißverhältnis zu der Mediäval-*Antiqua*, mit der der Text zweispaltig gedruckt ist, stehen aber die *gotischen* Initialen. An sich sind diese allerdings von bester Wirkung, namentlich die großen, innen rot ausgefüllten, mit ihrem reichen Band- und Schlingornament als Rahmen. Gesucht originell und wenig glücklich ist die Anbringung der Anmerkungen: nicht als Fußnoten, sondern, als wären es Illustrationen oder doch Leitsätze, mitten in die beiden Textspalten eingeschoben, treten sie auf, während statt eines Sterns eine rote, bei etwa vorhandener zweiter Anmerkung eine schwarze Hand im Text auf sie verweist, ganz widersinnig, denn der Zeigefinger gibt dem Suchenden hier keineswegs die Richtung an. Ebensowenig scheint uns die Hervorhebung jedes neuen Absatzes mit einem ganz wie eine Parantheseklammer aussehenden, roten Zeichen am Platze.

Das starke, weiße Büttenpapier mit besonderem Wasserzeichen lieferte die Grycksbo Papierfabrik. Die Auflage beträgt nur 299 numerierte Exemplare à 30 Kr. Der Einband, schwer und stark, ist aus Ganzleder in der Königl. Hofbuchbinderei Gustav Hedberg in Stockholm hergestellt, in Blinddruck-Pressung reich dekoriert — auf Vorder- und Hinterdecke gleich — mit Bandornament, Punktzeichnung und Mustern aus Hakenkreuzen in einem Doppelrahmen, von dem fadenandeutende Linien zu den fünf echten Bünden des Rückens laufen. Die Kanten sind, in der Mitte abgeschrägt, dünner. Der Papierrand ist nur am Kopf beschnitten und mit Rotschnitt versehen. Das Vorsatz, von gleicher Sorte wie das Druckpapier, trägt ein hellbraunes Schuppenmuster. *G. Bargum.*

Ein Jahrhundert deutscher Kunst.

Ein Jahrhundert deutscher Kunst. Herausgegeben vom Vorstand der deutschen Jahrhundertausstellung. Band I. Auswahl der hervorragendsten Bilder mit einleitendem Text von *Hugo von Tschudi*. München. Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G. 1906. Preis M. 20.

Eine Durchsicht dieses für absehbare Zeit für die Kenntnis der deutschen Kunst im XIX. Jahrhundert maßgebenden Werkes, auf das man immer wieder wird zurückkommen müssen, bestätigt von neuem, was diese epochemachende Ausstellung uns an dauernder Bereicherung brachte.

Es gibt noch Überraschungen. Freilich muß man unbefangen und offenen Sinnes suchen und aufnehmen, darf sich nicht verstricken lassen in Theorie und Schule. Wer hätte gedacht, daß die deutsche Kunstgeschichte, die jeder zu kennen meinte, so — unbekannt ist? Hatte man es für möglich gehalten, daß so vieles in neuem Sinne sich darbieten würde? Das Durchblättern dieses Werkes — ein Band mit gegen 400 Abbildungen — ist eine ununterbrochene Folge von Genüssen, frischer und unmittelbarer als manche Publikation moderner Werke. Man sieht das Alte, Vergangene in neuem Lichte, und allerlei Gedanken über Kunst und Kunstschaffen werden in dem Betrachter geweckt.

Noch einmal ziehen alle diese Werke vorbei; nicht die „hohe" Kunst, die sonst immer in den Vordergrund gerückt wurde, die historischen, allegorischen Schinken unglaublichen Formats. Vielmehr sind es die unscheinbaren, schlichten Werke ehrlichen Kunststrebens, die hier zur Sprache kommen. Die moderne Entwicklung lehrt uns, sie liebevoller zu betrachten und das Technische in ihnen schätzen zu lernen, was man früher wenig beachtete und gern übersah. Hier sind die Anfänge der modernen Kunst gegeben, der einfach realistischen Malerei unseres Jahrhunderts.

In dieser Hinsicht ist das Werk ein Dokument; für den Laien, wie auch für das Gros der Kunsthistoriker ein zuverlässiger Ausgangspunkt; für den Genießenden eine Quelle der Erfrischung. Es tritt in diesen Blättern nicht so sehr das Reformatorisch-Neue zutage, wie die Ausstellung selbst wirkte. Der elementare Eindruck ist zur Ruhe abgeklärt.

Als Kunstzentren heben sich danach heraus die Städte Hamburg, Wien, München, Berlin, Dresden. Größere Bezirke abgeschlossenen Charakters wie die Rheingegend, das westliche Deutschland, sowie Mitteldeutschland schließen sich an. Am Anfang stehen die Klassizisten und die Nazarener; am Schluß die Meister, deren Wirken noch in frischer Erinnerung ist, unter denen Feuerbach, Marées, Böcklin, Leibl hervorragen. Zu diesem reichen Bildermaterial hat Herr von Tschudi einen klaren und kenntnisreichen einleitenden Text geschrieben, der in scharfen Grundzügen die Charaktere markant zeichnet.

Das Werk ist auch buchtechnisch eine schöne Leistung. Die Abbildungen sind vorzüglich gekommen. Den Umschlag entwarf Behrens; es ist derselbe, der den Katalog schmückte. In Anbetracht dieser allseitig bemerkbaren Sorgfalt ist der Preis ein auffallend billiger. Wohl selten wird man dafür eine so erlesene Auswahl in solcher Reichhaltigkeit erhalten. So schließt sich das Werk dem Unternehmen der Jahrhundertausstellung würdig an, und der Kunstfreund braucht nicht zu sehr zu bedauern, daß die Ausstellung nun für immer vorbei ist. An der Hand dieses Materials wird er sich jederzeit Erinnerungen zurückrufen können. Die Kunstgeschichte wird aber aus dieser Publikation dauernd Nutzen ziehen, ohne die ein Studium der Kunst dieses Jahrhunderts unmöglich sein wird. Aber auch der Kunstfreund, den nur das Kunstleben der unmittelbaren Gegenwart interessiert, wird nicht umhin können, sich hier immer wieder zu orientieren, da hier die Aufschlusse gegeben werden, die in dem Wirrsal der modernen Kunst das Verständnis erleichtern.

Ernst Schur.

Weltgeschichte.

Von *Helmolts Weltgeschichte* (Leipzig, Bibliographisches Institut) erschien der fünfte Band: *Südosteuropa und Osteuropa.* Gerade dieses Feld ist bisher von der deutschen Wissenschaft arg vernachlässigt worden, und die Helmoltsche Weltgeschichte darf es sich als Verdienst anrechnen, zum ersten Male eine universalhistorisch angefaßte und durchgeführte, doch aber in sich geschlossene Entwicklungs- und Kulturgeschichte jenes ausgedehnten Gebietes vorzulegen. Den Inhalt des 630 Seiten umfassenden Lexikonbandes bilden sieben Abschnitte. Der erste, von Professor *Rudolf von Scala* bearbeitete, schildert im Anschluß an das 5. Kapitel des IV. Bandes den Hellenismus und die Weltstellung des Griechentums. Der zweite ist der Europäischen Türkei (mit Armenien) gewidmet; Professor *Heinrich Zimmerer* gibt in ihm einen charakteristischen Überblick über die Schicksale der Osmanen in Europa, die seit Zinkeisen keinen ausdauernden Bearbeiter gefunden haben. Daran schließt sich das Kapitel „Albanien", das der Gesamtherausgeber nach Professor *Karl Paulis* Tode in dessen Geiste überarbeitet und ergänzt hat. Dr. *Berth. Bretholz* fiel der vierte Abschnitt: Böhmen, Mähren und Schlesien bis zum Jahre 1526, ihrer Vereinigung mit Österreich, zu. Eine berufene Feder gibt die lange Leidensgeschichte des slovenischen und serbokroatischen Stammes im fünften Kapitel wieder: einer der besten Kenner des südlichen Slaventums, Professor *Wlad. Milkowicz.* Den Abschnitt der „Donauvölker" hatte ursprunglich Dr. *H. von Wlislocki* zur Bearbeitung erhalten; nach seiner Erkrankung sprang Professor Helmolt für ihn ein und führte das Kapitel unter Berücksichtigung der neuesten Forschung zu Ende. Die reiche Entwicklung des eigentlichen Osteuropa bildet den Abschluß des Bandes. Professor Milkowicz hat sich nicht darauf beschränkt, die vorhandenen Einzelsteine zu einem Gesamtmosaik zusammenzutragen, sondern bietet in den Einzelheiten auch vielerlei neues, besonders in den Berührungen der politischen und kulturellen Strömungen Rußlands und Polens mit dem Westen. Die Illustrierung des Bandes beschränkt sich wieder auf Einschaltblätter. Von den (ausgezeichnet ausgeführten) Farbentafeln stellt die erste den sogenannten Alexandersarkophag aus dem Museum in Konstantinopel dar, die übrigen sind Reproduktionen von Abbildungen aus berühmten Manuskripten, wie auch die meisten Schwarzbilder. Außerdem sind fünf Karten beigegeben. —

Auch von *Theodor Lindners Weltgeschichte seit der Völkerwanderung* (Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger) ist ein neuer Band erschienen: der vierte. Der Verfasser bleibt seinem universalhistorischen geschichtsphilosophischen Standpunkt treu, und die Verbindung geschichtlicher und naturwissenschaftlicher Auffassung sichert auch diesem Bande ein



Aus Hieronymus Löschenkohls Silhouettenfabrik.

Zu Gugitz: Aus Hieronymus Löschenkohls Silhouettenfabrik usw.



Aus Hieronymus Löschenkohls Silhouettenfabrik.

erhöhtes Interesse. Er schildert die rasche Blüte und den ebenso raschen Verfall des Orients und das Aufsteigen Europas und schließt mit der Reformation, als dem Ergebnis der Wandlungen, die das wirtschaftliche und geistige Leben Mitteleuropas zu durchlaufen hatte. Von besonderem Reiz ist hier das Luther und Melanchthon und ihren Einflüssen auf die Zeitgenossen gewidmete Kapitel. Der Anhang bringt den Beginn der Entdeckungsreisen, die durch fördernde Umstände auf allen Gebieten des Lebens vorbereitet wurden. Die Literaturangaben des Bandes (zu jedem Abschnitte) umfassen 14 Seiten; das Personen- und Ortsverzeichnis ist wieder mit großer Sorgfalt gearbeitet. W.

Verschiedenes.

Ammannsche Familiengeschichte. Eine wahre Freude für uns Bibliophilen ist die Familiengeschichte der Ammann von Zürich, die, was historischen wie künstlerischen Inhalt anbelangt, wohl mit die beste Hausgeschichte ist, die existiert. Diese *Geschichte der Familie Ammann von Zürich* ist ein Großfolioband von 415 Seiten nebst einer Mappe mit Kunstbeilagen und Stammtafeln; gedruckt bei Fritz Amberger-Zürich, Lichtdrucktafeln vom polygraphischen Institut Zürich und Kunstbeilagen von diesem wie von F. Bruckmann-München; Einband von Lüderitz und Bauer-Berlin.

Die Anregung zu dem prächtigen Werke stammt von dem verstorbenen Züricher Archivgehilfen G. Regin aus Landsberg a. d. Warthe; Beiträge hierzu lieferten Dr. Th. von Liebenau und Pfarrer Waldburger-Zürich, besonders aber der Herausgeber, Herr *August F. Ammann* auf der Seeburg bei Kreuzlingen am Bodensee, im Kanton Thurgau der Schweiz und zu Hamburg. Er scheute weder Kosten noch Mühen, um dieses historisch wie kunst- und kulturgeschichtlich hochstehende Werk zu schaffen, das aus den geringsten Anfängen heraus infolge genausten Quellenstudiums und reichhaltigen Materials zu bedeutender Leistung emporwuchs. Das stattliche Forschungsergebnis gereicht, wie es ist, nicht nur dem unermüdlichen Herausgeber und seiner Familie zur Ehre, sondern ist auch eine neue Geschichtsquelle für die schweizer Heimatkunde und deren Kunst. Im Hauptbande finden sich 52 Ansichten von Städten, Orten, Kirchen und Häusern, 5 von Burgen und Ruinen, 4 von Kreuzgängen, — einzelne dieser Bilder von hoher Stimmung. 57 Porträts von Ammannschen Familienmitgliedern oder schweizer und anderen Berühmtheiten, Faksimiles von Urkunden, Briefen, Autographen, Münzen und Medaillen, Wappen, Siegel, Bibliothekzeichen (5) usw., in der Anhangmappe 47 Tafeln mit einem Stadtprospekt, Urkunden- und Brief-Faksimiles, 22 Siegelabbildungen, Wappenscheiben und Wappen. Für uns Deutsche besonders interessant ist, daß ein berühmter Nürnberger Angehöriger dieser Familie, *Jost Ammann*, der Maler, Radierer und Formschneider des XVI. Jahrhunderts, in diesem Werke eingehende Würdigung gefunden hat; 32 Seiten mit zahlreichen Nachrichten über ihn sind ihm gewidmet, dazu im Hauptband 43 Reproduktionen seiner Holzschnitte und Kupferstiche und in der Begleitmappe noch 15 Tafeln mit Wiedergaben seiner Federzeichnungen, Scheibenrisse, Holzschnitte, Radierungen,

Die einzelnen Aufsätze behandeln die Gesamtgeschichte der Familie Ammann von den ersten nachweisbaren Züricher Bürgern dieses Namens vom XIV. und XV. Jahrhundert an, die verschiedenen Linien bis zur Jetztzeit, den Wappenbrief Kaiser Maximilians I. von 1487, die vielen Geistlichen des Namens, einen Bericht des hessischen Stabsarztes Hans Kaspar Ammann über den Feldzug nach Moskau u. a.

Druck, Papier und Einbände sind tadellos; die Zeichnung zu letzteren, gotische Ranken und Wappen, lieferte Professor Ad. M. Hildebrandt-Berlin ebenso korrekt wie gefällig in gewohnter Meisterschaft.

Das Werk ist in 300 Exemplaren gedruckt und mit laufenden Nummern versehen worden und kommt nicht in den Buchhandel; die numerierten Exemplare wurden an Verwandte, Geschlechtsgenossen, Freunde, verschiedene öffentliche Institute (Archive, Bibliotheken), sowie an Personen, die sich besonders für genealogische Werke interessieren, verteilt.

K. E. Graf zu Leiningen-Westerburg.

Der Hamburger Gutenberg-Verlag Dr. Ernst Schultze hat das *Walthari-Lied* mit dem *Armen Heinrich* und den *Liedern der alten Edda* in den Übersetzungen der *Brüder Grimm* neu drucken lassen. Den Buchschmuck lieferte *Ernst Liebermann*, der wohl auch das typographische Arrangement überwacht hat. Es ist ein stattlicher Band, in dem die prachtvollen Grimmschen Übertragungen vereinigt sind. Die schöne Type steht auf gelblich getöntem Papier in einer Seitenumrahmung aus lichtem Braun. Drei größere stimmungsvolle Illustrationen heben die Einzeltitel hervor; Vignetten in kräftigen Linien bilden die Abschlüsse der Lieder. Man nimmt das Buch gern in die Hand. Leider ist das Exemplar des Referenten durch einen Stempelaufdruck auf dem Schutztitel arg verunstaltet; dort steht nämlich in blauer Schrift: „Rezensionsexemplar. 2 Belege erbeten." Da dieselbe Bitte in dem Anschreiben ausgesprochen wird, so liegt umso weniger Grund dafür vor, das Buch selbst zu verhunzen. Es ist eine Rücksichtslosigkeit gegen den Besprecher.

—m.

Von der handlichen und praktischen *Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe* des Leipziger Insel-Verlags wurden vor kurzem verausgabt: *Körners Werke* (M. 3,50), geordnet von *Werner Deetjen*, und *Schopenhauers Sämtliche Werke Band 1/2* „Die Welt als Wille und Vorstellung" (M. 9), herausgegeben von *Eduard Grisebach*, mit den Zusätzen aus Schopenhauers Handexemplar. Über die Vorzüge der Ausgabe haben wir uns bereits ausgesprochen; manche kleine Fehler in der Ausstattung der früheren Bände sind inzwischen verbessert worden. —m.

Das deutsche Christuslied des neunzehnten Jahrhunderts. Von *Friedrich Nippold.* Leipzig, Verlag von Ernst Wunderlich, 1903. VIII und 389 S.

Die dichterische oder überhaupt kunstlerische Verklärung des Christusbildes ist gerade in unserer von den heftigsten religiösen Gegensätzen bewegten Zeit von ungemeiner Bedeutung, da hierdurch ein neutraler Boden geschaffen wird, auf dem sich die kirchlich Gläubigen mit denen begegnen können, die mit der kirchlichen Tradition gebrochen haben und die sittliche Hoheit Christi nur rein menschlich auf sich wirken lassen wollen. Überhaupt ist die tiefinnerste Verwandtschaft der religiösen Vorstellungen mit den künstlerischen — mögen diese ihren Ausdruck in der Poesie, der bildenden Kunst, der Architektur oder der Musik finden — ein Moment, das in der religiösen Diskussion unserer Tage noch gar nicht mit dem nötigen Nachdruck betont worden ist. Und doch liegt es auf der Hand, daß durch die Entrückung der religiösen Vorstellungen aus der Sphäre des immanenten Denkens in die transzendente Sphäre, aus der sie ja stammen, die Kategorien Wahrheit und Nichtwahrheit ebensowenig anwendbar auf sie werden, wie auf den Zeus des Phidias oder die Sixtinische Madonna, und daß somit aller Streit über die Wahrheit oder Nichtwahrheit der religiösen Vorstellungen mit einem Schlage verstummen müßte, ohne daß diesen letzteren dadurch auch nur das geringste von ihrer Erhabenheit geraubt würde. Im Gegenteil würde dadurch der Begriff der „doppelten Wahrheit", der im Zeitalter der Renaissance eine so gewichtige Rolle spielte, von einem höheren Standpunkte aus gerechtfertigt werden.

Ein wichtiger Beitrag zur Lösung dieser Grundfrage der Religionsphilosophie ist nun das vorliegende Buch des bekannten Theologen insofern, als es ein ungemein reiches und schwer zugängliches Material erschließt und dieses im Zusammenhang mit den religiösen und kirchlichen Richtungen, die in den verschiedenen Klassen von Christusliedern zu Worte kommen, behandelt. So erweitert sich die Monographie über das Christuslied zu einer gehaltvollen, umfassenden Studie über die Wandlungen, die der religiöse Gedanke, soweit er sich auf Christus bezieht, in Deutschland durchgemacht hat und schließt sich würdig den übrigen bedeutungsvollen Publikationen des Verfassers an.

Paul Seliger.

Zu der ausgezeichneten *Reuter-Ausgabe* des Bibliographischen Instituts ist eine neue wohlfeile getreten, die Professor Dr. *Karl Theodor Gaedertz* bei Philipp Reclam jun. in Leipzig erscheinen ließ (12 Bände in 4 Ganzleinenbänden, 6 M.). Gaedertz ist ein vortrefflicher Reuterkenner; er hat sich nicht an das Überkommene gehalten, sondern bietet infolge seiner gründlichen Nachprüfung und Vergleichung der Drucke und Manuskripte einen absolut zuverlässigen Wortlaut des Textes. Aufgenommen sind u. a. auch die Schöpfungen aus der Jugendzeit Reuters, die „Polterabendgedichte" und „Lustspiele"; ferner die Humoresken aus dem „Unterhaltungsblatt für beide Mecklenburg und Pommern" und die Gelegenheitspoesien vorwiegend vaterländischer Tendenz. Die Biographie ist eine fesselnde, liebe- und verständnisvolle Darstellung des Dichterlebens. Zahlreiche Illustrationen und eine Notenbeilage schmücken die Ausgabe, die trotz ihrer Billigkeit sich auch äußerlich recht stattlich präsentiert. △

Von *Ernst Schur* gingen uns zwei Neuigkeiten zu. Zunächst ein Band Dichtungen *„Die steinerne Stadt"* (im eigenen Verlage; M. 3). Die „steinerne Stadt" ist Berlin, im weiteren Sinne jede Großstadt, jener „neue Typus des Gemeinwesens, den wir selbst mit unserer Gegenwartsarbeit ausgestalten". Die sogenannte Großstadtpoesie ist modern geworden, so modern, daß man ihrer leicht überdrussig werden kann. Aber mit den Tausenden wandelt Schur nicht; er geht auch hier seine eigenen Wege. Seine Sprache ist von großer Kraft und Schönheit, von eigentümlich plastischer Anschaulichkeit, und aus diesen stolzen Versen spricht ein weiches Künstlerherz voll umfassender Menschenliebe. — Auch der zweite Band erschien im Selbstverlage (M. 3): *Betrachtungen über die deutsche Kunst und Kultur der Gegenwart.* Erster Teil. *Der Fall Meier-Gräfe.* Eine energische Abwehr des bekannten Böcklinbuches Meier-Gräfes mit allem, was darum und daran hängt. Auch wer den klugen und geistreichen Kunstästhetiker schätzen gelernt hat, wird sich in der Beurteilung Böcklins nicht auf seine Seite stellen können. Schur ist ein scharfer Gegner, und man muß ehrlich sein: seine Schläge sitzen. Zuweilen boxt er auch, aber es schadet nicht; jedenfalls bleibt er immer amüsant — amüsanter als Meier-Gräfe selbst und auch als Liebermann in seinem Streit mit Thode war. —m.

Etwas umständlich nennt *Carl Alfr. Kellermann* einen hübschen Beitrag zur Freiligrath-Literatur: *„Braut- und Ehejahre einer Weimaranerin aus Ilm-Athens klassischen Tagen"* (Weimar, A. Huschke Nachf.; M. 1,20). Das Büchelchen entwirft ein lebensvolles Bild der weimarischen Professorentochter Ida Melos, die später Freiligraths Gattin wurde, und teilt dabei mannigfache Briefschaften aus des Dichters Nachlaß mit, die einen Einblick in sein warmes liebevolles Menschenherz gestatten. —g.

Für die Redaktion verantwortlich: Fedor von Zobeltitz in Berlin W. 15.
Alle Sendungen redaktioneller Natur an dessen Adresse erbeten.

Gedruckt von W. Drugulin in Leipzig für Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig auf Papier der Neuen Papier-Manufaktur in Straßburg i. E.



BEIBLATT

X. Jahrgang. | April 1906. | Erstes Heft.

Abonnementspreis für den Jahrgang 36 M. (21,60 Fl. ö. W., 45 Fr., 36 sh., 21,60 Rb.), für das Quartal (drei Hefte) 9 M.

Anzeigen

1/1 Seite	60 Mark.	1/4 Seite	15 Mark.
1/2 Seite	30 Mark.	1/8 Seite	8 Mark.

Kleine Anzeigen (Desiderata und Angebote): die gespaltene Petit-Zeile **50** Pf. (für Mitglieder der Gesellschaft der Bibliophilen und Abonnenten der Z. f. B. nur **25** Pf.).

Beilage-Gebühr 40 Mark. — Schluß für die Anzeigenannahme jedes Heftes am 10. des vorhergehenden Monats.

Redaktionelle Sendungen: Manuskripte, Bücher, Kataloge etc. gefl. zu richten an den Herausgeber: *Fedor von Zobeltitz, Berlin W. 15*, Uhlandstr. 33 (Sommer: Spiegelberg bei Topper, Rgbz. Frankfurt a. O.).
Anzeigen an die Verlagshandlung: *Velhagen & Klasing*, Abteilung für Inserate, *Leipzig*, Hospitalstr. 27.

Gesellschaft der Bibliophilen.

Am 22. März dieses Jahres verschied plötzlich am Herzschlag unser Ehrenmitglied, der Kaiserlich deutsche Konsul a. D. Dr. jur. *Eduard Grisebach*. Der schaffensfrohe Poet, der kenntnisreiche Gelehrte, der begeisterte Bibliophile ist gewissermaßen vom Arbeitstische fort aus dieser Welt gerufen worden.

Uns stand er besonders nahe. Er war einer der ersten, denen die moderne Buchausstattung Anregungen verdankt, auf denen weitergebaut werden konnte; er hat der deutschen Bibliophilie neue Wege gewiesen, die aus der Enge einseitiger Sammlerpassion hinausführen auf das freie Feld der Wissenschaft: er war immer ein *echter* Bibliophile, der mit der Freude am Besitz seiner Bücherschätze auch den gründlichen Ernst des Forschers verband.

Wir werden sein Andenken in Ehren halten.

Wie unsern geehrten Mitgliedern bereits bekannt ist, hatte der Vorstand für das Jahr 1906 die Publikation der Hamburger Prachthandschrift des *Nürnbergischen Schönbartbuchs* ins Auge gefaßt. Bei den Versuchen für die Wiedergabe der Tafeln stellte es sich nun heraus, daß, um eine vollkommen getreue Reproduktion zu erzielen, nur das sehr kostspielige Verfahren in Lithographie mit Handkolorit genügte und daß infolgedessen ein weit höherer Betrag aufzuwenden ist als für die ursprünglich in Aussicht genommenen mechanischen Verfahren.

Dieser Betrag übersteigt die verfügbaren Mittel der Gesellschaft wesentlich. Damit nun die ungewöhnlich schöne Publikation unsern Mitgliedern nicht entgehe, haben wir beschlossen, sie ihnen ***auf Subskription*** anzubieten und zwar zum Preise von ***zwanzig Mark*** für jedes Exemplar, wobei Subskription mehrerer Exemplare durch dasselbe Mitglied nicht ausgeschlossen sein soll.

Zur Sache bemerken wir, daß die Handschrift 362 Seiten in Folio umfaßt, mit 97 farbigen Tafeln zum Teil doppelten Formats. Der Text der Handschrift enthält in der Hauptsache die Entstehungsgeschichte und Beschreibung der Nürnberger Schönbartlaufen, jener merkwürdigen kostümierten Fastnachtsaufzüge der Handwerker, die im XV. und XVI. Jahrhundert alljährlich in Nürnberg stattfanden. Die Beziehungen zur Geschichte des deutschen Dramas, die höchst interessanten phantastischen Trachten und Requisite, auf den Tafeln mit Meisterschaft wiedergegeben, und die zahlreichen Personalnotizen verleihen der Handschrift eine hervorragende künstlerische, literarhistorische und kulturgeschichtliche Bedeutung. Die Herausgabe wird Herr Professor Dr. *Karl Drescher* in Bonn übernehmen, dessen anerkannte Stellung als wissenschaftliche Autorität auf dem Gebiet der Nürnberger Geistesgeschichte eine besondere Garantie für die Publikation gewährt, die selbstverständlich *ausschließlich* für unsere geehrten Mitglieder bestimmt ist.

Wir freuen uns, den Mitgliedern mit dieser Gabe etwas besonders Schönes und Wertvolles darzubieten, und zwar für einen Betrag, der schwerlich ein Viertel des normalen Preises einer gleichen Publikation im Buchhandel erreichen dürfte. Ein Prospekt mit Probetafel und angefügtem Subskriptionsformular wird demnächst versandt werden.

Als Ersatz für das Schönbartbuch hat der Vorstand beschlossen, die bisher ungedruckten *Briefe von Johann Anton Leisewitz an seine Braut Sophie Seyler* zum hundertsten Todestage des Dichters, herausgegeben vom Stadtarchivar Dr. *Heinrich Mack* in Braunschweig, als zweite Jahres-Publikation für 1906 erscheinen zu lassen.

Der Vorstand der Gesellschaft der Bibliophilen.

Rundfragen.

An dieser Stelle kommen die aus den Kreisen der *Gesellschaft der Bibliophilen* und der Leser der *Zeitschrift für Bücherfreunde* eintreffenden Anfragen, sowie die Antworten darauf zum Abdruck. Einsendungen für diese Rubrik an: *Arthur L. Jellinek in Wien VII, Kirchengasse 35.*

Fragen.

190. Wer ist der Verfasser des ca. 1850 in Berlin erschienenen erotischen Romans „*Die Verschwörung in Berlin. Nächtliche Eroberungen in der preußischen Residenzstadt. Ein Freskogemälde als Seitenstück zu der Verschwörung in München von Bruckbräu. Von Carlo Dandini. Rom, gedruckt in diesem Jahre*" und wo findet sich näheres über das Buch?

Ernst Schulz-Besser, Leipzig.

191. Wer ist der Verfasser von „*Esau ben Naphtali*". *Apokryphische Erzählungen.* Wien, Rosner 1879?

Ernst Schulz-Besser, Leipzig.

192. Welche Bibliothek besitzt *Eipeldauer-Briefe. Wien. Jahrgang 1788?*

F. Arnold Mayer, Wien.

Rundschau der Presse.

Von Arthur L. Jellinek in Wien.

Die nachfolgende Übersicht versucht, die in Tagesblättern, Wochen- und Monatsschriften enthaltenen Aufsätze und Abhandlungen, soweit sie für die Leser unserer Zeitschrift in Betracht kommen, in *sachlicher* Anordnung zu verzeichnen. Nur das Wichtigere aus den Veröffentlichungen der letzten Monate kann berücksichtigt werden. Absolute Vollständigkeit zu erreichen, liegt für den einzelnen Bearbeiter außerhalb des Bereiches der Möglichkeit. Die Zeitschriften sind nach Bänden, Jahrgängen, Heften oder Seiten, je nach der leichteren Auffindbarkeit, sitiert. Gleichmäßigkeit ist hierin nicht angestrebt. Zusendung von Separatabdrücken und Ausschnitten an die Adresse des Bearbeiters (Wien VII, Kirchengasse 35) erbeten.

Papier.

Briquet, C. M., Notions pratiques sur le papier.
Le Bibliographe Moderne. 1905. IX, S. 5—36.

Klemm, P., Die Papierfabrikation im Jahre 1905.
Archiv f. Buchgewerbe. 1905. XLII, S. 460—463.

Wehrmann, M., Einiges zur Geschichte der Papiermacherkunst.
Monatsbl. Hrsg. v. d. Gesellsch. f. pommersche Geschichte. 1903. XVII, S. 71—73, 85—87.

Wiesner, I., Ein neuer Beitrag zur Geschichte des Papieres.
Sitzungsber. d. philosophisch-histor. Klasse d. Kais. Akademie d. Wissenschaften in Wien. 1904. CXLVIII, 6. Abh. S. 1—26.

Buchdruck, Buchhandel.

Biberfeld, Der Preiskatalog des Buchhändlers.
Börsenbl. f. d. deutschen Buchhandel. 1906. No. 48.

Fiedler, M., Der Druck mit bunten Farben auf farbigen Papieren.
Archiv f. Buchgewerbe. 1905. XLII, S. 145—148.

Kellen, T., Aus der französischen Bücherwelt. (I. Die Bourbonen als Bücherfreunde. II. Die Bibliothek von Chantilly. III. Bibliographische Werke. IV. Eine Bibliothek über „Bibelots". V. Ein verschollenes Buch [Enkridion des mélanges philosophiques, moraux littéraires et politiques du philantrope vieux Ermite de Philomélie d'Haurimonts, au bas de Montmartre, 1834]. VI. Das letzte Lesekabinett in Paris. VII. Der Erfolg eines Lexikons [Petit Larousse illustré]. VIII. Das teuerste Werk des modernen Buchhandels. [Victor Hugo, Oeuvres. 43 Quartbände mit 2500 Kupferstichen. Édition nationale Lyon, Bernoux, Cumin et Masson 4300 Frcs. Exemplar auf japanischem Papier 100000 Frcs.])
Börsenbl. f. d. deutschen Buchhandel. 1906. No. 44, 45, 46.

Luther, I., Die Preise der Lutherdrucke im deutschen Antiquariatsbuchhandel.
Zentralbl. f. Bibliothekswesen. 1905. XXII, S. 349—371.

Bibliographie.

Beck, C., Über Bibliographie und bibliographische Hilfsmittel. Vortrag.
Buchhändler-Warte. 1904. VIII, No. 13, 14. (24., 31. XII.)

Clemen, O., Bibliographica zur Reformationsgeschichte. III. Ein Brief Peter Braubachs an Paul Eber. — IV. Andreas Epitimus = Hartmann Beyer.
Zentralbl. f. Bibliothekswesen. 1906. XXIII, S. 117—124.

Dübi, H., Die Befreiung der Waldstätte im Lichte einer theologischen Mahnschrift der Reformationszeit [in der Stadtbibliothek Bern].
Basler Zeitschrift f. Geschichte und Altertumskunde. 1905. V, S. 193–204.
[De Helvetiae origine, successu, incremento gloria, statu praesenti, quibus causis e statu felicissimo ad miserrimum pervenerint, quibusque artibus cum Deo in Gratiam redire possint Libri Tres, authore Rodolpho Gualthero, Tigurino. A. MDXXXVIII.]

Kleemeier, Fr. I., Verzeichnis der über Ihre Majestäten das deutsche Kaiserpaar im deutschen Buchhandel erschienenen Schriften.
Börsenbl. f. d. deutschen Buchhandel. 1906. No. 36, 37.

List of bibliographies contained in United states, public documents from June 1903 to May 1904.
The Library Journal. 1905. XXX, S. 287–288.

Bibliothekswesen.

Brinkmann, E., The museum as an aid to libraries. *Public Libraries.* 1906. XI, S. 35–37.

Ein neuer Bücherhalter [von Frantz].
Zentralbl. f. Bibliothekswesen. 1906. XXIII, S. 124–126.

Countryman, G., The Library as a Social Center. *Public Libraries.* 1906. XI, S. 5–7.

Dewey, M., Library Pictures.
Public Libraries. 1906. XI, S. 10–11.

Gaillard, E. W., One Way to Popularize the Library. *Public Libraries.* 1906. XI, S. 12–14.

Rowell, I. C., Hanson, I. C. M., Questions in cataloging rules.
The Library Journal. 1905. XXX, S. 278–279.

Milner, A. V., Lewis and Clark Exhibit.
Public Libraries. 1906. XI, S. 8.

Moon, R. C., Books and libraries for the blind.
The Library Journal. 1905. XXX, S. 269–274.

Schwenke, P., Der sächliche Etat der Bibliotheken und die Kataloge.
Zentralbl. f. Bibliothekswesen. 1906. XXIII, S. 101–108.

Thwaites, R. G., The Sphere of the Library.
Public Libraries. 1906. XI, S. 3–5.

Tyler, A. S., The league of library commissions.
The Library Journal. 1905. XXX, S. 274–277.

Wakeman, E. F., The Small Library as a Library Center. *Public Libraries.* 1906. XI, S. 9.

Whitmore, F. H., Methods of book buying. Some general principles.
Library Journal. 1906. XXXI, S. 16–17.

Whitten, R. H., Special libraries.
Library Journal. 1906. XXXI, S. 12–14.

Russel, L., Carnegie Free Library *Alliance*, Ohio.
The Library Journal. 1906. XXXI, S. 24–25.

Mr. Carnegie's Library gifts.
The Library Journal. 1905. XXX, S. 281–283.

Winser, B., The Organization of the Library Profession in the United States (America).
Zentralbl. f. Bibliothekswesen. 1905. Oct. *Public Libraries.* 1906. XI, S. 11–12.

Macurdy, Th., Methods of book buying in the *Boston* Public Library.
The Library Journal. 1906. XXXI, S. 14–15.

Curtius, C., Über einige Balhornsche Drucke in der Stadtbibliothek zu *Lübeck*.
Zentralbl. f. Bibliothekswesen. 1906. XXIII, S. 109–116.

Isom, M. F., Library conditions in *Oregon*; what the ALA can do.
The Library Journal. 1905. XXX, S. 279–281.

Dongan, I. L., The Braille library at *Oxford*.
The Library Journal. 1905. XXX, S. 283–284.

Adams, E. L., Bulletin work of the *Plainfield* public library. *Library Journal.* 1906. XXXI, S. 23–24.

Sauer, A., Noch einmal die *Prager* Universitätsbibliothek. *Deutsche Arbeit.* 1906. V, S. 346–347.

Wallace, A., Interstate meeting of *Southern*-librarians. *Library Journal.* 1906. XXXI, S. 21–23.

Zeitungswesen und Pressrecht.

Clemen, O., Einführung der Zensur in Wittenberg 1522.
Börsenbl. f. d. deutschen Buchhandel. 1905. No. 275.

Conrad, A. B., Die Presse in China und Japan.
Börsenbl. f. d. deutschen Buchhandel. 1906. No. 45.

Fuld, Die Niederlande und der Urheberschutz.
Börsenbl. f. d. deutschen Buchhandel. 1906. No. 44.

Henckel, W., Preßfreiheit in Rußland.
Börsenbl. f. d. deutschen Buchhandel. 1905. No. 301.

Jacobi, H., Die Bedeutung der Presse für die Kultur. *Grenzboten.* 1905. LXIV, 4, S. 634–647.

Kallmeyer, H., Einiges über die deutschen Zeitungsverhältnisse. *Der Zeitungs-Verlag.* 1905. No. 48.

Kellen, T., Das deutsche Zeitungswesen seit 1814.
Börsenbl. f. d. deutschen Buchhandel. No. 12, 14, 15.
[Über L. Salomon, Geschichte des deutschen Zeitungswesens. III. Band. 1906.]

Klings, C., Vor 100 Jahren.
Oberschlesien. 1905. III, S. 746–752.
[Über den Inhalt einer „Oberschlesischen Monatsschrift". Herausgegeben von I. C. C. Löwe und Peuker. Verlag der Evangelischen Schulanstalt Grottkau. Juli 1788 bis Juni 1789.]

Kobel, Der Entwurf eines Gesetzes betr. das Urheberrecht an Werken der bildenden Künste und die Photographie.
Juristisches Literaturblatt. 1906. XVIII, No. 1, S. 8–9.

Prager, R. L., Zum „Recht am eigenen Bilde". Streiflichter auf den Entwurf eines Kunstschutzgesetzes.
Börsenbl. f. d. deutschen Buchhandel. 1905. No. 302.

Rippler, H., Die Tägliche Rundschau 1881–1906.
Tägliche Rundschau. 1905. (30. XII.) *Beilage.*

Thamm, K., Von der Einführung und Herstellung der „Tagespost". — K. Pröll, Presse und nationale Erziehung. — J. Riedl, Tagespost-Erinnerungen. — M. M. Rabenlechner, Zwei unveröffentlichte Gedichte Robert Hamerlings. — F. Weingartner, Grazer Jugenderinnerungen. — I. Stradner, Graz im Jahre 1856. — J. Gregori, Graz und Wien. —

Fr. Ilwof, Erinnerungen aus den Jahren 1849—1861. — A. Schlossar, Anastasius Grün in Graz und die Tagespost. — E. Gnad, Erinnerungen an Rud. Baumbach. — R. Tyrolt, Meine ersten Schritte zum Theater. — R. Kukula, Erinnerungen an Hans Grasberger. — F. Goldhann, Vom Theater in Alt-Graz. — L. Bauer, Vom Burgtheater in Wien. — A. Ive, Volkslied? — I. Steiner-Wischenbart, Zeitungswesen auf dem Gebirge vor 50 Jahren. — V. Pogatschnigg, Heinrich Heine und das kärntnische Volkslied. 2. Das kärntnische Volkslied in französischem Gewande. — A. Veitschberger, Journalismus in Amerika. — M. M. Rabenlechner, Roseggers Bücher.

Tagespost (Graz). 1906. LI. 1. I. (Festnummer.)

Touaillon, Ch., Zur Psychologie des Familienblattes. [Die Gartenlaube.]

Die Gegenwart. 1905. LXVIII, No. 44. S. 278—283.

—us, Die russische Presse in den Ostseeprovinzen (1816—1898).

St. Petersburger Ztg. 1905. *Montagsbl.* No. 88.

Walter, F., Französische Publizistik und Hofpoesie in Mannheim unter Karl Theodor.

Mannheimer Geschichtsbl. 1905. VI, Sp. 206—213.

Literaturgeschichte (Allgemeines).

Castelle, F., Neuromantik. Allerhand Gedanken.

Die Kultur. 1905. VI, S. 79—82.

Cohn, G., Textkritisches zum Cliges.

Zeitschr. f. französische Sprache und Literatur. 1904. XXVII, S. 117—159, 349—351.

Fürst, R., Münchener Bühne und Literatur im XVIII. Jahrhundert.

Vossische Ztg. 1905. No. 359. (3. VIII.)

Granier, H., Berliner Theaterkritik vom Sommer 1806 und die Zensur.

Vossische Ztg. Sonntagsbeil. 1906. No. 1.

Grun, P., Wahlsprüche und Devisen.

Heraldisch-Genealog. Blätter. 1905. I, S. 165, 181—183.

Haggenmacher, O., Japanische Dichtung.

Schweizerische Pädagog. Zeitschrift. 1905. XV, S. 230—240, 282—290.

Helmling, Die literarische und künstlerische Tätigkeit im kgl. Stifte Emaus in Prag.

Studien u. Mitteilungen a. d. Benediktiner- und Zisterzienser-Orden. 1905. XXVI. No. 2.

Hosius, K., Der Volkswitz der Römer.

Die Grenzboten. 1906. LXV, 1, S. 27—36, 91—100.

Hochdorf, M., Eine neue Geschichte der russischen Literatur.

Die Gegenwart. 1905. LXVIII, No. 47. S. 328—329.

Klaar, K., Ein Bruchstück der Nibelungen-Klage [aus dem Kapuzinerkloster zu Klausen. Vers 1246—1306 n. Bartsch].

Forschungen u. Mitteilungen z. Geschichte Tirols. 1904. I. S. 302—304.

Kralik, R. v., Die moderne Literatur und das Christentum. *Die Kultur. (Wien.)* 1905. VI, S. 423—440.

A. H., Robinson und die Robinsonaden in unserer Jugendliteratur.

National-Ztg. 1906. (12. I.) *Beilage.*

Kummer, K. F., P. Anselm Salzers Illustrierte deutsche Literaturgeschichte.

Die Kultur. 1905. VI, S. 497—504.

—, Die deutsche Literatur des XIX. Jahrhunderts auf unseren höheren Schulen.

Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1906. LVII, S. 68—80.

Oldenberg, H., Indische und klassische Philologie.

Neue Jahrbücher f. d. klass. Altertum, Geschichte u. deutsche Literatur. 1906. XVII, S. 1—9.

Schönbach, A. E., Was wir lesen. Blätter aus meinem Merkbuche.

Die Kultur. (Wien.) 1905. VI, S. 25—40.

Siefert, G., Wer war Siegfried?

Allgemeine Ztg. Beilage. 1905. No. 32, 33.

Steig, R., Aus norddeutschen Literaturkreisen der klassischen Zeit.

Vossische Ztg. 1905. No. 341. (23. VII.)

Voretzsch, K., Die Theorien über die Entstehung des altfranzösischen Epos.

Die Kultur. 1905. VI, S. 372—376.

Einzelne Schriftsteller.

Arndt: Müller, R., Die ersten Beziehungen zwischen E. M. Arndt und seinen Verlegern Reimer und Weber.

Börsenbl. f. d. deutschen Buchhandel. 1906. No. 47.

Balde: Beemelmans, W., Der Hexenprozeß gegen die Großmutter des Dichters Jakob Balde (17. September 1613 in Ensisheim).

Zeitschr. f. d. Gesch. des Oberrheins. 1905. LIX, S. 359—388.

Beys: Stemplinger, E., Ch. de Beys (1610—1659): Odes d'Horace en vers burlesques.

Zeitschr. f. französische Sprache und Literatur. 1904. XXVII, S. 266—277.

Blumauer: Gugitz, G., Blumaueriana. Zu Alois Blumauers 150. Geburtstag (21. Dezember).

Wiener Ztg. 1905. No. 288. (17. XII.)

Byron: Wetz, W., Lady Caroline Lamb, Lord Byron und der neueste Roman der Mrs. Humphry Ward. [Die Heirat von Wilhelm Ashe.]

Allgemeine Ztg. Beilage. 1905. No. 164—166.

Delisle: Humbert, H., Delisle de la Drévetière, sein Leben und seine Werke. Ein Beitrag zur Geschichte des Nouveau Théâtre Italien in Paris.

Zeitschr. f. französische Sprache und Literatur. 1904. XXVII, 1, S. 1—68.

Engel: Kohfeldt, Familienbriefe Joh. Jak. Engels.

Jahrbücher u. Jahresberichte d. Vereins f. mecklenburg. Geschichte u. Altertumskunde. 1905. LXX, S. 235—244.

Goethe: Biese, A., Das Dichtergemüt.

Die Grenzboten. 1906. LXV, 1, S. 323—329, 377—384.

[Über Goethes „Tasso".]

—: Ettlinger, A., Goethe und das alte Testament.

Hamburger Correspondent. 1906. *Literar. Beilage.* No. 1, 2.

Goethe: Fastenrath, I., Eine spanische Faust-Übersetzung [von Teodoro Llorente. Barcelona, Montaner y Simón 1906.]
Das literarische Echo. 1906. VIII, S. 750—51.

—: Kiefer, O., Goethe und die Kinderwelt.
Deutsche Kultur. 1905. I, S. 301—305.

—: Köster, A., Die Niederschrift der israelitischen Urgeschichte in Goethes „Dichtung und Wahrheit".
Berichte über die Verhandlungen der Kgl. sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig. 1905. LVII, S. 19—34.

—: Maync, H., Die deutsche Goethe-Biographie. [Ein historisch-kritischer Überblick.]
Neue Jahrbücher f. d. klass. Altertum, Geschichte und deutsche Literatur. 1906. XVII, S. 46—76.

—: Münz, B., Aus dem Lager der Goethe-Gegner.
Deutschland. 1906. IV, 7, S. 657—671.

—: Pasig, P., Goethe und Ilmenau.
Thüringer Warte. I, S. 113—119, 161—169.

—: [Payer v. Thurn, R.], Goethe nach Jens Juel.
Chronik d. Wiener Goethe-Vereins. 1905. XIX, S. 55—56.

—: de Reynold, Goethe, Schiller et la Suisse.
La Voile Latine. (*Genf.*) 1905. No. 4.

—: Sewett, A., Die Ethik der Wahlverwandtschaften und der moderne Roman. [Berthold, Die Bilder des Meister Eltz. — W. Fred, Die Straße der Verlassenheit. — Dora Duncker, Die heilige Frau.]
Die Nation. 1906. XXIII, No. 21, S. 331—334.

—: Wyzewa, T. de, Une victime de Goethe: Jeanne Eckermann.
Revue des deux Mondes. 1905. 5. Période. LXXV, 28, S. 935—946.
[Über: „Aus Goethes Lebenskreise." Eckermanns Nachl. herausg. von F. Tewes 1905.]

Grillparzer: Beetschen, A., Grillparzer auf Reisen.
Vossische Ztg. 1905. No. 335. (20. VII.)

Hamerling: Brandstetter, H., Erinnerungen an Hamerling.
Die Zeit. 1905. 7., 14., 21., V. *Sonntagsbeilage.*

Heine: Asbach, I., Zu Heines Lebensgeschichte. [a) Brief von Heines Mutter und Oheim Salomon. b) Heines Geburtshaus.]
Beiträge zur Geschichte des Niederrheins. 1905. XIX, S. 252—254.

—: Berg, L., Heine und Nietzsche.
Vossische Ztg. Sonntagsbeil. 1906. No. 5.

—: Elster, E., Heine und Straube. Ein Gedenkblatt zum 17. Februar 1906.
Deutsche Rundschau. 1906. CXXVI, S. 205—213.

—: Karpeles, G., Die „flammenäugige Elise". Ein Bild aus Heinrich Heines Eheleben.
Nord und Süd. 1906. CXVI, S. 263—272.

—: Strecker, K., Heine und Shakespeare.
Tägliche Rundschau. Unterhaltungsbeilage. 1906. No. 40.

—: Strobl, K. H., Zur Würdigung Heines.
Die Gegenwart. 1905. LXVIII, No. 47, S. 326—328.

Hilscher: Schams, A., Josef Emanuel Hilscher. Ein Gedenkblatt zu seinem hundertsten Geburtstage.
Deutsche Arbeit. 1906. V, S. 254—269.

Jean Paul: Schneider, F. I., Jean Paul und Bernhard Hermann, das Urbild seiner humoristischen Charaktere. *Deutsche Arbeit.* 1905. V, S. 150—160.

Kleist: Eloesser, A., Zur neuen Kleist-Ausgabe.
Vossische Ztg. Sonntagsbeilage. 1906. No. 6.

—: Minde-Pouet, G., Der früheste Brief Heinrich von Kleists [13. III. 1793].
Vossische Ztg. 1905. No. 355. (1. VIII.)

—: Ortner, H., Zu Kleists „Hermannschlacht".
Zeitschrift f. d. deutschen Unterricht. 1906. XX, S. 126—129.

Lamennais: Boutard, Ch., La vocation de Lamennais.
Revue de deux mondes. 1905. 5. Période. LXXV, 26, S. 673—692.

—: Giraud, V., Une correspondance inédite de Lamennais (Lettres à M. Vuarin).
Revue de deux mondes. 1905. 5. Période. LXXV, 29, S. 765—799.

Lemaître: Brisson, A., Jules Lemaître.
Neue Freie Presse. 1905. (7. II.)

Lamartine: Doumic, R., Le mariage de Lamartine, Lettres du poète à sa fiancée.
Revue des deux mondes. 1905. 5. Période. LXXV, 28, S. 825—849. 29, S. 152—176.

Meißner: Bayer, I., Alfred Meißner — Franz Hedrich. Ergänzende Nachträge zur Beleuchtung der alten Streitfrage. *Deutsche Arbeit.* 1906. V, S. 236—257.

—: Briefe von Alfred Meißner. Mit einem Begleitwort von Rudolf Wolkan.
Deutsche Arbeit. 1906. V, S. 258—263.

—: Soffé, E., Erinnerungen an Alfred Meißner.
Deutsche Arbeit. 1906. V, S. 228—235.

—: Wittner, O., Alfred Meißner.
Deutsche Arbeit. 1906. V, S. 219—227.

Meyer: Conrad Ferdinand Meyer und Friedrich Th. Vischer im Briefwechsel.
Süddeutsche Monatshefte. 1906. III, 1, S. 172—179.

—: Haßlinks, E., Conrad Ferdinand Meyer. Zu seinem 80. Geburtstag.
Deutsche Kultur. 1905. I, S. 418—422.

Montesquieu: Huberti, H. K. L., Der Geist Montesquieus in seiner Wertung für heute.
Deutsche Kultur. 1905. I, S. 469—473.

Moritz: Windel, R., Karl Philipp Moritz als pädagogischer Schriftsteller.
Neue Jahrbücher f. d. klass. Altertum, Geschichte u. deutsche Literatur. 1906. XVIII, S. 44—59.

Moscherosch: Beinert, J., Deutsche Quellen und Vorbilder zu H. M. Moscheroschs Gesichten Philanders von Sittewald.
Alemania. 1904. N. F. V, S. 162—222.

Paudler: Haudeck, J., A. Paudler. Ein Nekrolog.
Deutsche Arbeit. 1906. V, S. 354—357.

Platen: Widmann, I. V., Platens Tagebücher.
Frankfurter Ztg. 1905. No. 229. (19. VIII.)

da Ponte: Rychnovsky, E., Lorenzo da Ponte. [Der Textdichter zu Mozarts „Figaros Hochzeit", „Don Juan" und „Cosi fan tutte".]
Deutsche Arbeit. 1906. V, S. 320—324.

Reuter: Sehmsdorf, Zur Sprache Fritz Reuters.
Zeitschr. f. d. deutschen Unterricht. 1906. XX, S. 133—134.

Sainte-Beuve: Giraud, V., L'oeuvre de Sainte-Beuve.
Revue des deux mondes. 1905. 5. Période. LXXV, 26, S. 112—142.

Saint-Pierre: Doumic, R., Le véritable Bernardin de Saint-Pierre.
Revue des deux mondes. 1905. 5. Période. LXXV, 28, S. 445—456.

Sand: Rocheblave, S., George Sand et sa fille, d'après leur correspondance inédite.
Revue des deux mondes. 1905. LXXV. 5. Ser. XXV, S. 797—829, XXVI, S. 176—216, XXVII, S. 391—425.

Scheffel: Boerschel, E., Mit Scheffel durch den badischen Schwarzwald.
Vossische Ztg. 1905. No. 339. (22. VII.)

—: Ettlinger, I., Scheffel und Emma Heim.
Tägl. Rundschau. Unterhaltungsbeil. 1906. No. 25, 26, 31.

—: Mehring, S., Ein Scheffel-Geheimnis.
Die Nation. 1906. XXIII, No. 20, S. 312—315.

Schikaneder: Komorzynski, E. v., Mozart und Schikaneder. *Deutsche Arbeit.* 1906. V, S. 318—320.

Schmidt: Urban, M., Der Planer Chronist Dechant Andreas Jakob Schmidt.
Deutsche Arbeit. 1906. V, S. 328—335.

Schmidtmann: Johann Daniel Schmidtmanns Selbstbiographie. Mit Einleitung und Anmerkungen von H. Theobald.
Mannheimer Gedichtsbl. 1905. VI, Sp. 75—85, 153—159.

Shakespeare: Elton, O., Recent Shakespeare Criticism.
The Quarterly Review. 1905. CCIII, S. 221—245.

Spiegel: Ein deutscher Orientalist, Friedrich Spiegel, † 1905.
Die Grenzboten. 1906. LXV, 1, S. 330—332.

Stifter: W. K., Die Jahrhundertfeier von Adalbert Stifters Geburt [Bibliographische Übersicht der erschienenen Artikel.]
Deutsche Arbeit. 1905. V, S. 212—216 u. S. 452.

—: Kalkschmidt, E., Adalbert Stifter.
Die Gegenwart. 1905. LXVIII, S. 261—263.

—: Schaukal, R., Adalbert Stifter.
Wiener Abendpost. 1905. No. 242. (21. X.)

Swinburne: The poetry and criticism of Mr. Swinburne.
The Quarterly Review. 1905. CCIII, S. 525—547.

Thoreau: Carter, G. F., Thoreau; the great transcendentalist. *The Literary Collector.* 1904. October.

Victor Hugo: Colardeau, Th., Le VII. livre d'Hérodote et les „Trois Cents" de Victor Hugo.
Annales de l'Université de Grénoble. 1904. XVI, S. 79—105.

—: Mahrenholtz, R., Jubiläums-Schriften über Victor Hugo.
Zeitschr. f. französische Sprache und Literatur. 1904. XXVII, 2, S. 80—83.

—: Martini, W., Victor Hugos dramatische Technik nach ihrer historischen und psychologischen Entwicklung.
Zeitschr. f. französische Sprache und Literatur. 1904. XXVII, S. 298—348. 1905. XXVIII, S. 83—168, 223—259.

Vigny: Schultz-Gora, Studie zur Éloa von Alfred de Vigny.
Zeitschr. f. französische Sprache und Literatur. 1904. XXVII, S. 278—297.

Voltaire: Haupt, H., Voltaire in Frankfurt 1753. Mit Benutzung von ungedruckten Akten und Briefen des Dichters.
Zeitschr. f. französische Sprache und Literatur. 1904. XXVII, S. 160—187.

Wackernagel: Ein politischer Briefwechsel zwischen I. C. Bluntschli und Wilhelm Wackernagel. Herausgegeben von Fritz Fleiner.
Basler Zeitschr. f. Gesch. u. Altertumskunde. 1905. V, S. 205—266.
[Mit Zeitgedichten.]

Waiblinger: Mell, M., Wilhelm Waiblinger
Die Kultur. 1905. VI, S. 187—202.

Walter v. d. Vogelweide: Klaar, K., Der gegenwärtige Stand der Forschung über die Heimatsfrage Walthers von der Vogelweide.
Die Kultur. 1905. VI, S. 462—473.

Wander: Schwabhäuser, Das fünfundzwanzigjährige Jubiläum des Wanderschen Sprichwörterlexikons. (Zum Gedächtnis K. F. W. Wanders.)
Die Grenzboten. 1906. LXV, 1, S. 349—351.

Weber: Kummer, K. F., Beda Weber 1738—1798. Ein Charakterbild aus dem vormärzlichen Österreich.
Die Kultur. 1905. VI, S. 318—342.
[Über das Buch von J. E. Wackernell, Beda Weber und die tiroler Literatur. 1905.]

Wolf, F. A.: Reiter, S., Friedrich August Wolf und David Ruhnkenius.
Neue Jahrbücher f. d. klassische Altertum, Geschichte und Literatur. 1906. XVIII, S. 1—16.

Zola: Schattmüller, H., Emile Zola und die asketische Moral der katholischen Kirche.
Deutschland. 1906. IV, 7, S. 701—708.

Von den Auktionen.

Auktion Emich. Kaum ein halbes Jahr ist nach der berühmten Trau-Auktion verflossen und schon wieder war Wien der Schauplatz einer hochinteressanten Versteigerung: vom 15.—17. März kam durch die Firma *Gilhofer & Ranschburg* die bedeutende Sammlung des Hofrates *Gustav Ritter von Emich* zum Verkauf, die eine auserlesene Kollektion Manuskripte, teils hervorragende Denkmäler der frühmittelalterlichen Literatur, von großer textkritischer Bedeutung, teils herrliche mit Miniaturen ausgeschmückte Stücke, ferner Inkunabeln

Volksbücher, Ritterromane des XVI. Jahrhunderts mit prächtigen Holzschnitten aus der Glanzperiode der deutschen Buchillustration enthielt; eine in sich großartig abgeschlossene Abteilung Bibliographie und Bibliophilie, die besonders reich an höchst seltenen englischen und französischen Privatdrucken, den bedeutendsten bibliographischen Hilfsmitteln und kostspieligen Prachtpublikationen in prächtigen Einbänden war, bildete den zweiten Hauptteil der Sammlung.

Die Königliche Bibliothek in Berlin, das Germanische National-Museum in Nürnberg, die K. K. Hofbibliothek und die Universitäts-Bibliothek in Wien hatten ihre eigenen Vertreter entsandt; eine Anzahl bedeutender Sammler sowie die hervorragendsten deutschen Antiquare waren erschienen, so daß infolge manchen scharfen Wettstreites der Verlauf der Auktion ein recht interessanter war. Nachfolgend eine Aufstellung der hervorragendsten Stücke mit den erzielten Preisen:

No. 1: Sedulius Scottus, liber de rectoribus christianis, ein Pergamentmanuskript aus dem XI.—XII. Jahrhundert, die zweitältest bekannte Handschrift dieses Codex, K. 490 (K. W. Hiersemann, Leipzig); No. 5: Vita et passio S. Margarethae, Pergamentmanuskript mit 30 lavierten Federzeichnungen italienischer Provenienz, K. 320 (Baer & Co., Frankfurt a. M.); No. 6: ein kostbarer Codex aus dem XIV. Jahrhundert, enthaltend mehrere für die Literaturgeschichte des Mittelalters hochwichtige Texte, darunter die älteste der bisher bekannten Niederschriften der Gesta Romanorum, K. 410; No. 7: Oxanum, de arte falconaria, XIV. Jahrhundert, K. 660; No. 9: Le Roman de la rose, Pergamentmanuskript aus dem XIV. Jahrhundert mit 14 interessanten Miniaturen, K. 1610 (K. W. Hiersemann, Leipzig); No. 19: Johann von Gmunden, Deutscher Kalender, 1470, K. 470 (derselbe); No. 20; Mainardi, Gentil Milita, XV. Jahrhundert, mit 17 interessanten Federzeichnungen, K. 490 (J. Rosenthal, München); No. 24: Psalterium cum canticis, Pergamentmanuskript aus dem XV. Jahrhundert, mit großen farbenprächtigen Initialen und Bordüren von der Hand eines bedeutenden böhmischen Miniaturisten, K. 1210; No. 28: San Pedro, le prison d'amour, Handschrift aus dem XV. Jahrhundert, K. 370; No. 35: ein deutsches Gebetbuch mit 56 vorzüglichen Miniaturen aus dem XVI. Jahrhundert, K. 510 (C. G. Boerner, Leipzig); No. 38: Livre d'heures à l'usage de Metz, Pergamentmanuskript, 1547 vollendet, das schönste Stück der Handschriftenabteilung, mit 7 prächtigen blattgroßen Miniaturen, 82 höchst interessanten Bordüren, die merkwürdigsten Zusammenstellungen und Ornamente enthaltend, und vielen Initialen, von einem bedeutenden lothringischen Künstler ausgeführt, K. 4200; No. 73: Freilassung eines Sklaven, Einzelminiatur, in Farben und Gold ausgeführt, hervorragende Arbeit eines englischen Illuminators des XIV. Jahrhunderts, K. 82 (J. Rosenthal); No. 88: David Harfe spielend, schöne Arbeit der ferraresischen Schule des XV. Jahrhunderts, K. 112 (M. Breslauer, Berlin); No. 123: Ankündigung eines wandernden Arztes, sehr interessante Pièce mit 4 lavierten Federzeichnungen aus dem XVI. Jahrhundert, K. 80 (derselbe); No. 142: Thomas de Aquino, catena aurea, Augsburg, Zainer, ca. 1470, K. 420; No. 147: Arnoldus de Villa Nova, de virtutibus herbarum, Venet. 1499, sehr seltenes Kräuterbuch mit 150 Pflanzenabbildungen, K. 260 (C. G. Boerner); No. 172: Breviarium Romano-Germanium, Venedig 1518, sehr schönes Holzschnittwerk von größter Seltenheit mit Arbeiten von Joan Andrea Vavassore, K. 420 (Breslauer); No. 176: Buch der Liebe, Frankfurt 1587, Sammlung von 13 Ritterromanen, eine der größten Seltenheiten der deutschen Literatur des XVI. Jahrhunderts, K. 810 (C. G. Boerner); No. 189: Crikveni Ordinalic, ein äußerst seltener glagolitischer Druck, in der von Hans Frhr. v. Ungnad errichteten slavischen Druckerei in Tübingen hergestellt, K. 250 (L. Rosenthal); No. 195 und 196: je 2 zusammenhängende Blätter des 27zeiligen Donats, von Gutenberg in Mainz ca. 1457 gedruckt, von enormer Seltenheit; beide Stücke erwarb Herr Martin Breslauer, Berlin, und zwar das erstere für K. 1620, das zweite für K. 1910; No. 200: ein Meßkatalog der Firma Sigm. Feyerabend in Frankfurt a. M. vom Jahre 1584, ein für die Geschichte des Buchhandels äußerst interessantes und seltenes Stück, K. 200 (Baer & Co., Frankfurt a. M.); No. 220: Haimonskinder, Simmern 1535, 1. Ausgabe des berühmten Volksbuches mit vielen großen Holzschnitten, K. 430 (C. G. Boerner); No. 221: das Heldenbuch, Frankfurt 1560, eine interessante Sammlung gereimter Ritterromane, mit Holzschnitten von Virgil Solis, K. 240 (J. Halle, München); No. 230: der Hungern Chronica, Wien 1534, einer der seltensten Wiener Drucke mit interessanten Holzschnitten, K. 480; No. 280: Pontus und Sidonia, deutsche Übersetzung der Eleonore Erzherzogin von Oesterreich, Straßburg 1509, K. 370 (Germanisches National-Museum, Nürnberg); No. 299: Rudolf, kunstliche Rechnung mit der ziffer, Wien 1526, erste, bisher nicht bekannt gewesene Ausgabe und Unikum, K. 620; No. 303: Sachsenheim, Mörin, Worms 1539, Prachtexemplar dieses seltenen Buches, K. 400 (C. G. Boerner); No. 311: Taschenbüchlein aus dem Riess, Augspurg, Hans Otmar, 1512, nebst Anhang: Von den syben sondern frewden Marie, zwei der seltensten deutschen Andachtsbücher des XVI. Jahrhunderts, das letztere überhaupt bisher unbeschrieben, mit 23 höchst interessanten, prächtig kolorierten Holzschnitten, K. 1520 (M. Breslauer, Berlin); No. 317: Thurócz, Chronica Hungarorum, Brünn 1488, ungemein seltene 1. Ausgabe dieses berühmten Buches, mit 41 Holzschnitten, die ungarischen Könige von Attila bis Matthias Corvinus darstellend, K. 2400; No. 318: ebenfalls eine Thuróczsche Chronik, Augsburg 1488, mit 66 Holzschnitten, von der größten Seltenheit, K. 2060; No. 319: die erste deutsche Ausgabe des berühmten Lehrgedichtes Der Renner von Hugo von Trimberg in einem tadellosen Exemplar, K. 154 (L. Rosenthal); No. 335: Xenophon, Commentarien, übersetzt von H. Boner, Augsburg 1540, mit 27 schönen Holzschnitten, K. 210 (German. National-Museum, Nürnberg); No. 345: Lambranzi, Neue und Curieuse Theatral-Tantz-Schul, Nürnberg 1716, eins der reizendsten und seltensten deutschen Tanzbücher, K. 320; No. 357: ein höchst interessanter Silbereinband aus dem Anfang des XVII. Jahrhunderts, Jagdszenen in äußerst reichem Blatt- und Rankenornament darstellend, K. 400.

(Von den Auktionen.)

Für die bibliographischbe und bibliophile Literatur wurden durchwegs sehr gute Preise gezahlt; die Bücher waren meist in tadellosem Zustande, oft in herrliche Maroquinbände eingebunden. Besonders lebhaft beteiligten sich hierbei die Herren van Stockum, Haag (Holland) und Martin Breslauer, Berlin, die sich gegenseitig manche seltene Pièce streitig machten.

F.

Auf der letzten Auktion bei *C. G. Boerner* in Leipzig gingen die Preise gleichfalls wieder recht hoch. Wir notieren:

Arnim, Werke, M. 455; Ariel, M. 32; Hollin, M. 71; Nachtfeier-Cantate, M. 82; Tröst Einsamkeit, M. 395; Wunderhorn, M. 220; *Baggesen*, Karfunkel, M. 50; *Brentano*, Bogs, M. 36; Godwi, M. 210; Gockel, M. 105; Lied vom Corporal, M. 52; Mosel-Eisgangs-Lied, M. 41; Lustige Musikanten, M. 48; Philister, M. 200; Trutz-Nachtigall, M. 34; *Sophie Brentano*, Bunte Reihe, M. 64; *Bürger*, Gedichte, 1788, M. 48; Priapische Oden, M. 46; Münchhausen, 1788, M. 59; Ehestands-Geschichte, M. 100; *Förster*, Sängerfahrt, M. 32; *Fouqué*, Musen, M. 35; *Friedrich II.*, Poesies diverses, 1760, M. 145; *Gerstenberg*, Ugolino, M. 31; *Goethe*, Carneval, M. 275; Claudine, M. 26; Clavigo, 1774, M. 105; Erwin und Elvire, 1775, M. 68, dasselbe, Klavierauszug, 1793, M. 90; Götter, Helden und Wieland, M. 135; Goetz, 1773, M. 570(!); der Nachdruck des gleichen Jahres, M. 32, die zwote Auflage, M. 36; Hermann und Dorothea, 1798, M. 170; Johanna Sebus, 1809, M. 805(!); Werther, Orig.-Ausg., M. 255; (Goechenbausen), Werther-Fieber, M. 73; (Schlettwein), Briefe über die Leiden, M. 24; (Wagner), Prometheus Deukalion, M. 110; Lustspiele nach dem Plautus, M. 205; Prolog zu den neuesten Offenbarungen, M. 295; Propylaeen, M. 53; Puppenspiel, M. 200; Frankfurter Gelehrte Anzeigen, 1772/73, M. 690; Gesänge der Liedertafel, 1811, M. 115; (Jacobi), Iris, 1—8, M. 160; Liedertafel, 1818, M. 61; Rheinischer Most, M. 1875(!); Zauberflöte, 2. T. (Taschenb. 1802), M. 77; *Gebr. Grimm*, Irische Elfenmärchen, M. 36; Deutsche Sagen, 1816, M. 40; *Günderode*, Gedicbte und Phantasien, M. 55; Poëtiscbe Fragmente, M. 110; *Gutzkow*, Wally, 1835, M. 50; *Heine*, Buch der Lieder, 1827, M. 69; Gedichte, 1822, M. 90; Neue Gedichte, 1844, M. 20; Shakespeares Mädchen und Frauen, M. 56; Tragoedien, 1823, M. 91; *Hoffmann*, Kater Murr, 1820/22, M. 105; Kinder-Märchen, 1816/17, M. 150; *Hölderlin*, Trauerspiele des Sophokles, 1804, M. 125; *Keller*, Grüner Heinricb, M. 200; *Kleist*, Penthesilea, Widmungsexemplar, M. 580; Amphitryon, M. 60; Erzäblungen, M. 96; Familie Schroffenstein, M. 155; Germania an ihre Kinder, M. 185; Käthchen, M. 47; *Klinger*, Orpheus, M. 86; Plimplamplasko, M. 70; Sturm und Drang, M. 325; Das leidende Weib, M. 110; *Lenz*, Anmerkungen über das Theater, M. 30; Der Hofmeister, M. 46; Petrarch, M. 62; Die Soldaten, M. 47; Vertheidigung des Herrn W., M. 120; *Lessing*, Emilia Galotti, 1772, M. 32; Die Gefangenen, M. 120; Minna, 1767, M. 160; Schreiben an das Publikum, 1753, M. 315; Vademecum, M. 91; *Mörike*, Nolten, M. 70; Iris, M. 21; *Maler Müller*, Faust, M. 46; *Novalis*, Heinrich von Ofterdingen, M. 120; *Scheffner*, Mein Leben, M. 15; Acheron, M. 12,50; Spätlinge, M. 14,50; Der treue Schäfer, M. 16; *Schiller*, Anthologie Tobolsko, M. 91; Dom Karlos, erste Ausgabe, M. 82; Gedichte, 1800/03, M. 83; Horen, M. 120; Huldigung, Originaldruck, M. 105; Kabale und Liebe, 1784, M. 98; Musen-Almanach, 1796, M. 57, 1797, M. 60, 1798, M. 63, 1799, M. 26, 1800, M. 27; Die Räuber, 1781, M. 2650(!); zwote Auflage, Löwe nach links, M. 190; Löwe nach rechts, M. 77; Thalia und Neue Thalia, M. 250; Venuswagen, 1781, M. 300; Fiesko, 1783, M. 190; *Schlegel*, Europa, M. 86; Lucinde, 1799, M. 33; *Schmidt-Werneuchen*, Gedichte, M. 32; *Tieck*, Lovell, 1795/96, M. 115; Gestiefelter Kater, M. 46; Poetisches Journal, M. 41; Blaubart, M. 92; Kraft- und Kniffgenies, M. 135; *H. L. Wagner*, Confiscable Erzählungen, M. 105; Kindermörderin, 1776, M. 150; Lessings Bearbeitung, 1777, M. 110; Macbeth, M. 145; Reue nacb der That, M. 125; Tagebuch eines Weltmanns, M. 100; Theaterstücke, M. 125; Der wohlthätige Unbekannte, M. 210.

Für das *Heine-Porträt* Elsassers wurden M. 2210, für das *Grillparzers* von A. Haenisch M. 860 und für das der *Marianne von Willemer* von C. L'Allemand M. 920 bezahlt.

Unter den *Autographen* erreichte ein Brief der *Bettina von Arnim* M. 65; 20 Briefe *Georg Forsters* und 50 Seiten Tagebuch erzielten M. 120, 120 weitere Briefe von ihm M. 245; ein eigenhändiges Gedicht *Chamissos* M. 72; *Goethe* an Geheimrath v. Herda, Weimar 6. 6. 83, M. 375; *Goethe* an Einsiedel, Rom 10. 10. 87, M. 200; *Goethes Visitenkarte* mit zwei Zeilen an Eckermann, M. 105; *Goethe*, Vierzeiler, 17. 5. 1817, M. 210; *Goethe*, Autographa, M. 250; *Grabbe*, Über die Shakespearo-Manie, Orig.-Manusc., 38 S., M. 605; *Karl v. Hardenberg*, 15. 9. 97, mit Nachschrift von *Novalis*, M. 250; *Heine*, München 23. 1. 28, an den Schauspieler Witt-Döring, M. 275; *Huber*, 126 Briefe, M. 310; *Mörike*, Gedicht an Schwind, M. 145; *Ludwig Richter* an seinen Verleger Wigand, mit 2 Karikaturen, M. 250; *Schiller* an den Maler Schnorr-Carolsfeld, Weimar 4. 2. 04, M. 310.

Δ

Der verstorbene Geheime Regierungsrat Landrat *Werner Freiherr von Schleinitz* hat eine Bibliothek hinterlassen, deren Hauptteil an ein namhaftes deutsches Institut übergegangen ist, während die in demselben bereits vorhandenen Werke zum öffentlicben Verkaufe gelangen werden. Das Leipziger Auktions-Institut von *Oswald Weigel* ist mit der Versteigerung dieses Teiles der Schleinitzschen Bibliothek beauftragt und bereitet derzeit einen Katalog vor, der ein besonderes Interesse beanspruchen darf. Es handelt sich hauptsächlich um *kulturgeschichtliche, satirische und galante Literatur des XVIII. Jahrhunderts*, die zum Teil nur wenig in Antiquariats-Katalogen vorkommt. Um so mehr werden es die zahlreichen Bücherliebhaber auf diesem Gebiete begrüßen, eine Gelegenheit zu finden, längst gesuchte Desideraten der kuriosen Literatur jener in kulturgeschichtlicher Beziehung so bemerkenswerten

Zeitepoche erwerben zu können. Auch die deutsche Literatur vor, in und nach der Klassikerzeit ist in seltenen Erstausgaben vorhanden, ebenso sind Robinsonaden und Studentica usw., sowie die dramatische Literatur und die Theatergeschichte mit vielen gesuchten Werken vertreten.

Über die Sammlung des Begründers und Herausgebers der großen Lutherausgabe, Pfarrers Dr. *Knaake*, die gleichfalls demnächst bei Oswald Weigel zur Versteigerung gelangen wird, bedarf es in eingeweihten Kreisen keiner eingehenden Schilderung. Sie ist die größte im Privatbesitze befindliche Sammlung von *Urdrucken der Reformationszeit* und dürfte als solche weitgehendes Interesse beanspruchen. Wir behalten uns vor, nach Fertigstellung des in Vorbereitung befindlichen Kataloges auf diese wertvolle Sammlung zurückzukommen und hoffen, daß dem Kataloge später eine Preisliste folgen wird, die bei dem derzeitigen Interesse für die Preisschwankungen der Originaldrucke dieser Zeit wünschenswert sein dürfte. Wie wir hören, wird die Sammlung auch zahlreiche nicht im „Thesaurus Libellorum Historiam Reformationis Illustrantium" befindliche Schriften enthalten, so daß der Auktionskatalog in gewisser Hinsicht als Supplement zu den Handbüchern von Panzer, Weller, Goedeke und Heyse usw. betrachtet werden darf. —l.

Kleine Mitteilungen.

Das hebräische Stammbuchblatt Mendelssohns. Das in dieser Zeitschrift (IX. Jahrgang S. 460) unter „Zwei alte Stammbücher" erwähnte und im hebräischen Original mitgeteilte *Stammbuchblatt Mendelssohns* verdient den hebräisch Unkundigen verdolmetscht zu werden, weil es in seiner Kürze für den Schreiber charakteristisch ist. Was Mendelssohn schreibt, ist der Schluß des Bibelverses Sacharja Kapitel 19, Vers 20: „Liebet die Wahrheit und den Frieden" — ein für den friedensliebenden Weltweisen bezeichnender Spruch. Unten rechts steht dann „Zu Ehren des Besitzers des Buches schrieb [dies] Moses, Sohn des R. Mendel." Unten links steht Ort und Datum: „Berlin, 19. Ellul 5543" [= 16. September 1783]. — Die Schriftzüge zeigen uns die schöne Hand, die Mendelssohn von seinem Vater, dem armen Thorarollenschreiber, geerbt hatte. Wir können aber auch aus ihnen die konziliante Gesinnung Mendelsohns herauslesen. Er benutzt nicht die dem jüdischen Gelehrten besonders geläufige Kurrentschrift, weil diese christlichen Hebraisten meistens unbekannt ist (es wird ja deshalb so oft erwähnt, daß die beiden Humboldts als Jünglinge mit Mendelsohns Töchtern in hebräischer Kurrentschrift korrespondierten), sondern die jedem Hebräischkundigen bekannte Quadratschrift. — Der Besitzer des Stammbuchs hat schließlich „Mendelson" hinzugefügt, was ich ausdrücklich bemerken möchte, damit nicht Autographenliebhaber oder Literaturfreunde diese Namenszeichnung für Mendelssohns eigene ansehen.

Kopenhagen. *P. Simonsen.*

Geheimrat Dr. *P. Schwenke* von der Berliner Königlichen Bibliothek erläßt einen warmherzigen Aufruf zur Rettung eines „nationalen Denkmals" für Deutschland: jenes Exemplars des *Mainzer Psalteriums von 1459*, das, ehemals in der Gräflich Westerholtschen Bibliothek, sich jetzt im Besitze der Antiquariatsfirma Josef Baer & Co. in Frankfurt a. M. befindet und von dieser für 96000 Mark ausgeboten wird. Ein amerikanischer Käufer soll schon vor der Türe stehen. Geheimrat Schwenke wendet sich an die Opferfreudigkeit der reichen Privaten. „Auch in Amerika ist es nicht der Staat, der die Hände nach solchen Kostbarkeiten für seine Bibliotheken ausstreckt, sondern es sind Private, die es als *selbstverständliche Pflicht ihres Reichtums* betrachten, den öffentlichen Sammlungen beizuspringen. Sollte sich nicht bei uns die gleiche Opferfreudigkeit finden, wo es gilt, ein nationales Denkmal zu erhalten? Es ist ja eine bedeutende Summe, um die es sich handelt, auch wenn der Verkäufer, um es Deutschland zu erhalten, von dem Katalogpreise noch etwas nachläßt, und es ist nicht zu erwarten, daß ein einzelner den ganzen Betrag zur Verfügung stellt. Aber sollten sich nicht unter der immer mehr wachsenden Anzahl begüterter Bücherliebhaber und Freunde der Wissenschaft viele finden, die bereit wären, entsprechende Beiträge zu zeichnen, um der Büchersammlung, die sich immer mehr zur Nationalbibliothek auswachsen wird, dieses Denkmal der deutschen Erfindung zuzuwenden?" — Ein Münchener Antiquar, Herr Jacques Rosenthal, hat bereits 1000 Mark gezeichnet. Wer folgt nach? — Geheimrat Schwenke (Berlin W. 30, Luitpoldstr. 11) und auch die Redaktion dieser Zeitschrift nimmt Zeichnungen entgegen. —bl—

Einen Neudruck von Gottlob Regis' unübertrefflicher Übersetzung von Rabalais' „Gargantua und Pantagruel", die schon 1835 erschien und heute recht selten geworden ist, bereitet der Verlag Georg Müller in München (Josefplatz 7) vor. Als Herausgeber zeichnet Wilhelm Weigand. Der Ausstattung des Werkes wird die größte Sorgfalt zugewendet werden. Außer einer von vornherein in ganz beschränkter Anzahl zu druckenden (höchstens 35 Exemplare) Liebhaberausgabe auf echtem van Geldern erscheint eine Ausgabe auf feinstem Hadernpapier. Beide Ausgaben werden in Ganz-Pergament mit reichem Goldaufdruck gebunden und nur in der Höhe der subskribierten Exemplare hergestellt. Jedes Exemplar wird in der Presse numeriert. Ein Nachdruck findet nicht statt. Preis für die Luxusausgabe ca. M. 60, für die auf Hadernpapier ca. M. 30.

—m.

Einen *Katalog ihres Kunstverlages* läßt uns die *K. K. Hof- und Staatsdruckerei* in *Wien (1905)* zugehen. Er enthält in weißem, mit geschmackvollem

schwarzen Signet versehenen Umschlag nicht nur die Aufzählung der Werke mit kurzen orientierenden Details, sondern auch eine Anzahl von Illustrationsreproduktionen in verkleinertem Maßstab. Auch einige Spezial-Illustrationen aus der „Festschrift" in Schwarz-weißtechnik sind eingefügt. Der eigenartige saubere und stark mit weiß durchschossene Druck liest sich etwas unübersichtlich, wenn es sich um verschiedene große Ankündigungen handelt, während fortlaufende Textseiten recht klar wirken. —m.

Nur wenige Analogien hat Deutschland den großen philantropischen Bibliotheksschöpfungen Amerikas entgegenzusetzen. Eine der ältesten und umfassendsten ist die *Kruppsche Bücherhalle* in Essen. Über ihre *Verwaltung und Einrichtung* gehen uns zwei Veröffentlichungen von Herrn *Paul Ladewig* zu. Die erste ist ein dünnes Faszikel, ein Sonderdruck aus *Reyers „Fortschritten der volkstümlichen Bibliotheken"* (Leipzig, W. Engelmann, 1903) nebst einer statistischen Tabelle über die Benützung der Bücherhalle vom 1. März 1899 bis 31. Mai 1905. Die zweite ist ein größeres Heft, das in der eigenen Buchdruckerei der Gußstahlfabrik Friedr. Krupp in Essen 1905 erschien. Das Heft behandelt in seinem ersten Teil alle Zweige einer derartigen Institution: den Ankauf, die Pflege, die Katalogisierung, die Verleihung und auch allerhand Statistisches. Der zweite Teil ist den tatsächlichen Einrichtunggegenständen der Bücherhalle gewidmet und zeigt Proben der eingeführten Formulare usw. Zwei photographische Aufnahmen schließen die monographisch wertvolle Arbeit ab. —m.

Für die zahlreichen Verehrer *Karl Simrocks* wird es von Interesse sein, daß der Verlag der Simrockschen Schriften, die Cottasche Buchhandlung in Stuttgart, neuerdings die Preise derselben wesentlich ermäßigt hat. So kosten z. B. die neuen Auflagen des „Nibelungenliedes" und von „Gudrun" in gediegener Ausstattung gebunden nur M. 3. Die Verbilligung dieser Werke wird zu ihrer weiteren Verbreitung erheblich beitragen. △

Das in Bibliophilenkreisen wohlbekannte Antiquariat von *Max Perl* in Berlin, Leipzigerstraße 89, hat durch Übernahme eines neuen Geschäftslokals im selben Hause seine Räumlichkeiten bedeutend vergrößert und gedenkt in diesem neuen Lokal vornehmlich seine Spezialgebiete, deutsche Literatur und Kunst, zu pflegen und auszubauen. Durch ein umfangreiches Lager von wertvollen Erstausgaben, französischen und deutschen illustrierten Büchern des XVIII. und XIX. Jahrhunderts, alten Holzschnittbüchern, kostbaren und originellen Einbänden, Kunstblättern von Rops, Menzel u. a., ist Bibliophilen reichliche Gelegenheit zu wertvollen Erwerbungen geboten. Die Besichtigung des neuen Lokals, in dem auch Buch-, Kunst- und Autographen-Auktionen veranstaltet werden sollen, ist Interessenten gern freigestellt.

Kataloge.

Zur Vermeidung von Verspätungen werden alle Kataloge an die Adresse des Herausgebers erbeten. Nur die bis zum 25. jeden Monats eingehenden Kataloge können für das nächste Heft berücksichtigt werden.

Deutschland und Österreich-Ungarn.

Ernst Frensdorff in Berlin SW. 11. Anz. f. Bücherfr. No. 14. *Berlin, Hoffeste, Privatdrucke, Biographie. Briefwechsel, Literatur, Literaturgeschichte, Theater.*

E. Kantorowicz in Berlin W. 9. No. 75. *Deutsche Literatur und Geschichte.*

Richard Kaufmann in Stuttgart. Anz. No. 105. *Deutsche Literatur, Autographen, Varia.*

Emil Graefe in Leipzig. No. 6. *Deutsche Literatur und Übersetzungen.*

Paul Alicke in Dresden-A. No. 59. *Deutsche Literatur und Übersetzungen.*

J. Taussig in Prag. No. 135. *Curiosa.*

W. Jacobsohn & Co. in Breslau V. No. 209. *Deutsche Literatur, Kunst, Varia.*

Karl W. Hiersemann in Leipzig. No. 321. *Mittel- und Süd-Amerika, Westindien und Philippinen* (Zeitschriften, Karten, Werke). — No. 322. *Asiatische Kunst.*

Otto Harrassowitz in Leipzig. No. 291. *Iran und Armenien.* — No. 293. *Griechische und römische Altertumskunde.*

Franz Malota in Wien IV. No. 3. *Philosophie, Mathematik, Astronomie.* — No. 4. *Musik, Theater, Geschichte.*

Max Ziegert in Frankfurt a. M. No. 7. *Städteansichten und Pläne von 1500—1900. I.*

Leo Liepmannssohn in Berlin SW. 11. No. 156. *Musiktheorie und Musikästhetik, Akustik, Musikpädagogik.*

Simmel & Co. in Leipzig. No. 216. *Literae graecae et romanae.*

Rud. Haupt in Halle. No. 18. *Volkskunde, Kultur- und Sittengeschichte.*

Heinr. Kerler in Ulm a. D. No. 350. *Deutsche Literatur, Sprache und Literaturgeschichte.*

Jos. Baer & Co. in Frankfurt a. M. No. 530. *Keramik, Glas, Porzellan, Majolika, Terrakotta, Mosaik, Glasmalerei.*

E. v. Masars in Bremen. No. 16. *Kulturgeschichte.* — No. 17. *Deutsche Literatur.*

J. Heß in Stuttgart. No. 81. *Literatur, Geschichte, Naturwissenschaften, Kunst.* — No. 76. *Rechtswissenschaft.* — No. 77. *Staats- und Verwaltungsrecht.*

Lipsius & Tischer in Kiel. No. 85. *Literatur und Kunst.*

Wilh. Scholz in Braunschweig. No. 118. *Literatur, Geschichte, Varia.*

Ernst Carlebach in Heidelberg. No. 281. *Theologie.*

J. Kauffmann in Frankfurt a. M. No. 54. *Belletristik, Geschenkwerke, Humoristika.* — No. 50. *Neue Judaica und Hebraica.*

W. Junk in Berlin W. 15. *Verlagskatalog.* — *Desiderata. No. 18.*

Georg Lissa in Berlin SW. 12. No. 41. *Deutsche Literatur, Kunst, Musik, Theater, Varia.*

Max Perl in Berlin W. No. 69. *Theater und Musik.*

(Kataloge — Inserate.)

List & Francke in Leipzig. No. 380. *Klassische Philologie. I.*

J. Körper in Wien I. No. 19. *Kunst und Musik.* — No. 18. *Kultur- und Sittengeschichte.*

Otto Gerhardt in Berlin W. 50. No. 52. *Ausländische Literatur.*

Emil Hirsch in München. No. 47. *Rara et Curiosa.*

Gustav Pietzsch in Dresden-A. No. 15. *Geschichte, Biographien, Memoiren, Kulturgeschichte.*

Josef Jolowicz in Posen. No. 158. *Judaica und Hebraica.*

Th. Ackermann in München. No. 549. *Deutsche und ausländische Literatur, Varia.*

Heinr. Hugendubel in München. No. 27. *Kultur und Sitte, Curiosa, deutsche Literatur, Varia.*

J. Kampffmeyer in Berlin SW. 48. No. 435. *Literaturgeschichte, Theater, Folkrose, Musik, Varia.*

Akademische Buchhandlung Teutonia in Leipzig. Dublettenliste No. 2.

K. Th. Völcker in Frankfurt a. M. No. 261. *Biographien, Literaturgeschichte, Bücherwesen.*

G. Budinsky in Graz. No. 39. *Weltgeschichte, Steiermark, Varia.*

A. Mejstrik in Wien I. No. 2. *Deutsche Literatur, Mundartliches, Folklore.*

Ausland.

M. Labadille in Paris IX. No. 6. *Curiosa.*

J. Gamber in Paris. No. 33. *Critique littéraire, auteurs des XVII.—XIX. siècles; Patois et dialectes.*

Leo S. Olschki in Florenz. Bull. No. 41. *Rara.*

Martinus Nijhoff im Haag. No. 350. *Livres rares et curieux.* — No. 345. *Beaux-arts.*

Inhalt des Hauptblattes.

(Heft 1 — April 1906.)



Im Laufe dieses Frühjahres werden zur Versteigerung gelangen

die Bibliothek des verstorbenen Herrn Geheimen Regierungsrates, Landrat **Werner Freiherrn von Schleinitz,** reich an kulturgeschichtlicher, satirischer und galanter Literatur des XVIII. Jahrhunderts, Robinsonaden, Theatergeschichte, deutscher Literatur in Erstausgaben,

und die Bibliothek des bekannten Lutherforschers des Herrn **Pfarrer Dr. J. K. F. Knaake.** Erster Teil: **Originaldrucke der Reformationszeit.**

Bestellungen auf die in Vorbereitung befindlichen Kataloge erbittet

Leipzig, April 1906.

Oswald Weigel's
Antiquariat und Auktions-Institut.

FERDINAND SCHÖNINGH
Buchhändler und Antiquariat
Domhof 5 **OSNABRÜCK** Lortzingstr. 2

Neueste Kataloge gratis und franko:

Katalog Nr. 60: **Deutsche Literatur.** 3101 Nrn.
Katalog Nr. 61: **Kulturgeschichte.** 2510 Nrn.
Katalog Nr. 62: **Griech. und latein. Schriftsteller.** 1562 Nrn.
Katalog Nr. 65: **Neuere Sprachen.** 2402 Nrn.
Katalog Nr. 66: **Westfalen.** 2584 Nrn.
Katalog Nr. 67: **Rheinl., Hessen-Nassau.** 1304 Nrn.
Katalog Nr. 68: **Niedersachsen.** 2565 Nrn.
Katalog Nr. 69: **Thüringen-Sachsen.** 1552 Nrn.
Katalog Nr. 71: **Deutsche Geschichte.** 1593 Nrn.
Katalog Nr. 72: **Deutschland im Bilde.** 3500 Nrn.

Dr. phil. J. Hirsch, München,
Numismatiker,
Arcisstraße 17.

An- und Verkauf von Münzen und Medaillen, Münzfunden, Münzsammlungen.

Kataloge gratis und franko an Interessenten. — Ansichtssendungen stehen zu Diensten.

Am 28. Mai Auktion einer bedeutenden Spezialsammlung **griechischer Münzen** (Italien, Sicilien, Carthago), Römischer Goldmünzen und einer **großen numismatischen Bibliothek** (A. Loebbecke, Braunschweig). Katalog mit 14 Tafeln Abbildungen und Textillustrationen Mk. 8.—

Neue Antiquariatskataloge!

Katalog 79. Geschichte. (Enthalt. a. A. die Bibliotheken d. Univ. Professor Dr. H. Hüffer-Bonn und Staatsrat Dr. von Mayer-München.)

Katalog 81. Literatur. — Geschichte. — Naturwissenschaften. — Kunst. (Enthaltend unter Literatur eine Reihe seltener Erstdrucke.)

Diese Kataloge senden auf Wunsch gratis und franko.

Stuttgart (früher in Ellwangen), Büchsenstr. 8.

J. Hess, Buchhandl. und Antiquariat.

Katalog IV:
Deutsche Literatur, Kulturgeschichte etc. erschienen!

Biete an:

Casanova. Aus den Memoiren des Jakob Casanova de Seingalt. Bearbeitet von **Wilhelm von Schütz.** 12 Bde. Leipzig 1822—28. **Vollständigste und gesuchteste deutsche Ausgabe.** 6 Hlblnbde. Gebrauchsspuren, einige Titel, leicht ausgebessert. 24.—

(Retif de la Bretonne). Zeitgenossinnen, Die, oder Abentheuer der artigsten Frauenzimmer unseres Zeitalters v. Verfasser d neuen Abeillard. A. d. Franz. Teil 2. 3. 6. Berlin 1781—83. Mit je 1 Kpfr. u. Tit.-Vign. Hlbfzbde. Jed. Bd. für sich abgeschlossen. **Sehr selten!** 20.—

Goethe. Versuch die Metamorphose d. Pflanzen zu erklären. Gotha, Ettinger 1790. Gr. 8°. 3 Bl. u. 86 S. Hlbfrz. sauber. Expl.! **Seltene I. Ausgabe!** 12.—

Schlegel, Fr., Lucinde. Hrsg. u. fortgesetzt von W. Christern. Hamb. u. Lpz. 1842. Lwbd. schönes Expl.! **Selten!** 10.—

Richter, L., Illustrationen zu W. O. von Horn's Schriften. 2 Bde. Frankf. a. M. 1873—74. Gr. 8° Orig.-Lwdbde. 12.—

F. Waldau's Antiquariat,
Fürstenwalde (Spree).

Demnächst werden fertig:

Antiquar. Mitteilungen 5
(Königr. Sachsen, Provinz Sachsen, Thüringen und angrenzende Gebiete.)

In Bearbeitung sind:

No. 6. **Preußische Geschichte.**
No. 7. **Deutsche Literatur.**

Rudolstadt.

Karl Keil
Verlag u. Antiquariat.

Antiquariats-Kataloge:

350 **Deutsche Literatur,** 349 **Philosophie,** 348 **Geschichte von Bayern,** 347 **Geschichte von Württemberg,** 346 **Geschichte v. Holland und Belgien,** 345 **Astronomie,** 344 **Skandinavien,** 343 **Nationalökonomie,** 342 **Geschichte von Spanien,** 341 **Geschichte von Italien,** 340 **Geschichte von England,** 339 **Geschichte von Frankreich** versendet gratis

Heinrich Kerler, Ulm a. D.

Antiquariatskataloge

Katalog 417:

Deutsche Literatur seit Gottsched

2 Teile mit 5848 Nummern.

Katalog 422:

Almanache, Kalender, Taschenbücher

des XVII., XVIII., XIX. Jahrh. 1624 Nos.

Katalog 427:

Autographen.

Briefe u. Handschriften deutscher Dichter.
Teil I: A—K.

Katalog 428:

Geschichte der Graphischen Künste.

759 Nos.

Frankfurt a. M. **Joseph Baer & Co.**

Hochstr. 6. Buchhandlung u. Antiquariat.

N. Kymmel, Riga (Rußland)

Buchhandlung u. Antiquariat

Gegründet im Jahre 1763.

Katalog 65.

Deutsche Literatur u. Übersetzungen

von der Reformationszeit bis zur Gegenwart.

Dieser Katalog verzeichnet 1767 Nummern darunter etwa 500 seltene, teilweise kaum jemals wieder vorkommende erste Drucke der klassischen Periode, der Romantiker und des jungen Deutschland.

Katalog 66.

PHILOSOPHIE.

1124 Nummern, worunter viele vergriffene und teilweise sehr seltene Werke.

Katalog 67.

THEOLOGIE.

3260 Nummern. Dieser Katalog verzeichnet eine sehr große Anzahl theologischer Schriften, die nie in den Katalogen der deutschen Antiquare gefunden werden. Die Literatur der baltischen Provinzen ist sehr reichhaltig vertreten und eine besondere Abteilung der Russisch-orthodoxen Kirche eingeräumt.

Obige Kataloge stehen unberechnet zu Diensten.

Liebhabern

empfehle folgende Gelegenheitskäufe:

1 Brehm's Tierleben, 10 Originalbände, tadellos, wie neu, statt M. 150.—, für M. 105.—.
1 Schlagintweit, Indien, Prachtwerk, reich illustr., 2 Bde., statt M. 30.—, für M. 20.—.
1 Jahrbuch der bildenden Kunst, 1902, 1903.
1 Die Kunst des Jahres 1904.
1 Die Musik, Jahrg. II u. III, statt à M. 16.—, für à M. 6.50.
1 Muret-Sanders, Encyklopäd, engl.-dtsch. und dtsch.-engl. Wörterbuch, recht gut erhalten, statt M. 16.—, für M. 11.
1 Gottschall, Die deutsche Nationallitteratur, 4 Bde., statt M. 60.—, für M. 16.—, tadellos neu, herabges. Preis.
1 Kant, J., sämtl. Werke (Kirchmann) 8 Bde. Halbfranz, wie neu, tadellos nur M. 32.—.
1 Nietzsche, Zarathustra
1 Nietzsche, Jenseits von Gut und Böse
1 Nietzsche, Fall Wagner, Dichtungen } *Grofse Ausgabe. Liebhaber-halbfranzbände.*
1 Schopenhauer sämtl. Werke. 6 Bde. Halbfrz., tadellos, wie neu, statt M. 24.—, für M. 18.—.
1 Prévost, Manon Lescault. geb., wie neu, sehr gut illustr.
1 Molière, Oeuvres compl. 2 Bde. Grofse Ausgabe, viele Stahlstiche, Prachteinband, tadellos, wie neu.
1 Musset, Oeuvres posthumes, 10 Prachtbände, viele Stahlstiche, tadellos, wie neu.
1 Fémina. L'année féminine, ill. Tome IV. 1904, statt M. 12.—, für M. 6.50.
1 Meyer's Conversations-Lexikon, V. Auflage, 21 Bde., recht gut erhalten, statt M. 210.—, für M. 100.—.
1 dto. VI. Aufl. (im Erscheinen), Pracht-Ausg., Bd. 1—10, statt M. 120.—, für M. 66.—.
1 Kayser's Bücher-Lexikon 1750—1876, kplt.
1 Kayser's Bücherkunde 1750—1823.
1 Kunst für Alle, XV., geb.
1 Knackfuss Künstler-Monogr., 1—45 in 8 hocheleg Liebhaberhalbfranzbände geb.
1 Rellstab, Berlin u. Umgebung (1856, viele hochf. Stahlstiche).
1 Fénélon, Les aventures d. Télémaque ill. 1730.
1 Eliae Beynon dess Jüngern Barmhertziger Samariter mit sehr nützlichen Unterr. von die Hebammen und Anhang von der Pest. Nürnberg 1700.
1 Moltke Ges. Schriften, I, II, IV. O. Halbfrz.
1 Foerster, Leben und Thaten Friedrichs des Grofsen. 5 Bde. 1840 (viele gute Illustrationen).
1 Chamisso, Die Gauner. 1836.
1 Fouqué, Sängerliebe. 1816.
1 Fouqué, Jahreszeiten: Winter. 1814.
1 Goethe, Aus meinem Leben. 3 Bde 1811—14.
1 Goethe, Wahlverwandschaften I—III. 1809.
1 Goethe, Leiden des jungen Werther. 1787.
1 Iffland, Aug. Wilh., Der Haustirann. 1812.
1 Kotzebue, Merkwürdigste Jahr meines Lebens I—II. 1801.
1 Schiller, Moral. Versuche und Erzählungen I—II. 1815.
1 West, Carl August, Donna Diema. Wien 1819.
1 Herders Werke. 1. Aufl. 60 Bde. kplt.
1 Fidus, Tänze: Polka, Einzelblätter.
1 Gutzkow, Ritter vom Geiste, 4 Bde. Hlbfrz
1 Berliner Architekturwelt. V. u. VI. Jahrg. geb., VII. H. 1—10, IV. H. 1 Sonderhefte: Eckmann, B. Möhring, Melchior Lechter, Grenander.
140 Bde. französ. Romane etc. Eleg. geb.
40 dto. brosch.
1 Martinus Luther, Eyn brieff an die Fürsten zu Sachsen von dem aufrurischen geyst. Wittemberg 1524.
1 Wunderschöne Pastell-Copie der Pence'schen Susanna im Bade von unbek. Franzosen, 100 Jahre alt.

Fast alles recht gut erhalten.

Nähere Angaben und Preise stehen gern zu Diensten.

Eduard Rohde, Berlin-Schöneberg,

Grunewald Str. 38.

Meine letzten Antiquariatskataloge

Theologie (kathol. u. protest.) — Theol. Curiosa
Kunst. — Architektur. — Illustr. Werke
Philosophie. — Freimaurerei. — Spiritismus. — Mathematik. — Astronomie
Deutsche u. fremde Literatur. — Musik. — Theater. — Geschichte

versende auf Verlangen **gratis** und **franko.**

Franz Malota,

= Wien IV, Wiedenerhof. =

Eben erworben:

Bibliothek Ludw. Speidel,

Redakteur der „Neuen Freien Presse", Wien.

Katalog I über dieselbe: **Erstausgaben deutscher Dichter und Schriftsteller** (Schiller — Goethe — Heine — Kant — Schopenhauer usw.) gelangt in einigen Tagen zur Ausgabe und bitte schon jetzt zu bestellen.

Anfangs April erscheint und wird gratis und franko verschickt:

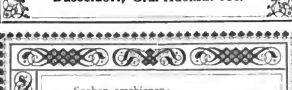
Antiquariats-Katalog Nr. 73:

Deutsche Literatur.

Mit einer Anzahl **seltener** Bücher und **erster** Ausgaben.

J. P. Mischel's Antiquariat,

Düsseldorf, Graf Adolfstr. 100.





Soeben erschienen:

== Katalog 146 ==

Inhalt: Bessere Werke aus allen Wissensgebieten. — Anthropologie, Archäologie, Ethnologie, Praehistorie. — Numismatik. Auktionskataloge.

Friedr. Klüber, München

Karlsplatz 2 (Hôtel Leinfelder).

Reichhaltige antiquarische Kataloge:

Nr. 5:

Theologie und Kirchengeschichte

(bes. Reformationsgeschichte in Polen)

Nr. 6:

Polonica-Slavica

senden auf Verlangen, soweit Vorrat reicht

J. Leitgeber & Co.

POSEN.

Richard Härtel

Antiquariat

Dresden-A., Mathildenstraße 46.

Bitte kostenfrei zu verlangen:

Katalog 32: **Deutsche Literatur**
„ 31: **Kulturgeschichte, Kunst, alte Drucke, Naturwissenschaften** usw.
„ 28-30: **Geschichte**
„ 33: **Sachsen und Thüringen.**
„ 34: **Städteansichten** (in Vorbereit.)

Einsendung von Desideratenlisten erbeten.

Sorgfältigste, andauernde Beachtung derselben zugesichert! Jederzeit **Ankauf ganzer Bibliotheken** und einzelner guter Bücher, Kupferstiche usw., auch in Tausch. Übernahme von Aufträgen für Versteigerungen.

Muther, Geschichte der Malerei.
Kunst für Alle. Jahrg. 1/20.
Simplicissimus. Jahrg. 1/10.
Jugend. Jahrg. 1/10

gebunden in Original, sehr gut erhalten, liefert preiswert

Bons Buchhandlung, Königsberg i. Pr.

Sämtliche Antiquarien werden in kurzer Zeit geliefert.

Spezialität: MORAVICA.

Maler.-histor. Album von Mähren und Schlesien. Mit 42 lithogr. Ansichten und Text. 1860. M. 40.—

Codex diplomaticus et epist. Moraviae von Boczek und Brandl. Br. 1836—1903. 14 Bde. und Nachtr. Teilweise vergriffen! M. 80.—

Dudik. Mährens allg. Geschichte. Br. 1860—1888. 12 Bde. u. Reg. Teilweise vergriffen! M. 80.—

d'Elvert. Notizenbl. der histor.-statist. Sektion der mähr. Gesellsch. 1856—1892. M. 50.—

Wolny. Topografie von Mähren. Br. 1835—1842. 6 Bde. gebdn. Vollst. vergriffen! M. 40.—

FR. KARAFIAT, Antiquariat u. Buchhandlung,

Rudolfsgasse Nr. 8. **BRÜNN** Rudolfsgasse Nr. 8.



Adolf Weigel

Buchhandlung und Antiquariat

Leipzig, Wintergartenstr. 4.

Umfangreiches Antiquariatslager

Literatur * Theater * Musik * Kulturgeschichte * Geschichte * Genealogie * Reisewerke * Kunst * Kunstgeschichte * Kunstblätter * Illustr. Bücher des XV. bis XIX. Jahrhunderts * Literar. Seltenheiten * Kuriosa * Alte Drucke * Bibliotheks- und Sammelwerke

Hervorragendes, ausgewähltes Lager

Deutscher Literatur

(seltene und erste Ausgaben) **der klassischen und romantischen Periode.**

GILHOFER & RANSCHBURG

ANTIQUARIAT FÜR ALTE UND MODERNE BIBLIOPHILENLITERATUR

2 Bognergasse **WIEN I,** Bognergasse 2.

Einige vergriffene Publikationen, die wir vorläufig zu den mäßigen beigesetzten Preisen liefern:

A catalogue of the collection of pictures and sculpture at Apsley House, London, by E. Wellington. Illustr. by 51 photo-engravings. 2 vols. Bound in vellum. Copy No. 167 M. 150.—

Beardsley, Aubrey. Le morte d'Arthur par Thomas Malory. Illustriert in Rot und Schwarz von Aubrey Beardsley. In 3 Originalbdn. **Luxusausgabe No. 56.** Diese Luxusausgabe erschien in 300 Exemplaren, ist vergriffen und außerordentlich gesucht. M. 225.—

Beardsley, Aubrey. Lysistrata. M. 50.—

Brentano, Clemens. Gockel, Hinkel, Gackeleia. Neudruck der ersten, äußerst seltenen Originalausgabe 1838 mit den von Caspar Braun nach den Entwürfen Brentanos auf Stein gezeichneten Bildern. 300 numerierte Exempl. Ganzsaffianband. M. 40.—

Fuchs. Erotische Karikatur, Luxusausgabe No. 81. Halbfrz. (200 Exemplare.) M. 150.—

Manet. Trente aux-fortes originales. In 100 Exemplaren hergestellt. Die Platten wurden zerstört. In Mappe. M. 375.—

Menzel, A. v. Illustrationen zu Kugler, Geschichte Friedrich des Großen. 390 Bilder. Text v. Kiesling. 2 Bde. geb. M. 50.—

Meursius, Gespräche. M. 35.—

Meyer-Graefe. Der Fall Böcklin. Luxusausgabe. **3 numerierte Exempl.,** wovon nur 2 in den Handel kamen. In Leder gebunden. M. 35.—

Mirbeau, Octave. Le jardin des supplices. Avec 20 compositions d'Auguste Rodin. Ex. No. 9 des quinze ex. sur Japon Impérial. Double suite des planches de trait. Epuisé. (Prix de publication 600 Frcs.) M. 375.—

Die Nibelunge, farb. Vollbilder und Buchschmuck v. Jos. Sattler. Text der Hohenems-Münchener Handschrift A des Nibelungenliedes nach der Ausg. v. Karl Lachmann. Auf holländ. Büttenpapier in Leder [500]. M. 375.—

Romney. A biographical and critical essay, with a complete catalogue raisonné of his works by H. Ward a. W. Roberts. With 70 photogr. 2 vols. M. 180.—

Rops, Felicien. Das erotische Werk des Felic. Rops. 42 Radierungen des Meisters in schwarzem und farbigem Lichtdruck. In Mappe. M. 80.—

Whistler, J. M. Son Oeuvre. 40 reprod. des chefs-d'oeuvre. Ed. par L. Benedite. 2 fascicules. Luxusausgabe in 25 Exemplaren, vergriffen! M. 125.—

Anfang April erscheint ein Verzeichnis moderner Bibliophilen-Literatur. Man bittet zu verlangen.

Militär-Kostüme! 510 numerierte Exemplare!

Geschichte der Kgl. Deutschen Legion

Von N. Ludlow-Beamish

2 Bde., 1285 S. m. **18 Tafeln kolorierter Militärtrachten** 2. Aufl. 1906. Eleg. br. 30 Mk. In 2 Hfzbdn. 35 Mk. Dieser anastat. Neudruck des 1837 erschienenen Originals ist ein **tadellos schöner** geworden und übertrifft naturgemäß die alte Ausgabe.

Die Soldaten der Kgl. Deutschen Legion.

18 kolor. Taf. in Mappe. Apart 10 Mk.

Ausführl. Verzeichn. über meinen **kultur- und sittengeschichtl.** Verlag versende gratis franko.

H. Barsdorf, Berlin W. 30.
Habsburgerstr. 10.

Historisch wertvoller Beitrag zur Goethe- und Freiligrath-Literatur!

Der „Goethe-Gesellschaft“ gewidmet.

C. A. Kellermann,

Braut- und Ehejahre einer Weimaranerin aus der klassischen Zeit Ilmathens.

(Ida Freiligrath geb. Melos)

Mit einer Reihe bisher unveröffentl. Briefe Freiligraths

brosch. M. 1.20; eleg. geb. M. 2.—

Zu beziehen durch alle Buchhandl. od. direkt v. Verlag:

A. Huschke Nachf. (R. Buchmann), Weimar.

Dokumente zur Sittengeschichte der Menschheit.

Unter diesem Titel wird demnächst eine Sammlung literarischer Merkwürdigkeiten, redigiert von einem bekannten Kulturhistoriker, zu erscheinen beginnen — da der Inhalt sich für eine allgemeine Verbreitung nicht eignet, als Privatdruck des Herausgebers. Interessenten werden gebeten, ihre Adresse möglichst umgehend

Herrn W. SCHINDLER, BERLIN W. 50,

Pragerstr. 16 — bekannt zu geben.

Schütze Deine Bücher durch

Ex libris!

Solche werden als Spezialität hergestellt von der Hofbuchhandlung

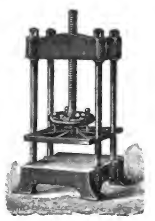
Rud. Stolle, Harzburg

Mustersammlung leihweise.

Vornehmes Geschenk für Gebildete!

Karl Krause

Leipzig * Berlin * Paris * London



Viersäulige

Glätt- u. Packpresse „Krause“

mit Schlagrad.



Für die Anzeigen verantwortlich: K. Dieckmeyer, Leipzig, Hospitalstr. 27. Verlag von Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig.
Druck von W. Drugulin in Leipzig.



BEIBLATT

X. Jahrgang. Mai 1906. Zweites Heft.

Abonnementspreis für den Jahrgang 36 M. (21,60 Fl. ö. W., 45 Fr., 36 sh., 21,60 Rb.), für das Quartal (drei Hefte) 9 M.

Redaktionelle Sendungen: Manuskripte, Bücher, Kataloge etc. gefl. zu richten an den Herausgeber: *Fedor von Zobeltitz, Berlin W. 15.* Uhlandstr. 33 (Sommer: Spiegelberg bei Topper, Rgbz. Frankfurt a. O.).
Anzeigen an die Verlagshandlung: *Velhagen & Klasing,* Abteilung für Inserate, *Leipzig,* Hospitalstr. 27.

Rundschau der Presse.

Von Arthur L. Jellinek in Wien.

Die nachfolgende Übersicht versucht, die in Tagesblättern, Wochen- und Monatsschriften enthaltenen Aufsätze und Abhandlungen, soweit sie für die Leser unserer Zeitschrift in Betracht kommen, in *sachlicher* Anordnung zu verzeichnen. Nur das Wichtigere aus den Veröffentlichungen der letzten Monate kann berücksichtigt werden. Absolute Vollständigkeit zu erreichen, liegt für den einzelnen Bearbeiter außerhalb des Bereiches der Möglichkeit. Die Zeitschriften sind nach Bänden, Jahrgängen, Heften oder Seiten, je nach der leichteren Auffindbarkeit, zitiert. Gleichmäßigkeit ist hierin nicht angestrebt. **Zusendung von Separatabdrücken und Ausschnitten an die Adresse des Bearbeiters (Wien VII, Kirchengasse 35) erbeten.**

Schrift-, Buch- und Bibliothekswesen.

Schrift.

Brenner, O., Weltschrift.
Allgemeine Ztg. Beilage. 1905. No. 93.

Chatelain, E., La Tachygraphie latine des Manuscrits de Vérone.
Revue des Bibliothèques. 1905. XV, S. 339—368.

Huemer, A., Zur Einführung des indisch-arabischen Zahlensystems in Frankreich und Deutschland.
Zeitschrift f. österreichische Gymnasien. 1905. LV, S. 1093—1104.

Lechner, J., Das Monogramm in den Urkunden Karls des Großen.
Allgemeine Ztg. Beilage. 1905. No. 190.

Wessely, C., Ein neues System griechischer Geheimschrift. *Wiener Studien.* 1904. XXVI, S. 185—189.

Buchdruck, Buchhandel.

Bargum, Eine niederdeutsche Bücheranzeige aus dem Ende des XV. Jahrhunderts. [Nach J. Collijn, Ettbladstryck. Stockholm 1905.]
Börsenbl. f. d. deutschen Buchhandel. 1906. No. 12.

Beschoren, A., Aus dem englischen Buchhandel.
Börsenbl. f. d. deutschen Buchhandel. 1906. No. 38.

Braun, J., Johann Philipp Palm. Zur 100. Wiederkehr seines Todesjahres.
Börsenbl. f. d. deutschen Buchhandel. 1906. No. 41, 42.

Bücherversteigerungen im Hôtel Drouot zu Paris (Versteigerung der Bibliothek Villard).
Börsenbl. f. d. deutschen Buchhandel. 1906. No. 61, 69.

Die Bibliothek des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler in Leipzig. Zuwachs seit Abschluß des Kataloges Bd. II, No. 10.
Börsenbl. f. d. deutschen Buchhandel. 1906. No. 78.

Müller, F. A., Versteigerung von Stichen und Zeichnungen im Hôtel Drouot zu Paris.
Börsenbl. f. d. deutschen Buchhandel. 1906. No. 78.

Conrad, B., Reklame und Büchervertrieb in England. Buchhändlerische Ereignisse im Jahre 1905.
Börsenbl. f. d. deutschen Buchhandel. 1906. No. 39.

La Contamination par les livres.
Revue biblio-iconographique. 1906. XIII, S. 32—34.

Dauze, P., Brochures et plaquettes.
Revue biblio-iconographique. 1906. XIII, S. 53—59.

De la Montagne, V. A., Merken van Antwerpsche drukkers en boekverkoopers.
Tijdschrift voor boek- en bibliotheekwezen. 1905. III, S. 250—260.

Eckardt, J. H., Von alten Kalendern.
Börsenbl. f. d. deutschen Buchhandel. 1906. No. 38.

Eckardt, J. H., Kalenderverleger des XVIII. Jahrhunderts.
Börsenbl. f. d. deutschen Buchhandel. 1906. No. 62, 74, 76.

Kühl, G., Druckermarken und Signete. (Vortrag.)
Börsenbl. f. d. deutschen Buchhandel. 1906. No. 41 (Vgl. No. 23, 30, 36).

Le musée du livre de Leipzig.
Revue biblio-iconographique. 1906. XIII, S. 139—141.

Crüwell, G. N., William Caxton's vroegste drukkerswerkzaamheid.
Tijdschrift voor boek- en bibliotheekwezen. 1905. III, S. 223—236, 300—315.

Vendita Trau a Vienna.
La Bibliofilia. 1905. VII, S. 263—277.

Müller, F. A., Versteigerung von alten und modernen Stichen und Radierungen und Büchern im Hôtel Drouot zu Paris.
Börsenbl. f. d. deutschen Buchhandel. 1906. No. 54, 61, 69.

Caullet, G., Une collection d'almanachs placards (1570—1786) Essai sur l'histoire et le commerce des almanachs à Courtrai.
Bulletin du Cercle historique et archéologique de Courtrai. 1905. II, No. 2. (578 p.)
(Rez.: V. A. Dela Montagne, Tijdschrift voor boek- en bibliotheekwezen. 1905. III, S. 283.)

Biberfeld, Der Preiskatalog des Buchhändlers.
Börsenbl. f. d. deutschen Buchhandel. 1906. No. 48.

Kellen, T., Schriftsteller und Verleger. Neue Mitteilungen aus literarhistorischen Werken. 1. Jean Pauls erste Beziehungen zu Buchhändlern und Verlegern (nach F. J. Schneider). 2. Chamisso und die Buchhändler (nach L. Geiger).
Börsenbl. f. d. deutschen Buchhandel. 1905. No. 279.

A. B. C., Büchererzeugung in England.
Börsenbl. f. d. deutschen Buchhandel. 1906. No. 8. [Aus *Publishers Circular.*]

Bertram, F., Neun Briefe des Vizepräsidenten Friedrich Esaias von Pufendorf zu Celle an die Gebrüder Helwingsche Hofbuchhandlung zu Hannover 1773—1784.
Börsenbl. f. d. deutschen Buchhandel. 1906. No. 52, 54.

Brentano, H., Die Anfänge des illyrisch-orientalischen Buchdrucks und Buchhandels in Wien im XVIII. Jahrhundert.
Börsenbl. f. d. deutschen Buchhandel. 1906. No. 10.

Dobert, Farbe und Farben. Vortrag.
Börsenbl. f. d. deutschen Buchhandel. 1906. No. 56.

Henckel, W., Die Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff in St. Petersburg und Moskau und der russische Buchhandel.
Börsenbl. f. d. deutschen Buchhandel. 1906. No. 17.

Mühlbrecht, O., Nachweise über den auswärtigen Handel des deutschen Zollgebiets mit Gegenständen der Literatur und Kunst (1905).
Börsenbl. f. d. deutschen Buchhandel. 1906. No. 31.

Langhein, C., Dr. Streckers Zinkdruckverfahren.
Archiv f. Buchgewerbe. 1906. XLIII, S. 42—50.

Rudat, E., Etwas vom Zifferndruck.
Archiv f. Buchgewerbe. 1906. XLIII, S. 96—97.

Schiller, F., Wiener Brief.
Börsenbl. f. d. deutschen Buchhandel. 1906. No. 51.

Thron, J., Aus Belgien und Frankreich. Bunte Steine. 1. Der erste „Salon du livre" in Brüssel. — Gründung des belgischen Buchgewerbevereins. — 2. Einige Rückblicke auf die Blütezeit des belgischen Nachdrucks. — 3. Der gegenwärtige Stand der Volksbibliotheken in Frankreich. — 4. Die Jahresversammlung des „Cercle de la librairie" in Paris.
Börsenbl. f. d. deutschen Buchhandel. 1906. No. 79.

Wendler, R., Die Reihenfolge der Farben beim Drei- und Vierfarbendruck in der Schnellpresse.
Archiv f. Buchgewerbe. 1906. XLIII, S. 50—52.

Buchausstattung. Einbände.

Eine alt-armenische Arbeit [aus der Bibliothek der Mechitaristen-Kongregation auf St. Lazar bei Venedig].
Archiv f. Buchbinderei. 1905. V, S. 30—31.

Bargum, G., Die historische Ausstellung von Bucheinbänden in Kopenhagen.
Archiv f. Buchgewerbe. 1906. XLIII, S. 87—93.

Clemen, O., Zur Symbolsprache von Titelbordüren der Reformationszeit.
Börsenbl. f. d. deutschen Buchhandel. 1906. No. 49.

Kiesling, E., Der künstlerische Verlegereinband in Deutschland und im Ausland. Vortrag von Dr. Jean Loubier im Deutschen Buchgewerbehause zu Leipzig.
Börsenbl. f. d. deutschen Buchhandel. 1906. No. 36.

Bibliophilie. Exlibris.

Conrad, B., Robert Bowes, Booksellers' Associations past and present.
Börsenbl. f. d. deutschen Buchhandel. 1906. No. 7, 8.

Versteigerung der Autographensammlung Meyer Cohn. [Mitteilung der wichtigen Preise.]
Börsenbl. f. d. deutschen Buchhandel. 1906. No. 11, 40.

Mierzinsky, C., Christian Friedrich Helwing.
Börsenbl. f. d. deutschen Buchhandel. 1906. No. 68. (Vgl. No. 52, 54.)

Prévost, M., Le problème du Livre.
Le Figaro. 1905. 19. XI.
[La Bibliofilia. 1905. VII, S. 277—279.]

Thron, J., Paul Lacroix (Le Bibliophile Jacob 1806—1884). Ein Gedenkblatt.
Börsenbl. f. d. deutschen Buchhandel. 1906. No. 66.

Bethge, H., Vom Ex-libris.
Der Deutsche. 1905. II, No. 15.

Jehan, Chronique de l'Ex-libris.
Revue biblio-iconographique. 1905. XII, S. 405—413, 467—476. 1906. XIII, S. 25—31, 75, 84, 122—130.

Lemaître, J., Les vieux livres.
Revue biblio-iconographique. 1905. XII, S. 389—396.

Schmersahl, E., Eigenartige Ansichten über den Wert des Buchs.
Börsenbl. f. d. deutschen Buchhandel. 1905. No. 282.

Bibliothekswesen.

L'Association des bibliothécaires Français.
Revue biblio-iconographique. 1906. XIII, S. 137—138.

Beets, H., Amerikaanische bibliotheken en hunne nederlandsche werken.
Tijdschrift voor boek- en bibliotheekwezen. 1905. III, S. 261—271.

Glauning, O., Zur Frage des Gesamtkatalogs. Mit Nachwort von P. Schwenke.
Zentralbl. f. Bibliothekswesen. 1906. XXIII, S. 153—159—162.

Hortzschansky, A., Der Vorschlag zur Neuordnung der Schulschriften [Deutschland].
Zentralbl. f. Bibliothekswesen. 1906. XXIII, S. 164—169.

Meyer, E. R., Die Bibliotheken höherer Schulen.
Neue Jahrbücher f. d. klass. Altertum, Geschichte und deutsche Literatur. 1905. XVI, S. 249—259.

Milkau, F., Zur Ausnutzung des Magazins.
Zentralbl. f. Bibliothekswesen. 1906. XXIII, S. 162—164.

The municipal librarian's aims in bookbuying.
The Library. 1906. VII, S. 46—69.

Burger jr., C. P., Verslag omtrent den staat van de bibliotheek der Universiteit over het jaar 1904 (*Amsterdam*).
Tijdschrift voor boek- en bibliotheekwezen. 1905. III, S. 272—275.

Smit, D., Het Leesmuseum te *Amsterdam*.
Tijdschrift voor boek- en bibliotheekwezen. 1905. III, S. 237—249.

Die Deutsche Musiksammlung in *Berlin* [Rede des Abgeordneten Münsterberg im preußischen Abgeordnetenhaus].
Börsenbl. f. d. deutschen Buchhandel. 1906. No. 64. (19. III.)

Keyßer, A., Ein Führer durch die deutschen Bibliotheken.
Zentralbl. f. Bibliothekswesen. 1906. XXIII, S. 149—153.

Grojean, O., La question des bibliothèques en *France*.
Revue des Bibliothèques et Archives de Belgique. 1905. III, S. 497—503.

Bergmans, P., Bibliotheek der stad en der Universiteit (*Gent*).
Tijdschrift voor boek- en bibliotheekwezen. 1905. III, S. 275—276.

Die Murhardsche Bibliothek in *Kassel*.
Hessenland. 1905. XIX, S. 99—101.

Conrad, B., The *New York* Public Library.
Börsenbl. f. d. deutschen Buchhandel. 1906. No. 56.

van Huffel jr., A. I., De *Nederlandsche* volksbibliotheken.
Tijdschrift voor boek- en bibliotheekwezen. 1905. III, S. 289—299.

Kukula, R., Die k. k. Universitätsbibliothek in *Prag*. (Unsere Bibliotheken I.)
Deutsche Arbeit. 1905. V, S. 106—113.

Jadart, H., À travers les autographes de la bibliothèque de *Reims*.
Revue biblio-iconographique. 1905. XII, S. 397—404, 449—456.

La Biblioteca Nazionale Centrale Vittorio Emanuele di *Roma*. *La Bibliofilia.* 1906. VII, 316—319.

Kaiser, H., Zur Geschichte des bischöflich-straßburgischen Archivs im XIV. Jahrhundert.
Zeitschr. f. d. Geschichte des Oberrheins. 1905. LIX, S. 675—679.

Giefel, Warum ist Bibliothekar Joh. Wilh. Petersen 1794 aus den herzoglichen Diensten [in *Stuttgart*] entlassen worden?
Württemberg. Vierteljahrshefte für Landesgeschichte. 1905. XIV, S. 191—204.

Literaturgeschichte (Allgemeines).

Agnoli, G., Le origini del romanzo storico in Italia. I primi imitatori dello Scott in Italia: Bertolotti, Varese Bazzoni, Lancetti, Sacchi, Zorzi, Falconetti e altri. *Rivista d'Italia.* 1905. VIII, 2, S. 873—914.

Bolte, J., Noch einmal Bigorne und Chicheface.
Archiv f. d. Studium d. neueren Sprachen und Literaturen. 1905. CXIV, S. 80—86.

Bolle, W., Das Liederbuch Ms. Rawlinson Poet. 185. [Hss. in der Bodleiana.]
Archiv f. d. Studium d. neueren Sprachen und Literaturen. 1905. CXIV, S. 326—357.

Förster, R., Kaiser Julian in der Dichtung.
Studien z. vergl. Literaturgeschichte. 1905. V, S. 1—120.
[Rez.: J. Ilberg, Neue Jahrb. f. klass. Alttest. Gesch. und deutsche Literatur. XV, S. 232.]

Frommel, O., Die Poesie des Evangeliums.
Deutsche Rundschau. 1906. CXXVI, S. 344—358.

Grolig, M., Protestantische Literatur unter der Bürgerschaft von Mährisch-Trübau 1585—1630.
Jahrbuch f. d. Gesch. des Protestantismus in Österreich. 1905. XXVI. *Börsenbl. f. d. deutschen Buchhandel.* 1905. No. 281, 282.

Henning, M., Der biblische Paradiesesmythos im Lichte der babylonischen Altertümer.
Das freie Wort. 1906. V, S. 773—779.

Kleemeier, F. J., Die amerikanische Literatur 1905.
Börsenbl. f. d. deutschen Buchhandel. 1906. No. 50.

Knepper, J., Eine altelsässische Figurengrammatik.
Neue Jahrbücher f. d. klass. Altertum, Geschichte u. deutsche Literatur. 1905. XVI, S. 236—245.
[Über Mathias Ringmann, Grammatica figurata. In Faksimiledruck hrsg. von Fr. v. Wieser. Straßburg, 1905.]

Koeppel, E., Eulenspiegel in England.
Archiv f. d. Studium d. neueren Sprachen. 1904. CXII, S. 133.

Smith, Gregory, G., L'étude comparée des littératures.
Quarterly Journal devoted to the Study of Medieval and Modern Literature and Philology. 1905. I, No. 1.

Vaganay, H., Amadis en français. Essai de bibliographie.
La Bibliofilia. 1903. V, S. 65—79, 133—148, 282—295, 350—362. 1904. VI, S. 33—43, 214—231, 263—282. 1905. VII, S. 1—17, 65—78, 249—257, 305—314.

de Vooys, C. G. N., Het „Speculum Exemplorum".
Tijdschrift voor boek- en bibliotheekwezen. 1905. III, S. 284—286.

Werner, R. M., Ein neues Meraner Fragment aus dem „Buch der Veter".
Zeitschr. f. d. österr. Gymnasien. 1904. LV, S. 901—908.

Zittelmann, K., Der Cid.
Vossische Ztg. 1904. No. 541. (18. XI.)

Einzelne Schriftsteller.

Alfieri: Levi, C., Alfieri sulle scene.
La Domenica fiorentina. 1903. No. 42—44.

Arnim: Strobl, K. H., Bettina von Arnim.
Velhagen & Klasings Monatshefte. 1906. XX, 2, 212—220.

Bellay: Stemplinger, E., Joachim du Bellay und Horaz.
Archiv f. d. Studium der neueren Sprachen. 1904. CXII, S. 80—93.

Boiardo: Salvadori, O., Le Ecloghe latine di M. M. Boiardo.
Rivista d'Italia. 1905. VIII, 2, S. 915—934.

Byron: Richter, H., Byrons „To Mary".
Archiv f. d. Studium der neueren Sprachen. 1904. CXII, S. 134—135.

—: Ritter, O., Byrons Gedichte To Mr. Murray.
Archiv f. d. Studium der neueren Sprachen und Literaturen. 1905. CXV, S. 176.

Cecco d'Ascoli: Olschki, L., Le contese intorno a Cecco d'Ascoli.
La Bibliofilia. 1906. VII, S. 299—303.

Chamisso: Tardel, H., Quellenstudien zu Chamissos Gedichten.
Archiv f. d. Studium der neueren Sprachen und Literaturen. 1905. CXIV, S. 273—292.

Chateaubriand: Haas, J., Chateaubriands Anwesenheit in Jerusalem.
Zeitschr. f. französische Sprache und Literatur. 1904. XXVII, S. 212—213.

Chiabrera: Varaldo, O., La vera „Amedeide" di G. Chiabrera.
Rivista d'Italia. 1905. VIII, 2, S. 749—769.

Cyrano de Bergerac: Dübi, H., Cyrano de Bergerac (1619—1655) sein Leben und seine Werke.
Archiv f. d. Studium der neueren Sprachen und Literaturen. 1904. CXIII, S. 352—373. 1905. CXIV, S. 115—145, 371—396. CXVI, S. 133—161.

Droste-Hülshoff: Masclaux, P., Ein unbekanntes Gedicht der Annette v. Droste-Hülshoff.
Berliner Tageblatt. 1905. *Zeitgeist.* No. 28.
[„Des Arztes Tod" 1832.]

—: Sprenger, R., Eine Shakespearesche Redewendung bei Annette von Droste-Hülshoff.
Archiv f. d. Studium d. neueren Sprachen. 1905. CXV, S. 176—177.

Goethe: Bernt, F., Goethes Farbenlehre.
Weimar. Ztg. 1906. No. 11.

—: Bodmer, H., Goethe und der Zürichsee.
Neue Züricher Ztg. 1905. No. 298, 300, 301, 302.

—: Fries, A., Miszellen zu Goethe.
Paedagog. Archiv. 1905. XLVII, No. 10.

—: Kralik v., Goethe als Romantiker.
Die Warte. 1905. VII, No. 4.

Goethe: Langkavel, M., Eine Parallelstelle zu Goethe Faust. V. 1699/1700 bei J. J. Rousseau, Les Rêveries du promeneur solitaire V. (1782.)
Archiv f. d. Studium d. neueren Sprachen. 1904. CXIII, S. 156.

—: Mackall, L. L., Thomas Carlyle's Translation of Faust's Curse.
Archiv f. d. Studium d. neueren Sprachen und Literaturen. 1904. CXII, S. 388—391.

—: Metz, A., Goethe-Literatur.
Preußische Jahrbücher. 1906. CXXIII, S. 362—372.
[M. Diez, Goethe. 1905. — Chr. Schrempf, Goethes Lebensanschauung I. Stuttgart 1905. — Stunden mit Goethe. Hrsg. von W. Bode. I, 2.]

—: Meyer, R. M., Rex non potest peccare (zu Goethe, Faust II. V. 11. 115).
Archiv f. d. Studium d. neueren Sprachen. 1905. CXIV, S. 161.

—: Pitrè, G., Il viaggio di Goethe a Palermo nella primavera del 1787.
Archivio storico siciliano. 1906. N. S. XXX, No. 2, 3.

—: Rassow, M., Ellen Key, Tegnér und Goethe.
Stunden m. Goethe. 1905. II, S. 597—101.
[Key und Tegnér im Goethehause in Weimar.]

—: Sandvoß, F. (Xanthippus), Verbesserungen im Text Goethescher Gedichte.
Weimarische Ztg. 1905. — *Stunden m. Goethe.* 1905. II, S. 164—167.
[Zu „Harzreise im Winter" und „Geheimnisse".]

—: Stempel, F., Goethe in Teplitz. [Ein ungedruckter Brief Goethes an Constanze Thekla Gräfin von Fritsch vom 16. May 1813.]
Deutsche Arbeit. 1905. V, S. 187—188.

—: Suphan, B., Goethe und Schiller. Zwei Antipoden in der Sinneswelt. *Der Tag.* 1905. No. 289.

—: Unbescheid, H., Zu dem Gedichte Goethes: „An Gräfin Jaraczewska".
Zeitschr. f. d. deutschen Unterricht. 1906. XX, S. 135.
Hempel II, 4. 37.

—: Wilhelm, F., Zu Goethes Ballade „Das Veilchen".
Zeitschrift f. d. deutschen Unterricht. 1906. XX, S. 137—138.

—: Witkowski, G., Goethe und sein Verleger. Vortrag im Buchgewerbe-Verein.
Börsenbl. f. d. deutschen Buchhandel. 1906. No. 60.

Grimm: Schoof, W., Neue Briefe der Brüder Grimm.
Hessenland. 1905. XIX, S. 113—116, 129—133.

Grün: Proelß, J., Anastasius Grün und Nikolaus Lenau zum 100jährigen Geburtstage des Dichters Alexander Grafen v. Auersperg.
Deutsche Rundschau. 1906. CXXVII, S. 84—107.

Gutzkow: Dresch, J., Une correspondance inédite de Karl Gutzkow, de Madame d'Agoult et d'Alexandre Weill. *Revue Germanique.* 1906. II, S. 63—95.

Halm: Hirschfeld, L., Hofrat Halm.
Die Nation. 1906. XXIII, No. 26.

Hamerling: Ganser, A., Hamerling der Philosoph.
Philosoph. Wochenschrift. 1906. I, No. 7.

Hayneccius: Meyer, P., Aus der Jugendzeit der Fürstenschule Grimma und dem Leben von Martin Hayneccius.
Neue Jahrbücher f. d. klass. Altertum, Geschichte u. deutsche Literatur. 1905. XVI, S. 98—109, 158—171.

Hebbel: Georgy, E. A., Zur ästhetischen Weltanschauung Fr. Hebbels.
Philosoph. Wochenschrift. 1906. I, No. 6.

Heine: Aldenhoven, C., Heinrich Heine. Gedenkworte zum 50. Todestage.
Die Nation. 1906. XXIII, No. 24.

—: Karpeles, G., Heinrich Heines Beziehungen zu Köln.
Kölnische Ztg. 1906. No. 321, 326. (25, 27. III.)

Heinse: Poppenberg, F., Heinse.
Vossische Ztg. 1905. *Sonntagsbeilage.* No. 28, 29.

Herder: Engels, E., Herder und seine Freundin Angelica Kaufmann.
Bohemia. 1905. No. 212. *Beilage.*

Hobbes: Seillière, E., Thomas Hobbes et la „Volonté de puissance".
Revue germanique. 1906. II, S. 145—161.

Homer: Mülder, D., Die Phäakendichtung der Odyssee.
Neue Jahrbücher f. d. klassische Altertum, Geschichte und Literatur. 1906. XVII, S. 10—45.

Hrotsvit: Winterfeld, P. v., Hrotsvits literarische Stellung.
Archiv f. d. Studium d. neueren Sprachen. 1905. CXIV, S. 25—75, 293—325.

Huber: Hock, St., Ludwig Ferdinand Huber.
Österreichische Rundschau. 1904. I, S. 431—435.

Hugo: Dauze, P., La correspondance de Juliette Drouet avec Victor Hugo.
Revue biblio-iconographique. 1905. XII, S. 426—427.

Immermann: Maync, H., Immermanns Münchhausen.
Deutsche Rundschau. 1906. CXXVI, S. 386—397.

Knodt: Süß, G., Karl Ernst Knodt, der Dichter des deutschen Waldes.
Erwina, Elsässische Blätter f. deutsche Literatur. 1905. XII, No. 3.

Lavater: Funck, H., Lavaters Besuche bei Karl Friedrich von Baden im Jahre 1783.
Zeitschr. f. d. Geschichte des Oberrheins. 1905. LIX, S. 422—427.

Leopardi: Maggi, G., La „Palinodia" di G. Leopardi e l'ottimismo del tempo.
Rivista d'Italia. 1905. VIII, 2, S. 935—972.

Lessing: Bryant, F. E., On the limits of descriptive writing apropos of Lessing's Laocoon. 1) Lessing's Laocoon, 2) Homer's descriptions, 3) Lessing's psychology of vision, 4) Lessing's „chain of conclusions" and the missing principle, 5) Boundaries of description as a type of discourse, 6) The nature of mental imagery, 7) Limitations and possibilities of description due to its instrument of expression.
Contributions to rhetorical theory. (*Michigan.*) 1906. VI, S. 1—43.

Mendoza: Morel-Fatio, A., D. Bernardino de Mendoza.
Annales de la fac. des lettres de Bordeaux et des univers. du midi. 4. Série, XXVIII. *Bulletin Hispanique.* VIII, No. 1.

Meredith: Cordelet, H., La femme dans l'œuvre de Meredith.
Revue germanique. 1906. II, S. 194—213.

Metastasio: Maddalena, E., Il Metastasio „Dramatis Persona".
Rivista d'Italia. 1905. VIII, 2, S. 694—700.

—: Levi, C., Il Metastasio sulle scene.
Rivista teatrale italiana. 1905. S. 113—121.

Montaigne: Kohn, M., Montaigne in Deutschland und Italien. *Weser-Ztg.* 1905. 30. IX.

Paris: Stengel, E., Briefe von Gaston Paris an L. Lemcke nach den im Besitze von Zimmermann in Wolfenbüttel befindlichen Originalen mitgeteilt.
Zeitschr. f. französische Sprache und Literatur. 1904. XXVII, S. 209—211.

—: Tobler, A., Briefe von Gaston Paris an Friedrich Diez
Archiv f. d. Studium d. neueren Sprachen und Literaturen. 1905. CXV, S. 74—101.

Rabelais: Thuasne, L., Rabelaesiana. — La lettre de Rabelais „Le Sylvius ocreatus".
Revue des Bibliothèques. 1905. XV, S. 203—223, 268—311.

Récamier: Doumic, R., Autour de Madame Récamier.
Revue des deux mondes. 1905. 5. Période. LXXV, 27, S. 447—458.

Roumanille: Minckwitz, M. J., Joseph Roumanille.
Die Grenzboten. 1906. LXV, 1, S. 147—156, 197—206.

Rümelin: Schneider, E., Ein Brief Gustav Rümelins an Heinr. v. Treitschke.
Württemberg. Vierteljahrshefte f. Landesgeschichte. 1905. N. F. XIV, S. 64—70.

Scott: Scott, M., Sir Walter Scott on his „gabions".
The Nineteenth Century. 1905. LVIII, S. 621—633.

Shakespeare: Eidam, Chr., Die Stellung der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft zu der Neubearbeitung von Schlegel-Tieck.
Neuphilolog. Centralbl. 1904. XVIII, No. 9, 10.

—: Keller, W., Eine neue Revision der Schlegel-Tieckschen Übersetzung.
Tägliche Rundschau. 1906. *Unterhaltungsbeilage.* No. 23.

—: Koeppel, E., Randglossen zu dem Anders'schen Werk über Shakespeares Belesenheit.
Archiv f. d. Studium d. neueren Sprachen. 1904. CXIII, S. 49—55.

Ständlin: Krauß, R., Zu Gotthold Stäudlins Ausgang. (1796.)
Württemberg. Vierteljahrshefte f. Landesgeschichte. 1905. N. F. XIV, S. 81—84.

Waetzoldt: Löschhorn, H., Stephan Waetzoldt.
Archiv f. d. Studium der neueren Sprachen und Literaturen. 1904. CXIII, S. 1—12.

Berichtigungen und Nachträge zum Deutschen Anonymen-Lexikon.

Von

Dr. Paul Trommsdorff in Berlin.

I.

Berichtigungen zum Buchstaben A.

Mit dem von den Herren Holzmann und Bohatta in unendlich mühsamer langjähriger Arbeit verfaßten Deutschen Anonymen-Lexikon,[1] das alle im Gebiet der deutschen Sprache anonym erschienenen Schriften verzeichnen will, ist uns ein lang ersehntes bibliographisches Hilfsmittel geschenkt worden, wie es für die Literatur der wichtigsten fremden Sprachen zum Teil schon seit geraumer Zeit vorlag. Für Bücherfreunde, Buchhändler und Bibliotheken ist das Werk gleich unentbehrlich. Den meisten Nutzen bringt es aber den Bibliotheken, da diese bei der Katalogisierung jedes anonym erschienenen Buches auf alle Weise versuchen müssen, den Verfasser zu ermitteln. Das geschieht nicht nur, weil der alphabetische Katalog jeder Büchersammlung Antwort auf die Frage geben soll, welche Schriften eines bestimmten Autors vorhanden sind, sondern vor allem, weil ein namenlos erschienenes Buch, dessen Verfasser sich später nennt oder sonst bekannt wird, in der Regel unter dem Namen des Verfassers bestellt und gesucht wird und nicht mit Sicherheit in der Bibliothek aufgefunden werden würde, wenn es im Katalog nur unter dem Ordnungswort des Titels eingetragen wäre.[2] Als ganz besonders wertvoll erweist sich das deutsche Anonymenlexikon bei den Arbeiten am *Gesamtkatalog der in den preußischen wissenschaftlichen Bibliotheken vorhandenen Druckschriften.* In zahlreichen Fällen konnte mit Hilfe des Lexikons eine bisher anonym verzeichnete Schrift ihrem Verfasser zugewiesen werden, mehrfach wurden auch falsche Angaben des Katalogs durch das Lexikon richtiggestellt. Ein besonderer Vorzug des Werkes besteht bekanntlich darin, daß bei jeder Angabe die Quellen genannt sind, auf welche sie zurückgeht.[3] Eine Nachprüfung ist daher, abgesehen von den Nummern, für die den Verfassern handschriftliche private Mitteilungen (EB) zur Verfügung standen, leicht möglich. Solche Prüfung ist aber auch recht oft notwendig, da viele der von ihnen benutzten Bibliographien und sonstigen Hilfsmittel, namentlich diejenigen, welche nicht oder nur zum Teil auf Grund der Bücher selbst bearbeitet sind, an Zuverlässigkeit zu wünschen übrig lassen. Nicht selten mußten schon die Bearbeiter des Lexikons sich mit der Angabe begnügen, daß eine Schrift in den Quellenwerken verschiedenen Verfassern zugeschrieben werde. Auch im Gesamtkatalog fand sich häufig ein und dasselbe Buch von den beteiligten Bibliotheken unter verschiedene Verfasser gebracht. Die Geschäftsstelle des Gesamtkatalogs ist in solchen Fällen genötigt, die Frage der Autorschaft nochmals von Grund auf zu untersuchen und sich nach einer einwandfreien Quelle umzusehen. Bisweilen mußte man sich dann freilich mit einem „non liquet" begnügen und den Titel unter dem sachlichen Stichwort mit Verweisungen von den mutmaßlichen Verfassern einordnen. In vielen Fällen gelang es aber, eine ältere auch vom deutschen Anonymenlexikon übernommene Angabe als falsch zu erweisen und den wirklichen Verfasser mit Sicherheit zu ermitteln.[4]

Bei den großen Diensten, die das deutsche Anonymenlexikon dem Gesamtkatalog beständig leistet, ist es für die Geschäftsstelle des Gesamtkatalogs eine Pflicht der Dankbarkeit, ihrerseits zur Verbesserung des Lexikons beizusteuern, was sie vermag. Ich habe daher vorläufig die im Lexikon unter dem Buchstaben A verzeichneten Titel mit den im Gesamtkatalog vertretenen verglichen und gebe nachstehend, was ich an bemerkenswerten Abweichungen fand. Da die Ordnungsgrundsätze des Lexikons in einigen wesentlichen Punkten von den Vorschriften abweichen, welche für den Gesamtkatalog nach der Instruktion für die Ordnung der Titel vom 10. Mai 1899 maßgebend sind, mußte die Vergleichung sich auf die Titel beschränken, welche in dem bis jetzt fertiggestellten Teil des Katalogs aufgeführt sind. Der wichtigste Unterschied in der Anordnung der Titel ist folgender. Wenn im Titel kein Nominativ

[1] Deutsches Anonymen-Lexikon 1501—1850. Aus den Quellen bearbeitet von Michael Holzmann und Hanns Bohatta. Bd. 1—3. A—R. Weimar: Gesellschaft der Bibliophilen 1902—05. — Bd. 4 wird 1907 erscheinen; vgl. die Anzeige des ersten Bandes in Jg. 6, S. 168 dieser Zeitschrift.

[2] Vgl. die in den Mitteilungen über das Auskunftsbureau der deutschen Bibliotheken Jg. 9, Heft 12 dieser Zeitschrift angeführten Beispiele.

[3] Leider haben die Bearbeiter, wohl mit Rücksicht auf den Raum, immer nur die Quellenwerke selbst angeführt, aber nicht die betreffenden Stellen näher bezeichnet. Das ist besonders unbequem bei Zeitschriften, die wie Petzholdts Anzeiger (ABJP) Jahrzehnte hindurch erschienen sind und eines Generalregisters entbehren.

[4] In solchen, allen beteiligten Bibliotheken zugute kommenden Feststellungen liegt gerade ein wesentlicher Nutzen des Gesamtkatalogs, der vielleicht von vornherein gar nicht als so erheblich veranschlagt worden ist.

vorkommt, so faßt das Anonymenlexikon den ganzen Titel als Nominativ und das erste Wort als Stichwort auf (Bd. 1, S. VII). Dagegen werden nach der preußischen Instruktion (§ 157) Titel in gewöhnlicher Form unter dem ersten nicht in attributivem oder adverbiellem Verhältnis stehenden Substantiv oder substantivierten Wort eingeordnet, gleichviel in welchem Kasus dieses Wort vorliegt. Nur wenn der Titel die Form eines (vollständigen oder verkürzten) Satzes hat, wird unter Übergehung des Artikels das erste Wort als Ordnungswort genommen. Daher sind z. B. die vielen Titel, die im Lexikon unter den Präpositionen *Ad* (No. 703—820), *An* (1414—1563), *Auf* (3308—3335), *Aus* (3539—3571a) eingeordnet sind, im Gesamtkatalog unter dem von der Präposition abhängigen Substantiv zu suchen und mithin zum größten Teil nicht unter A zu finden.[1]

1. Lies *Abbadonna* statt Abadonna.

10. Lies *Abbildungen* statt Abbildung.

37. Tilge *und Lebensbeschreibungen;* lies *Voigt* statt Vogt, *Adauctus* statt Adankt. [So unter der Vorrede von Th. 2.]

77. Im Titel der Ausg. Wittenberg 1599 fehlt *Warhafftige;* Verf.: *Agricola, Joh.* [Er nennt sich auf dem Titelblatt der Ausg. (Wittenberg) 1563.]

126. P. J. Šafařík, Gesch. d. südslav. Literatur. 3 (Prag 1865), S. 297 Nr. 278 führt den Druck ohne Angabe des Verf. an; dagegen sind *Antonius Dalmata* und *Stephanus Consul* als Verf. angegeben bei demselben Werk in glagolitischer Schrift ebenda 1 (1864), S. 163, Nr. 6.

159. Lies *Franz* statt Friedrich. [Fr. Rassmann, Münsterländ. Schriftsteller-Lexicon. Nachtr. 2 (Lingen 1818), S. 5.]

166. Lies *K.* statt C. [So auf dem Titelblatt.]

215. Nach einer handschriftlichen Notiz im Exemplar der UB Halle wäre *Biener, Christian Gottlob* der Verf.

219. Lies *geschehenen* statt geschriebenen.

314. Verf.: *Friedrich II. König von Preußen.* [Original: Dissertation sur les raisons d'établir ou d'abroger les loix. Verzeichniß sämmtl. Ausgaben u. Uebersetzungen d. Werke Friedrichs des Großen, Königs von Preußen. Berlin 1876. S. 38.]

317. 3611. Verf.: *Mayr, Beda.* [MGT 11, 56; Ky 4, 57.]

358. Lies *Christian* statt Christoph.

359. Lies *Johann* statt Joseph.

388. Lies *theologische* statt theoretische.

390. Nach dem Vorbericht der Ausg. Nürnberg und Leipzig 1753 ist Verf.: Hofmann, d. i. *Hoffmann, Friedr.* [Das Original ist die Hallenser Doktordissertation von 1759: Observationes medico-forenses selectae de laesionibus externis abortivis venenis ac philtris . . . Praeside Friderico Hoffmanno.]

409. Tilge *& F. Harles.*

421. Lies *Schwabe* statt Schwab, *Christoph* statt Caspar.

468. Hrsg.: *Conrad.* [So auch Ky 1, 477.]

509. Verf.: *Tafel, Joh. Friedr. Imman.* [?]

618. Lies *Benekendorf* statt Beneckendorf. [So auch Ky 1, 209; ML 1, 306; BrMm.]

625. Übers.: *Maffei, Giovanni Pietro.* [Vgl. das Vorwort; so auch So. P. Japonius ist, wie aus dem Buch hervorgeht, nur der Verf. des 1. Briefes des 1. Buches der beigedruckten libri IV de Japonicis rebus epistolarum.]

652. Lies *Gohl* statt Gohle. [Jöcher 2, 1055.]

674. *Beckedorff, Ludolph* ist sicher der Verf. [Andr. Gottfr. Schmidt, Anhalt'sches Schriftsteller-Lexikon. Bernburg 1830. S. 25.]

821. Lies *Ewald, Schack Herm.* statt Schack, Herm. Ew. [MGT 2, 264.]

829. 831. Übers.: *Geißler, J[oh.] G[ottlieb].* [So auf dem Titelblatt.]

878. Lies *Vervaux* statt Fervaux. [Preuß. Jahrbücher. Bd. 118 (1904), S. 318.]

961. Im Bz ist die Schrift nicht zu finden; als Verf. nennt sich unter der Zuschrift: *Simonis, Daniel.*

1021. Lies *Johann* statt Ignatius.

1031. Das aus der Freiherrlich v. Leoprechtingschen Fid. Com. Bibliothek stammende Exemplar der KB Berlin enthält folgende handschriftliche Eintragung: „Der Hrsg." [d. h. Verf.] „dieses ziemlich seltenen Werkes, von dem nie mehr als dieses 1. Heft erschienen, war der in Wien gelebt habende und auch dort im J. 1852 verstorbene große Genealog *Joseph Edler von Cronenfels* . . . Die großartigen genealog. Sammlungen, aus welchen auch die 2 ersten Jhrge. des gothaer Freiherrn Kalenders geliefert wurden, kamen nach Cronenfels Tode käuflich in den Besitz des kaiserl. Hof-Wappenmalers Krahl in Wien, durch dessen Gefälligkeit mir zehn solcher Hefte von Ahnentafeln (also in allem 1000 Stück) zur Abschrift übergeben wurden . . .

1154. Die KB Berlin besitzt eine Ausg. u. d. T.: *Satyrisch-Moralisches Allerley* . . . St. [1².] 2². 3. Ulm (2. 3: Lindau) u. Leipzig 1763—65.

1209. Lies *Juristischer* statt für Juristen.

1290. Lies *Walther* statt Walter. [So auch BrMm.]

1297. Lies *Cyriacus* statt Cyrillus. [So auf dem Titelblatt der Schrift: Thebeische Marter-Legend. Ingolst. 1760.]

1393a. Roger de Rabutin Comte de Bussy gilt als Verf. der Sammlung: Histoire amoureuse des Gaules; die hier verzeichnete ist eine andere, enthält aber mehreres aus jener.

1394. Lies *Tzschucke* statt Tzschukke. [So unter der voranstehenden Dissertatio de Ampelio; Ersch. DL 1, 2448 schreibt nur der Silbentrennung wegen Tzschuk-ke, im Register steht: Tzschucke.]

1451. Nach GGr 6, 86 ist nicht zu bezweifeln, daß die Schrift von *Cornu, Hortense geb. Lacroix* ist.

1565. Lies *Franz* statt Friedrich. [Vgl. das Titelblatt von: Aristophanis comoediae em. studio Rich. Franc. Phil. Brunck. Argentorati 1783; so auch BrMm.]

1614. Verf.: *Spitta, Carl Johann Philipp.* [So auch Ky 8, 390.]

1678. Lies *Andryane* statt Andrayne.

1691. Lies *Piae meditationes* statt Praemeditationes.

1703. Elizabeth Hervey ist nicht Verf. der angeführten Schrift, sondern identisch mit der Herzogin von Kingston; BrMm ordnet die Schrift unter ihrem Namen ein, weil sie von ihr handelt.

1736. C. L. Struck ist der Verleger. Das Werk ist bis auf das Titelblatt und den neu gesetzten Vorbericht des Verlegers identisch mit dem Buch, das u. d. T.: Nicolaus Klemzen vom Pommer-Lande und dessen Fürsten Geschlecht-Beschreibung in Stralsund 1771 erschien. Es rührt aber nicht von Nicolaus v. Klemptzen her, „sondern ist ein Auszug aus [Thomas] Kantzows Chroniken, veranstaltet durch Andreas Schomaker, welcher aller Wahrscheinlichkeit identisch ist mit dem gleichnamigen Bürgermeister von Anklam, † 1564". [ADB 16, 156.]

1759. Lies *Westermeier* statt Westermaier. [So unter dem Vorwort und so auch Zu.]

1802. Lies *Widnmann* statt Wiedmann.

1902. Lies *Wiesenhavern* statt Wiesenhaver, *Ludolph* statt Ludw. [So unter der Widmung seiner Schrift: Abhandlung über das Theer- od. Pechbrennen. Breslau 1793.]

1903. Ergänze hinter Anleitung, *Gemeinnützige.*

[1] Die wichtigsten Quellen sind in der folgenden Zusammenstellung durch dieselben Abkürzungen wie im Anonymen-Lexikon (Bd. 1, S. X ff.) wiedergegeben. Mit *Collin* und *Barbier* sind die Anm. 7 und 8 angeführten Werke bezeichnet, mit *ADB* die Allgemeine Deutsche Biographie Bd. 1 ff. Leipzig 1875 ff., mit *Dict. of nat. biogr.* das Dictionary of national biography. Vol. 1 ff. London 1885 ff., mit *DAL* das Deutsche Anonymen-Lexikon.

(Berichtigungen und Nachträge zum Deutschen Anonymen-Lexikon — Inserate.)

1925. Lies *Brandenburgischen* statt Preußischen.

1941. Nach Karl Faulmann, Histor. Grammatik der Stenographie. Wien 1887. S. 188, wäre *Reischl, Thomas Alois* der Verf.

1951. Verf.: *Bolte, Joh. Heinr.* [So auch Ky 1, 310.]

2006. Lies *Wiegand* statt Wigand. [So auch WBL.]

2015. Verf.: *Boutauld, Michel.* [Original: Les conseils de sagesse. So 158; A. de Backer, Bibliothèque des écrivains de la Comp. de Jésus. Nouv. éd. par C. Sommervogel, partie 1. T. 2 (Bruxelles 1891), Sp. 47.]

2027. *Hoppe, Tobias Conrad* ist sicher der Verf. [Er nennt sich unter der Widmung der Schrift „Kurtze Beschreibung versteinerter Gryphiten", die ebenfalls 1745 in Gera erschien, auch als Sendschreiben an F. E. Brückmann bezeichnet ist und auf dem Titelblatt wie hier die Buchstaben T. C. H. hat.]

2062. Tilge *Hamburgische und.*

2081. Der Titel des Exemplars der KB Berlin lautet: Anmerkungen über eine in Vorschein gekommene Schrift, betitelt: Kurze Beleuchtung, auf was Art von der K. K. Apostolischen Majestät . . . die Aushändigung der sogen. Erbschaftssteuer . . . verlanget worden.

2299. Lies *Neigebaur* statt Neigebauer, *Ferdinand* statt Friedrich. [So auf den Titelblättern mehrerer Schriften und so auch BrVV S. 343.]

2333a. Verf.: *Ebers, Carl Friedr.* [Z. Funck (d. i. Carl Friedr. Kunz), Kurze Geschichte des Buchs: Sarsena. Bamberg 1838, S. 23 f.]

2408a. Lies *Korn(elius)* statt Konr.

2410. E. de Mauvillon ist der Übers. [Original: Anti-Pamela: or, Feign'd innocence detected; in a series of Syrena's adventures . . .]

2423. *Dielhelm, Joh. Herm.* ist sicher der Verf. [ML 2, 350.]

2426. Lies *Seller* statt Sellers, *Abednego* statt Abraham. [Dict. of nat. biogr.; Sellerus unter der Dedikation der Originalausg. von 1696.]

2433. Verf.: *Kessler von Sprengseysen, C. F.* [Er nennt sich auf dem Titelblatt der 1788 erschienenen Abgenöthigten Fortsetzung des Anti-St. Nicaise; doch ist dort der Anfangsbuchstabe des ersten Vornamens in E verdruckt.]

2436. Lies *Johann* statt Georg. [So auf dem Titelblatt der Schrift: Der Vogelheerd. Nördlingen o. J.; die falsche Angabe bei MGT 17, 747 ist verbessert 22, 2. S. 405; richtig auch Ky und BrMm.]

2437. Die Angabe des BrMm geht wohl zurück auf Barbier 3², Nr. 21110 = J. M. Quérard, Les supercheries littéraires dévoilées T. 3² (Paris 1870), 873. Das Buch ist aber nicht, wie dort angegeben, identisch mit dem gleichnamigen Werk des 1607 verstorbenen Otto Casmannus, das Joachim Ursinus [d. i. J. Beringer] 1612 in Amberg herausgab. Nach dem Katalog der KB Berlin wäre *Beringer, J.* der Verf.

2504. Der Titel lautet: Antwort eines Juristen auf *die Anklage des Hrn. Jonathan* Schuderoff, . . . Superintendenten . . . zu Ronneburg.

2525. Plas, nach dem Eberhard Moller der Verf. sein soll, sagt nur, daß nach einer handschriftlichen Bemerkung Mollers in seinem Exemplar die Stadt, um die es sich handelt, Regensburg sei.

2534. Lies *Carpov* statt Carpzov. [So auch Myl.]

2568. Lies *Burkhard* statt Bernhard. [Die falsche Angabe bei MGT 15, 35 ist verbessert 19, 115.]

2613. Verf.: *Hähn, Joh. Friedr.* [Vgl. den Vorbericht und ML 5, 20 ff.]

2627. Ergänze hinter Des *Königl. Preuß.*

2670. Lies *Deutliche* statt Teutsche.

2693. Ergänze hinter Anzeige *, Kurze,*

2713. Lies *gemüssigte* statt gemäßigte.

2771. Lies *Gesetzbücher* statt Geschichten. [So auch Fiker.]

2775. Verf.: *Berenhorst, Georg Heinr. v.* [Die falsche Angabe bei MGT 13, 55 ist verbessert 22, 1 S. 206; vgl. auch Andr. Gottfr. Schmidt, Anhalt'sches Schriftsteller-Lexikon. Bernburg 1830. S. 32.]

2778a. Lies *Renatus Wilhelm* statt Wilhelm Renatus. [So unter der Vorerinnerung.]

2807. Verf.: *Richeome, Louis,* [Gretser ist der Übers. So auch So. Original: Très humble remonstrance et requeste des religieux de la Compagnie de Jésus.]

2810. Lies *Wezflariensis* statt Wetzlariensis.

2832b. Lies *Alexandre, Noël* statt Noël, Alexandre. [Barbier, T. 13 (Paris 1872), 245.]

2871. Die KB Berlin hat unter diesem Titel (mit kleinen Abweichungen) eine Ausg. Amsterdam 1674. (Auch Wr führt die Schrift nur unter 1674 an.) Th. 2 u. 3 u. d. T.: Anderer (bz. Dritter) Theil von Englands Appellation an die Gemeinde wider den König und seine große geheimde Männer. Amsterdam o. J. — Eine andere Ausg. u. d. T.: Engelands Appellation und Beruffung von der geheimen Raths-Versamlung zu Witthal an und für den großen Rath dieser Nation ... übers. von A. Holtersen. o. O. 1673. — Verf.: *Coventry, Sir William.* [Original: England's appeal from the private caballe. Dict. of nat. biogr.]

3027. Nach D S. 663 ist es zweifelhaft, ob von Mahrenholz der Verf. ist.

3107—3109. Lies *Arnould* statt Arnoult.

3155. Gabr. Wilh. Götten, den Myl S. 332 als Quelle angibt, führt (1[2]), S. 112 die Schrift nur unter denen an, die man Neumeister zuschreiben will; dasselbe sagen ML 10, 91 und Schr S. 511.

3156. Verf.: *Preyel, Adam.* [Adel 6, 890.]

3163. Verf.: *Obreuil, C. L. Chevalier de Sire-Jean d'.* [So unter der Vorrede.]

3165. Der Titel lautet: Vom Könige Artus und von dem bildschönen Ritter Wieduwilt. Ein Ammenmährchen.

3168b. Verf.: *Wickram, Joerg.* [GGr 2, S. 463 Nr. 9 d; Gernier ist der Vater eines der Helden der Erzählung.]

3170. 3227. Lies *Christoph* statt Christian.

3348. Verf.: *Leun, Joh. Georg Friedr.* [Vgl. die Vorrede, die des Verf. Handbuch zur kursor. Lektüre des N. T. erwähnt und Butzbach datiert ist, wo Leun Oberpfarrer war.]

3352. Lies *Christian* statt Joh. [Schröder 8, 191.]

3389. Verf. nach Wr: S. O. Falkenskjold; Collin 250 gibt an: Helfr. Pet. Sturz; nach Ch. Bruun, Bibliotheca Danica Bd. 3 (Kjøbenhavn 1896), 1487 u. a. ist es zweifelhaft, wer der Verf. ist, am wahrscheinlichsten *Karl Prinz v. Hessen-Cassel.*

3399. Lies *Ausübung maurerischer Tugenden* statt Ausbildung maurischer Tugend.

3486. Das Original, der „Spectator", wurde von Addison und Steele gemeinsam herausgegeben. [Dict. of nat. biogr. 1, 126 f.]

3765. Lies *Franz* statt Friedrich. [So auf dem Titelblatt der Schrift: Kurzer u. faßlicher Unterricht in d. einfachen Obstbaumzucht. 5. Ausg. Essen 1826.]

3816. Lies *Verner* statt Werner, *Frederik* statt Friedrich; Verf.: *Guldberg, Ove.* [Original: Azan eller den fra Gield udfriede Fyrste. Ch. Bruun, Bibliotheca Danica Bd. 4 (Kjøbenhavn 1902), 444.]

[Fortsetzung folgt.]

Kataloge.

Zur Vermeidung von Verspätungen werden alle Kataloge an die Adresse des Herausgebers erbeten. Nur die bis zum 25. jeden Monats eingehenden Kataloge können für das nächste Heft berücksichtigt werden.

Deutschland und Österreich-Ungarn.

Max Ziegert in Frankfurt a. M. No. 7. *Topographische Blätter in Kupferstich, Holzschnitt, Lithographie und Handzeichnung von 1500—1900.* A.-L.

W. Jacobsohn & Co. in Breslau V. No. 210. *Kathol. Theologie, Philosophie, Geschichte, Belletristik.* No. 212. *Protestant. Theologie.*

G. Pietzsch in Dresden-A. No. 15. *Geschichte und Kulturgeschichte.*

Szelinski & Co. in Wien I. No. 23. *Medizin.*

(Kataloge — Inserate.)

K. A. Stauff & Co. in Köln. No. 8. *Kultur und Sitte, Ansichten, Porträts, Sport- und Kostümblätter.*

Rich. Kaufmann in Stuttgart. No. 105. *Autographen, Städteansichten, Varia.*

K. Th. Völcker in Frankfurt a./M. No. 261. *Biographien, Geschichte der Wissenschaften und Künste, Literaturgeschichte, Bücherwesen.*

J. Leitgeber & Co. in Posen. No. 5. *Theologie und Kirchengeschichte.* — No. 6. *Geschichte.*

Matth. Mittermüller in Salzburg. No. 33. *Histor. Theologie, Kirchenrecht.*

Otto Harrassowitz in Leipzig. No. 294. *Bibel, Exegese, Dogmatik, praktische Theologie.*

J. P. Mischel in Düsseldorf. No. 73. *Deutsche Literatur.*

Süddeutsches Antiquariat in München. No. 80. *Klassische Philologie.*

List & Francke in Leipzig. No. 381. *Altertumskunde.*

Max Jaeckel in Potsdam. No. 15. *Deutsche Literatur, Varia.*

Ernst Frensdorff in Berlin SW. 11. Anzeiger No. 15. *Meist deutsche Literatur, Theater, Musik, Kunst, Geschichte.*

Lipsius & Tischer in Kiel. No. 84. *Geschichte, Militaria.*

Gilhofer & Ranschburg in Wien 1. No. 78. *Histor. Autographen und Urkunden, Stammbücher und Stammbuchblätter.*

Ernst Carlebach in Heidelberg. No. 282/283. *Theologie.*

Adolf Weigel in Leipzig. Mitth. f. Bücherfr. No. 27. *Baden, Berlin, Buchdruck, Folklore, Lieder, Paris, Polen, Rom, Theater, Wien.*

Ludwig Rosenthal in München. No. 118. *Shakespeare.*

Victor Eytelhuber in Wien VIII. Anz. No. 120. *Varia.*

Alfr. Lorentz in Leipzig. Ant. Bücherm. No. 63. *Deutsche Literatur, Philosophie, Kunst, Geschichte, Kuriosa, Varia.*

K. W. Hiersemann in Leipzig. No. 323. *Kunstgeschichte.*

Ausland.

Bernardo Seeber in Florenz. No. 2. Aldinen, Boccaccio, Dante, Toscana.

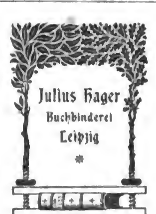
A. Loosfelt in Nizza. No. 46. *Varia.*

Adolf Geering in Basel. No. 306. *Belletristik, Geschichte und Geographie, Musik und Theater.*

J. d'Araujo Moraes in Lissabon. No. 20. *Kunst, Medizin, Varia.*

Inhalt des Hauptblattes.

(Heft 2 — Mai 1906.)



Einbände jeder Art • für den Buchhandel, sowie für Kataloge und Preislisten

Mappen für Projekte, Kosten-Anschläge, Diplome, Ehrenbürgerbriefe und Adressen

Liebhaberbände für Private und Bibliotheken

Offerten und Kostenanschläge werden jederzeit prompt erledigt •

Gegründet im Jahre 1844

Wertvoller Katalog gratis und franko.

Demnächst wird versandt:

Antiquar. Katalog Nr. 227

Theatergeschichte und Schauspielkunst,

Dramaturgie und Bühnenkunde, Dramatische Gesammtwerke und Theaterlexika. Maske. Mimik. Redekunst. Tanzkunst.
Einzelne dramatische Dichtungen, Schauspiele, Lustspiele, Possen, Schwänke, Trauerspiele, Liederspiele, Festspiele, Ritterspiele, Volksdramen etc. Diese Abteilung ist besonders reich an alten Ausgaben und Bühnen-Manuskript Drucken.
Es dürfte seit Jahren keine so reichhaltige Sammlung, gegen 2500 Nummern enthaltend, zum Kaufe ausgeboten worden sein. Das Titelblatt bringt Eduard Devrients Porträt mit dessen Autograph und der Katalog selbst verzeichnet viele Briefe des berühmten ehemaligen Karlsruher Hoftheaterdirektors.

Wir bitten zu verlangen.

A. Bielefeld's Hofbuchhandlung
Liebermann & Cie., Karlsruhe (Baden).

Verlag von Hermann Gesenius in Halle.

Neuigkeiten 1906.

Wilhelm der Erste als Erzieher.

In 711 Aussprüchen aus seinen Kundgebungen und Briefen planmäßig zusammengestellt von Paul Dehn. Fürstenausgabe: Auf feinstem Büttenpapier gedruckt und in Prachtband mit Goldschnitt gebunden M. 8.—. Volksausgabe: In Leinenband mit Rotschnitt gebunden M. 4.—.

Einer unserer höchstgestellten Offiziere, dem die Aushängebogen vorlagen, schreibt an den Verfasser: „Ich beglückwünsche die, denen das Werk zugänglich wird, zu dem reichen Inhalt, den es bietet. Es werden damit die herrlichen Worte des großen Kaisers in die Nation hineingetragen als Marksteine auf allen Gebieten des staatlichen Lebens."

Michelangelos und Raffaels

Gedichte von Hermann Harrys. Zweite Auflage. Mit einer kurzen biographischen Einführung 1906. Brosch. M. 2.—.

Aus „Scherr's" Illustr. Geschichte der Weltliteratur. „Michel Angelo darf auch unter den Dichtern seines Vaterlandes mit seinen Sonetten einen Ehrenplatz beanspruchen. Sehr schön nannte ihn Pindemonte den „Mann mit vier Seelen" und zwar deshalb, weil er das jüngste Gericht gemalt, den Moses gemeißelt, die Kuppel der Peterskirche gewölbt und Gedichte von wahrhaft danteschem Geiste geschrieben."





C. Angerer & Göschl

k. u. k. photo-chemigraphische Hof-Kunstanstalt

Wien, XVI/1.

Buch- und Prägedruck-Clichés in Zink, Kupfer, Messing und Stahl. Neues patentirtes Autotypie-Verfahren. Künstlerisch ausgeführte Drei- und Vierfarbendrucke. Photolithographische Fettdrucke. Erzeugung von Zeichenmaterialien, Patent Korn- und Schabpapieren, Kreide und Tusche.





Für die Anzeigen verantwortlich: K. Dieckmeyer, Leipzig, Hospitalstr. 27. Verlag von Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig.
Druck von W. Drugulin in Leipzig.

Mit einer Extrabeilage von Eduard Avenarius, Verlagsbuchhandlung, Leipzig.

Zeitschrift für Bücherfreunde

Organ der Gesellschaft der Bibliophilen.

BEIBLATT

X. Jahrgang. | Juni 1906. | Drittes Heft.

Abonnementspreis für den Jahrgang 36 M. (21,60 Fl. ö. W., 45 Fr., 36 sh., 21,60 Rb.), für das Quartal (drei Hefte) 9 M.

Anzeigen

1/1 Seite	60 Mark.	1/4 Seite	15 Mark.
1/2 Seite	30 Mark.	1/8 Seite	8 Mark.

Kleine Anzeigen (Desiderata und Angebote): die gespaltene Petit-Zeile **50** Pf. (für Mitglieder der Gesellschaft der Bibliophilen und Abonnenten der Z. f. B. nur **25** Pf.).

Beilage-Gebühr 40 Mark. — Schluß für die Anzeigenannahme jedes Heftes am 10. des vorhergehenden Monats.

Redaktionelle Sendungen: Manuskripte, Bücher, Kataloge etc. gefl. zu richten an den Herausgeber: *Fedor von Zobeltitz, Berlin W. 15.* Uhlandstr. 33 (Sommer: Spiegelberg bei Topper, Rgbz. Frankfurt a. O.).
Anzeigen an die Verlagshandlung: *Velhagen & Klasing*, Abteilung für Inserate, *Leipzig*, Hospitalstr. 27.

Gesellschaft der Bibliophilen.

Die Subskription auf das **Nürnbergische Schönbartbuch** hat einen so günstigen Erfolg gehabt, daß der größte Teil der 500 numerierte Exemplare betragenden Auflage vergriffen ist. Der Vorstand sieht sich dadurch veranlaßt, die Subskription zum ursprünglichen Preise von *zwanzig Mark* am 30. Juni 1906 zu schließen. Die dann etwa noch verfügbaren Exemplare können an spätere Subskribenten nur zum Preise von *vierzig Mark* abgegeben werden. Die Ausgabe des Werkes wird, der schwierigen Ausführung der Tafeln wegen, voraussichtlich erst im März 1907 erfolgen und den Subskribenten rechtzeitig angezeigt werden.

Der Vorstand der Gesellschaft der Bibliophilen

WEIMAR, Grunstedterstr. 16. I. A. **Dr. Carl Schüddekopf.**

Rundschau der Presse.

Von Arthur L. Jellinek in Wien.

Die nachfolgende Übersicht versucht, die in Tagesblättern, Wochen- und Monatsschriften enthaltenen Aufsätze und Abhandlungen, soweit sie für die Leser unserer Zeitschrift in Betracht kommen, in *sachlicher* Anordnung zu verzeichnen. Nur das Wichtigere aus den Veröffentlichungen der letzten Monate kann berücksichtigt werden. Absolute Vollständigkeit zu erreichen, liegt für den einzelnen Bearbeiter außerhalb des Bereiches der Möglichkeit. Die Zeitschriften sind nach Bänden, Jahrgängen, Heften oder Seiten, je nach der leichteren Auffindbarkeit, zitiert. Gleichmäßigkeit ist hierin nicht angestrebt. **Zusendung von Separatabdrücken und Ausschnitten an die Adresse des Bearbeiters (Wien VII, Kirchengasse 35) erbeten.**

Schrift-, Buch- und Bibliothekswesen.

Allgemeines, Schrift und Papier.

B., Neue Beiträge zur Geschichte des Papiers.
Neue Freie Presse. 1904. No. 14 210. (17. III.)

Klemm, P., Das Ideal eines Druckpapiers.
Archiv f. Buchgewerbe. 1906. XLIII, S. 81—83.

Krak, T. und G. Bargum, Zur Geschichte des Adreßbuches.
Börsenbl. f. d. deutschen Buchhandel. 1905. No. 191.

Thron, J., Aus Belgien und Frankreich. Bunte Steine. (1. Der 1. „Salon du Livre" in Brüssel. — Gründung des belgischen Buchgewerbevereins. — 2. Einige Rückblicke auf die Blütezeit des belgischen Nachdrucks. — 3. Der gegenwärtige Stand der Volksbibliotheken in Frankreich. — 4. Die Jahresversammlung des „Cercle de la librairie" in Paris.)
Börsenbl. f. d. deutschen Buchhandel. 1906. No. 79.

Buchdruck.

Barwick, G. F., Impresas.
The Library. 1906. 2. Series, VII, S. 140—148.

Hübl, Besprechung der Veröffentlichungen der Gutenberg-Gesellschaft. I—IV.
Mitteilungen des Österr. Vereins f. Bibliothekswesen. 1906. X, 37—42.

Plomer, H. R., A printer's bill in the XVII. century.
The Library. 1906. 2. Series, VII, S. 32—45.

(Rundschau der Presse.)

Buchhandel.

Beschoren, A., Ein englischer Buchhändler-Brauch aus vergangenen Zeiten.
Börsenbl. f. d. deutschen Buchhandel. 1906. No. 72.

Biberfeld, Verkauf von Büchern unter Vorbehalt des Eigentums.
Börsenbl. f. d. deutschen Buchhandel. 1906. No. 84.

Conrad, Br., The Publisher's Association of Great Britain and Ireland.
Börsenbl. f. d. deutschen Buchhandel. 1906. No. 73. Sp. 3287/8.

Deutsche Bücher und Zeitschriften in Frankreich.
Deutsche Ztg. (Berlin.) *Börsenbl. f. d. deutschen Buchhandel.* 1905. No. 285.

Eckardt, J. H., Johann Christian Dieterichs und seine Göttinger Kalender-Unternehmungen. [Kalenderverleger des XVIII. Jahrhunderts. II.]
Börsenbl. f. d. deutschen Buchhandel. 1906. No. 62, 74, 76, 82, 83.

Henckel, W., Aus Rußland. [Buchhandel und Bibliographie.] *Börsenbl. f. d. deutschen Buchhandel.* 1906. No. 40. (17. II.)

Herbich, R., Betrachtungen über die Wertabschätzung von Verlagsartikeln bei Aufstellung von Inventur und Bilanz.
Börsenbl. f. d. deutschen Buchhandel. 1906. No. 40.

Kellen, T., Der Verleger Johann Friedrich Schiller.
Börsenbl. f. d. deutschen Buchhandel. 1906. No. 40.
[Über Schneider, D. Friedrich: Johann Friedrich Schiller, geb. 18. Sept. 1737, gest. 19 Okt. 1814. Mainz, Imp. Ph. v. Zabern 1905. Kl. 8°. 24 S.]

Kohut, A., Zur Geschichte des Honorars. (Mit 5 ungedruckten Briefen Adolf Müllners und Theodor Mundts.) 2. VII. 1815 an? — 3. VII. 1816 an Wallishausen in Wien. — Von Th. Mundt 27. IV. 1854. — 16. V. 1854. — Von Th. Mundt mit einer beiliegenden Novelle „Moderne Kinder". 19. I. 1857.
Die Gegenwart. 1906. LXIX, No. 9. (S. 136—137.)

Das Recht des Sortimenters auf Kritik.
Allgemeine Buchhändler-Zeitung. (Leipzig.) 1906. XIII, No. 4.

Reclam jun., Ph., Ein Beitrag zur Frage der Bücher-Schleuderei in Warenhäusern. [Nußbaum in Halle a. S.] *Börsenbl. f. d. deutschen Buchhandel.* 1906. No. 55.

Richter, P. E., Schulprogramme und ihre Beigaben.
Börsenbl. f. d. deutschen Buchhandel. 1906. No. 2.

Bibliographie.

Kauffmann, F., Moritz Steinschneider; zu seinem 90. Geburtstage: 30. März 1906.
Frankfurter Ztg. 1906. No. 88. (30. III.)

Prem, S. M., Literaturbericht aus Tirol IV. (1897—1905.) *Euphorion.* 1906. XIII, S. 277—288. [Vgl. ebd. IV, 600 ff.]

Schissel von Fleschenberg, O., Zur Bibliographie der tirolischen Literatur des XVIII. Jahrhunderts. (1. Joh. Friedrich Primisser. 2. Maximilian Anton Polifeser. 3. Joseph Kowald.)
Mitteilungen des Österr. Vereins für Bibliothekswesen. 1906. X, S. 30—36.

Bibliophilie.

Die Meyer-Cohnsche Autographen-Sammlung.
Neue Zürcher Ztg. 1906. No. 46.

Thieß, K., Buchstipendien statt Geldstipendien.
National-Ztg. 1905. No. 296. (13. V.), *Börsenbl. f. d. deutschen Buchhandel.* 1905. No. 113.

Bibliothekswesen.

Ballinger, J., Municipal libraries.
The Library. 1906. 2. Series, VII, S. 181—191.

Der Bibliotheken-Rabatt im Sächsischen Landtag.
Börsenbl. f. d. deutschen Buchhandel. No. 68, 70.

Eichler, F., Moderne Bibliotheksbauten.
Mitteilungen des Österr. Vereins f. Bibliothekswesen. 1906. X, S. 1—11.

Gillhoff, J., Wie gründet man gute billige Volksbibliotheken? *Deutsche Welt.* 1906. No. 17.

Herz, H., Volkstümliche katholische Bibliotheken, katholische Autoren und Verleger.
Borromaeus-Blätter. 1906. III, No. 6.

v. Gr., Die neue Heidelberger Universitätsbibliothek.
Die Kunstchronik. 1906. N. F. XVII, Sp. 163—165.

Bibliothek des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler zu *Leipzig.* Zuwachs seit Abschluß des Kataloges. Band II. No. 10. (Oktober 1905 bis März 1906.)
Börsenbl. f. d. deutschen Buchhandel. 1906. No. 78.

Menčik, F., H. G. Bretschneider und G. van Swieten. Ein Beitrag zur Geschichte der Universitäts-Bibliothek in *Lemberg.* (Beilage: Verzeichnis der Lemberger seltenen Inkunabeln.)
Mitteilungen des Österr. Vereins f. Bibliothekswesen. 1906. X. S. 11—30.

The British Museum Library *[London]* and its Catalogue.
The Edinburgh Review. 1906. CCIII, S. 117—136.

Schmitz, H., Die Volksbibliothek und Lesehalle zu *M.-Gladbach.*
Borromaeus-Blätter. 1906. III. No. 6, 7. S. 117—119, 140—143.

Löffler, Die bibliothekarische Laufbahn in *Preußen.*
Academia. 1906. XVIII, No. 10.

Giefel, Zur Gründungsgeschichte der königlichen Landesbibliothek [in *Stuttgart*].
Württemberg. Vierteljahrshefte f. Landesgeschichte. 1904. XIII, S. 140—161. Nachtrag 1905. XIV, S. 418—422.

Giefel, Warum ist Bibliothekar Joh. Wilh. Petersen 1794 aus den herzoglichen Diensten entlassen worden? *[Stuttgart.]*
Württembergische Vierteljahrshefte. 1905. XIV, S. 191—204.

Rechtsbeziehungen, Pressrecht, Zensur.

Allfeld, Der Entwurf eines Gesetzes betreffend das Urheberrecht an Werken der bildenden Künste und der Photographie.
Deutsche Juristenztg. 1906. XI, No. 5. *Börsenbl. f. d. deutschen Buchhandel.* 1906. No. 72.

Castellani, C., Documenti circa la persecuzione dei libri ebraici a Venezia.
La Bibliofilia. 1906. VII. S. 305—307.

Verbotene Druckschriften 1905. Zusammenstellung der im Börsenblatt 1905 mitgeteilten Verbote (und der aufgehobenen Beschlagnahme).
Börsenbl. f. d. deutschen Buchhandel. 1906. No. 77.

Fuld, Urheberrechtliche Beziehungen im Verhältnis zwischen Deutschland und Frankreich.
Börsenbl. f. d. deutschen Buchhandel. 1906. No. 61.

Fuld, Zur Praxis des amerikanischen Urheberrechtsamts.
Börsenbl. f. d. deutschen Buchhandel. 1906. No. 73.

Fuld, Verlängerung der Schutzfrist für Urheberrecht.
Börsenbl. f. d. deutschen Buchhandel. 1906. No. 75.

Zum Gesetzentwurf betr. das Urheberrecht an Werken der bildenden Künste und der Photographie.
Borsenbl. f. d. deutschen Buchhandel. 1906. No. 57.

Grundtvig, L. A., Internationaler Schutz des Urheberrechts.
Börsenbl. f. d. deutschen Buchhandel. 1906. No. 81.

Hölscher, G., Zur Geschichte der Präventivzensur.
Börsenbl. f. d. deutschen Buchhandel. 1906. No. 64.

Kleemeier, Fr. J., Der Index der verbotenen Bücher.
Börsenbl. f. d. deutschen Buchhandel. 1905. No. 147—149.

Verzeichnis von deutschen Büchern, die in Rußland im September [und bis Dezember 1906] ganz oder teilweise verboten worden sind.
Börsenbl. f. d. deutschen Buchhandel. 1905. No. 3, 26, 43, 49.

Literaturgeschichte (Allgemeines).

Blümml, E. K., Volkslied-Miszellen.
Archiv f. d. Studium d. neueren Sprachen und Literaturen. 1904. CXIII, S. 270—296. 1906. CXV, S. 30—66.

Bolte, J., Die indische Redefigur Yathā-saṃkhya (d. h. der Zahl, der Reihe nach) in europäischer Dichtung.
Archiv f. d. Studium der neueren Sprachen und Literaturen. 1904. CXII, S. 265—276.

Brugger, E., Beiträge zur Erklärung der arthurischen Geographie.
Zeitschr. f. französische Sprache und Literatur. 1904. XXVII, S. 69—116.

Buchner, G., Beiträge zur „Geschichte der sieben weisen Meister".
Archiv f. d. Studium der neueren Sprachen und Literaturen. 1905. CXIII, S. 297—301.

Hochdorf, M., Eine neue Geschichte der russischen Literatur.
Die Gegenwart. 1905. LXVIII. No. 47, S. 328—329.

Holthausen, F., Das Motiv von der untergeschobenen Braut [in der Dichtung].
Archiv f. d. Studium der neueren Sprachen. 1905. CXIII, S. 430—31.

Jordan, L., Quellen und Komposition von Eustache le Moine nebst Analyse des Trubert und Nachweis der Existenz mehrerer Robin Hood-Balladen im XIII. Jahrhundert.
Archiv f. d. Studium der neueren Sprachen und Literaturen. 1904. CXIII, S. 66—100.

Jordan, L., Die Quelle des *„Hervis von Metz"*.
Archiv f. d. Studium der neueren Sprachen und Literaturen. 1905. CXIV, S. 432—440.

Nowak, K. F., Der deutsch-französische Krieg im Lichte französischer Dichtung.
Leipziger Ztg. (Wissenschaftliche Beilage). 1906. No. 9, 10.

Roersch, A., Elckerlijc-Everyman-Homulus-Hekastus.
Archiv f. d. Studium d. neueren Sprachen und Literaturen. 1904. CXIII, S. 13—16.

Schönbach, A. E., Was wir lesen. Blätter aus meinem Merkbuche.
Die Kultur (Wien). 1905. VI, S. 25—40.

Siefert, G., Wer war Siegfried?
Allgemeine Ztg. Beilage. 1905. No. 32, 33.

Sosnosky, Th. v., Venus und Bacchus [in der deutschen Poesie].
Die Gegenwart. 1906. LXIX, No. 8. S. 119—120.

Steig, R., Aus norddeutschen Literaturkreisen der klassischen Zeit.
Vossische Ztg. 1905. No. 341. (23. VII.)

A modern Utopia.
The Edinburgh Review. 1905. CCII, S. 56—78.
[Zusammenfassende Besprechung von 13 Werken.]

Voretzsch, K., Die Theorien über die Entstehung des altfranzösischen Epos.
Die Kultur. 1905. VI, S. 372—376.

Wohlbrück, O., Russische Literatur [der letzten Jahre]. *Konservative Monatsschrift*. 1906. 1. Jan.

Einzelne Schriftsteller.

Anzengruber: Müller-Guttenbrunn, Erinnerungen an Anzengruber.
Neues Wiener Journal. 1906. No. 4373.

Arndt: Wendel, C., Zur Bibliographie Ernst Moritz Arndts. *Euphorion*. 1906. XIII, S. 135—136.

Apuchtin: Luther, A., Alexei Nikolajewitsch Apuchtin (1840—1893).
St. Petersburger Ztg. Montagsbl. 1906. No. 111.

Becker: Stein, H. v., Nikolaus Becker, der Dichter des Rheinliedes. (1809—1845.)
Dichterstimmen der Gegenwart. 1906. XX, No. 5.

Bürger: Benzmann, H., Bürgers Bedeutung für die klassische und moderne Ballade.
Die Gegenwart. 1906. LXIX, No. 7. S. 104—105.

Byron: Richter, H., Zur Frage: Wer war Byrons Thyrza?
Archiv f. d. Studium d. neueren Sprachen. 1904. CXII, S. 70—79.

Carlyle: Oswald, E., Thomas Carlyle, noch einmal.
Archiv f. d. Studium d. neueren Sprachen und Literaturen. 1904. CXII, S. 317—327.

(Rundschau der Presse.)

Chamisso: Brentano, H., Adalbert von Chamisso. *Wiener Deutsche Ztg.* 1906. No. 12241.

—: Hofmann, H., Ein Albumblatt Chamissos. *Euphorion.* 1906. XIII, S. 134—135.

Claudius: Goos, M., Matthias Claudius. *Hamburger Nachrichten. Belletristische Beilage.* 1906. No. 2.

Foscolo: Zschech, F., Der italienische Wertherroman Ugo Foscolos. *Hamburger Correspondent. Literar. Beilage.* 1906. No. 3.

Gildemeister: Tielo, A. K. T., Otto Gildemeisters Anfänge. *Euphorion.* 1906. XIII, S. 105—117.

Goethe: Helmholt, H. F., Übersicht über die Verzweigungen der Familie Buff-(Kestner). *Familiengesch. Blätter.* (Dresden.) 1904. II, S. 123—127.

—: Jahn, K., Goethes Reisen. *Tägliche Rundschau. Unterhaltungsbeilage.* 1905. No. 271.

—: Kleemeier, F. J., Die Goethe-Bibliothek des Frhn. W. v. Biedermann. *Börsenbl. f. d. deutschen Buchhandel.* 1905. No. 253.

—: Kralik, R. v., Goethe als Romantiker. *Die Warte.* 1906. VII, No. 7.

—: Krüger, H., Goethe in Dornburg. *Altonaer Tagblatt.* 1905. (18. XI.)

—: Michels, V., Neue Goethe-Ausgaben. *Euphorion.* 1906. XIII, S. 288—299.

Grillparzer: Benzmann, H., Grillparzer als Mensch nach seinem Tagebuch und seinen Briefen. *Nord und Süd.* 1905. CXV, S. 421—429.

—: Volkelt, J., Die tragische Schuld in Grillparzers Dramen. *Österr. Rundschau.* 1905. II, S. 355—362.

Grisebach: Fraenkel, L., Eduard Grisebach. Eine Würdigung. *Frankfurter Ztg.* 1906. No. 101.

—: Münz, B., Eduard Grisebach. *Die Wage.* 1906. XI, No. 14.

—: Schaukal, R., Eduard Grisebach. Ein Gedenkblatt. *Die Gegenwart.* 1906. LXIX, No. 15. S. 230—231.

Hartleben: Marti, F., Fragment eines Lebens. [O. E. Hartlebens „Tagebuch".] *Neue Züricher Ztg.* 1906. No. 90.

Haug: E. M., Fr. Haugs Vorspiel zur Wilhelm Tell-Aufführung am 10. November 1807. *Schwäbische Kronik.* 1904. No. 224. S. 5.

Hawthorne: Nathaniel Hawthorne, man and author. *Edinburgh Review.* 1906. CCIII, S. 210—235.

Hebel: Trenge, M., Das Weltbild in Hebels Drama. *Die Deutsche Kultur.* 1906. I, No. 11, 12.

Hazlitt: Irwin, S. T., William Hazlitt and Charles Lamb. *The Quarterly Review.* 1906. CCIV, S. 162—186.

Hölderlin: Bode, K., Zu Hölderlins Gedichten. *Euphorion.* 1906. XIII, S. 133—134.

Jakobsen: [Kiy, H.], Briefe J. P. Jakobsens an Agnes Möller. [1873—1882.] *Die Gegenwart.* 1906. LXIX, No. 8. S. 121—123.

Kant: Drews, A., Houston Steward Chamberlains „Kant". [München 1905.] *Die Gegenwart.* 1906. LXIX, S. 132—135. (No. 9.)

Keller: Heine, G., Gottfried Keller. *Deutsch-Evangel. Blätter.* 1905. No. 2.

—: Rosenberg, F., „Der schlimm-heilige Vitalis" von Gottfried Keller und „Thaïs" von Anatole France. *Archiv f. d. Studium d. neueren Sprachen.* 1904. CXII, S. 366—384.

Kinkel: Pitollet, C., Das Todesurteil gegen Gottfried Kinkel. *Wiener Montagsrevue.* 1906. No. 6.

Kleist: Weißenfels, R., Die neue Kleist-Ausgabe (Leipzig-Wien, Bibliographisches Institut. 5 Bde. 1905). *Das literarische Echo.* 1906. VIII, Sp. 932—939.

La Sale: Haag, C., Antoine de la Sale und die ihm zugeschriebenen Werke. *Archiv f. d. Studium d. neueren Sprachen u. Literaturen.* 1904. CXIII, S. 101—134, 315—351.

Lessing: Gold, A., Auf den Spuren Lessings in Berlin. *Frankfurter Ztg.* 1906. No. 17.

—: Kruse, G. R., Berlin und sein Lessing-Haus. *Berliner Tageblatt.* 1906. No. 69.

Lewis: Herzfeld, G., Die eigentliche Quelle von Lewis' „Monk". [Anonymer Roman „Die blutende Gestalt mit Dolch und Lampe". Quelle für *Grillparzers* „Ahnfrau".] *Archiv f. d. Studium d. neueren Sprachen u. Literaturen.* 1903. CXI, S. 316—323.
[Dagegen O. Ritter, ebd. 1904 CXIII, S. 56—65.]

Lorm: Münz, J. V., „Hieronymus Lorms Nachlaß". *Der Tagesbote.* (Brünn.) 1906. No. 152.

Manso: Geiger, L., Vom alten Manso. (1760—1826.) *Breslauer Ztg.* 1906. No. 69.

Meyer: Lüderitz, A., C. F. Meyers „Amulett" und seine Quelle. [Mérimée, Chronique du règne de Charles. IX. 1829.] *Archiv f. d. Studium der neueren Sprachen u. Literaturen.* 1904. CXIII, S. 110—121.

Mörike: Ilgenstein, H., Mörikes Lyrik. *Das Blaubuch.* 1906. I, No. 9.

—: Krauß, R., Der freigewordene Mörike [in den verschiedenen Ausgaben]. *Deutsche Tagesztg.* (Berlin.) 1906. No. 81.

Novalis: Hug v. Hugenstein, A., Zur Textgeschichte von Novalis' Fragmenten. *Euphorion.* 1906. XIII, S. 79—93.

da Ponte: Schriefer, W., Lorenzo da Ponte (der Textdichter des Don Juan). *Deutsches Tagblatt.* (Wien.) 1906. No. 34.

Rousseau: Geiger, L., Neues über Rousseau. *Die Gegenwart.* 1906. LXIX. No. 5. S. 71—72.
[Besprechung der Annales de la Société Jean Jaques Rousseau à Genève. 1906. Band I.]

Scheffel: Doering, O., Joseph Viktor von Scheffel. *Moskauer Deutsche Ztg.* 1906. No. 84.

—: Proelß, J., Scheffels Laura [Emma Heim. Von E. Boerschel. Berlin 1906]. *Das literarische Echo.* 1906. VIII, Sp. 849—854.

—: Wetzel, J. O., Scheffel. *Der Elsässer.* 1906. No. 54.

Seume: Peiser, G., Aus Polens letzten Tagen. Erinnerungen eines deutschen Dichters. [J. G. Seume.] *Die Grenzboten.* 1906. LXVI, S. 490—499, 549—557, 657—665, 711—718.

Shakespeare: Eidam, Chr., Die Neubearbeitung des Schlegel-Tieckschen Shakespeare durch H. Conrad. *National-Ztg.* 1906. *Beilage.* No. 3. (18. I.)

—: Hamburger, P., Die Prinzen von Marokko und Arragon in Shakespeares „Kaufmann von Venedig". *Der Tag.* 1906. No. 89.

—: Werther, J. v., Shylock. *Die Zukunft.* 1906. XIV, 54. S. 52—56.

Staël: Madame de Staël and Napoleon. *The Edinburgh Review.* 1905. CCII, S. 79—109.

Uhland: Sprenger, R., Zu Uhlands Ballade „Der letzte Pfalzgraf". *Archiv f. d. Studium d. neueren Sprachen.* 1904. CXIII, S. 392—394.

Voltaire: Sakmann, P., Voltaire als Kritiker Montesquieus. *Archiv f. d. Studium d. neueren Sprachen.* 1904. CXIII, S. 374—391.

Voß: Segnitz, E., Johann Heinrich Voß. *Leipziger Tageblatt.* 1906. No. 160.

Walpole: Geiger, L., Horace Walpole (1717—1797). *Die Gegenwart.* 1906. LXIX, No. 13, S. 199—100.

Berichtigungen und Nachträge zum Deutschen Anonymen-Lexikon.

Von

Dr. Paul Trommsdorff in Berlin.

(Fortsetzung.)

II.

Nachträge zum Buchstaben A.

Der Umstand, daß der Gesamtkatalog der preußischen Bibliotheken die Angaben des deutschen Anonymenlexikons in nicht wenigen Fällen zu berichtigen vermag, beweist wohl, daß die Bearbeiter des Lexikons recht gut daran getan hätten, auch die handschriftlichen Kataloge der größten deutschen Bibliotheken auf Anonyma hin durchzusehen.[1] Bilden doch in den Bibliotheken stets die Druckschriften selbst die Grundlage für alle Eintragungen in die Kataloge, die daher ungleich vertrauenswürdiger sind als manche auf abgeleiteten Quellen beruhende Bibliographien. Vor allem aber würde die Durcharbeitung dieser Kataloge das aus den gedruckten Werken gewonnene Material wesentlich ergänzt haben. Denn in den handschriftlichen Bibliothekskatalogen finden sich sehr viele Druckschriften unter ihren Verfassern eingetragen, die in den Werken, welche die Bearbeiter des Anonymenlexikons benutzen konnten, überhaupt nicht oder ohne Verfasserangabe aufgeführt werden. So viele Quellenwerke die beiden Wiener Kollegen auch ausgenutzt haben,[2] sie mußten doch zahlreiche entlegenere und speziellere Schriften, die ihre Zusammenstellung hätten bereichern können, beiseite lassen. Bei der Katalogisierung eines Bibliotheksbuches werden aber solche Bücher oft mit Vorteil verwendet. Häufig ist einer der Beamten dank seiner Kenntnisse auf einem ihm besonders vertrauten Wissensgebiete in der Lage, ein Werk ausfindig zu machen, in dem der Verfasser des zu katalogisierenden anonymen Buches genannt ist, oder es gelingt ihm selbst, unter Benutzung der in dem Buch sich findenden Andeutungen und mit Heranziehung aller möglichen bibliographischen Hilfsmittel, den Verfasser zu ermitteln. Dazu kommt, daß das einzelne Bibliotheksexemplar sehr oft Angaben enthält, aus denen sich die Verfasserschaft des Buches direkt ergibt oder doch erschließen läßt. Das sind die handschriftlichen Eintragungen in zahlreichen Büchern, Widmungen des Verfassers, Bemerkungen früherer Besitzer oder Benutzer und dergleichen Vermerke.[3] Manchmal erlaubt auch die Zugehörigkeit der Schrift zu einem Sammelbande einen Schluß auf den Autor; oft ist auf dem Rückentitel eines älteren Einbandes der sonst nirgends zu ermittelnde Verfasser genannt.

Dieses wichtige in den handschriftlichen Bibliothekskatalogen ganz verborgene Material haben die Bearbeiter des deutschen Anonymenlexikons nur zum geringsten Teil verwerten können, da seine Beschaffung wohl zu umständlich und kostspielig gewesen wäre, auch die Kataloge mancher Bibliotheken ihnen nicht ohne weiteres zur Verfügung gestanden hätten. Wer in Zukunft solche bibliographische Arbeit unternehmen will, sollte aber erwägen, ob er nicht in dem preußischen Gesamtkataloge, dem handschriftlichen Kataloge von elf großen Bibliotheken mit einem Bücher-

[1] Diesen Gedanken äußerte schon M. Grolig bei der Besprechung des ersten Bandes des Anonymen-Lexikons in den Mitteilungen des österreichischen Vereins für Bibliothekswesen Jg. 6, 1902, S. 74—77.

[2] Eine wichtige Quelle ist ihnen leider entgangen, das Buch von E. Collin, Anonymer og Pseudonymer i den danske, norske og islandske Literatur ... Kiøbenhavn 1869, in dem auch die ausländische anonyme Literatur berücksichtigt ist, die sich auf die dänisch-norwegischen Länder bezieht.

[3] Auch Barbier benutzte bei der Bearbeitung der 2. Auflage seines Dictionnaire des ouvrages anonymes et pseudonymes (T. 1—4. Paris 1820—25) solche handschriftlichen Eintragungen in ausgedehntem Maße; vgl. T. 1[e], S. II.

besitz von fast vier Millionen Bänden, die geeignete Grundlage findet. Die große Zahl von Nachträgen, die sich aus dem Gesamtkatalog zum deutschen Anonymenlexikon gewinnen läßt, zeigt wie manches andere, worauf ich hier nicht eingehe, daß dieser Katalog ein bibliographisches Hilfsmittel ersten Ranges darstellt, auch in dem einen handschriftlichen Exemplar, in dem es bis zu seiner Fertigstellung allein geführt werden kann.

Ich teile auch von solchen Ergänzungen zunächst nur mit, was sich bei einer Durchsicht der unter dem Buchstaben A im preußischen[1] Gesamtkatalog eingeordneten Verweisungen von dem Titel einer anonymen Schrift auf den Verfasser ergab. Da die preußischen Universitätsbibliotheken solche Verweisungen der Geschäftsstelle erst einsenden, wenn die Titel des betreffenden Autors zur Bearbeitung kommen, die Vergleichung der Bestände aber erst bis zur Mitte von C vorgeschritten ist, so umfaßt dieser Nachtrag nur einen kleinen Teil der in diesen Bibliotheken ihrem Verfasser zugewiesenen anonymen Schriften, deren Ordnungswort unter den Buchstaben A fällt. Ich habe mir außerdem die Grenzen enger gezogen als die Bearbeiter des Anonymenlexikons, indem ich erstens nicht die gesamten in den Ländern deutscher Zunge bis zum Jahre 1850 anonym erschienenen Schriften berücksichtigt habe, sondern nur die, deren Titel ganz oder teilweise in deutscher Sprache abgefaßt ist, und indem ich zweitens nur diejenigen Einzelschriften als anonym angesehen habe, deren Verfasser sich weder auf dem Titelblatt nennt, noch auch aus dem Buche selbst, dem Privileg, der Zueignung, der Vorrede, dem Anfang des Textes, der Schlußschrift usw. ohne Schwierigkeit entnommen werden kann. Auch gebe ich von den im Gesamtkatalog unter A eingeordneten Titeln nur die, welche auch im Anonymenlexikon unter A gesucht werden müßten, führe aber die einzelnen Titel in der Reihenfolge auf, in der sie im Gesamtkatalog erscheinen,[2] um zugleich einen getreuen Auszug aus diesem Kataloge hier darzubieten. Die Titel machen, entsprechend der Vorschrift der preußischen Instruktion über die Form der Verweisungen (§ 21, 1), auf bibliographische Genauigkeit keinen Anspruch; sie sind soweit gekürzt, daß sie noch sicher erkennbar bleiben und die Identifizierung des Buches ermöglichen. Der Erscheinungsort ist daher im Gegensatz zu der Praxis des Anonymenlexikons nur ausnahmsweise hinzugefügt. Die Quellen sind angegeben, soweit ich sie auf den Zetteln des Gesamtkataloges fand; in allen anderen Fällen sind die im Gesamtkatalog vereinigten Bibliothekskataloge als Quelle anzusehen.

1. Abbildung und [2]Beschreibung derer sämtlichen Berg-Wercks-Beamten u. Bedienten. 1721. *Weigel, Chr.*

2. Abbildung inn- und ausländischer [2]Hölzer . . . 1773 ff. *Houttuyn, Martin.*

3. Abbildung der vortrefflichen [2]Qualitäten des jetzt regierenden Sinesischen Regnanten Cham-Hy. [um 1700.] *Bouvet, Joachim.* [Original: Portrait historique de l'empereur de la Chine.]

4. Abbildung einer betrübten und wieder getrösteten [2]Wittwen . . . [vor 1731]. *Marperger, Paul Jakob.*

5. Abbildungen, [2]Anatomische, zur Mechanik der menschl. Gehwerkzeuge. (1836.) *Weber, Wilh.*

6. Abbildungen von [2]Artzneygewächsen. 1. Hundert. 1779. *Zorn, Joh.* [Der Verf. nennt sich unter der Vorrede des 2. Hundert. 1780.]

7. Abbildungen der [2]Denkmäler des Doms von Mainz. 1829. *Werner, Franz.*

8. Abbildungen und [2]Lebensbeschreibungen berühmter Gelehrten. Sammlung 1. 2. 1764. *Schroeckh, Joh. Matthias.* [Der Verf. nennt sich unter der Widmung der 3. Sammlung. 1765.]

9. Abbildungen von [2]Menschen u. Thieren, Fischen, Vögeln und Amphibien. 4. Geschenk für Kinder. Halle. [1795.] *Forster, Joh. Reinhold.*

10. Abbildungen zur [2]Muskellehre in Steinabdrücken. [1815.] *Münz, Martin.*

11. Abbildungen der [2]Schwämme. II. 1—3. 1790—93. *Hoffmann, Georg Franz.*

12. Abbruch und Neubau oder Jetztzeit und Zukunft. 1846. *Grieb, Christoph Friedr.*

13. ABC, das [2]christlich, gesangweyss auss d. heiligen Schrifft zusammen gezogen. o. J. *Springinnklee, Gregor.*

14. A.B.C. der [2]Jungfrauen. Wittenberg 1661. *Kindermann, Balthasar.*

15. A.b.c. Buch, Neu eröffnetes in hundert Sprachen bestehendes. 1743. *Fritz, Joh. Friedr.*

16. ABC(-Büchlein), Berlinisches neu eingerichtetes, Buchstabier- u. Lese-Büchlein. 1760. 1790. *Hähn, Joh. Friedr.*

17. Abendgedanken auf alle sieben Tage der Wochen. 4. Aufl. 1763. *Crugot, Martin.*

18. Abendmahlslehre, Die alte. Durch katholische u. nicht katholische Zeugnisse . . . beleuchtet. 1827. *Rothensee.*

19. Abentheuer und [2]Liebschaften im Kriege. 1823. *Hendorf.* [?] [Katalog der UB Marburg.]

20. Abentheuer von allerhand [2]Mineralien, Wurtzeln u. Bäumen . . . in . . . Sina. 1656. *Preyel, Adam.* [Original: Artificia hominum miranda naturae, in Sina et Europa.]

21. Abfertigung, [2]Kurtze, Der kurtzen [3]Anmerkkungen über d. richtige Gegen-Anzeige, daß das Kgl. Chur-Haus Preußen u. Brandenburg die Jülich-Bergische u. zugehörige Lande über ein seculum v. 1609 bis 1738 rechtlicher Art . . . besessen. 1740. *Ludewig, Joh. Peter v.*

[1] Die im Gesamtkatalog der *deutschen* Bibliotheken enthaltenen hierher gehörigen Anonyma habe ich gleichfalls berücksichtigt.

[2] Nächst den im Beiblatt Heft 2 erwähnten verschiedenen Regeln für die Wahl des Stichwortes weichen die Ordnungsgrundsätze des Anonymen-Lexikons und der preußischen Kataloge insofern von einander ab, als das Lexikon die Worte nach dem Stichwort als lexikographische Einheit, d. h. als eine ununterbrochene Reihe von Buchstaben ansieht (Bd. 1, S. VIII), während nach der preußischen Instruktion sich die weitere Ordnung der Titel nach den übrigen wesentlichen Wörtern richtet (§ 168), die als Ordnungswörter in der im Titel gegebenen Reihenfolge gelten, mit der Ausnahme, daß grammatisch abhängige Wörter dem regierenden Wort voraufgehen. Auch sind in dem Gesamtkatalog bei der Einordnung der Titel die Regeln für die deutsche Rechtschreibung vom Jahr 1902 bereits durchgeführt; insbesondere wird bei schwankendem Gebrauch k und z dem c stets vorgezogen, während das Lexikon umgekehrt verfährt.

22. Abfertigung, [2]Kurtze, der sogen. [3]Beantwortung des Wienerschen Hofes auf d. Kgl. Preuß. Manifest. [1756.] *Müller, Kriegsrath.*

23. Abfertigung einiger wider d. . . . Theologum zu Hamburg, Herrn Erdmann Neumeistern . . . heraus gekommenen [2]Läster-Schrifften. 1724. *Edzardi, Sebastian.* [Die UB Göttingen besitzt einen Sammelband mit mehreren Edzardi hs. zugeschriebenen Traktaten. Da der Sammler, Mich. Kichey, zur gleichen Zeit wie Edzardi in Hamburg wirkte (vgl. Jöcher), so ist die Richtigkeit der Zuweisung kaum zu bezweifeln.]

24. Abfertigung einer schaalwizigen [2]Recension der noch mehr Paragraphen. 1770. *Ring, Friedr. Dominicus.*

25. Abgot, Der Kauffleut, Mercurius. (1536.) *Sachs, Hans.* [Andere Ausg. mit dem Namen des Verf.]

26. Abhandlung v. denen [2]Advocatis u. denen . . . verbotenen Pactis der Advocaten . . . 1765. *Grupen, Christian Ulrich.*

27. Abhandelung von denen [2]Belagerungen . . . Potsdam 1747. *Humbert, Abraham de.* [Original: Traité des sièges.]

28. Abhandlung von denen [2]Geheimnissen keuscher Liebes-Werke im gesegneten Kinder-Zeugen. 1729. *Venette, Nicolas.* [Original: Tableau de l'amour.]

29. Abhandlung, [2]Gründliche, von denen hohen Reichs-Vicariats-Gerechtsamen . . . 1741. *König, Joh. Carl.* [Der Verf. nennt sich auf dem Titelblatt der 2. Abhandlung. 1742.]

30. Abhandlung von den [2]Grundsätzen der Münzwissenschaft. 1761 u. ff. *Steuart, James.* [Original: Dissertation upon the doctrine and principles of money.]

31. Abhandlung, [2]Historische und [3]moralische, v. dem gelehrten Bücherfluche . . . 1751. *Decker, Joh. Peter Christian.* [ML 2, 295.]

33. Abhandlung, [2]Historische, von den öffentlichen [3]Übungen im Schüssen der Königsbergschen Bürgerschafft . . . (1753.) *Liedert, Jac. Heinr.* [?]

34. Abhandlung, [2]Historisch-statistisch-politische, v. den Seezöllen d. Stadt Danzig . . . 1783. *Wernicke, Joh. Christian Ludw.* [Andere Ausg. vom gleichen Jahre mit dem Namen des Verf.]

35. Abhandlung über den kleinen [2]Krieg u. über d. Gebrauch der leichten Truppen. 1802. *Valentini, Georg Wilh. v.* [MGT 21, 184 gibt als Vorname Heinrich an; die richtigen Vornamen geben ADB und Neuer Nekrolog der Deutschen Jg. 1884, 575.]

36. Abhandlung, [2]Oeconomische, von gründlich bessern u. einträglichern Weinbergsbau . . . 1765. *Fischer, Heinr. Aug.*

37. Abhandlung, [2]Oeconomisch-juristische, vom Anschlag der Güther in Sachsen. 1758. Neue Aufl. 1771. *Bennigsen, Rudolf Christian v.*

38. Abhandlung von den [2]Pantomimen. 1749. *Mattheson, Joh.*

39. Abhandlung, [2]Practische, von den verschiedenen Arten zu malen. 1764. *Arclais, de Montamy, Didier.* [Original: Traité pratique des différentes manières de peindre.]

40. Abhandelung von der [2]Regalität derer Jagten in Teutschland . . . 1744. *Buri, Friedr. Karl v.*

41. Abhandlung abgefaßt in einem [2]Schreiben an einen Gelehrten v. d. alten Isländ. Edda. (1774.) *Schimmelmann, Jakob.* [ML.]

42. Abhandlung von dem [2]Stapelrechte der alten Stadt Magdeburg. 1742. *Born, Jakob Heinr.* [ML.]

43. Abhandlung von den [2]Talismans oder astralischen Figuren . . . 1763. *Belin, Jean Albert.* [Original: Traité des talismans ou figures astrales.]

44. Abhandlung von den [2]Verbrechen und Strafen. 1766. *Beccaria, Cesare.* [Original: Dei delitti; Übers.: Albrecht Wittenberg. Originalausg. von 1809 u. ff. mit dem Namen des Verf.]

45. Abhandlung vom [2]Wasserbau an Strömen. 1756. *Silberschlag, J. E.*

46. Abhandlung, [2]wie man die Heil. Schrifft lesen . . . solle . . . 1769. *Oetinger, Friedr. Christoph.* [K. Ch. E. Ehmann, Oetingers Leben u. Briefe. Stuttgart 1859. S. 844.]

47. Abhandlungen über wichtige [2]Begebenheiten aus d. alten u. neuern Geschichte. Th. 1. 1763. *Füsi, Joh. Conrad.* [Der Verf. nennt sich auf dem Titelbl. von Th. 2. (1764.)]

48. Abhandlungen, [2]Philosophische, u. Lobreden über Preisaufgaben . . . 1777.78. *Mercier, Louis Sébastien.* [Original: Éloges et discours philosophiques.]

[Fortsetzung folgt.]

Von den Auktionen.

Sotheby in *London* beendigte am 13. Mai eine sechstägige Auktion der bedeutendsten in England vorhandenen Spezialsammlungen von Werken *George Cruikshanks* aus dem früheren Besitz des kürzlich verstorbenen Mr. Edwin Truman. Berühmt wurde Cruikshank als Karikaturenzeichner bekanntlich zuerst durch seine satyrisch-politischen Illustrationen, zu welchen ihn 1819 der Prozeß gegen die Königin Karoline veranlaßte. Nachdem zahlreiche Darstellungen aus dem englischen Volksleben gefolgt waren, stellte er sich gemeinsam mit seinem älteren Bruder Robert eine höhere Aufgabe in den Skizzen „Life in London", zu denen „Life in Paris" ein Seitenstück bildet. Seit 1835 lieferte er Illustrationen zu den berühmtesten zeitgenössischen englischen Schriftstellern, die geistvoll in Hogarthscher Weise ausgeführt sind. Cruikshanks Figuren, obwohl karikiert, sind mit großer Treue der Natur abgelauscht, bizarr und drollig, zuweilen indessen kaum noch zur eigentlichen Kunst zu rechnen.

In der Hauptsache handelte es sich bei der vorliegenden Auktion um solche Werke, die Cruikshank illustriert hatte: W. H. Ainsworth, „Jack Shephard", 1839, vollständig in 15 Teilen im Originalpapierumschlag, 385 Mark (Hornstein); R. B. Brough, „Life of Sir John Falstaff", 1858, ein schönes Exemplar der Originalausgabe in 10 Teilen, 167 Mark (Hornstein); „The Comic Almanach", vollständiger Satz in Originaleinbänden, 1835–53, 275 Mark (Hornstein); „The Conundrum", von Captain Arabin, verboten und deshalb sehr selten, mit kolorierten Radierungen, 200 Mark (A. Jackson); A. Crowquill, „The Holyday Grammar", 1825, das beste bekannte Exemplar des seltenen Werkes, 750 Mark (Hornstein); C. Dickens, „Sketches by Boy", 1839, untadelhaftes Exemplar der ersten Oktavausgabe, in 20 Teilen, 1410 Mark (Hornstein); „Gentleman's Pocket Magazine", die äußerst seltene Originalausgabe in 5 Bänden, mit Stichen von George und Robert Cruikshank, wahrscheinlich das einzig intakt erhaltene Exemplar, 200 Mark (Barron); Grimm, „German Popular Stories", 1823 und 1826, ein ausgezeichnetes Exemplar der am höchsten geschätzten Arbeit des Künstlers, 1640 Mark (Quaritch). In seinen „Elements of Drawings" sagt Ruskin: „Wenn man irgendwo auf die beiden von Cruikshank illustrierten Bände von Grimms German Stories stößt, so soll man sich dies Werk augenblicklich zu sichern suchen. Nächst Rembrandt gehören diese

Radierungen zu den besten, die man sehen kann, seitdem die Radierung überhaupt erfunden wurde. Man kann sie nicht oft genug kopieren ..." Für letztgenanntes Buch hatte Mr. Truman seinerzeit nur 40 Mark angelegt.

Es wurden dann weiter versteigert: „The Houmorist", 1819—20, 4 Bände mit 40 Stichen, im Originaleinband, 2140 Mark (Sabin); „The British Stage, or Litterary Cabinet", 1817—22, 6 Bände mit vielen charakteristischen Porträts, das beste Exemplar und zugleich das seltenste Buch hinsichtlich der englischen Theaterverhältnisse, 1060 Mark (Sabin); „Life in London", von E. Egan, mit 36 kolorierten Stichen und zahlreichen Holzschnitten, Originalausgabe in 12 Teilen, 910 Mark (Bumpus); „The Meteor", 1060 Mark (Robson): „The Rogues" kostete bis vor kurzem im Durchschnitt 120 Mark, wurde aber jetzt mit 500 Mark bezahlt (Robson). Die am 4., 5. und 6. Auktionstage zum Verkauf gelangten Bücher mit Illustrationen Cruikshanks und die dafür gezahlten Preise waren folgende: „Town Talk, or Living Manners", 1060 Mark (Sabin); „The Gipsy Dereeleugh, a Melodrama", das einzig bekannte Exemplar, 210 Mark; „Military Career and Life of Napoleon Bonaparte", 410 Mark (Maine); Ainsworths „Miser's Daughter", 300 Mark; Syntax' „Life of Napoleon", 450 Mark (Sabin). Der Einblattdruck „The King's Statue at Guildhall", 265 Mark (Maine); „Points of Honour", 1000 Mark (Hornstein). Zwei kleine Vignetten, für ein die Grafschaft Kent beschreibendes Werk bestimmt, die Mr. Truman für 80 Mark erworben hatte, brachten jetzt 250 Mark (Robson). Der Gesamterlös der Auktion betrug in runder Summe 100000 Mark.

London. *O. v. Schleinitz.*

Kleine Mitteilungen.

Einen sehr interessanten *Katalog seiner Musik-Fachausstellung* (5.—20. Mai) veröffentlicht *Leo Liepmannssohn* in Berlin. Die in chronologischer Anordnung verzeichneten Musikalien und Bücher geben eine hübsche Sammlung von Belegen zur Ermittelung der musikalischen Notenschrift. —m.

Neue Privatdrucke, meist in Vorbereitung. *Das erotische Werk des Thomas Rowlandson.* 50 Faksimilereproduktionen mit Einleitung von *Franz Blei.* 700 Exemplare in 5 Lieferungen. Ausgabe auf deutschem Japan M. 15.—, auf echtem Japan M. 30.—, auf China M. 35.— die Lieferung. (Publikation der Gesellschaft österreichischer Bibliophilen Band IV.) — *Die Bonbonnière.* Radierungen von *Choysy Le Conin,* paraphrasiert von *Amadée de la Houlette.* 6 Lieferungen à 6 Blätter. 300 Exemplare à M. 15.—, auf Japan M. 30.—, die Lieferung. (Publikation der Gesellschaft österreichischer Bibliophilen Band III.) — *Meine Bekehrung* von *Mirabeau,* Einleitung von *Franz Deditius.* In biegsamem Leder M. 20.—. (Dokumente zur Sittengeschichte Band I.) — *Antonii Panormitae Hermaphroditus,* lateinisch nach der Ausgabe von C. Fr. Forberg (Coburg 1824) nebst deutscher Übersetzung mit den 21 Kupfertafeln des Originals. Auf van Geldern in Höhe der Subskription M. 60.—, auf Japan M. 100.—. (Herausgeber: Fr. Wolff-Untereichen in Mailand.) — *Elles* von *Tolouse-Lautrec.* 12 farbige Lithographien in Faksimile, Einleitung von *W. Fred.* Auf Bütten M. 80.—, auf Japan M. 120.—, 12 Exemplare mit je einem Blatt der Originalausgabe à M. 200.—. Auflage in Höhe der Subskription. — *Casanovas Erinnerungen,* nach der „Edition originale" (1826—1838) deutsch von *Heinrich Conrad.* Mit Bearbeitung der Briefe und authentischen Illustrationen. 12 Bände, broschiert M. 8.—, in Halbpergament M. 9.50, auf Bütten in Ganzpergament M. 20.— der Band. (Durch alle Buchhandlungen.) — *Saug und Klang aus alter Zeit.* 100 Musikstücke aus Tabulaturen des XVI. bis XVIII. Jahrhunderts. Gesammelt und übersetzt von *Wilh. Tappert.* 500 Exemplare, broschiert M. 9.—. (Leo Liepmannssohn in Berlin.) — *Melete* von *Jon* (Karoline von Günderode). Neudruck des Unicum, Heidelberg 1806, Vorwort von *Dr. Leop. Hirschberg.* Beschränkte Auflage, broschiert M. 10.—, in Ganzleder M. 16.—. (Max Harrwitz in Berlin.) — *Schillers Musen-Almanach für 1797,* Begleitwort von Hanns Holzschuher. Neudruck in 300 Exemplaren. In Leder M. 14.—, 50 Exemplare in Pergament à M. 20.—. (Insel-Verlag in Leipzig.) — *Schillers Musen-Almanach für die Jahre 1796—1800,* mit Nachwort von *Max Hecker.* Neudruck in den Kartonagen nach den Originalen M. 45.—. (Deutsche Verlagsaktiengesellschaft in Leipzig.) —m.

Eine Serie von *Kupferdruck-Elite-Künstlerkarten* hat die bekannte Firma *Heuer & Kirmse* in Halensee-Berlin hergestellt: ausgezeichnete Reproduktionen berühmter Ölgemälde von Lenbach, Knaus, Fechner, Liebermann, Smith-Hald u. a. in Handpressendruck, in der Tat das beste, was der Postkartenmarkt bisher geboten hat. —m.

Im *Leipziger Buchgewerbemuseum* wurde kürzlich eine Ausstellung von *Werken ostasiatischer Druckkunst* veranstaltet. Man sah dort zunächst eine Anzahl älterer chinesischer Bücher, die Professor Dr. Conrady-Leipzig bei seinem Aufenthalt in China gesammelt hat, darunter auch ein Manuskriptfragment aus dem III. und IV. Jahrhundert, das aus den Ausgrabungen Sven Hedins herstammt. Vom XIV. Jahrhundert an waren alle Perioden der chinesischen Geschichte durch charakteristische Beispiele von gedruckten Büchern vertreten bis auf unsere Tage (z. B. das Tagebuch des Sühneprinzen Tschun und das Adressenbuch von Peking). Neben China trat Japan mit einer stattlichen Anzahl von Farbholzschnitten aus dem Besitze der Firma K. W. Hiersemann in Leipzig hervor. Diese Blätter bieten eine günstige Gelegenheit zur Verfolgung der Geschichte der japanischen Holzschnittkunst von den primitiven Meistern ab über die Blütezeit hin bis in unsere Zeit des Neu- und Nachdruckes. —m.

Ein internationales Adreßbuch der Antiquar-Buchhändler bereitet die Firma W. Junk in Berlin W. 15, Kurfürstendamm 261, vor. Es soll in denkbarster Vollständigkeit die Antiquariate der ganzen Erde aufführen (ungefähr 2000). Zwei Register, das eine über die Firmen, das andere über die Spezialitäten, werden beigefügt, endlich auch das Porträt und die Biographie eines hervorragenden Antiquars. Das Buch ist auf gutem holzfreien Papier gedruckt und in Leinen gebunden. —m.

Eine Anzahl Dürer-Handschriften wurde Anfang Mai in Köln aus dem Nachlaß von Heinrich Lempertz versteigert. Jacques Rosenthal-München erwarb des Meisters zweiten Brief aus Venedig an Willibald Pirkheimer, datiert „1506 Samstag nach Lichtmeß", für M. 9900. Handschriftliche Rezepte und ein 22 Blatt zählendes Rezeptbuch Dürers erstand Martin Breslauer-Berlin für insgesamt M. 1160. —m.

Kataloge.

Zur Vermeidung von Verspätungen werden alle Kataloge an die Adresse des Herausgebers erbeten. Nur die bis zum 15. jeden Monats eingehenden Kataloge können für das nächste Heft berücksichtigt werden.

Deutschland und Österreich-Ungarn.

Franz Hanfstaengl in München. *Musik-Katalog* mit Reproduktionen von Kunstblättern (—.50 M.).
Paul Alicke in Dresden. No. 60. *Varia, Folklore.*
v. Zahn & Jaensch in Dresden. No. 186. *Deutsche Literatur älterer und neuerer Zeit.* — No. 187. *Französische und englische Literatur.*
B. Seligsberg in Bayreuth. No. 272. *Aus allen Wissenschaften.*
Ernst Frensdorff in Berlin. Anzeiger No. 16. *Almanache, Brandenburg, Berlin, Revolution, Literatur, Medizin, Moden, Theater, Varia.*
Gilhofer & Ranschburg in Wien I. Anzeiger No. 77. *Seltenheiten.* — Vierteljährl. Bücheranz. No. 2. *Moderne Bibliophilenwerke.*
K. Th. Völcker in Frankfurt a. M. No. 262. *Fremde Literaturen.*
J. Eckard Mueller in Halle. No. 115. *Fremde Sprachen.*
Mart. Boas in Berlin NW. Anzeiger No. 14. *Medizin.*
Schnabel & Walter in Potsdam. No. 2. *Geschichte, Geographie, Reisen.* — No. 3. *Deutsche Literatur.*
Otto Harrassowitz in Leipzig. No. 295. *Christliche Archäologie, Kirchengeschichte, Reformationsliteratur, Sekten.*
Hugo Helbing in München. Anzeiger No. 17. *Porträts.*
Max Perl in Berlin W. No. 70. *Bibliothekswerke.*
R. L. Prager in Berlin NW. 7. Bericht 1906, 1: *Rechts- und Staatswissenschaften.*
Rich. Härtel in Dresden. Anzeiger No. 33. *Sachsen und Thüringen.*
Jos. Baer & Co. in Frankfurt a. M. No. 532. *Ägyptologie,* Archäologie, Geschichte und Sprache. — No. 531. *Österreich* (mit Ausschluß von Ungarn).

(Kataloge — Inserate.)

Franz Malota in Wien IV. *Bibliothek Speidel.* Erstausgaben, ältere Drucke, Bücher mit Widmungen.

Friedrich Meyer in Leipzig. No. 73. *Kolorierte Bücher, Deutsche Literatur, Kulturgeschichte, Kunst, Varia.*

Karl W. Hiersemann in Leipzig. No. 324. *Keramik und Glas.*

Süddeutsches Antiquariat in München. No. 81. *Nationalökonomie.* — No. 82. *Forst- und Landwirtschaft.* — No. 83. *Dramatische Literatur, Theater und Musik.*

Heinr. Kerler in Ulm. No. 351. *Deutsche Geschichte* besonders des Mittelalters.

J. Halle in München. No. 37. *Musica* sacra et profana, theoretica et practica. Manuskripte, Bücher, Autographen.

Ludwig Rosenthal in München. No. 106. *Théologie catholique.* V. Partie. R—Z.

R. Levi in Stuttgart. No. 164. *Aus verschiedenen Fächern.*

Akademische Buchhandlung G. Calvör in Göttingen. Verzeichnis neu erschienener Bücher 1906: *Neuromantik, Medizin und Naturwissenschaften, Staatswissenschaften.*

Max Perl in Berlin W. No. 71. *Deutsche Literatur in Erstausgaben, Folklore, Varia.*

Franz Richter in Leipzig. No. 6. *Römische Schriftsteller.*

M. Edelmann in Nürnberg. No. 34. *Inkunabeln, alte Kupfer- und Holzschnittwerke, Kultur und Sitte, Deutsche Literatur, Varia.* — No. 35. *Gewerbe und Industrie.* — No. 36. *Nationalökonomie, Politik, Finanz- und Staatswissenschaft.*

J. Eduard Mueller in Halle. No. 117 *Kulturgeschichte, Varia, Seltenheiten.*

Akad. Buchh. Teutonia in Leipzig. *Dublettenkatalog 2 und 3.*

Ausland.

Silvio Bocca in Rom. No. 211. *Scienze fisico-mathematiche, Astronomia, Geografia, Viaggi, Storia, Letteratura.*

Georg & Co. in Basel. No. 92. *Helvetica.* — No. 93. *Botanik.* — No. 94. *Geologie und Geognosie.* — No. 95. *Zoologie und Paläontologie.*

Narciso & Co. in Neapel. No. 4. *Varia.*

Inhalt des Hauptblattes.

(Heft 3 — Juni 1906.)

Gilhofer & Ranschburg
Buchhändler und Antiquare
Wien I, Bognergasse 2



Internationale Chalkographische Gesellschaft.

Jacopo de' Barbari. Sein Werk, 30 Kupferlichtdrucke und 3 Zinkätzungen, herausgegeben von **Paul Kristeller.** Gr. Folio. Pappbd. M. 60.—

Meister J. B. mit dem Vogel. Seine Holzschnitte, 11 heliographische Nachbildungen mit Text von **Friedrich Lippmann.** Gr. Folio. Pappbd. M. 25.—

Meister E. S. Die Spielkarten des Meisters. 45 Kupferlichtdrucke mit Text von **Max Lehrs.** Folio. Pappbd. M. 40.—

Meister des Amsterdamer Kabinets. Sein radiertes Werk. 89 Kupferlichtdrucke mit Text v. **Max Lehrs.** Gr. Folio. In engl. Leinen. M. 120.—

Gothische Alphabete, herausgegeben von **Jaro Springer.** 39 Kupferlichtdrucke und 5 Zinkätzungen. Gr. Folio. Pappbd. M. 40.—

Die sieben Planeten, nach italienischen und deutschen Meistern des XV. und XVI. Jahrh. 43 heliographische Nachbildungen mit Text von **Friedrich Lippmann.** Gr. Folio. In englisch Leinen. M. 60.—

Bei Auflösung der Gesellschaft übernahmen wir den Restbestand obiger Werke, welche wir, soweit der kleine Vorrat reicht, zu den beigesetzten Preisen abgeben.

Amsler & Ruthardt,
Berlin W. 64, Behrenstraße 29 a.

Für Künstler und Kunstfreunde.

M. Gritzner,

Grundzüge der Wappenkunst

verbunden mit einem
Handbuch der heraldischen Terminologie
und einer
heraldischen Polyglotte.

326 Seiten Text mit 36 Tafeln und 35 Blatt Tafelerklärungen in gr. 4°.

In 3 broschierten Lieferungen à 6 Mark oder komplett gebunden 20 Mark.

Gustav A. Seyler,

Geschichte der Heraldik.

871 Seiten Text mit 520 eingedruckten Abbildungen und 14 Tafeln in gr. 4°.

In 11 broschierten Lieferungen à 6 Mark oder komplett gebunden 70 Mark.

Beide Werke sind von der Kritik einstimmig als das Hervorragendste und Beste, was auf dem Gebiete dieser Wissenschaft existiert, bezeichnet worden und für jeden Fachmann, als euch für Laien, die sich über diesen Zweig der Geschichtswissenschaft des Näheren unterrichten wollen, unentbehrlich. Sie bilden die Einleitungsbände A und B von **Siebmachers Wappenbuch**, neue Ausgabe, über das genaue **Berichte gerne gratis und franko** per Post zu Diensten stehen.

Auf Wunsch können beide Werke auch nach und nach in Lieferungen bezogen werden.

Die Verlagsbuchhandlung

Bauer & Raspe
in Nürnberg.







C. Angerer & Göschl

k. u. k. photo-chemigraphische Hof-Kunstanstalt

Wien, XVI/1.

Buch- und Prägedruck-Clichés in Zink, Kupfer, Messing und Stahl. Neues patentirtes Autotypie-Verfahren. Künstlerisch ausgeführte Drei- und Vierfarbendrucke. Photolithographische Federdrucke. Erzeugung von Zeichenmaterialien, Patent Korn- und Schabpapieren, Kreide und Tusche.



Verlag von KARL W. HIERSEMANN in LEIPZIG, Königsstraße 3.

Für die Anzeigen verantwortlich: K. Dieckmeyer, Leipzig, Hospitalstr. 27. Verlag von Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig.
Druck von W. Drugulin in Leipzig.


Zeitschrift für Bücherfreunde
Organ der Gesellschaft der Bibliophilen.

BEIBLATT

X. Jahrgang. Juli 1906. **Viertes Heft.**

Abonnementspreis für den Jahrgang 36 M. (21,60 Fl. ö. W., 45 Fr., 36 sh., 21,60 Rb.), für das Quartal (drei Hefte) 9 M.

Redaktionelle Sendungen: Manuskripte, Bücher, Kataloge etc. gefl. zu richten an den Herausgeber: *Fedor von Zobeltitz, Berlin W. 15.* Uhlandstr. 33 (Sommer: Spiegelberg bei Topper, Rgbz. Frankfurt a. O.).
Anzeigen an die Verlagshandlung: *Velhagen & Klasing,* Abteilung für Inserate, *Leipzig,* Hospitalstr. 27.

Gesellschaft der Bibliophilen.

Als neue Mitglieder sind der Gesellschaft beigetreten:

79. *Dr. med. Richard Walther,* Arzt, Leubnitz-Neuostra bei Dresden, Dresdnerstr. 20.
97. *Dr. jur. Walter von Brüning,* Regierungs-Assessor, Wiesbaden, Schöne Aussicht 18.
292. *J. Max Müller,* Kaufmann, Altenburg (S.-A.), Baderei I.
408. *Fritz Seuffer,* Buchhändler (Inhaber von B. Seligsbergs Antiquariat), Bayreuth, Kanzleistr.
420. *Dr. Karl Drescher,* Professor an der Universität, Breslau XVIII, Kaiser Wilhelmstr. 157/159.
533. *Hermann Schulz,* Autographenhändler (i. F. Otto Aug. Schulz), Leipzig, Kreuzstr. 10 I.
610. *Dr. Gustav Becker,* Oberlehrer, Berlin N., Novalisstr. I.
663. *Alwin Frotscher,* Buchhändler (i. F. Schmitz & Olbertz), Düsseldorf, Elberfelderstr. 5.
673. *Jürgensen & Becker,* Buchhändler, Hamburg I, Königstr. 12.
709. *Dr. Werner Klinkhardt,* Verlagsbuchhändler, Leipzig, Grassistr. 15.
808. *Dr. Hermann Türck,* Jena, Kochstr. 3.
809. *Theodor Apel,* stud. phil., Bonn, Venusbergerweg 15.
810. *Carl Alexander Grumpelt,* Antiquar, Leipzig-Plagwitz, Nonnenstr. 26.
811. *The Cornell-University,* Ithaca, U. S. A.
812. *Dr. med. Karl Ernst Dluhosch,* Arzt, Eleonorenhain im Böhmerwald.
813. *Adolf Glüenstein,* Kunsthistoriker, Hamburg, Rödingsmarkt 82.
814. *Dr. phil. Helene Stöcker,* Berlin-Wilmersdorf, Pfalzburgerstr. 70.
815. *Dr. Franz Schultz,* Privatdozent an der Universität, Bonn, Simrockstr. 10.
816. *Baronesse Valentine Rothschild,* Wien (durch W. Braumüller, Wien I, Graben 21).

Die Mitgliederzahl betrug demnach am 20. Juni 1906: 816.

WEIMAR, Grunstedterstr. 16. I. A.: **Dr. Carl Schüddekopf.**

Rundschau der Presse.

Von Arthur L. Jellinek in Wien.

Die nachfolgende Übersicht versucht, die in Tagesblättern, Wochen- und Monatsschriften enthaltenen Aufsätze und Abhandlungen, soweit sie für die Leser unserer Zeitschrift in Betracht kommen, in *sachlicher* Anordnung zu verzeichnen. Nur das Wichtigere aus den Veröffentlichungen der letzten Monate kann berücksichtigt werden. Absolute Vollständigkeit zu erreichen, liegt für den einzelnen Bearbeiter außerhalb des Bereiches der Möglichkeit. Die Zeitschriften sind nach Bänden, Jahrgängen, Heften oder Seiten, je nach der leichteren Auffindbarkeit, zitiert. Gleichmäßigkeit ist hierin nicht angestrebt. **Zusendung von Separatabdrücken und Ausschnitten an die Adresse des Bearbeiters (Wien VII, Kirchengasse 35) erbeten.**

Schrift-, Buch- und Bibliothekswesen.

Allgemeines.

Schreibkunst und Schreibstoff.

Atz, C., Die illuminierten Handschriften in Tirol.
Der Kunstfreund. 1905. S. 138.

Titov, A., Russkija rukopisy za granicej. [Die russischen Handschriften im Ausland.]
Izvěstija po literaturě naukam i bibliografii. 1903. VI, S. 96—97.

Wiedemann, E., Ueber Photographie von Handschriften und Drucksachen.
Zentralbl. f. Bibliothekswesen. 1906. XXIII, S. 22—25, 247.

(Rundschau der Presse.)

Buchdruck und Buchhandel.

–i., Zweihundertfünfzig Jahre einer Leipziger Buchdruckerei und Buchhandlung. [Alphons Dürr.]
Börsenbl. f. d. deutschen Buchhandel. 1906. No. 85.

n, Zweihundertfünfzig Jahre einer Leipziger Buchdruckerei und Buchhandlung. [Geschichte der Dürrschen Buchhandlung 1656—1906 von E. Kroker.]
Allgemeine Ztg. Beilage. 1906. No. 83. (10. IV.) S. 81—82.

Ahn, Friedr., Johann Mannels deutsche Druckwerke (1575—1593). *Mitt. d. Musealver. f. Krain.* 1906. XX, S. 1—28.

R., Aus der Geschichte des böhmischen Buchdrucks.
Deutsche Volksztg. (Reichenberg). 1906. No. 74.

Schreiber, W. L., Holzschnitt- und Inkunabelforschung.
Zentralbl. f. Bibliothekswesen. 1906. XXIII, S. 237—242.
[Über *Voullièmes* Katalog der Berliner Inkunabeln.]

Leverenz, W., Adolf von Kröner. Zum 70. Geburtstage.
Börsenbl. f. d. deutschen Buchhandel. 1906. No. 120.

Müller, F. A., Bücherversteigerungen im Hôtel Drouot zu Paris.
Börsenbl. f. d. deutschen Buchhandel. 1906. No. 106. S. 4652—4654. No. 113. S. 4967—4969. No. 121. S. 5330—31.

Schubring, Wilh., Massenverbreitung guter Volksliteratur.
Das Land. 1906. 1. V. = *Börsenbl. f. d. deutschen Buchhandel.* 1906. No. 118.

Der steigende Wert „erster Ausgaben".
Börsenbl. f. d. deutschen Buchhandel. 1906. No. 111.

Ein unbekannter Verlagskatalog Sigmund Feyerabends. [1584.]
Frankfurter Bücherfreund. 1906. IV, No. 9/10.

Hubert de' Dalberg, G. K. L., Was das „Volk" in Rußland „liest".
Börsenbl. f. d. deutschen Buchhandel. 1906. No. 116.

Conrad, A. Br., Bücherjahrmarkt in London.
Börsenbl. f. d. deutschen Buchhandel. 1906. No. 114.

Eckardt, J. H., Johann Christian Dieterich und seine Autoren. Aus der Geistesgeschichte des XVIII. Jahrhunderts. Dieterich und Lichtenberg.
Börsenbl. f. d. deutschen Buchhandel. 1906. No. 99, 100, 119, 123, 125.
[Vgl. No. 62, 74, 76, 82, 83.]

Programm des Internationalen Verleger-Kongresses Mailand 6.—10. Juni 1906.
Börsenbl. f. d. deutschen Buchhandel. 1905. No. 271, 1906. No. 17, 52, 80, 93, 109.

Regener, E. A., Verlagskultur.
Erwinia (Straßburg). 1906. XIII. No. 6.

Bibliographie.

Clemen, O., Bibliographica zur Reformationsgeschichte I.
Zentralbl. f. Bibliothekswesen. 1906. XXIII, S. 25—29, 117—124, 242—246.

Friesland, C., Französische Sprichwörter-Bibliographie. Verzeichnis der seit 1847 erschienenen Sammlungen französischer Sprichwörter.
Zeitschr. f. französ. Sprache und Literatur. 1906. XXVIII, 1, S. 260—287.

Jast L. St. & H. Bond, Best books of 1904. V. Juvenile Literatur.
The Library Association Record. 1906. VIII, S. 7—9.

Poll, M., Bericht über die während der Jahre 1902 und 1903 in Amerika veröffentlichten Aufsätze über deutsche Literatur.
Euphorion. 1906. XIII, S. 265—277.

Schaefer, K. Z., Bibliographie der psycho-physiologischen Literatur.
Zeitschr. f. Psychologie u. Physiologie der Sinnesorgane. 1905/96. XL, Heft 5/6.

Seuffert, B., Zwei Beiträge zur Wieland-Bibliographie. [1. Moralische Briefe. Franckfurt 1752. — 2. Aufruf an Menschenfreunde. (Als Beylage zu No. 12 des Weimarischen Wochenblattes vom 11. II. 1809.)]
Mitteilungen des Österr. Vereins f. Bibliothekswesen. X, S. 76—80.

Société française de Bibliographie.
Bibliographie de la France. No. 18. *Chronique.* — *Börsenbl. f. d. deutschen Buchhandel.* 1906. No. 111, 115.

Internationale Statistik der Druckwerke aus dem Jahre 1904.
(Nach „*Droit d'Auteur*" No. 12 und 15. XII. 1905.)
Börsenbl. f. d. deutschen Buchhandel. 1906. No. 20, 21, 26, 38, 53, 61.

Wackernell, J. E., Eine bibliographische Quelle zur tirolischen Gelehrtengeschichte des XVIII. Jahrhunderts. [Journal der Literatur und Statistik. Innsbruck 1782. Herausgegeben von Ign. de Luca.]
Forschungen u. Mitteilungen zur Geschichte Tirols u. Voralbergs. 1905. II, S. 167—170.

Bibliothekswesen.

Allen, E. E., Library Work for the Blind.
Library Journal. 1906. XXXI, S. 8—11.

Harwood, W. A., Free libraries and fiction.
Westminster Review. 1906. CLXV, S. 209—215.

Helssig, R., Oskar von Gebhardt †
Zentralbl. f. Bibliothekswesen. 1906. XXIII, S. 253—256.

Prideaux, W. R. B., Professional Education and Registration: some suggestions.
The Library Association Record. 1906. VIII, S. 1—6.

Savage, E. A., Classification guides and indexes.
Library World. 1906. VIII, S. 261—266.

Petzet, E., Die Zentralisierungsbestrebungen im deutschen Bibliothekswesen und die *bayrischen* Bibliotheken.
Süddeutsche Monatshefte. 1906. III, S. 524—545.

Löffler, Kl., Zu dem Plan einer katholischen Zentralbibliothek für *Deutschland.*
Die Wahrheit (München). 1905. XI, S. 281—282.
Zu dem Artikel von *W. S.* Historisch-politische Blätter, Bd. CXXXIV, S. 677.

A. B. M., Der Bücherschatz *Dresdens*.
Zentralbl. f. Bibliothekswesen. 1906. XXIII, S. 250—253.

Schultze, E., Das Volksbibliothekswesen in *Frankreich*.
Blätter für Volksbibliotheken und Lesehallen. 1906. VII, S. 77—83.

Eichler, Ferd., Aus steirischen Missalien des XIV. und XV. Jahrhunderts [in der Universitäts-Bibliothek *Graz*.]
Mitteilungen des Österr. Vereins für Bibliothekswesen. 1906. X, No. 2. S. 53—69.

Kapper, A., Zur Einrichtung eines Archives bei der K. K. Steiermärkischen Statthalterei [1905 in *Graz*].
Steirische Zeitschr. f. Geschichte. 1905. III, S. 88—92.

Salari, L., La biblioteca di *Grenoble*.
Rivista delle biblioteche. 1905. XVI, S. 155—157.

Uhlig, G., Die Stadtbibliothek zu *Kamenz*.
Neues Lausitz. Magazin. 1904. LXXX. S. 22—33.

Neuerwerbungen der Kgl. Graphischen Sammlung in *München* im Jahre 1905.
Börsenbl. f. d. deutschen Buchhandel. 1906. No. 74, 75.

Ferrari, L., Gli Incunaboli della R. Bibliotecca Universitaria di *Pisa*.
La Bibliofilia. 1903. V, S. 364—373. 1904. VI, S. 7—12, 43—53, 168—175, 232—241, 291—295, 338—340. 1905. VII, S. 168—177.

Schm. Bibliothekswesen in Rußland.
Allgemeine Ztg. Beilage. 1906. No. 87. S. 96—97.

K. K. Hofbibliothek [in *Wien*].
Mitteilungen des Österr. Vereins f. Bibliothekswesen. 1906. X, S. 89—93.

Sitte, A., Zur Geschichte der *Wiener* Hofbibliothek.
Mitteilungen des Österr. Vereins f. Bibliothekswesen. 1906. X, S. 113.

Das Hofkammerarchiv in *Wien*.
Steirische Zeitschrift f. Geschichte. 1905. III, S. 179—187.
[Vgl. A. Mell, Grazer Tagblatt. 1906. No. 26 (27. I).]

Zeitungswesen und -Geschichte, Pressrecht, Zensur.

Katscher, L., Journalistinnen.
Die Gegenwart. 1906. LXIX, No. 11. S. 170—171.

Klett, M., Wertabschätzung von Zeitschriften bei Aufstellung von Inventur und Bilanz.
Börsenbl. f. d. deutschen Buchhandel. 1906. No. 106. (H. No. 89, 105.)

Nisus, O., Die deutsche Presse in *Amerika*.
Die Wahrheit. 1905. XI, S. 573—576.

Urteil Theodor Fontanes über die *Berliner* Presse.
Neue Bahnen. 1905. No. 17/18.

Hennig, P., Zur Inszenierung einer Zeitschrift. Erinnerung aus dem Jahre 1881 [an J. H. Schorers „Deutsches Familienblatt", E. O. Hopps „Echo"].
Börsenbl. f. d. deutschen Buchhandel. 1906. No. 114.

Herzog, R., Ludwig Salomons „Geschichte des *deutschen* Zeitungswesens".
Berliner Neueste Nachr. 1906. No. 154.

Pariset, G., La Revue Germanique de Dollfus et Nefftzer.
Revue Germanique. 1905. I, S. 617—640, 1906. II, S. 28—62.

Böhm, K., Einiges über die Entwicklung des Insbrucker Zeitungswesens im XVIII. Jahrhundert.
Insbrucker Nachrichten. 1904. No. 243.

Brenner, Ch., Die Presse Japans.
Der Bund (Bern). 1905. No. 2—26.

Polly, A., Rußlands Presse.
Die Grenzboten. 1906. LXV, I, S. 520—523.

Literaturgeschichte (Allgemeines).

Breysig, K., Vergleichende Geschichtforschung.
Die Zukunft. 1906. XIV, Bd. 54, S. 137—148.

Fischer, H., Bilder aus der schwäbischen Literatur des XIX. Jahrhunderts. Nach ungedruckten Briefen. [Rud. Kausler.]
Süddeutsche Monatshefte. 1906. III, S. 629—640.

Gößgen, Lieder und Reime aus der Lausitz (Kirchspiel Dubraucke).
Neues Lausitz. Magazin. 1904. LXXX, S. 34—48.

Grapperhaus, L., Holländische Neuigkeiten. [Jakob van Looy — Marie Metz-Koning — Jeanne Kloos.]
Das literarische Echo. 1906. VIII, No. 13, Sp. 917—927.

Grun, P., Wahlsprüche und Devisen.
Heraldisch-Genealog. Blätter. 1905. I, S. 165, 181—183.

Haggenmacher, O., Japanische Dichtung.
Schweizerische Pädagog. Zeitschrift. 1905. XV, S. 230—240, 282—290.

Hubbard, F. G., Repetition and Parallelism in the earlier Elizabethan drama.
Publications of the Modern Language Assoc. of America. 1905. XX, S. 360—379.

Köferl, J., Sonn- und Montag in Glauben und Aberglauben, in Sprüchen und Redensarten.
Unser Egerland, Blätter für Egerländer Volkskunde. 1906. X, No. 1.

Meyer, E., Die Schöpfung der Sprache.
Zeitschr. f. d. deutschen Unterricht. 1906. XX, S. 145—171.

Poppe, K., Polens Meister des historischen Romans.
Internat. Literatur- u. Musikberichte. 1905. No. 14.

Remer, P., Neue Frauendichtung.
Das literarische Echo. 1906. VIII, No. 13, Sp. 927—932.

Sachau, E., Litteratur-Bruchstücke aus Chinesisch Turkistan.
Sitzungsber. d. Kgl. preußischen Akademie d. Wissenschaften. 1905. II. Hlbbd. S. 964—978.

Savić, M. Die derzeitige serbische Literatur.
Oesterreichisch-Ungarische Revue. 1904. XXXII, S. 219—227.

Scaffini, G., I Castelbarco nella novellistica del trecento.
Tridentum. 1905. S. 187.

Schick, E., Die mährische Moderne.
Zeitschr. d. deutschen Vereines f. d. Geschichte Mährens u. Schlesiens. 1906. X, S. 155—166.
[M. v. Ebner-Eschenbach. — J. J. David. — Ph. Langmann. — Hans Müller. — Franz Schamann. — Rich. Schaukal. — Eugen Schick. — Karl Hans Strobl.]

Schiffmann, K., Zum Meier Helmbrecht.
Zeitschr. f. d. österr. Gymnasien. 1904. LV, S. 709—718.

Schneegans, H., Die zeitgenössische Dichtung des Elsasses.
Das literarische Echo. 1906. VIII, Sp. 831—836.

Schulze-Berghof, P., Die Objektivität des Dichters.
Das literarische Echo. 1906. VIII, Sp. 911—917.

Spälter, F., Von der Bedeutung der Tropen.
Zeitschr. f. d. deutschen Unterricht. 1906. XX, S. 188—194.

Stötzner, P., Ein noch nicht bekannter Druck geistlicher Lieder [aus „Magdeburg bey Andreas Gehe" s. a.].
Euphorion. 1906. XIII, S. 131—132.

Strasser, S., Einige alte Tiroler Krippenlieder.
Maiser Wochenbl. 1904. No. 53. 1905. No. 1.

Walzel, O. F., Schriften zur Romantik.
Das literarische Echo. 1906. VIII, Sp. 563—575, 632—642.

Wethly, G., Alte und neue Gedanken der Dichtkunst.
Erwinia. 1906. XIII, No. 7.

Widmann, G., Griseldis in der deutschen Literatur des XIX. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Behandlung eines mittelalterlichen Stoffs in der neuesten Zeit. (I.)
Euphorion. 1906. XIII, S. 1—46.

Einzelne Schriftsteller.

Abraham a Sankta Clara: Görgen, A., Abraham a Sankta Clara, der originelle Volksprediger und Volksschriftsteller.
Pädagog. Monatsschrift. 1906. XII. S. 23—28.

Andersen: Benzmann, H., Hans Christian Andersen (Zum 100. Geburtstag am 2. April 1905.)
Monatsblätter für deutsche Literatur. 1905 IX, S. 298—306.

Augustinus: Harnack, A., Die Retractationen Augustinis.
Sitzungberichte d. Kgl. preuß. Akademie der Wissenschaften. 1905. II. Hlbbd. S. 1096—1131.
[Retractationum libri II (427).]

Boie: D. K. B. Heinrich Christian Boie.
Deutsche Tagesztg. 1906. No. 99 (3. III).

Börne: Eckertz, E., Heine und Börne.
Euphorion. 1906. XIII, S. 136—137.

—: Geiger, L., Börnes Preßprozeß 1819 (Auf Grund unbekannten und unbenutzten Materials.)
Die Gegenwart. 1906. LXIX, No. 1 S. 7—8.

Burckhardt: Schmidt, O. E., Jakob Burckhardts Geschichtsauffassung.
Die Grenzboten. 1906. LXV, 2, S. 72—89.
[Über „Weltgeschichtliche Betrachtungen" hrsg. von Jakob Oeri 1905.]

Cervantes: Borgeld, A., Nederlandsche vertalingen van Cervantes' Novellen.
Tijdschr. voor Ned. en Taal en Letterkunde. 1906. XXV, No. 1.

Eötvös: Márki, A., Eötvös und die Nationalitäten.
Österreichisch-Ungarische Revue. 1905. XXXIII, S. 258—273.

Fogazzaro: Prévôt, R., Antonio Foggazaro.
Die Grenzboten. 1906. LXV, 2, S. 140—144.

Gilm: Schumacher, F. Ein Beitrag zur Gilmtextforschung.
Neue Tiroler Stimmen. Beilage: Der Sammler. 1904, No. 6.

Goethe: Bernt, F., Goethes Farbenlehre.
Weimar. Ztg. 1906. No. 11, 15, 20.

—: Mallet, Antike Bestandteile in der Sprache Goethes und Schillers.
Der Reichsbote, Sonntagsbeilage 1905. No. 36.

—: Ohlert, K., Die Hohenzollern bei Goethe.
Die Grenzboten. 1905. LXIV, 1, No. 9. S. 494—500.

—: Payer v. Thurn, R., Das älteste Goethe-Relief.
Chronik des Wiener Goethe-Vereins. 1905. XX, 7.
[Bei Goethes Schwester Kornelia in Karlsruhe.]

—: Rothauser, M., L. Dóczis Goethe-Übersetzungen.
Pester Lloyd. 1906. No. 59.

—: Lamprecht, K., Weltanschauung des Klassizismus. Goethe und Schiller.
Monatsschrift f. Stadt und Land. 1905. S. 1094—1104, 1187—1202.

—: Hagemann, C., Düsseldorfer Goethe-Festspiele.
Monatsblätter f. deutsche Literatur. 1905. IX. S. 521—522.

—: Milch, L., Goethe und die Geologie.
Stunden mit Goethe. 1906. II. Hft. 2.

—: Sewett, A., Goethe und die Religion.
Deutsche Revue. 1906. XXXI, 2, S. 348—353.

Grillparzer: Schmidt, Kleist- und Grillparzerstudien.
Literar. Warte. 1905. No. 6.

Grimm: Koser, R., Zur Geschichte der Berufung der Brüder Grimm nach Berlin.
Sitzungsber. d. Kgl. preuß. Akademie d. Wissenschaften. 1905. II. Hlbbd. S. 1004—1014.

Grisebach: *K. E. Müller,* Münchener Neueste Nachrichten 1906. No. 146. — *Die Zeit* (Wien) No. 1255. — *S. Samosch,* National-Zeitung. No. 290. — *F. v. Zobeltitz,* Hamburger Nachrichten. No. 160.

Gutzkow: Dresch, J., Une correspondance inédite de Karl Gutzkow, de Madame d'Agoult et d'Alexandre Weill. *Revue germanique.* 1906. II. No. 1.

Hamerling: Ganser, A., Hamerling der Philosoph.
Philosoph. Wochenschrift. 1906. I. No. 6.

Hanstein: Krüger-Westend, H., Adalbert von Hanstein † in Hannover.
Monatsblätter für deutsche Litteratur. 1904. IX. S. 107—111.

Helle: Lignis, Friedrich Wilhelm Helle. (Biographisch-literarische Skizze des Dichters.)
Die Wahrheit. (Lautkirch.) 1901. VII, S. 560—568.

Herzog: Schröder, L., Rudolf Herzog.
Monatsblätter f. deutsche Literatur. 1904. IX, Hft. 1 S. 16—19.

Hölderlin: Vesper, W., Zu Hölderlins und Jean Pauls Geburtstag. *Die Propyläen.* 1906. No. 25.

Hörmann: Nagele, H., Ludwig von Hörmann.
Vorarlberger Volksfreund. 1905. No. 97.

Kleist: Leppmann, F., Deutschland vor hundert Jahren in *Kleists* Hermannsschlacht.
Berliner Tagblatt. Der Zeitgeist. 1906. No. 13.

Lavater: Beck, P., Briefwechsel zwischen Schubart und Lavater über den Wundertäter Gassner.
Zeitschr. d. Gesellschaft f. Beförderung d. Geschichts- u. Altertums- u. Volkskunde v. Freiburg, dem Breisgau u. d. angrenzenden Landschaften. 1906. XXI, No. 1.

Leibniz: Vahlen, Erinnerungen an Leibniz.
Sitzungsberichte d. Kgl. preuß. Akademie d. Wiss. 1905. XXXII. S. 653—671.

Lessing: Peter, G. E. Lessing und St. Afra.
Mitteilungen d. Vereins für Geschichte der Stadt Meißen. 1906. Hft XXV. S. 34—78.

Leuthold: Büsing, W., Heinrich Leuthold der Lyriker (9. VIII 1827—1. VII. 1879.)
Monatsblätter f. deutsche Literatur. 1904. IX. Hft 1 S. 9—15.

Meißner: Ehlen, O., Persönliche Erinnerungen an Alfred Meißner.
Deutsche Arbeit. 1906. V. No. 8 S. 142—145.

Mendoza: Morel-Fatio, A., D. Bernardino de Mendoza. I. La vie.
Bulletin Hispanique. 1906. VIII No. 1.

Mirandola: Grautoff, O., Pico della Mirandola.
Die Gegenwart. 1906. LXIX, No. 9. S. 138—139.

Oswald von Wolkenstein: Halbe, M., Erinnerungen an Oswald von Wolkenstein.
Deutsche Alpenztg. 1904/5 S. 294.

Pfaundler: Wackernell, I. E., Wiener Briefe eines Tirolers [Anton Pfaundler.] aus den Oktobertagen 1848 und ungedruckte Gedichte Gilms.
Forschungen u. Mitteilungen zur Geschichte Tirols u. Vorarlbergs. 1905 II. S. 210—223.

Rétif de la Bretonne: Hochdorf, M., Rétif de la Bretonne. *National-Ztg.* 1906. Beilage (8. II)
[Über die Biographie von E. Dühren.]

Reuter: Schröder, L., Fritz Reuters sämtliche Werke.
Monatsblätter für deutsche Literatur. 1905 IX. S. 205—208.

Riehl: Wiechowski, W., Über Wilhelm Heinrich Riehl. *Deutsche Arbeit.* 1906. V. Hft. 7 S. 33—36.

Rossetti: Luther, A., Rossetti und Maeterlinck.
Das literarische Echo. 1906. VIII, Sp. 748—749.
[Übereinstimmung eines Gedichtes dazu O. Hauser, ebda. VIII. Sp. 977.]

Sachs: Handschin, Ch. H., Das Sprichwort bei Hans Sachs. I.
Bulletin of the University of Wisconsin 103. Philology and Literature Series. 1905. No. 1 S. 1—153.

la Sale: Söderhjelm, W., Notes sur Antoine de la Sale et ses oeuvres.
Acta Societatis suent. Fennicae (Helsingfors.) 1904. XXXII No. 1 S. 1—152.
[Rez.: F. Ed. Schneegans, Literaturblatt f. germ. u. roman. Philologie 1906. No. 5.]

Sauter: Schicht, J., Ferdinand Sauter [1804—1854.]
Monatsblatter f. deutsche Literatur. 1904. IX. S. 214—217.

Scheffel: Ettlinger, J., Scheffel und Emma Heine.
Tägliche Rundschau. 1906. *Unterhaltungsbeilage.* No. 25, 26, 31.

Schlegel: Scholl, J. W., Friedrich Schlegel and Goethe 1790—1802: A study in early German Romanticism.
Publications of the Modern Language Association. 1906. XXI, S. 40—192.

Seidl: Fuchs, K., Johann Gabriel Seidl.
Österr.-Ungar. Revue. 1904. XXXI, S. 277—284.

Shakespeare: Ballinger, J., Shakespeare and the Municipal Libraries.
The Library. 1906. 2. Serie VII, S. 181—191.

—: Esdaile, A., Shakespeare literature, 1901—1905.
The Library. 1906. 2. S. VII, S. 167—180.

—: Klaar, A., Rudolf Genées Shakespeare Buch.
Vossische Ztg. Sonntagsbeilage. 1906. No. 11.

—: Lee, S., Notes and Additions to the Census of Copies of the Shakespeare first Folio.
The Library. 1906. 2. S. VII, S. 119—139.

—: Plomer, H. R., The printers of Shakespeares plays and poems.
The Library. 1906. 2. S. VII, S. 149—166.

Speidel: Nekrologe: *L. Bauer,* Die Zeit, 1906. No. 1207 — *L. Hevesi,* Pester Lloyd 1906 No. 33. Fremdenblatt 1906 No. 34. — *A. Kauders,* Wiener Fremdenblatt No. 38 — *L. Klinenberger,* National-Zeitung (Berlin) No. 80. — *A. Müller-Guttenbrunn,* Deutsches Tageblatt (Wien) No. 41. — *J. Salten,* Die Zukunft XIV, No. 21, S. 295—297. — *A. v. Weilen,* Wiener Abendpost. No. 29.

Stegmayer: Hirsch, F. E., Eine Alt-Wiener Posse in Frankreich.
Tagespost (Graz.) 1906. No. 148. (31. V.)
Über Stegmayers „Rochus Pumpernickel" [1809], von Florentin und Prévost ins Französische übersetzt, und Stegmayers Quelle: Molières „Monsieur de Pourceaugnad", von Lessing in der Lustspielskizze „Der Dorfjunker" bewertet.]

Stifter: Hoffmann, C., Stifter.
Die Zukunft. 1906. XIV, No. 20, S. 264—266.

—: Prem, S. M., Stifter und Adolf Pichler.
Wiener Abendpost. 1905. No. 253.

Storm: Stein-Westercappeln, B., Theodor Storm.
Borromaeus-Blätter, 1906. III. No. 6. S. 109—115.

Swift: Kropatscheck, G., Jonathan Swift, der Dechant von St. Patrick.
Neuphilolog. Blattber. 1906. XIII. No. 4.

Swinburne: Michaelides, C. C., Swinburne and the Sea. *Independant Review.* 1906. No. 1.

Taine: Lettres de Hippolyte Taine. La Commune.
Revue des deux mondes. 1905. 5. Periode. LXXV. 26, S. 789—833.

Whitman: Doerk, A., Walt Whithman. [1819–1892.]
Monatsblätter deutscher Literatur. 1904. IX, S. 269—271.

Wieland: Komorzynski, E. v., Zauberflöte und Oberon.
Frankfurter Ztg. 1906. No. 25.

—: Priebsch, R., Neue Wieland-Ausgabe.
Archiv f. d. Studium d. neueren Sprachen. 1906. CXII, S. 385—388.

Wimpheling: Kalkoff, P., Wimpfelings kirchliche Unterwerfung.
Zeitschr. f. d. Geschichte des Oberrheins. 1906. N. F. XXI, S. 262—270.

Wimpheling: Knepper, J., Kleine Funde zum elsässischen Humanismus.
Zeitschr. f. d. Geschichte des Oberrheins. 1906. LX, S. 40—49.
[Besonders Briefe Wimpfelings.]

Zschokke: Hoskins, J. P., Parke Godwin and the Translation of Zschokke's Tales.
Publications of the Modern Language Association of America. 1905. XX, S. 265—304.
[Mit Bibliographie aller Übersetzungen Zschokkes.]

Berichtigungen und Nachträge zum Deutschen Anonymen-Lexikon.

Von

Dr. Paul Trommsdorff in Berlin.

(Fortsetzung.)

III.

Nachträge zum Buchstaben A.

49. Abhandlungen, [2]Physikalische, von denen selsamsten u. merkwürdigsten Begebenheiten der Natur. 1766. *Hüpsch, Joh. Wilh. Karl Adolph Frh. v.*

50. Abhandlungen, [2]Zwey medicinisch-practische. 1. Die Ungewißheit des Todes u. das einzige untrügliche Mittel, sich v. seiner Wirklichkeit zu überzeugen ... 2. Bewährtes Heilmittel wider d. Biß toller Hunde ... 1791. *Hufeland, Christoph Wilh.* (2: Christian Jacob de Moneta.)

51. Abmahnung, Christliche, von der Trunckenheit. (1623.) *Fabricius, Wilh.*

52. Abraham auf Moria. 1777. *Niemeyer, Aug. Herm.*

53. Abriß der Brandenburgischen [2]Geschichte. Vom Herrn von B***. 1792. *Buch, v.*

54. Abriß, [2]Kurzer [3]geographischer, der früheren u. jetzigen Städte des Preußischen Staats. 1840—1845. *Schmidt, Joh. Marius Friedr.*

55. Abriß, [2]Kurzer, der [3]Geschichte des Elsasses. 1831. *Vinaty.* [Original: Résumé de l'histoire d'Alsace.]

56. Abriß, [2]Kurzer, der [3]Lebensbeschreibung [4]Gutenbergs. 1840. *Külb, Phil. Hedwig.*

57. Abriß, [2]Kurtzer, einer [3]Lebens-Beschreibung des Herrn F. M. [4]le Tellier, M[is] v. Louvois ... 1742. *Chamlay.* [Original: Mémoires ou essai pour servir à l'histoire de f. m. Le Tellier, M[is] de Louvois.]

58. Abriß der evangel. [2]Ordnung zur Wiedergeburt. 1735 ff. *Oetinger, Friedr. Christoph.*

59. Abriß, [2]Vollkommener, od. warhafftiger Entwurff eines ausbündigen Meisterstücks der Natur in der ... Brisaide, Prinzessin v. Montferat ... 1679 f. *Brémond, Gabriel de.* [Original: La princesse de Montferrat.]

60. Abriß von der [2]Vormittags-Dank-Predigt wegen Entsetzung der Vestung Neiß ... [1758.] *Biltzing, Joh.*

61. Abriß der [2]Weltgeschichte. Aus d. Engl. übers. v. G. Friedenberg. 1831. *Keightley, Thomas.* [Original: Outlines of history.]

62. Abschaffung der Hut, Trift u. Brache in den S. Coburgischen Landen nach den Vorschlägen des Herrn Geh. Raths v. Schubart ... 1785. *Bühl, Joh. Samuel.*

63. Abschied beim [2]Ausmarsch d. preuß. Truppen in Schlesien. 1806. *Voß, Jul. v.*

64. Abschid, Doctor Martin [2]Luters christlicher, u. Sterben. 1546. *Jonas, Justus.* [M. Luthers sämtliche Werke hrsg. v. J. G. Walch Th. 21 (Halle 1749), Sp. 274*.]

65. Abschiedt, Auff den [2]seligen, des ... Herren Joh. v. Limburg ... 1633. *Opitz, Martin.*

66. Abschied, Der [2]traurige, treuer Eltern v. einem ... einzigen Sohne ... Albrecht Ludwig Friedrich, Grafen v. Hohenlohe u. Gleichen ... (1744.) *Hohenlohe u. Gleichen-Langenburg u. Crannichfeld, Carl Ludw. Graf v., u. Elisabeth Friederike Sophie geb. Fürstin v. Oettingen u. vermählte Fürstin v. Hohenlohe u. Gleichen.*

67. Abschiedsworte eines Unglücklichen an seine frühere Gemeinden. 1829. *Brehm, M. Joseph.*

68. Abschilderung, Deutliche, des Prediger-Standes. 1712. *Bourignon, Antoinette.*

69. Abstecher, Mein, von Saarbrücken nach Paris u. zehn Tage Aufenthalt daselbst im Juli 1845. *Koch, J. A. F.*

70. Abtretung, Die, des linken Rheinufers u. die Entschädigungen ... 1798. *Rebmann, Georg Friedr.* [?]

71. Acta secreta: Das ist, Der Unierten Protestierenden Archif ... 1628. *Keller, Jakob.* [Mitarb.: Wilh. v. Jocher. ADB 14, 102.]

72. Actiones, Zwo, od. Bedencken: Das ist sonderbare Offenbarung, der ... Practiken des Bapts ... 1608. *Vergerio, Pietro Paolo.* [Original: Actiones duae Secretarii Pontificii ...]

73. Adam, Das Büchlein. D. i., Offenbahrung deß Menschens. *Felgenhauer, Paul.*

74. Adel, An den [2]großmechtigsten u. durchlüchtigsten, tütscher Nation (1520.) *Murner, Thomas.* [G. E. Waldau, Nachrichten von Th. Murners Leben u. Schriften. Nürnberg 1775. S. 85.]

75. Adel, Der [2]handelnde, dem der kriegerische Adel entgegengesetzet wird. 2 Abhandlungen ... aus d. Franz. übers. v. Joh. H. G. v. Justi. 1756. *Coyer, Gabriel François.* [Original: La noblesse commerçante (2: Phil. Aug. de Sainte Foix chev. d'Arcq; Original: La noblesse militaire.)

76. Adelaide, oder: Die Antipathie gegen die Liebe. 1781. *Dudoyer de Gastels, Gérard.* [Original: Adelaide, ou l'Antipathie pour l'amour. J.-M. Quérard, La France litt. T. 2 (Paris 1828), 638.]

77. Adonis, Der geliebte. Singespiel. (1697.) *Postel, Heinr. Christian.* [Komp.: Reinhard Keiser. ADB 26, 468.]

78. Adresse, Heidelberger, an die Schleswig-Holsteiner. 1846. *Gervinus, Georg Gottfried.*

79. Aedologia od. Abhandlung v. der singenden Nachtigall. 1752. *Arnault de Nobleville, Louis Daniel;* Original: Aëdologie, ou traité du rossignol franc, ou chanteur. [Barbier 1[2], No. 330.]

80. Aehrenlese auf dem Felde der Kunst. Abth. [1.] 2. [Nebst] Fortsetzung 1836. 41. 45. *Weigel, I. A.*

81. Eltisten Ordnung, Hoch-Fürstl. Pfaltz-Zweybrückische. 1715. *Johann Kurf. v. d. Pfalz-Zweibrücken.* [Ausg. von 1633 u. d. T.: Eltisten Ordnung, Unser von Gottes gnaden Johansen Pfaltzgrafen bey Rhein ...]

82. Aerzte, Die, ein Lustspiel. 1745. *Mylius, Christlob.* [F. Brümmer, Deutsches Dichter-Lexikon. Bd. 2. Eichstätt 1877.]

83. Aerzte- und Naturforscher- auch Geologenversammlung in Regensburg 1849. ... in Greifswald 1850. *Carnall, Rudolf v.*

84. Aesopus, Der Italienische, od. Bertholds satyrische Geschichte. 1751. *Croce, Giulio Cesare.* [Original: Bertoldo.]

85. Aetius, ein Singespiel. 1755. *Metastasio, Pietro.* [Original: Ezio; Komp.: Karl Heinr. Graun.]

86. Aeußerungen über Kant, seinen Charakter u. seine Meinungen. 1804. *Metzger, Joh. Daniel.*

87. Agend Büchlein für d. Pfar-Herren auff dem Land. (1543.) *Dietrich, Veit.*

88. Acten die Clementinische Stiftung zu Bredstedt betr. 1796. *Blücher, Gustav Gotthard v.* [Hrsg.] [Collin 211.]

89. Action od. Anklag der armen Podagrischen Rott ... 1601. *Pirckheimer, Wilibald.* [Original: Apologia seu laus podagrae. Der Verf. nennt sich auf dem Titelblatt der Originalausg. v. 1522.]

90. Accis-Mandata, Sr. Kgl. Majest. in Pohlen u. Churf. Durchl. zu Sachsen, in dero Chur-Fürstenthum Sachsen publicirten, u. Verordnungen über die Land- u. Handwerks Accis-Steuer, wie solche ... bis mit den Mandat 1682 ... erneuert worden ... zum Druck befördert. o. J. *Seelig, Paul* [?]

91. Albertus-Universität, Die, zu Königsberg. Eine Denkschrift 1844. *Witt, Aug.*

92. Alceste. Ein Lustspiel des Aristophanes aus d. Griech. übers. 1782. *Ayrenhoff, Cornelius v.*

93. Alchimedon, Der anderwerts verneuerte u. vermehrte. 1684. *Schumann, Joh. Christian.*

94. Alchymia, Die edelgeborne Jungfer, od.: eine ... Untersuchung, was v. der Alchymia zu halten ... 1730. *Creiling, Joh. Konrad.* [J. K. K. Oelrichs, De duarum actrium ... facultatum doctoribus. Rostochii 1758. S. XXVI, Anm. 29; J. H. Pott, Physicalische chymische Abhandlung v. dem Urin-Saltz. Berlin 1761, S. 44.]

95. Alamannen, Die, u. ihre Bekehrung zum Christenthum. 1846. *Burckhardt, Jacob.*

96. Alla-Moddin. Ein Schauspiel in 3 Aufz. 1798. *Tieck, Ludw.*

97. Allen Christen, wünsche ich zwar, Geduldt im Creutz, zum neuwen Jar. 1547. *Brentel, Georg.*

98. Allern, Juliane von, oder: So bessert man Koketten! *Müchler, Karl Friedr.*

99. Alles in der Natur lebet. Nichts ist ganz todt ... 3. Aufl. 1787. *Jacobi, Joh. Friedr.*

100. Allfärtty, Friedrichs des Großen letzter Dragoner, Joh. Gottlieb. 1838. *Rieck, Gustav.*

101. Allzu scharf macht schartig. [1795.] *Iffland, Aug. Wilh.* [Andere Ausg. vom gleichen Jahre mit dem Namen des Verf.]

102. Almanach, ²Militarischer [!], auf d. Jahr 1779. *Rautenstrauch, Joh.*

103. Almanach der ²Philosophie. 1783. *Wekhrlin, Wilh. Ludw.*

104. Alruna od. Denkwürdigkeiten d. Vorzeit. 1807. *Ilten, Fr. G. Chr. v.*

105. Alte Liebe rostet nicht. 1832. *Lang, Karl Heinr. v.*

106. Alten, Die vier und zwenzig. (1508) u. ff. *Otto v. Passau.*

107. Amant, Der von seiner Liebsten übel gehaltene. Oder Arnalte u. Lucenda ... 1642. *San Pedro, Diego de.* [Original: Arnalte y Lucenda.]

108. America, Groß-Brittannisches, nach seiner Erfindung. Bevölckerung u. allerneuestem Zustand. 1710. *Oldmixon, John.* [Original: The British Empire in America.]

109. Ammacht, Das, von dem leiden christi. o. J. *Müntzer, Thomas.*

110. Ampel, Anzeigende u. warhafftig bezeugende, od. Sammlung des Lebens und Todes ... 1682. *Geißler, Friedr.*

111. Amts-Redner, Der expedirte. 1727 u. ff. *Boltz, Joh. Gottfried.*

112. Analogie der Sprachen. Leipzig. [1774.] *Anton, Karl Gottlob.*

(Fortsetzung folgt.)

Von den Auktionen.

Die Versteigerung der ersten Abteilung der *Bibliothek J. K. F. Knaake* findet am 17. Juli und an den folgenden Tagen bei *Oswald Weigel in Leipzig* statt. Der Auktionskatalog verzeichnet tausend Nummern von Lutherschriften und Originaldrucken aus der Lutherzeit, darunter eine Fülle von außergewöhnlichen Seltenheiten, die meisten in schöner Erhaltung. Nach Erscheinen der Preisliste kommen wir ausführlicher auf die in ihrer Art einzige Sammlung zurück. Erwähnen möchten wir aus dem Auktionskatalog nur No. 44: Luthers erste Schrift *„Tractatulus,"* Landshut 1517, 4 Bll. in 4°, die vielfach Luther abgesprochen wurde, bis Knaake der Nachweis der Autorschaft gelang. Der „Tractatulus" erschien 1520 beim selben Verleger (Johann Weißenburger in Landshut) in zweiter Auflage; diese wird von Panzer (Lat. Annalen VII, 133, 18) auch mit dem Autornamen „Martini Lutherii" notiert. Ebenso ist die No. 1001 ein Unikum: ein Einblattdruck, enthaltend ein *Mandat Georgs des Bärtigen von Sachsen* von 1528 gegen die Wiedertäufer und insgesamt gegen „alle altte verdampte Ketzereyen". —m.

Von der *Auktion Schleinitz*, die Mitte Juni bei Oswald Weigel-Leipzig stattfand, wird uns berichtet: Es muß mit Freuden begrüßt werden, daß die befremdlich hohe Anspannung der Preise, die in der letzten Zeit Platz gegriffen hatte, ihr Ende erreicht haben dürfte; wenigstens zeigen die jetzt erzielten Preise eine Höhe, die den ernsthaften Bibliophilen zum Weitersammeln anregt, nicht abschreckt. Theoretische Erörterungen über Bücherpreise haben bekanntermaßen nur sehr fraglichen Wert, da, wie überall im Handel, Angebot und Nachfrage die Preisgrenzen bestimmen. Das eine dürfte feststehen, daß man in Deutschland wenigstens mit wesentlich geringeren Summen rechnen muß als anderswo, da uns die großen Bücher-Liebhaber fehlen, die im Hotel Drouot oder jenseits des Kanals der Bibliophilie stattliche Opfer bringen. Zweifellos ist es für deutsche Verhältnisse auch besser, das Heil in der Erziehung von Bücherfreunden zu suchen und nach einem größeren Kreise von Bibliophilen zu trachten, als sich auf einige wenige Begüterte zu verlassen, die einer vorübergehenden Laune wegen zahlreiche Literaturfreunde vom Sammeln abschrecken.

Die umworbenste Nummer der Abteilung „Bibliographie" war (No. 129) *Goedeke*, Grundriß, 2. Aufl., der zum Preise von M. 76.— wegging. Aus der „Literatur- und Theater-Geschichte" sind 5 Werke bemerkenswert,

(Von den Auktionen.)

nämlich die *„Gallerie von teutschen Schauspielern"* (No. 412) M. 14.20; *(Lessing und Chr. Mylius)*, „Beiträge zur Historie des Theaters" (No. 427) M. 56.—; *(Bodmer)*, „Critische Betrachtungen zur Verbesserung der deutschen Schau-Bühne (No. 433) M. 45,50; *Schinks* „Dramaturgische Fragmente", leider defekt, (No. 439) M. 21.—; *Chr. Heinr. Schmids* „Das Parterr" (No. 441) M. 21.—. In der „Französischen Literatur" fanden *Gautiers* „Les Jeunes-France" (No. 676) zu M. 32.— und *Prevosts* Memoires (No. 820) zu M. 29.— Käufer, während *Rétif de la Bretonnes* „Le Palais Royal" (No. 836) mit M. 17.— und desselben Autors „Monsieur Nicolas" (No. 837) mit M. 24 — billig bezahlt wurden.

Der Hauptwert der Schleinitz-Sammlung liegt in den zahlreichen selten vorkommenden *Einzel-Schriften* der dramatischen, komischen und satirischen Literatur des vorigen und vorvorigen Jahrhunderts. Hier bot sich für die zahlreichen Sammler dieser Literatur eine Fülle interessanter Stücke, von denen einige erst nach hartem Kampfe zugeschlagen wurden. *Arnims* „Wintergarten" (No. 1005) brachte M. 16.20; *Bernhardis* „Bambocciaden" (No. 1045) M. 36.—; *(Bodmer)* „Electra" (No. 1075) M. 16.—; *Brentanos* „Goldfaden" (No. 1086) M. 25.50; *Bürgers* Gedichte, in der Ausgabe 1789, mit den Chodowiecki-Kupfern (No. 1106) M. 23.10; *(Callenbach)* „Wurmatia" (No. 1111) M. 20.50; *Cervantes* Don Quixote (No. 1114) M. 25.—; *Claudius* Gesammelte Werke, (No. 1117) M. 21.—. Das Sassische *„Doeneken Bok"* (No. 1150) M. 23.—; *Feind*, Deutsche Gedichte (No. 1173) M. 22.50; die viel gesuchten *„Gaben der Milde"* (No. 1191) M. 26.50; der hübsche *„Werther-Band"* (No. 1218) M. 35.—; *Gotthelf*, Gesammelte Schriften (No. 1224) M. 20.—; *Grimmelshausen*, Traumgeschicht (No. 1231) M. 40.50; *Happel*, „Der Asiatische Onogambo" (No. 1246) M. 19.—; desselben Verfassers „Afrikanischer Tarnolas" (No. 1247) M. 18.—; *(Helwig)*, „Die Nymphe Noris" (No. 1255) M. 16.—. Die Schriften Chr. Fr. *Hunolds*, die unter Nummer 1285—1290 verzeichnet sind, gingen zu sehr mäßigen Preisen ab; *Schlegels* „Ehrenpforte für Kotzebue (No. 1347) wurde mit M. 27.50, *Neidharts* „Satire gegen Kotzebue" (No. 1348) mit M. 20.10 bezahlt. Die Schriften *Laukhards* (No. 1368—1373) waren lebhaft umstritten und brachten in ihrer Gesamtheit mehr als M. 90.—. *Lenz*, Gesammelte Schriften (No. 1385) wurden mit M. 17.— verkauft, die seltene *„Madame Robunse"* (No. 1412) mit M. 31.—; *Philanders von der Linde* Galante Gedichte (No. 1426) mit M. 20.50; *Mühlpforth*, Deutsche Gedichte (No. 1436) 2. Ausg. mit M. 21.50; *Pfaffenzeller*, „Mundus Agonizans" (No. 1483) mit M. 15.10; „Der Lustige Philosophus" usw. (No. 1487) mit M. 82.—; *Rachel*, Teutsche Satyrische Gedichte, sehr seltene Ausgabe (No. 1519) mit M. 15.50. Interessant gestaltete sich die Versteigerung der *Robinsonaden*, von denen No. 1534 M. 23.—; No. 1535 M. 3.10; No. 1536 M. 32.—; No. 1537 M. 35.50; No. 1538, M. 39.—; No. 1539 M. 34.— erzielte. *Rost*, „Versuch von Schäfergedichten" (No. 1542), in der neuen Auflage von 1768, brachte M. 14.50; desselben Autors „Vermischte Gedichte" (No. 1544) M. 23.—. Die einzelnen Bände der *„Schaubühne"* (No. 1566) fanden keinen ernsthaften Reflektanten, dagegen wurde (No. 1569 mit M. 29.— versteigert. *(Scheffner)* „Natürlichkeiten der sinnlichen und empfindsamen Liebe" (No. 1577) brachte M. 40.—; *Schilling*, Sämtliche Schriften. (No. 1587) M. 18.—; *Schink*, „Das Theater zu Abdera" (No. 1589) M. 20.—. Das schöne Exemplar der *„Alten und neuen Studenten-, Soldaten- und Volks-Lieder"*, mit den reizenden Bildern von Ludwig Richter, A. E. Marschner, F. Pocci und A. Jürgens ging nach hitzigem Kampfe in den Besitz eines Japaners über und zwar zum Preise von M. 30.—. Die erste Ausgabe von *Tiecks* „William Lovell" (No. 1658) stieg bis zum Preise von M. 84.—, der sicherlich als ein recht guter bezeichnet werden muß, trotzdem er etwa 20% unter der Summe geblieben ist, die man vor nicht allzu langer Zeit in einer Leipziger Versteigerung dafür angelegt hatte. *Tscherning*, „Deutscher Gedichte Frühling" (No. 1673) wurde mit M. 22.50, die „Schattenrisse der Lehrer auf der Friedrichs-Universität in Halle" (No. 1792) mit M. 15,10, und die „Schattenrisse edler teutscher Frauenzimmer", von denen nur das zweite Heft (No. 1868) vorlag, mit M. 17.80 bewertet.

Die vorstehenden Preisangaben, auf die wir uns wegen Mangel an verfügbarem Raum beschränken müssen, tun das am Eingang gesagte deutlich dar: daß sich die Preise auf einer mittleren Bewertungslinie bewegen, die dem Verkäufer zu einer rationellen Veräußerung seines Besitzes verhelfen und den Bücherliebhabern zu großer Freude gereichen. —g.

Eduard Grisebachs Bibliothek die im Oktober d. J. bei Martin Breslauer in Berlin zur Versteigerung gelangen sollte, ist in letzter Stunde gegen eine Pauschalsumme (wir hören für 50000 M.) an einen Privatsammler in Wiesbaden verkauft worden. —m.

Die Akademische Buchhandlung *Teutonia in Leipzig* kündigt für den 3. (bis 7.) Juli eine Bücherversteigerung an: Weltliteratur, Geschichte und Kulturgeschichte, Theologie, Philosophie, Medizin, Naturwissenschaften.

In der letzten Versteigerung bei *Ernst Carlebach in Heidelberg* (16. Mai) gingen die Originalradierungen von Ferd. Kobell (über 100 Blatt) zu M. 100 fort; Sintzenichs 14 Blätter (darunter 8 Schabkunst- und 6 farbige Blätter) brachten M. 650. Ein Scheffelautograph M. 25; Gutzkows „Wally" M. 35; Zincgrafs Emblemenwerk 166 6.60 M.; pfälzische Kurfürstenporträts in Kupferstich M. 40 und 50 das Stück. —m.

Kleine Mitteilungen.

Eine Sammlung von *Porträts denkwürdiger Persönlichkeiten des XVIII. und XIX. Jahrhunderts aus der Regierungszeit der Kaiserin Katharina II. und der Kaiser Paul I. und Alexander I.* erscheint gegenwärtig als Publikation des Großfürsten Nikolai Michailowitsch von Rußland. Dieses Prachtwerk, hergestellt in der Kaiserlichen Expedition zur Anfertigung der Staatspapiere in St. Petersburg, wird in zehn Quartbänden mit je 100 Tafeln in Heliogravüre und Lichtdruck mehr als 2000 Porträts historischer, künstlerisch und literarisch bedeutender russischer Persönlichkeiten in authentischer Reproduktion darbieten und kurze Biographien zur geschichtlichen Würdigung der Dargestellten enthalten. Der erste Band ist soeben mit dem Erscheinen der Lieferung 4 vollständig geworden. Großfürst Nikolai Michailowitsch hat das gewaltige Material aus eigenen Sammlungen, russischen Bildergalerien, Museen und Palästen und oft schwer zugänglichen Privatsammlungen zusammengetragen, um es nach einer kritisch-künstlerischen Sichtung und wissenschaftlichen Bearbeitung zu einem Monumentalwerk der Porträtkunde von außerordentlicher Schönheit auszugestalten. Neben seiner großen Bedeutung für die historische Wissenschaft dürften die prächtigen Reproduktionen der Werke bekannter Meister der damaligen Porträtmalerei berufen sein, durch ihre lebenswahre, packende Natürlichkeit und künstlerische Schönheit die russische wie allgemeine Geschichtsforschung und Ikonographie von neuem anzuregen. Preis pro Band M. 120. —y.

Eine wichtige Förderung der Inkunabelforschung bedeutet die eben begründete *Gesellschaft für Typenkunde des XV. Jahrhunderts*, deren Aufgabe es sein soll, als Seitenstück zu Haeblers Typenrepertorium und dem Generalkatalog der Inkunabeln eine dritte Arbeit zu unternehmen: jene beiden Werke durch Reproduktionen einer möglichst großen Anzahl von Inkunabeltypen, systematisch im Anschluß an das Repertorium geordnet, zu illustrieren. Von jeder Type werden zwei Faksimile hergestellt: das eine von dem Alphabet der Type, das andere von einer charakteristischen Seite in Originalgröße. Die Faksimile sollen in Phototypie auf einzelnen Blättern ausgeführt, die nach Druckort und Drucker und daneben auch nach der M- oder Qu-Form signiert werden. Jedes Blatt enthält eine kurze Beschreibung und je nach dem Fortgange der Arbeit Hinweise auf identische oder verwandte Typen. Zunächst sollen nur bisher gar nicht oder in schwerer zugänglichen Arbeiten reproduzierte Typen faksimiliert werden; die Publikationen erscheinen in deutsch, englisch, französisch und italienisch und zwar alljährlich ein Band von ca. 100 Blättern zu einem Subskriptionspreise, der M. 25 nicht übersteigen wird. Die Mitgliedschaft auf Lebenszeit kann durch einen einmaligen Beitrag von mindestens 500 M. erworben werden.

Die Redaktion der Publikationen führen die Herren Dr. *J. Collijn* (Upsala) und *Victor Madsen* (Kopenhagen). Dem Vorstande gehören sonst noch an: Professor Dr. *Konrad Haebler* (Dresden), Direktor *H. O. Lange* (Kopenhagen), Dr. *E. Voullième* (Berlin) und Verlagsbuchhändler *Rudolf Haupt* (Halle). An letztgenannten, der den Vertrieb und die Versendung der Veröffentlichungen übernommen hat, sind auch die Anmeldungen und Zahlungen zu richten. —m.

Band V und VI der *„Slavischen Romanbibliothek"* aus dem Verlage von J. Otto in Prag liegen jetzt vor. Sie zeigen auf dem Umschlag genau wie die ersten vier Bände eine lesende Dame von ausgesprochen slavischem Typus in zart grauer und bläulicher Tönung. Band V enthält *„Kalibas Verbrechen"*, ein Bild aus dem nord-böhmischen Vorgebirge von *Karel von Rais*, übersetzt von Claudius Běhal; Band VI eine Reihe Novellen von *N. S. Lěskov*, aus dem Russischen von Dr. S. Mierzinski übertragen. Beide Bände sind mit Rücksicht auf das Lokaltypische der Heimat des betreffenden Autors gewählt. Die Übersetzungen sind glatt und mit Betonung der Sprachcharakteristik. Die sehr interessante Serie, eine wichtige Bereicherung unserer Kenntnis der slavischen Literatur, sei bestens empfohlen (Preis pro Band M. 3.20). —in.

Dem „Athenaeum" zufolge ist Marsden J. Perry in Providence auf Rhode Island der glückliche Besitzer der Urausgabe von *Shakespeares „Titus Andronicus"* geworden, deren Auffindung in Schweden 1904 so großes Aufsehen erregte. Er ist schon lange ein eifriger Shakespearesammler; so erwarb er 1897 die Shakespearesammlung von Halliwell-Philipps, der selbst unablässig nach einem Titus Andronicus-Druck (nach Ansicht vieler Gelehrten sollte ein solcher ja überhaupt nicht existieren) gefahndet und einen für damals recht hohen Preis, 100 Lstr., dem Finder ausgesetzt hatte.

B.

Anläßlich des Neudrucks von *„Melete"*, des letzten unvollendet gebliebenen Werks der *Karoline von Günderode* (wir kommen darauf zurück), ist angeregt worden, den arg vernachlässigten Grabstein der Dichterin in Winkel a. Rh. zu erneuern. Beiträge dafür nehmen entgegen: die Damen Frau Selma Wolff-Jaffé und Fräulein Johanna Langloth sowie Herr Roman Reith, sämtlich in Mannheim, ferner Herr Max Harrwitz in Berlin W. 35, Potsdamerstraße 113, der Verleger des erwähnten Neudrucks. —m.

Das *Mainzer Psalterium von 1459* (vergl. Z. f. B. laufenden Jahrgangs Heft 1 Beiblatt Seite 9) konnte nun doch von der Berliner Königlichen Bibliothek erworben werden. Dank den Bemühungen des Geheimen Rats Schwenke wurden durch eine private Sammlung 46000 Mk. für diesen Zweck aufgebracht; den Rest der Kaufsumme, 40000 Mk., steuerte die Regierung bei.

(Kleine Mitteilungen — Kataloge.)

In No. 12 d. J. der *Deutschen Juristen-Zeitung* erörtert Professor *Frommhold* (Greifswald) die Frage des *Rechtsschutzes des Exlibris* und kommt zu der Ansicht, daß der Eigentümer des Zeichens nach dem Gesetz diesen Schutz genießt.

Aus den Antiquariaten. Katalog No. 85 von *Adolf Weigel* in Leipzig enthält die erste Abteilung (Abbt bis Gutzkow) einer reichen Auswahl von Werken der deutschen Literatur aus der Periode der Klassiker, Romantiker und Jungdeutschen. Arndt, Arnim, Bahrdt, Bechstein, Brentano, Bürger, Chamisso, Engel, Fouqué, Geibel, Gleim, Goethe, Gottsched, Gutzkow sind besonders reich vertreten. — No. 2 des Vierteljährlichen Bücheranzeigers von *Gilhofer & Ranschburg* in Wien bringt u. a. den sehr interessanten Versuch einer deutschen Wilde-Bibliographie. — Der Frankfurter Bücherfreund IV, 9/10 von *Josef Baer & Co.* beginnt mit einer Mitteilung über einen unbekannten Verlagskatalog Feyerabends vom Jahre 1584. —m.

Die diesjährige Londoner Exlibris-Ausstellung fand am 31. Mai und 1. Juni in den stattlichen Räumen des Westminster Palace Hotels unter reger Beteiligung des Publikums statt. Dem allgemeinen Charakter der Ausstellung wurde der Stempel aufgedrückt durch das überwiegende Vorhandensein *amerikanischer* Bibliothekszeichen oder solcher, die von amerikanischen Künstlern auch für hiesige Liebhaber angefertigt worden waren. Außerdem waren besonders reich Exlibris von Damen vertreten. Endlich erwähne ich die Auslage einiger seltener alter Bibliothekszeichen, wertvoller Bücher mit heraldischen Illustrationen, Stammbäume, alter Adelsdiplome und hiermit zusammenhängend illuminierter Manuskripte. Eine beträchtliche Anzahl von Ausstellungsobjekten befand sich zu Sätzen und unter Einrahmung vereinigt. Alles in allem kann man behaupten, daß die seit dem Jahre 1891 gegründete Exlibris Society stetig gute Fortschritte gemacht hat und daß dies günstige Resultat durch die hingebende Tätigkeit ihres Ehrensekretärs Mr. W. H. K. Wright erreicht wurde. Der Letztgenannte bekleidet im Hauptamt die Stelle als Vorstand der öffentlichen Bibliothek in Plymouth.

Unter den Künstlern waren gut repräsentiert: Sherborn, Eve, W. P. Barrett und der Amerikaner E. D. French. Mr. Barrett lieferte ein hübsches Blatt für die Herzogin von Connaught: ein mit Monogramm gebildetes Schild, überragt von einer Krone, umrankt von Blumen- und Blätterschmuck. Eine verhältnismäßig neue Erscheinung unter den Zeichnern für Exlibris ist Mr. F. G. House, der sich besonders durch zwei Entwürfe auszeichnete: der eine ist bestimmt für die Prinzessin Christian von Schleswig-Holstein, ein Tisch, zwei Bücher, ein Vogel, ein Schild mit „Helena" in graziösen Buchstaben nebst landschaftlicher Szenerie. Das andere Bibliothekszeichen ist im Auftrage der Prinzessin Luise von Schleswig-Holstein und zwar in ähnlichem Stil wie jenes angefertigt worden. Hübsche und feine Ausführung zeigt das von Eve für Elisabeth Anne Bostock entworfene Blatt; ferner will ich als gute Zeichner und Stecher unter den amerikanischen Künstlern die Namen W. E. Fisher und Zella Allen Dixon hervorheben. Wie immer bei diesen Gelegenheiten, so hat auch diesmal Mr. Wright wertvolle und seltene Exemplare seiner Sammlung der Ausstellung geliehen. Das von dem Genannten redigierte Exlibris-Journal bespricht in der Mai-Nummer eingehend einen Artikel des Grafen zu Leiningen-Westerburg in unserer Exlibris-Zeitschrift, Vol. XVI, T. I, und ebenso dessen Beitrag im Februarheft der „Zeitschrift für Bücherfreunde". O. v. S.

Kataloge.

Zur Vermeidung von Verspätungen werden alle Kataloge an die Adresse des Herausgebers erbeten. Nur die bis zum 25. jeden Monats eingehenden Kataloge können für das nächste Heft berücksichtigt werden.

Deutschland und Österreich-Ungarn.

Jos. Grünfeld in Wien I. No. 1. *Literatur, Theater, Geschichte, Varia.*

Teutonia Akadem. Buchhdlg. in Leipzig. Bücherblatt 2 und 3. *Sprachwissenschaft, Germanistik, englische, holländische, nordische, französische und spanische Sprache und Literatur.*

Th. Kampffmeyer in Berlin SW. 48. No. 436. *Mathematik, Physik, Technologie, Naturwissenschaften, Forst und Jagd, Geographie, Reisen.*

Th. Ackermann in München. No. 551. *Deutsche Literatur bis 1840.*

J. St. Goar in Frankfurt a. M. No. 95. *Deutsche Literatur* (Tröst Einsamkeit, Goethe, Loeben).

K. Th. Völcker in Frankfurt a. M. No. 263. *Kriegsgeschichte und Heerwesen* (30jähriger Krieg, Uniformen und Waffen, Karikaturen, Pläne).

Hugo Helbing in München. Anzeiger No. 18. *Kupferstiche, Radierungen, Holzschnitte, Lithographien.*

Gilhofer & Ranschburg in Wien I. Vierteljährl. Anz. No. 2. *Moderne Bibliophilenbücher* (deutsche, französische und englische; Wilde-Bibliographie).

Wilh. Scholz in Braunschweig. No. 121. *Schöne Wissenschaften, Theologie.*

Adolf Weigel in Leipzig. No. 85. *Deutsche Literatur von Gottsched bis auf die Gegenwart.* I. Abt.

List & Francke in Leipzig. No. 383. *Kulturgeschichte, Folklore, Autographen.*

M. & H. Schaper in Hannover. No. 97. *Kultur- und Sittengeschichte.*

Rich. Härtel in Dresden-A. Anz. No. 34. *Kunst, Kuriosa und Varia.*

Anton Creutzer in Aachen. No. 93. *Deutsche Literatur, Philosophie, Geschichte, Kuriosa.*

Karl W. Hiersemann in Leipzig. No. 325. *Biblioteca Mejicana* (mit vielen Seltenheiten).

Otto Gerhardt in Berlin W. 50. No. 53. *Philosophie.*

Wilh. Bader in Rottenburg a. N. No. 20. *Theologie, Philologie, Geschichte, Geographie, Musik.*

Jos. Baer & Co. No. 534. *Amerika und die Philippinen* (illustriert).

Ludwig Rosenthal in München. No. 112. *Adels-Porträts.*

M. Edelmann in Nürnberg. No. 35. *Gewerbe und Industrie.* — No. 36. *Staatswissenschaften.* — No. 34. *Alte Drucke, Kultur und Sitte, deutsche Literatur.*
Schnabel & Walter in Potsdam. No. 3. *Deutsche Literatur und Übersetzungen.*
Max Perl in Berlin. No. 70. *Bibliothekswerke.* — No. 71. *Deutsche Literatur bis 1750, Klassiker, Romantiker, junges Deutschland:* Erstausgaben.
v. Zahn & Jaensch in Dresden. No. 186. *Deutsche Literatur.*
Süddeutsches Antiquariat in München. No. 83. *Dramatische Literatur, Theater, Musik.*
A. Bielefelds Hofbuchhlg. (Liebermann & Co.) in Karlsruhe i. B. No. 227. *Theater-Literatur.*
Friedr. Meyers Buchhlg. in Leipzig. No. 73. *Aus allen Gebieten* (auch deutsche Literatur).
Carl Beck in Leipzig. Bull. No. 1. *Inkunabeln, XVI. Jahrhundert, Reformation, Numismatik, Varia.*
Jul. Koppe in Nordhausen. No. 27. *Alte Drucke, Kunst, Varia.*
E. Kantorowicz in Berlin W. 9. No. 80. *Bibliothekswerke, Varia.*
Franz Malota in Wien IV. Bibliothek Speidel, II. Abt.: *Deutsche Literaturgeschichte, Folklore.*
C. Troemers Univers.-Buchhlg. (E. Harms) in Freiburg i. B. No. 34. *Geschichte* (mit Rossica und Baltica).

Ausland.

Leo S. Olschki in Florenz. Bulletin No. 55. *Alte Drucke, Seltenheiten.*
Adolf Geering in Basel. No. 311. *Helvetica V.*
Jorio Francesco in Neapel. No. 1. *Varia.*

Inhalt des Hauptblattes.

(Faust-Heft.)

Das katholische Fauststück, die Faustkomödienballade und das Zillerthaler Doktor-Faustus-Spiel. Von Alexander Tille. Mit den Faksimile der einzig bebekannten Exemplare des ersten Lieds der „Neuen Beschreibung" und des tschechischen Faustlieds. — Chronik.

Heft 4 kann auch von Nichtabonnenten zum Preise von Mark 4 durch jede Buchhandlung bezogen werden.

(Kataloge — Inserate.)

Exlibris-Tausch

Die Aufnahme einer Adresse kostet in dieser Rubrik für ein Heft 1 Mk., Jahres-Abonnement 10 Mk., Halbjahres-Abonnement 6 Mk.

A. Beschoren, Buchhändler, Dresden-A. Eliasplatz 2 III

Buchhändler **Franz Bieringer,** Passau

Dr. Paul Ebers, Baden-Baden Sanatorium Dr. Ebers
(Zeichnung von Hermann Ebers, München.)

Olga Epstein, 1482 Sutter Street San Francisco-California

Carl Ergang, Magdeburg Spielgartenstr. 2
(Zeichnung von Paul Dobe, Berlin, 2 Größen.)

Adolf Geering, Antiquar, Basel, Schweiz
Tauscht 2 Exempl., kauft ältere; verkauft alte und moderne.

Paul Graupe, Bonn Colmantstr. 2
(2 Exemplare erbeten.)

H. Junge, Buchdruckerei, Erlangen Bruckerstr. 8/10

Otto Kaysel, Rechtsanwalt, Ludwigslust i. Mecklbg.
(Zeichnung von Georg Barlösius.)

Frau Kommerzienrat Klasing, geb. Quentell, Bielefeld

Frau Hedwig Klasing, Leipzig Kreuzstr. 3b

Fr. Ad. Lattmann, Goslar, Bismarckstr. 7
(Zeichnung von E. M. Lilien sowie Max Dutzauer.)

Frau Pastor Schreiber, Leipzig-Gohlis Wilhelmstraße

Sutter, Friedr. Berthold, Stud. phil. et jur., Heidelberg, Schloßberg 17 II

Desiderata.

Gesucht:

Arnim, Sämtliche Werke, Band 11, 12, 17, 21 und 22; ferner **Keller,** Der grüne Heinrich, Band I (1854). Anerbietungen mit Preisen unter **X Y Z. 856** an die Expedition der „Z. f. B.", Leipzig, Hospitalstr. 27.

Für die Anzeigen verantwortlich: K. Dieckmeyer, Leipzig, Hospitalstr. 27. Verlag von Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig.
Druck von W. Drugulin in Leipzig.



BEIBLATT

X. Jahrgang. | August 1906. | Fünftes Heft.

Abonnementspreis für den Jahrgang 36 M. (21,60 Fl. ö. W., 45 Fr., 36 sh., 21,60 Rb.), für das Quartal (drei Hefte) 9 M.

Anzeigen

1/8 Seite . . . . . . 8 Mark. | 1/2 Seite . . . . . . 30 Mark.
1/4 Seite . . . . . . 15 Mark. | 1/1 Seite . . . . . . 60 Mark.

Kleine Anzeigen (Desiderata und Angebote): die gespaltene Petit-Zeile 50 Pf. — Beilage-Gebühr 40 Mark. Inserationsschluß am 25. des vorhergehenden Monats.

Redaktionelle Sendungen: Manuskripte, Bücher, Kataloge etc. gefl. zu richten an den Herausgeber: *Fedor von Zobeltitz, Berlin W. 15*, Uhlandstr. 33 (Sommer: Spiegelberg bei Topper, Rgbz. Frankfurt a. O.).
Anzeigen an die Verlagshandlung: *Velhagen & Klasing*, Abteilung für Inserate, *Leipzig*, Hospitalstr. 27.

Rundschau der Presse.

Von Arthur L. Jellinek in Wien.

Die nachfolgende Übersicht versucht, die in Tagesblättern, Wochen- und Monatsschriften enthaltenen Aufsätze und Abhandlungen, soweit sie für die Leser unserer Zeitschrift in Betracht kommen, in *sachlicher* Anordnung zu verzeichnen. Nur das Wichtigere aus den Veröffentlichungen der letzten Monate kann berücksichtigt werden. Absolute Vollständigkeit zu erreichen, liegt für den einzelnen Bearbeiter außerhalb des Bereiches der Möglichkeit. Die Zeitschriften sind nach Bänden, Jahrgängen, Heften oder Seiten, je nach der leichteren Auffindbarkeit, zitiert. Gleichmäßigkeit ist hierin nicht angestrebt. **Zusendung von Separatabdrücken und Ausschnitten an die Adresse des Bearbeiters (Wien VII, Kirchengasse 35) erbeten.**

Schrift-, Buch-, Bibliothekswesen.

Allgemeines.

Buchmann, H. K. E., Presse und Buchhandelswesen als Lehrfach an der Handelshochschule in Berlin.
Deutsche Kultur. 1906. II. Heft 14, S. 75—144.

Kellen, T., Aus der Welt der Bücher.
Börsenbl. f. d. Deutschen Buchhandel. 1906. No. 124.
[Über Slater, Handbuch für Büchersammler. 1906. — d'Eßling, Le premier livre xylographique italien. Venise vers 1450. Paris 1903. — Ad. Bartels, Handbuch zur Geschichte der Literatur, Leipzig 1906.]

Prager, R. L., Bücher — Menschen — Dinge.
Börsenbl. f. d. Deutschen Buchhandel. 1906. No. 126.

Buchdruck und Buchausstattung. (Einbände.)

Aarland, G., Autotypie und Spitzertypie.
Archiv f. Buchgewerbe. 1906. XLIII, S. 140—141.

Hellwig, W., Etwas vom Mundartensatz.
Archiv f. Buchgewerbe. 1906. XLIII, S. 130—140.

Hölscher, G., Buchgewerbe-Ausstellung in Köln.
Börsenbl. f. d. Deutschen Buchhandel. 1906. No. 88.

Fünfzig Jahre graphischer Kunst. Ein Gedenkblatt zum Jubiläum der Firma R. Brend'amour & Co., Düsseldorf, am 25. April 1906.
Börsenbl. f. d. Deutschen Buchhandel. 1906. No. 94.

Kisa, A., Der moderne Bucheinband.
Frankfurter Ztg. 1906. No. 119.

Kleemeier, Fr. J., Kleine Bücher und mikroskopische Drucke [mit Bibliographie von 1492 an].
Börsenbl. f. d. Deutschen Buchhandel. 1906. No. 131, 132 (S. 5728—32, 5773—77).

Klemm, P., Wechselwirkungen zwischen Druckpapier und Druckfarbe.
Archiv f. Buchgewerbe. 1906. XLIII, S. 168—170.

Krach, A., Über Guß und Behandlung der Buchdruckwalzen.
Archiv f. Buchgewerbe. 1906. XLIII, S. 175—180.

Kühnast, E., Welche Vorteile soll die einfache Schnellpresse aufweisen?
Archiv f. Buchgewerbe. 1906. XLIII, S. 180—186.

Langhein, C., Lithographie und Kunstgewerbeschule.
Archiv f. Buchgewerbe. 1906. XLIII, S. 128—130.

Mai, J., Die lithographische Gravierung und Asphaltätzung.
Archiv f. Buchgewerbe. 1906. XLIII, S. 171—175.

Neue Normal-Gießzettel für Titelschriften. Bericht des für die Neubearbeitung von Gießzetteln eingesetzten Arbeitsausschusses der Typographischen Gesellschaft zu Leipzig.
Archiv f. Buchgewerbe. 1906. XLIII, S. 142—146.

Willrich, E., Die „Internationale Buchbindekunst-Ausstellung" in Frankfurt a. M.
Archiv f. Buchgewerbe. 1906. XLIII, S. 122—128.

Schmersahl, E., Vom amerikanischen Buchhandel.
Börsenbl. f. d. Deutschen Buchhandel. 1906. No. 92.

Buchhandel und -Gewerbe.

F. A. Brockhaus 1805—1905. Ein Rückblick zur Hundertjahrfeier am 14. u. 15. Oktober 1905.
Börsenbl. f. d. deutschen Buchhandel. 1905. No. 240.

Conrad, B., „Macmillan's Cabinet Library of Standard Books".
Börsenbl. f. d. deutschen Buchhandel. 1906. No. 92.

La crise de la librairie anglaise.
Revue biblio-iconographique. 1905. XII, S. 421—423.

Bericht über den Internationalen Verleger-Kongreß. (Mailand 6.—10. Juni 1906.)
Börsenbl. f. d. deutschen Buchhandel. 1906. No. 130, 132.

Hamburg-Altonaer Buchhändler-Verein. Jahresbericht 1905/6.
Börsenbl. f. d. deutschen Buchhandel. 1906. No. 107.

Hölscher, G., Die pornographische Verseuchung [des Buchhandels].
Börsenbl. f. d. deutschen Buchhandel. 1906. No. 86.

Mühlbrecht, O., Nachweise über den auswärtigen Handel der deutschen Zollgebiete mit den Gegenständen der Literatur und Kunst.
Börsenbl. f. d. deutschen Buchhandel. 1906. No. 22.

Müller, F. A., Verkauf von alten Stichen und Autographien im Hotel Drouot zu Paris. Ende März 1906. (Stichauktion F. Arnault.)
Börsenbl. f. d. deutschen Buchhandel. 1906. No. 126, 127.

Neumaier, F. B., Neues vom „Times Book Club" in London.
Börsenbl. f. d. deutschen Buchhandel. 1906. No. 104.

Paschke, M., Die Angestellten im deutschen Buchhandel und ihre Interessenvertretung.
Börsenbl. f. d. deutschen Buchhandel. 1906. No. 129.

Verkauf der Bibliothek Romagnol im Hotel Drouot zu Paris.
Börsenbl. f. d. deutschen Buchhandel. 1906. No. 132, 133.

Bibliophilie. Exlibris.

Biermann, G., Der Buchkünstler Heinrich Vogeler.
Archiv f. Buchgewerbe. 1906. XLIII, S. 161—167.

Brieger-Wasservogel, L., Ephraim Mose Lilien.
Ex-libris, Zeitschr. f. Bücherzeichen. 1905. XV, S. 166—172.

Jacobs, E., Die Handschriftensammlung Joseph Görres'. Ihre Entstehung und ihr Verbleib.
Zentralbl. f. Bibliothekswesen. 1906. XXIII, S. 189—204.

Nohl, H., Ein Super-Exlibris des großen Kurfürsten [in der Bibliothek des Gymnasiums zum Grauen Kloster in Berlin].
Exlibris. 1905. XV, S. 147—148.

Stiebel, H. Ed., Exlibris Georgius Artopoeus.
Exlibris. 1905. XV, S. 148—150.

Leiningen-Westerburg, K. E. Graf zu, Neue Exlibris [Quartalsberichte].
Exlibris. 1905. XV, S. 18—34, 72—87, 109—126, 150—166.

Bibliothekswesen.

Burger, C. P., In memoriam H. C. Rogge als bibliograaf en als bibliothecaris.
Tijdschrift voor Boek- en Bibliotheekwezen. 1906. IV, Bl. 1—24.

Hippe, M., Hermann Markgraf †. [12. I. 1906. Direktor der Stadtbibliothek zu Breslau.]
Zentralbl. f. Bibliothekswesen. 1906. XXIII, S. 205—211.

Mededeelungen over bibliotheken. — *Antwerpen.* Stadsbibliotheek en Museum Plantin-Moretus.
Tijdschr. voor Boek- en Bibliotheekwezen. 1906. IV, S. 38—39.

Bolte, J., Die beiden Nebenbuhler zu Colmar. Flugblatt aus dem Jahre 1622. [Im Herzogl. Museum zu *Braunschweig.*]
Jahrbuch f. Elsaß-Lothringen. 1905. XXI, S. 156—159.

Sury, Ch., La Bibliothèque Grand-Ducale de la Cour à *Darmstadt.*
Revue des Bibliothèques et Archives de Belgique. 1904. II, S. 459—463.

Kellen, T., Aus der technischen Bibliothek der Kruppschen Gußstahlfabrik in *Essen.*
Börsenbl. f. d. deutschen Buchhandel. 1906. No. 94.

Haas, W., Die weiteren Aufgaben des *Österreichischen* Vereines für Bibliothekswesen.
Mitteilungen d. Österr. Vereines f. Bibliothekswesen. 1906. X, S. 102—111.

Himmelbauer, J., Die ersten zehn Jahre des *Österreichischen* Vereines für Bibliothekswesen.
Mitteilungen d. Österr. Vereines f. Bibliothekswesen. 1906. X, S. 102—111.

H. J., Die Volksbibliotheken in *Wien* im Jahre 1905.
Mitteilungen d. Österr. Vereines f. Bibliothekswesen. 1906. X, S. 93.

Literaturgeschichte (Allgemeines).

Allen, Ph. S., The Origins of German Minnesang.
Modern Philology. 1906. III, S. 411—444.

Bell, Fr., Etwas über das Lesen.
Der Türmer. 1906. VIII, 1, S. 541—544.

Bertagnolli, C., La poesia sulle rive del Noce.
XXIII. Annuario della soc. d. alpin. tridentini. 1904. S. 131.

Brehm, L., Milieu und typisches Erlebnis.
Der Deutsche. 1906. III, No. 22.

Burger, A., Das Epigramm in der hessischen Literatur des XVIII. Jahrhunderts.
Hessenland. 1904. No. 24.

Castelle, Fr., Neuromantik. Allerhand Gedanken.
Die Kultur. 1905. VI, S. 79—82.

Dieterich, K., Durchblicke durch die osteuropäischen Literaturen.
Vossische Ztg. Sonntags-Beilage. 1906. No. 2, 3.

Ehlen, O., Dichterstimmen über Seeleneinsamkeit, Skizze (nebst einem Brief von Robert Hamerling).
Deutsche Arbeit. 1906. V, 2, S. 20—22.

Fiedler, H. G., Neue englische Romane.
Das literarische Echo. 1906. VIII, Sp. 1212–1216.
[Von F. F. Moore, F. M. Cramford, H. R. Haggard und H. G. Wells.]

Geiger, L., Ein schlesischer Musenalmanach. [Herausgegeben von Manso. 1829.]
Breslauer Ztg. 1906. No. 159.

Gleichen-Rußwurm, A. v., Das Spannende [in der Dichtung].
Das literarische Echo. 1906. VIII, Sp. 615—621.

Gummere, F. B., Originality and Convention in literature.
Edinburgh Review. 1906. CCIII, S. 26—44.

Hauser, O., Die Anfänge der belgischen Literatur.
Tägliche Rundschau. 1906. *Unterhaltungs-Beilage* No. 58.

Holzamer, W., Anthologien [von F. Gregori, G. Falke, H. Benzmann, H. Bethge, W. Lobsien, H. Wolgast, W. Brügmann].
Das literarische Echo. 1906. VIII, Sp. 628—631.

Hosius, K., Der Volkswitz der Römer.
Die Grenzboten. 1906. LXV, 1, S. 27—36, 91—100.

Hügli, E., Deutsch-schweizerische Alpendichtung.
Baseler Nachrichten. 1906. *Sonntags-Beilage* No. 9.
[Über H. E. Jenny, Die Alpendichtung der deutschen Schweiz. Bern 1905.]

Klaar, A., Persönlichkeit.
Das literarische Echo. 1906. VIII, Sp. 983—992.

Klaar, K., Ein Bruchstück der Nibelungen-Klage [aus dem Kapuzinerkloster zu Klausen. V. 1246—1306 nach Bartsch].
Forschungen u. Mitteilungen z. Gesch. Tirols. 1904. I, S. 302—304.

Klaeber, Fr., Studies in the textual interpretation of Beowulf (II).
Modern Philology. 1906. III, Sp. 445—466.

Kralik, R. v., Die moderne Literatur und das Christentum. *Die Kultur (Wien).* 1905. VI, S. 423—440.

Kummer, K. F., P. Anselm Salzers Illustrierte deutsche Literaturgeschichte.
Die Kultur. 1905. VI, S. 497—504.

Morley, S. Griswold, The detection of Personality in literature.
Publications of the Modern Language Association of America. 1905. XX, S. 305—321.

Mott, L. F., The Round Table.
Publications of the Modern Language Association of America. 1905. XX, S. 231—264.

Oldenberg, H., Indische und klassische Philologie.
Neue Jahrbücher f. d. klass. Altertum. Geschichte u. deutsche Literatur. 1906. XVII, S. 1—9.

Schmidt, O. E., Siebeneichen und Scharfenberg, die Burgen der deutschen Romantik.
Die Grenzboten. 1906. LXV, 1, S. 557—566, 614—623.

Stettner, Th., Die Sage von der weißen Frau.
Nord und Süd. 1906. CXVIII, S. 116—120.

Warren, F. M., Some features of style in early french narrative poetry (1150—1170).
Modern Philology. 1906. III, S. 513—539.

Einzelne Schriftsteller.

Arndt: Hasenclever, Ad., Drei ungedruckte Briefe von Ernst Moritz Arndt.
Allgemeine Ztg. Beilage. 1906. No. 64.

Balzac: Hegeler, W., Honoré de Balzac.
Aus fremden Zungen. 1906. XVI, No. 1—3.

—: Kohn, M., Balzac und seine Schwester.
Monatsblätter für deutsche Literatur. 1905. IX, S. 535—538.

Burns: Engel, Das Naturgefühl bei Robert Burns.
Zeitschr. f. französ. u. engl. Unterricht. 1906. V, 2.

Byron: Ackermann, R., Auf den Spuren Shelleys und Byrons in der Schweiz.
Frankfurter Ztg. 1906. No. 36.

Casanova: Hesse, H., Casanovas Bekehrung.
Süddeutsche Monatshefte. 1906. III, 1, S. 353—371.

Castelli: Brentano, H., Ignaz Franz Castelli (1781—1862). *Deutsche Ztg. (Wien).* 1906. No. 12271.

Chancer: Brown, F., Chaucer's „Litel Clergeon".
The Modern Philology. 1906. III, S. 467—491.

Coloma: Schwab, J., P. Luis Coloma.
Borromaeus-Blätter. 1906. III, S. 129—137. No. 7.

Cornelius: Rudder, M. de, Peter Cornelius. 1824—1874.
Revue germanique. 1906. II, S. 316—331.

Dangkrolzheim: Herr, E., Eine Urkunde des Konrad Dangkrolzheim.
Jahrbuch f. d. Gesch. u. Literatur in Elsaß-Lothringen. 1905. XXI, S. 256—264.
[Kolmarer Meistersänger.]

Defoe: Bergmeier, F., Ein Beitrag zur Quellenuntersuchung von Daniel Defoes „Journal of the Plague Year".
Archiv f. d. Studium der neueren Sprachen und Literaturen. 1905. CXIV, S. 87—91.

Erasmus v. Rotterdam: Steeger, A., Erasmus von Rotterdam.
Pädagog. Monatshefte. 1904/5. XI, S. 1—13, 57—62.

Fischart: Hauffen, A., Fischart-Studien. VIII.
Euphorion. 1906. XIII, S. 52—57.

Flaubert: Fischer, E. W., Gustave Flauberts Nachlaß.
Das literar. Echo. 1906. VIII, Sp. 1055—1061, 1137—1141.

Foscolo, Ugo: Usteri, P., Ungedruckte Meister-Foscolo-Briefe 1815—1817.
Archiv f. d. Studium der neueren Sprachen und Literaturen. 1905. CXIV, S. 146—160.

Geijerstam: Goldschmidt, K. W., Gustav af Geijerstam. *Nord u. Süd.* 1906. CXVIII, S. 46—58.

Gilm: N-r, C., Heine und Gilm.
Fremdenblatt (Wien). 1905. No. 92.

—: Wackernell, J. E., Wiener Briefe eines Tirolers aus den Oktobertagen 1848 und ungedruckte Gedichte Gilms.
Forschungen u. Mitteilungen z. Geschichte Tirols u. Vorarlbergs. 1905. II, S. 210—223.

Gleim: Kozlowski, F. v., Die Stellung Gleims und seines Freundes-Kreises zur französischen Revolution.
Euphorion. 1904. XI, S. 464—487, 723—735. 1906. XIII, S. 71—79.

Glümer: L. G., Aus der Demagogenzeit.
Allgemeine Ztg. Beilage. 1906. No. 80, S. 35—37.
[Über K. v. Glümer, seine Gattin Lotte und Tochter Claire v. Glümer. Aus dem Archiv des Ministeriums des Innern in Wien. Dazu: ebda. No. 82, S. 55.]

Gobineau: Witkowski, G., Gobineau und seine „Renaissance". *Leipziger Tageblatt.* 1906. No. 43.

Goethe: Lindau, H., Französische Aufklärungen über Goethes Faust.
Frankfurter Zeitung. 1906. No. 51.

—: Walter, C. L., Goethes Idee des Göttlichen.
Deutschland. 1906. IV, No. 8.

—: Walz, J. A., Goethes „Goetz von Berlichingen" and Lillo's „History of George Barnwell".
Modern Philology. 1906. III, S. 493—504.

Grimeston: Boas, F. S., Edward Grimeston, Translator and Sergeant-at-Arms.
Modern Philology. 1906. III, S. 395—410.

Groth: Böhme, L., Studien zu den Werken von Klaus Groth.
Zeitschr. f. den deutschen Unterricht. 1906. XX, S. 172—181.

Grün: Berg, W., Anastasius Grün. Ein Gedenkblatt.
Die Grenzboten. 1906. LXV, 2, S. 12—20, 79—89, 130—140.

—: Kienzl, H., Anastasius Grün. Ein Gedenkblatt.
Allgemeine Ztg. Beilage. 1906. No. 83. (10. IV.)

—: Klaar, A., Friedrich Halm und Anastasius Grün.
Die Gegenwart. 1906. LXIX, No. 15, S. 228—230.

Halm: Friedrich Halm-Ausstellung.
Die Zeit (Wien). 1906. No. 1263. (1. IV.)

—: Brentano, H., Friedrich Halm.
Deutsche Ztg. (Wien). 1906. No. 12 299.

—: Fränkel, L., Zu Friedrich Halms Säkulartag.
Allgemeine Ztg. Beilage. 1906. No. 77, S. 15. (1. IV.)
[Dazu: M. L. ebda. No. 82, S. 55.]

—: Fürst, R., Friedrich Halm.
Frankfurter Ztg. 1906. No. 89. (2. IV.)

—: Holzamer, W., Friedrich Halm.
Hamburger Nachrichten. 1906. *Belletrist.-lit. Beilage.* No. 44 (2. IV.).

—: Kalbeck, M., Der Säkulartag Fr. Halms.
Neues Wiener Tagblatt. 1906. No. 91. (2. IV.)

—: Klaar, Ad., Friedrich Halm.
Vossische Ztg. 1906. No. 152. (2. IV.)

—: Müller-Guttenbrunn, A., Friedrich Halm.
Deutsches Tageblatt (Wien). 1906. No. 90. (2. IV.)

—: Schlossar, A., Friedrich Halm. Ungedruckte Briefe. *Die Zeit.* 1906. No. 1262. (2. IV.)

—: Weilen, A. v., Friedrich Halm.
Wiener Abendbl. 1906. No. 75. (31. III.)

Hartleben: Schlaikjer, E., Hartlebens Tagebuch.
Die Gegenwart. 1906. LXIX, No. 8, S. 120—121.

Hauff: Krauß, R., Hauff-Studien.
Das literarische Echo. 1906. VIII, Sp. 854—857.
[Über M. Schuster, Darstellungen aus der württembergischen Geschichte I. 1904. Der geschichtliche Kern in Hauffs „Lichtenstein".]

Hawel: Bienenstein, K., Rudolf Hawel.
Monatsblätter f. deutsche Literatur. 1905. IX, S. 264—268.

Hebbel: Georgy, E. A., Zur ästhetischen Weltanschauung Friedrich Hebbels.
Philosoph. Wochenschrift. 1906. I, No. 6.

—: Keim, Fr., Meine Erinnerung an Friedrich Hebbel.
Österreichisch-Ungarische Revue. 1904. XXXII, S. 24—30.

—: Kühn, E., Hebbel als Tierfreund.
Hamburger Nachr. Belletrist.-literar. Beilage. 1906. No. 1.

—: Witte, R., Friedrich Hebbel, ein vergessener und doch moderner Dichter.
Monatsblätter für deutsche Litteratur. 1905. IX, S. 452—458, 501—515.

Herder: Barth, P., Zu Herders 100. Todestage.
Vierteljahrsschr. f. wissenschaftl. Philosophie u. Soziologie. 1903. XXVII, S. 429—451.

—: Zeyer, F., Caroline Herder-(Flachsland) und ihre Verwandten. Urkundl. Mitteilungen.
Jahrbuch f. d. Gesch. Elsaß-Lothringens. 1905. XXI, S. 239—240.

de Heredia: Schaukal, R., Sonette von José Maria de Heredia († 3. X. 1905). In deutscher Nachdichtung.
Die Gegenwart. 1906. LXIX, No. 1, Sp. 11.

Hölty: Bulle, O., Neue Briefe von C. Hölty.
Allgemeine Ztg. Beilage. 1906. No. 76. (1. IV.)

Holzamer: Enzio, R. W., Wilhelm Holzamer.
Monatsblätter für deutsche Literatur. 1904. IX, S. 77—82.

Hüsgen: Heuer, O., Heinrich Sebastian Hüsgen. Ein Jugendfreund Goethes (1746—1807).
Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts zu Frankfurt a. M. 1902. I, S. 347—350.

Keller: Schaab, A., Das Sinngedicht von Gottfried Keller.
Monatsblätter für deutsche Literatur. 1905. IX, S. 407—412.

—: Stein-Westercappeln, B., Gottfried Keller.
Borromaeus-Blätter. 1905. III, No. 4, 5.

Kennedy: Holthausen, F., Kennedy-Studien.
Archiv f. d. Studium d. neueren Sprachen. 1904. CXII, S. 298—316, CXIII, S. 302—306.

Kielland: Brandes, G., Alexander L. Kielland.
Die Nation. 1906. No. 32, 33.

Kleist: Diez, H., H. v. Kleists Briefe, herausgegeben von Minde-Pouet.
Hamburger Correspondent. Beilage. 1906. No. 8.

Knodt: Enzio, R. W., Karl Ernst Knodt.
Monatsblätter für deutsche Literatur. 1904. IX, S. 118—121.

Leikin: Gg., O., Nikolai Alexandrowitsch Leikin †.
St. Petersburger Ztg. 1906. No. 20.

Lessing: Pniower, O., Briefe von und an Lessing. [Herausgegeben von Franz Muncker I—IV.]
Das literarische Echo. 1906. VIII, Sp. 693—697.

—: Thudichum, Fr., Lessing gegen die reformierten Heidelberger Ketzerrichter vom Jahre 1570—1572.
Nord und Süd. 1906. CXVIII, S. 97—110.

Lucretius: Lucretius and his times.
The Edinburgh Review. 1906. CCIII, S. 137—160.

Ludwig: Herz, H., Otto Ludwig.
Borromaeus-Blätter. 1905. III, No. 3, 4.

Marlowe: Steig, R., Wilhelm Müllers Übersetzung von Marlowes Faust.
Euphorion. 1906. XIII, S. 94—104.

Maupassant: Ernst, P., Maupassant.
Deutschland. 1904. V, S. 588—602.

Moscherosch: Bolte, J., Ein Bildergedicht Moscheroschs in der Kgl. Bibliothek Berlin. [Der Tod des reichen Schlemmers.]
Jahrbuch f. d. Gesch. u. Lit. Elsaß-Lothringens. 1905. XXI, S. 159—160.

Murner: Klassert, A., Entehrung Mariä durch die Juden. Eine antisemitische Dichtung Thomas Murners. Mit den Holzschnitten des Straßburger Hupfuffschen Druckes, herausgegeben von A. K.
Jahrbuch f. d. Gesch. u. Lit. Elsaß-Lothringens. 1905. XXI, S. 78—96, 156.

Polenz: Schian, M., Wilhelm von Polenz, ein Oberlausitzer Dichter.
Neues Lausitzisches Magazin. 1905. LXXXI, S. 201—221.

Raimund: Rollett, H., Ferdinand Raimund.
Österreichisch-Ungarische Revue. 1904. XXXI, S. 128—136.

Reuter: Macke, K., Fritz Reuter.
Borromaeus-Blätter. 1905. III, No. 3.

Rochow: Fröhlings, J., Friedrich Eberhard von Rochow.
Pädagog. Monatshefte. 1905. XI, S. 281—289.

Sachs: Beifus, J., Some Hans Sachs Discoveries.
Modern Philology. 1906. III, S. 505—512.

Schmid: J. K., Mathias Schmid zu seinem 70. Geburtstage. *Allgemeine Ztg.* 1905. *Beilage.* No. 522.

Shakespeare: Eidam, Chr., Die Neubearbeitung des Schlegel-Tieckschen Shakespeare durch H. Conrad. *National-Ztg.* 1906. *Beilage.* No. 3. (18. I.)
[Mit dem gleichen Titel im Neuphilolog. Centralbl. 1904. No. 9, 10.]

Shakespeare: Hoppe, O. F., William Shakespeares Heimat.
Neues Stuttgarter Tagblatt. 1906. No. 73.

—: Kilian, E., Shakespeare-Literatur.
Das literarische Echo. 1906. Heft VIII, Sp. 1217—1225.

—: Paton, J. L., Shakespeare's Boys.
Saint George. 1906. April.
[Shakespeares Knabengestalten.]

—: Thomas, W., La conception de l'amitié dans Bacon et Shakespeare.
Revue germanique. 1906. II, S. 277—290.

—: Werther, J. v., Shylock.
Die Zukunft. 1906. XIV, 54, S. 52—56.
[In der Darstellung durch E. v. Possart.]

—: Ein neuer Shakespearefund. [Titus Andronicus in Quart. 1594. Gefunden durch P. J. Krafft in Malmö.]
Die Grenzboten. 1905. LXIV, 2, S. 142—145.

Storm: Besson, P., Un poète de la vie intime. Les romans et nouvelles de Théodore Storm.
Revue germanique. 1906. II, S. 291—315.

Swinburne: Mehring, S., Algernon Charles Swinburne.
Das literarische Echo. 1906. VIII, Sp. 1199—1212, 1257—60.

Whitman: Bertz, E., Walt Whitman. Ein Charakterbild.
Jahrbuch f. sexuelle Zwischenstufen. 1905. VII, S. 153—287.

Wilde: Meyerfeld, M., Wilde-Nachlese.
Das literarische Echo. 1906. VIII, Sp. 1225—1229.

Zschorn v. Westhofen: Teichmann, W., Johannes Zschorn v. Westhofen. Ein Beitrag zur elsässischen Literaturgeschichte des XVI. Jahrhunderts.
Jahrbuch f. d. Gesch. u. Lit. Elsaß-Lothringens. 1905. XXI, S. 161—238.

Berichtigungen und Nachträge zum Deutschen Anonymen-Lexikon.

Von

Dr. Paul Trommsdorff in Berlin.

(Fortsetzung.)

IV.

Nachträge zum Buchstaben A.

113. Ancillariolus, Dulc-amarus, d. i. Der süß-wurtzligte u. saur-ampferigte Mägde-Tröster. (1663.) *Praetorius, Joh.*

114. Andachten, Christ-Fürstliche, u. Betrachtungen etlicher biblischen Sprüche . . . 1709. *Johann Wilhelm Herzog zu Sachsen.*

115. Andachtsbuch zum häuslichen u. öffentlichen Gottesdienst zunächst f. d. kathol. Gemeinde zu Stralsund eingerichtet. 1827. *Zink, Wendelin.*

116. Andachts-Directorium, Christ Catholisches aller geistlichen Übungen u. Geschäfte. 1763. *Hüpsch, Joh. Wilh. Karl Adolph Frh. v.*

117. Andachts-Opffer, Gott geweyhtes, darinn eine Gott gelassene Seele sich ihrem Jesu . . . aufopffert. 1690. *Magdalena Sybilla Herzogin zu Württemberg.*

118. Andachts-Wecker, Kleiner doch nützlich- u. geistreicher. 1662. *Marschalk, Joachim Wilh.*

119. Andalusien, Spiegelbilder aus d. südspan. Leben. 1842. *Krause, Wilh.* [Neuer Nekrolog der Deutschen. Jg. 20. 1842. Th. 2, S. 1092.]

120. Andenken der an der S. Nicolai-Kirche zu Potsdam vormals gestandenen Prediger . . . 1756. *Gerlach, Samuel.*

121. Androfilo, Neues Schauspiel, betitelt, od. die Wunder Liebe . . . 1656. *Birken, Sigmund v.*

(Berichtigungen und Nachträge zum Deutschen Anonymen-Lexikon.)

122. Anecdoten od. Sammlung kleiner Begebenheiten u. witziger Einfälle. 2. Aufl. 1778. *Lacombe de Prezel, Honoré.* [Original: Dictionnaire d'anecdotes.]

123. Anekdoten u. ²Charakterzüge aus d. Leben d. Prinzen Louis Ferdinand v. Preußen. 2. Aufl. 1807. *Stein, Karl.*

124. Anecdoten, ²Russische, od. Briefe eines teutschen Officiers an einen Liefländischen Edelmann. 1765. *Schwan, Christ. Friedr.* [Original: Anecdotes russes ou lettres d'un officier allemand. ADB 33, 176.]

125. Anekdoten, ²Unterhaltende u. geheime, vom Russ. Hofe. 1793. *Scherer, Joh. Benedict.* [Original: Anecdotes intéressantes et secrètes ...]

126. Anfang, ²Historischer, oder: Kurtze u. leichte Weise, die cathol. Jugend in d. Historie zu unterrichten. (1726 f.) *Dufresne, Maximilien.* [Rudimenta historica.]

127. Anfang, ²Ursprung u. Herkommen des Thurniers in Teutscher Nation ... 1530 ff. *Rüxner, Georg.*

128. Anfangs-Gründe, Die, der christlichen ²Lehre ... 2. Aufl. 1759. *Woltersdorf, Joh. Lukas.* [Der Verf. nennt sich unter der Vorrede der Ausg. Berlin 1766.]

129. Anfangsgründe der dänischen ²Sprache. Ottensen 1744. *Haven, Peder v.* [Collin 224.]

130. Anfragen, Numismatische, od.: Beschreibung einiger wahrscheinl. einzigen u. bis jetzt nicht bekannten Münzen. 1819. *Donop, Wilh. Gottlieb Levin v.*

131. Anhang, ²Luxuriöser, worinnen enth. eine kurtze Beschreibung aller Päbste, Kaiser, Könige u. Churfürsten ... 1690. *Scharschmidt, Karl.*

132. Anhang zu d. ²Staats-Verwaltung des Herrn William Pitt, in u. außer Großbritannien ... 1764. *Almon, John.* [Original: A review of Mr. Pitt's administration.]

133. Anklänge, Poetische, v. D. E. [Zürich 1844.] *Escher, Dorothea.*

134. Anklag und ernstliches ²ermanen Gottes Allmechtigen zu einer gemeinen Eydgnoschafft ... 1528. *Bullinger, Heinr.*

135. Anklage des Ministeriums Münster vor d. öffentl. Meinung. 1831. *König, Georg Friedr.* [G. G. Gervinus, Geschichte des 19. Jh. Bd. 8. (Leipzig 1866), S. 711.]

136. Ankündigung einer neuen Erfindung v. eisernen Kunststraßen. 1814. *Baader, Jos. v.*

137. Anleitung bei Rekognoszirungen die Gegend ²aufzunehmen. 1838. *Oskar I. König v. Schweden.*

138. Anleitung, ²Ausführliche, getreue u. bewährte, zu einer gründl. ... Verbesserung der Weine in Deutschland. 1775. *Sprenger, Balthasar.*

139. Anleitung zum ²Christenthum. 1798. *Diterich, Joh. Samuel.*

140. Anleitung zur ²Erziehung u. Bearbeitung eines Schweiß-Hundes ... 1793. *Schneider, C.*

141. Anleitung, ²Gründliche, billig u. recht nach göttl. Absicht von d. Freyheit des Menschen zu ³urtheilen. 1739. *Mentzel, Heinr.*

142. Anleitung, ²Gründliche, zu nützlichen ³Wissenschaften, absonderlich zu der Mathesi u. Physica ... 1700. *Tschirnhaus, Ehrenfried Walther v.* [Jöcher 4, 1346.]

143. Anleitung, ²Gründlich-zweckmäßige, zur Erziehung eines jungen Hühnerhundes. 1791. *Schneider, C.*

144. Anleitung zur ²Kenntnis der Rechte mit Rücksicht auf de Reichsstadt Speierische Statute. 1789. *Fabricius, Max Arnold.*

145. Anleitung, ²Kurzgefaßte, zur Waaren- u. Wechselberechnung. 1807. *Brodhagen, Peter Heinr. Christoph.*

146. Anleitung, ²Praktische, zum ³Receptschreiben ... Abth. 1. 1801. *Hening, Joh. Diederich.* [Der Verf. nennt sich auf dem Titelblatt der Abth. 2. 1802.]

147. Anleitung zum ²Rechnen. 1785. *Splittegarb, Karl Friedr.* [Der Verf. nennt sich auf dem Titelblatt der 2. Aufl. Halle 1834.]

148. Anleitung zur teutschen ²Sprache. 1744. *Habendorff, Peter.*

149. Anleitung zur deutschen ²Sprachkunst, zum Gebrauch der Schulen, in d. Churlanden zu Baiern. 1765. *Braun, Heinr.*

150. Anleitung zur deutschen ²Stenographie. 1845 u. ff. *Stolze, Wilh.*

151. Anleitung zum zweckmäßigen ²Studium der Kriegswissenschaft. 1828. *Erck, Ludw. Friedr.*

152. Anleitung zum rechten ²Verstand u. nutzbarer Lesung allerhand ... Zeitungen ... [1726.] *Marperger, Paul Jakob.*

153. Anleitung zum ²Wasser-Bau od. kurzer Unterricht f. Landleute ... 1757. *Böse, Jobst.*

154. Anleitung zu denen curiösen ²Wissenschafften nehmlich der Physiognomia ... 1737. *Job, Joh. Georg.*

155. Anmerckung über eine Stelle der Wahl-Capitulation Caroli VI. 1741. *Schmauss, Joh. Jakob.* [ML 12, 226.]

156. Anmerkungen u. ²Beiträge zur Einleitung ins A. T. des Hrn. Hofr. Eichhorns. 1785. *Büttner, Joh.*

157. Anmerckungen über d. ²Codicem Juris Bavarici Criminalis. 1752 ff. *Kreittmayr, Wigulaeus Xaverius Aloysius Frh. v.*

158. Anmerkungen, ²Historische u. dogmatische, über d. Lehrgebäude des Herrn v. Loen ... 1751. *Schlesner.*

159. Anmerckungen, Einige ²kurtze, über das unlängst publicirte Wittenbergische so genannte theologische Responsum ... 1700. *Reckenberg, Adam.* [J. G. Walch, Histor. u. theolog. Einleitung in d. Religions-Streitigkeiten d. evang.-luth. Kirche. Th. 2². (Jena 1733) S. 889.]

160. Anmerckungen, ²Nöthige, über einen ³Brieff eines Gelehrten an ... Joh. Georg Rosenbach. (1704.) *Cyprian, Ernst Salomon.*

161. Anmerkungen, ²Nothwendige, auf Pabst Alexanders VII Kreisschreiben an die Patriarchen ... 1656. *Conring, Herm.* [Original: Glossa ordinaria ad lit. circul. Alexandri VII Papae. A. de Backer, Bibliothèque des écrivains de la Comp. de Jésus. Nouv. éd. par C. Sommervogel. Partie 1. T. 3. (Bruxelles 1892), Sp. 408 unter Erberman, Vitus.]

162. Anmerkungen über d. letzte ²Paragraphen des Herrn Hofrath Michaelis Einleitung in d. göttl. Schriften des neuen Bundes. 1767. *Hassencamp, Joh. Matthaeus.*

163. Anmerkungen eines guten teutschen ²Patrioten ... 1744. *Podewils, Heinr. v.* [Original: Remarques d'un bon patriote allemand.]

164. Anmerkungen, ²Rechtliche, v. dem peinlichen Gerichtsstande eines Verbrechers. 1776. *Mann, Joh. Christian.*

165. Anmerkungen, ²Sämtliche, zu d. Bekehrungs-Geschichten der beyden Grafen Struensee u. Brandt. 1773. *Münter, Balthasar.*

166. Anmerkungen, ²Vernünftige u. bescheidene, über die wider die Wolffische Philosophie ... erregte ... Strittigkeiten. 1736. *Wagner, Joh. Valentin.*

167. Anmerkungen, ²Wohlbegründete, über d. Abdruck des ohnlängst an eine hochlöbliche allgemeine Reichs-Versammlung v. Seiten Hessen-Cassel ... gekommenen Schreibens. 1749. *Hombergk, Joh. Jakob.*

168. Annalen des neuen Kgl. Nationaltheaters zu Berlin u. der gesammten deutschen dramat. Literatur u. Kunst. 1. u. letzter Bd. 1802. *Klingemann, Ernst Aug. Friedr.*

169. Anno, Der, 1745 den 4. Junii bey Friedberg ... erfochtene Sieg wurde in folgender Ode ... besungen. (1745.) *Förster, Ferd. Christoph.*

170. Anrede, Sehr merckwürdige, Seiner Durchlaucht des Hertzogs v. Braunschweig an d. Hannöverische Armee. 1758. *Ferdinand Herzog v. Braunschweig.*

171. Ansicht einiger ²Hauptzweige der Industrie u. des Handels v. Sachsen. 1811. *Gruner, Karl Gust. Adolf.*

172. Ansicht, v. ²Schellings religionsgeschichtliche. 1841. *Riedel.*

173. Ansicht der ständischen ²Verfassung der Preuß. Monarchie. 1823. *Schmalz, Theodor.*

174. Ansichten über den Landhandel nach Asien durch Rußland. 1828. *Semmler, Karl Wilh. Salomo.* [In der KB Berlin befindet sich ein durchschossenes Ex. mit hs. Zusätzen des Verf.]

175. Ansprüche, Die, u. Hoffnungen der Stadt Bonn ... 1814. *Rehfues, Phil. Jos. v.* [ADB 27, 594.]

176. Anti-Bolseeus. D. i. ausführl. verantwortung der in aller Welt aussgestrewten Lügen ... v. der Ehr u. Lehr... Ioannis Calvini. 1622. *Teschenmacher, Wilh.*

177. Antichristentumb. Dureh Benedictum Bahnsen ... in Druck befordert. Amsterdam 1660. *Bethke, Joachim.*

178. Anti-Koenig, Der, od. Feuer, Feuer!! zwischen d. Vernunft u. d. Offenbarung. 1844. *Müller, J. N.*

179. Anti-Prae Adamita. Prüfung über d. lat. ... Buch, dessen Titul ist, Prae Adamitae. 1659. *Felgenhauer, Paul.*

180. Antiqnarius, Denkwürdiger u. nützlicher, des Neckar-Mayn-Lohn[!]- u. Mosel-Stroms. 1740. *Dielhelm, Joh. Herm.*

181. Antrittspredigten am Sonntage Septuagesimae u. Sexagesimae ... 1752. *Masch, Andreas Gottlieb.*

182. Antwort, Herrn *A. G. erste u. letzte, auf d. sogen. Erklärung des ... Grafen Nic. Ludw. v. Zinzendorff ... 1742. *Grose, Anton.*

183. Antwort auf die durch öffentl. Blätter bekannt gemachte *Äußerung des Herrn v. Lepel... 1817. *Schreiber, P. W.*

184. Antwort, *Bescheidene, auff d. Erinnerung- u. harte Beschuldigungen, womit ... D. Reehenberg ... d. Responsum des Minist. zu Franckfurt abfertigen wollen. 1702. *Arcularius, Joh. Daniel.*

185. Antwort auf d. offenen *Brief des Herrn General-Major v. Willisen an d. Major v. Voigts-Rhetz. 1848. *Voigts-Rhetz, Konstanz v.*

186. Antwurt, *Christenlieh, Burgermeisters u. Radtes zu Zürieh, dem ... Herren Hugen, Byschoffe zu Costantz ... 1524. *Zwingli, Ulr.* [G. W. Panzer, Annalen d. ält. dtseh. Litt. Bd. 2 (Nürnb. 1805), S. 325. No. 2514.]

187. Antwort auf d. *Frage; ob des Herrn Joh. Erichsons ... Bibliotheca Runica f. vollständig ... zu halten sey? 1766. *Nettelbladt, Christian v.* *(Fortsetzung folgt.)*

Von den Auktionen.

Auktion J. K. F. Knaake, Abteilung I: Luther. Im Julibeiblatt, Seite 7, wiesen wir auf die am 17. und 18. Juli in Leipzig bei Oswald Weigel stattfindende Lutherschriften-Auktion aus dem Besitze des verstorbenen Lutherforschers J. K. F. Knaake hin und sind heute in der Lage, einen kurzen Bericht über die interessante Versteigerung zu bringen.

Wie der bibliographisch sorgfältig bearbeitete und typographisch hübsch ausgestattete Katalog deutlich dartut, offenbart sich die Sammlung Knaakes in erster Linie als die eines Forschers, dessen ganzes Trachten danach gegangen ist, Material für die große Lutherausgabe zusammenzutragen. Hand in Hand mit der ernsten Forschung geht indessen die Bibliophilie, da sich Lucas Kranach und seine Schule gerade in der Lutherschriftenliteratur als geistvolle Buchkünstler gezeigt haben. Aus diesem Grunde waren nicht nur Theologen und Historiker, sondern auch Sammler von Buchschmuck in hohem Grade interessiert. Die Beteiligung war eine außerordentlich rege, und zwar von Seiten der hervorragenden Antiquare, in deren Hände zum Teil weitgehende Aufträge gelegt waren. Es besteht eine merkwürdige Scheu bei den Bibliotheksverwaltungen, bei den bedeutenderen Versteigerungen nicht persönlich zugegen zu sein. Man geht von der zweifellos irrigen Ansicht aus, daß ihr Mitbieten auf einer Auktion Anlaß zu Treiberei geben könnte. Wir müssen wiederholen, die Ansicht ist irrig, denn wer Gelegenheit gehabt hat, vielen Auktionen beizuwohnen, wird bezeugen können, daß das vereinzelte Bieten einiger Bibliothekare einen nennenswerten Einfluß auf die Preisschwankungen nie gehabt hat und auch nicht haben kann, da die im Mitbewerb stehenden Antiquare doch in ihren Preisanlagen erheblich mehr begrenzt sind als Vertreter von Instituten, die nicht des Verdienstes wegen an bestimmte Normen gebunden sind. Erfolgreiche Bibliotheksvorstände, wie der verstorbene Professor Eysenhardt von der Stadtbibliothek Hamburg, ließen keine nennenswerte Auktion vorübergehen, ohne sich in mehr oder minderem Maße zu beteiligen, und gerade dieser Mann hat bis an sein Lebensende den Grundsatz vertreten, bibliographische und bibliophile Erfahrungen bei solchen Gelegenheiten zu sammeln.

Was nun die Knaake-Auktion selbst betrifft, so ist trotz gegenteiliger Voraussagen eine erhebliche Preisabschwächung der Lutherdrucke infolge des Massenangebotes nicht eingetreten. Dies war das lehrreiche Moment bei der Versteigerung. Auf die einzelnen Preise, die bei dieser Gelegenheit erzielt wurden, einzugehen, erübrigt sich durch den Umstand, daß das Auktionsinstitut bereits eine Preisliste veröffentlichte. Kein Bibliothekar, der in seiner Eigenschaft vor die Frage der Erwerbung von Lutherschriften gestellt wird, kein Gelehrter, der sich mit der Geschichte des Reformationszeitalters beschäftigt, kein Buchhändler, der Lutherdrucke auf Lager hat oder zu erwerben gedenkt, wird dieser Preisliste entraten können. Einen besonderen Reiz bietet der Vergleich der Preise in Kuczýnskis Thesaurus mit den Preisen auf der Knaake-Auktion. Wenn bei Kuczýnski der Durchschnittspreis einen halben Taler betrug, so besagt die vorerwähnte Preisliste, daß sich in den 36 Jahren seit Erscheinen des Thesaurus der Durchschnittspreis für Lutherschriften *verzehnfacht* hat. Es sei ausdrücklich betont, daß es sich nur um den Durchschnittspreis handelt, da die einzelnen Preise allerdings merkwürdigen Schwankungen nach beiden Seiten unterworfen gewesen sind. Immerhin steht die Tatsache fest, daß man nach 36 Jahren mit dem zehnfachen Betrag rechnen mußte; vielleicht wird man in Zukunft hinsichtlich der Preissteigerung noch Überraschungen erleben, die wir heute kaum auszusprechen wagen. Das Hauptinteresse bei der Versteigerung konzentrierte sich auf die Nummern 44, 87, 100, 112, 295, 548, 580—83 und 907, also um Einzelschriften bezw. Sammelbände von größter Seltenheit; etwas enttäuscht hat der Einblattdruck: Georg der Bärtige gegen die Wiedertäufer (No. 1001), bei dem in interessierten Kreisen ein Betrag von mindestens M. 200.— erwartet wurde; immerhin kann der bezahlte Preis für das in mehrfacher Hinsicht bemerkenswerte Blatt als wertentsprechend bezeichnet werden.

Bot die erste Abteilung der Knaake-Bibliothek durch die umfangreiche Lutherschriftensammlung

(Von den Auktionen.)

schon ein ungewöhnliches Interesse, so dürfte bei den weiteren Abteilungen kaum der Anreiz nachlassen. Wie wir hören, wird die zweite Abteilung speziell die Humanisten Agricola, Erasmus, Hutten, Melanchthon u. a. m. in reicher Auswahl zum Verkauf bringen, während die dritte Abteilung die sonstigen Förderer und Gegner des großen Reformationswerkes in erlesenen Urdrucken von großer Seltenheit enthalten wird. Hierüber zu berichten, werden wir nach Erscheinen der angezeigten Kataloge nicht ermangeln. —g.

Bei *Max Perl in Berlin*, Markgrafen- und Leipzigerstraßen-Ecke, findet Mitte Oktober die Versteigerung der Bibliothek des Freiherrn Kurt von Mutzenbecher in Verbindung mit den reichen Restbeständen der Bibliothek von Biedermann statt. Der Auktionskatalog, etwa 700 Nummern stark und vielerlei Seltenheiten aus der klassischen und romantischen Periode, zur Geschichte der Kunst und Karikatur enthaltend, wird Mitte September versandt. —m.

London. Am 30. Juni verauktionierte Sotheby in London einen seltenen literarischen Fund, der aus *17 Vor-Shakespeareschen Komödien* bestand, die erst vor kurzem in einer Dachstube in Lamport Hall, dem Wohnsitze von Sir Charles Isham in Irland, entdeckt worden waren. Der bisherige Eigentümer wußte nicht, welchen Schatz er besaß, bis ihn zufälligerweise ein Kenner auf den außerordentlichen Wert der Bücher aufmerksam machte. Manche dieser Theaterstücke sind bisher gar nicht bekannt gewesen oder falsch beschrieben worden, andere sehr selten und schließlich bilden einige sogar Unica. Die Spur der gedachten Werke läßt sich hinsichtlich ihrer Besitzer etwa bis zum Jahre 1812 verfolgen, da während des vorigen Jahrhunderts nur ganz vereinzelt hin und wieder eins dieser Bücher in Auktionen auftauchte. Vom historischen Standpunkt aus sind die vorliegenden Stücke für die Literaturgeschichte Englands von der allergrößten Bedeutung, da durch sie die eigentliche Grundlage gegeben wird, auf der Shakespeare sich erheben konnte, und sie so am besten die Entwickelung der englischen Komödie veranschaulichen.

Zu der Auktion waren die Händler, Liebhaber und Kenner Englands und des Kontinents in starkem Aufgebot erschienen, aber trotz der erdenklichsten Anstrengungen gelang es ihnen nicht, ein Exemplar zu erwerben, da die Firma Quaritch für sämtliche 17 Drucke der höchste Bieter blieb. Die einzelnen Werke und die dafür gezahlten Preise sind folgende: „Triall of Pleasure", gedruckt von Thomas Purfoote, 1567, nur vier Exemplare bekannt, eins davon im British Museum, 3200 M. In der Heber-Auktion brachte das Buch 460 M. und in der Roxburghe-Auktion nur 200 M. „A Prety New Enterlude of King Daryus", 1577, gedruckt von Hugh Jackson in Fleet Street. Diese Ausgabe war bisher unbekannt; die erste wurde wahrscheinlich 1565 von J. Colwell hergestellt. Das Büchelchen erzielte 2440 M. „The Enterlude of Johan the Evangelist", 12 Blätter stark, wahrscheinlich ein Unikum, ohne Datum, zweifellos aber vor 1586 entstanden und gedruckt in Foster Lane von John Waley, 2040 M. „An Enterlude called Lusty Iuventus", 15 . ., unbekannte Ausgabe, gedruckt von John Awdeley, 2800 M. „Appius and Virginia", 1575, aus dem Lateinischen übersetzt, 1565, „Tragicall Comedie" betitelt, 2020 M. „Seneca, A tragicall Comedie", 1566 von Henry Denham gedruckt, unbekannte Ausgabe, 3640 M. „A Ryght Pythy, Pleasant and Merie Comedie, intytled Gammer Curton's Nedle", 1575, eine sehr seltene Ausgabe der zweiten englischen Komödie und vielleicht das beste von sämtlichen Vor-Shakespeareschen Moraldramen, 3600 M. Es sind nur sieben Exemplare bekannt, darunter das von Huth für 1280 M. verkaufte. Das Werk ist gedruckt „unter dem Zeichen Johann des Evangelisten in Fleet Street von Thomas Colwell 1575" und wurde in Cambridge aufgeführt. „The Comedie or Enterlude upon the Historie of Jacob and Esau", 1568 von Henry Bynnemann gedruckt, 2960 M. „John Heywoode, the Playe of the Weather", ohne Datum, aus der Offizin von John Awdeley in Little Britain, bisher nicht beschrieben, 1800 M. „An Enterlude of Welth an Helth", Klein-Quart, 16 Blätter, ohne Datum, wahrscheinlich aber 1577—1578 entstanden, zurzeit als Unikum angesehen, 3900 M. „Thomas Preston, A Lamentable Tragedie containing the Life of Cambises, King of Percia" (sic), ca. 1570 von Edward Allde gedruckt, wahrscheinlich die erste Ausgabe, 3280 M. „Thomas Ingelend, The disobedient Child", ca. 1565, aus der Offizin von Thomas Colwell, eins der seltensten und zugleich besten Erzeugnisse jener Epoche, eine Komödie in gereimten Versen, die 1848 von der „Percy Gesellschaft" neu gedruckt wurde, 4660 M. Hebers Exemplar wurde mit 300 M. bezahlt. „The Enterlude of Youth", ohne Datum, von John Waley, wahrscheinlich 1557 gedruckt, 4600 M. „A new Enterlude entituled new Custome", ohne Datum, von William How gedruckt, 3100 M. „A New Interlude of Impacyente Poverte", 1560 entstanden, 3000 M.

An demselben Tage verauktionierte Sotheby aus anderweitigem Besitz noch nachstehende seltene Werke: John Knox „The Book of Common Order", in gälischer Sprache, 6100 M. (Quaritch). Dies Werk, 1567 gedruckt, wurde vor einigen Jahren mit 10000 M. bezahlt. Das Manuskript von Burns Lied „Nancy" kam auf 720 M. (Thomson). Ein interessanter Brief von Burns an den Rev. John Skinner wurde mit 2200 M. bezahlt. (Brown in Edinburg). „The Whitworth Papers", 2820 M. (Quaritch); eine nicht intakte erste Folio-Ausgabe Shakespeares, 5000 M. (Quaritch); die erste Ausgabe von Blakes „Poetical Sketches", 2180 M. (B. F. Stevens); „Les Roses" von P. J. Redonté, 1660 M. (Bain).

London. O. v. Schleinitz.

Kataloge.

Zur Vermeidung von Verspätungen werden alle Kataloge an die Adresse des Herausgebers erbeten. Nur die bis zum 25. jeden Monats eingehenden Kataloge können für das nächste Heft berücksichtigt werden.

Deutschland und Österreich-Ungarn.

Wilh. Scholz in Braunschweig. Mitt. f. Bücherfr. No. 22. *Bibliothekswerke, alte Drucke.*

Adolf Weigel in Leipzig. Mitt. f. Bücherfr. No. 28. *Werke für Bibliophilen, ausland. Literatur, Varia.*

Theod. Ackermann in München. No. 552. *Bavarica.*

Hannemanns Buchhandlung in Berlin SW. 12. No. 14. *Geschichte und Geographie* (außer Deutschland).

Edmund Meyer in Berlin W. 35. No. 3. *Kunst, Kunstgeschichte, illustrierte Werke, Silhouetten, Japonica, Privatdrucke.*

Ludwig Rosenthal in München. No. 115. *Americana.* Bücher, Porträts, Manuskripte, Ansichten.

Josef Baer & Co. in Frankfurt a. M. Frankf. Bücherfr. IV, 11/12. *Deutsche Literatur.* Mit Essai: „Die neuen Lieder der Schönen Seele" (S. K. von Klettenberg, Neue Lieder. 1756. Herausg. von Friedr. Schlosser. Frankfurt a. M. 1809).

Max Perl in Berlin W. No. 73. *Bücher für Bibliophilen*, hauptsächlich deutsche und französische Literatur.

R. L. Prager in Berlin NW. 7. Bericht 1906. No. 2. *Rechts- und Staatswissenschaften.*

Jos. Jolowicz in Posen. No. 159. *Rechtswissenschaft.*

Paul Alicke in Dresden-A. No. 62. *Kuriosa; Bohemica.*

Max Ziegert in Frankfurt a. M. No. 8. *Typographische Blätter von 1500—1900.* II. Abt. M—Z..

Jacques Rosenthal in München. No. 42. *Pädagogik.* Abt. I.

Ernst Frensdorff in Berlin. Anz. f. Bücherfr. No. 17. *Berlin, Brandenburg, Theater, alte Operntexte, Varia.*

Max Jaeckel in Potsdam. No. 17. *Folklore.*

Inhalt des Hauptblattes.

(Heft 5 — August 1906.)

Börne-Studien. Von Ludwig Geiger. Mit Porträt. — Über Stil und Komposition der französischen Miniaturen aus der Zeit Karls V. Von Fritz Hoeber. Mit 16 Abb. — G. W. von Leibnizens Beziehungen zu Z. K. von Uffenbach. Von Fr. Bertram. Mit Porträt. — Einiges über die „Sieben Schwaben". Von G. Vielhaber. Mit 2 Abb. — J. J. Weber der Jüngere. Von Karl Wilke. Mit Porträt. — Zur Theorie der Bücherpreise. Von Alfr. W. Pollard. — Chronik: Zur Geschichte des Zeitungswesens. — Neue Exlibris (mit 3 Abb.). — Eichendorffs „Sonst" (mit Abb.). — Kunst. — Verschiedenes.

(Kataloge — Inserate.)

Für die Anzeigen verantwortlich: K. Dieckmeyer, Leipzig, Hospitalstr. 27. Verlag von Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig.
Druck von W. Drugulin in Leipzig.



BEIBLATT

X. Jahrgang. September 1906. **Sechstes Heft.**

Abonnementspreis für den Jahrgang 36 M. (21,60 Fl. ö. W., 45 Fr., 36 sh., 21,60 Rb.), für das Quartal (drei Hefte) 9 M.

Anzeigen

1/8 Seite	8 Mark.	1/2 Seite	30 Mark.
1/4 Seite	15 Mark.	1/1 Seite	60 Mark.

Kleine Anzeigen (Desiderata und Angebote): die gespaltene Petit-Zeile **50** Pf. — Beilage-Gebühr 40 Mark.
Inserationsschluß am 25. des vorhergehenden Monats.

Redaktionelle Sendungen: Manuskripte, Bücher, Kataloge etc. gefl. zu richten an den Herausgeber: *Fedor von Zobeltitz, Berlin W. 15.* Uhlandstr. 33 (Sommer: Spiegelberg bei Topper, Rgbz. Frankfurt a. O.).
Anzeigen an die Verlagshandlung *Velhagen & Klasing*, Abteilung für Inserate, *Leipzig*, Hospitalstr. 27.

Rundfragen.

An dieser Stelle kommen die aus den Kreisen der *Gesellschaft der Bibliophilen* und der Leser der *Zeitschrift für Bücherfreunde* eintreffenden Anfragen, sowie die Antworten darauf zum Abdruck. Einsendungen für diese Rubrik an: *Arthur L. Jellinek in Wien VII, Kirchengasse 35.*

Fragen.

193. Wer ist der Herausgeber von: *Die Muse.* Leipzig in Johann Carl Müllers Buch- und Kunsthandlung 1776. 2 Tle. Gestochener Titel, Buch del. Thoenert sc. VII + 192 und 192 S. Widmung an Fräulein Charlotte von Ingersleben in Gera. Nur anonyme Gedichte enthaltend. *F. v. Z., Berlin.*

194. Wer ist der Verfasser resp. Herausgeber von: *Dichtungen aus der Kinderwelt.* Altertümliche Lieder, Erzählungen, Lehren und Singspiele für Kinder von neuem herausgegeben. Hamburg. 1815. 8°. 95 S. Titel rot und schwarz. Jede Seite mit reizender Empire-Einfassung in Rotdruck. *Max Jaeckel, Potsdam.*

Rundschau der Presse.

Von Arthur L. Jellinek in Wien.

Die nachfolgende Übersicht versucht, die in Tagesblättern, Wochen- und Monatsschriften enthaltenen Aufsätze und Abhandlungen, soweit sie für die Leser unserer Zeitschrift in Betracht kommen, in *sachlicher* Anordnung zu verzeichnen. Nur das Wichtigere aus den Veröffentlichungen der letzten Monate kann berücksichtigt werden. Absolute Vollständigkeit zu erreichen, liegt für den einzelnen Bearbeiter außerhalb des Bereiches der Möglichkeit. Die Zeitschriften sind nach Bänden, Jahrgängen, Heften oder Seiten, je nach der leichteren Auffindbarkeit, zitiert. Gleichmäßigkeit ist hierin nicht angestrebt. **Zusendung von Separatabdrücken und Ausschnitten an die Adresse des Bearbeiters (Wien VII, Kirchengasse 35) erbeten.**

Schrift-, Buch- und Bibliothekswesen.

Allgemeines.

Bammes, R., Der gegenwärtige Stand des Buchgewerbes in München. — Das buchgewerbliche Fortbildungswesen in München.
Archiv f. Buchgewerbe. 1906. XLIII, S. 224—230—236.

Bethge, H., Das Buch als Kunstwerk.
Das Blaubuch (Berlin). 1906. I, No. 15.

Buchholtz, A., F. A. Brockhaus 1805–1905.
Deutsche Rundschau. 1906. XXXII, 4, S. 153—155.
[Besprechung des Werkes von H. Ed. Brockhaus. 1905.]

Fleischmann, F., Geschichte des Münchener Buchgewerbes.
Archiv f. Buchgewerbe. 1906. XLIII, S. 201—216.

Die Kollektion Tauchnitz.
Das literarische Echo. 1906. VIII, Sp. 1265—1266.

Mitteis, Der Verkauf von Büchern unter dem Ladenpreis durch Warenhäuser.
Das Recht. 1906. X, No. 9.

Ostini, F. v., Münchener Buchkunst.
Archiv f. Buchgewerbe. 1906. XLIII, S. 217—224.

Verheyden, P., Banden met Blinddruck bewaard in het Museum Plantin-Moretus.
Tijdschr. voor Boek- en Bibliotheekwezen. 1906. IV, Blz. 28—37.

Meistgekaufte Bücher im Mai 1906.
Das literarische Echo. 1906. VIII, Sp. 1338—39.

Bibliophilie. Exlibris.

Bizemont, A. de, Les Exlibris signés: *Allin.*
Archives de la Soc. Française des collectionneurs d'Exlibris. 1903. X. 1904. XI. 1905. XII, S. 39—44.

De Boelpaepe, H., Bibliothèque d'un Avocat, Magistrat, Jurisconsulte et Historien du XVIII. siècle. [M. Le Comte de Neny. 1784.]
Revue des Bibliothèques et Archives de Belgique. 1905. III, S. 281—284.

Bouland, L., Exlibris du commandant E. Servant. [Bibliophile.] [Exécutés p. Marcel Perz-Kerch.] 1878.
Archives de la Soc. Française des collectionneurs d'Exlibris. 1905. XII, S. 51—52.

Bouland, L., Exlibris professionel de M. René, Havette Sténographe.
Archives de la Soc. Française des collectionneurs d' Exlibris. 1905. XII, S. 68—71.

Bouland, L., Les Exlibris gravés par Zapouraph (Le Chevalier de Curel).
Archives de la Soc. Française des collectionneurs d'Exlibris. 1906. XII, S. 87—91.

Bouland, L., Exlibris d'Alexandre Piédagnel [Écrivain; gravés par Marcel de Aubépine (pseudonyme), vrai nom Marcel Gingembre].
Archives de la Soc. Française des collectionneurs d'Exlibris. 1905. XII, S. 99.

Bouland, L., Exlibris de M. R. Laloy p. M. Em. *Théodore* (de Lille).
Archives de la Soc. Française des collectionneurs d'Exlibris. 1905. XII, S. 149—150.

Bouland, L., Liste sommaire pour servir à l'étude des Exlibris lorrains.
Archives de la Soc. Française des collectionneurs d'Exlibris. 1905. XII, S. 159—162, 174—178. 1906. XIII, S. 7—11.

Brébisson, R. de, Les Exlibris des Asselin de Willencourt.
Archives de la Soc. Française des collectionneurs d'Exlibris. 1905. XII, S. 129—132.

Duris, F., Réponses à le vieux Bibliophile.
Archives de la Soc. Française des collectionneurs d'Exlibris. 1905. XII, S. 141—143.

Faucher, P. de, Exlibris du colonel Louis Paulin de Jacops Marquis d'Aigremont.
Archives de la Soc. Française des collectionneurs d'Exlibris. 1905. XII, S. 83—86.

Fray-Fournier, A., I. Froment de Champlagarde.
Archives de la Soc. Française des collectionneurs d'Exlibris. 1905. XII, S. 187—188.

Gassicourt, F. Cadet de, Le cuivre original de l'Exlibris de François Perrault curé de Prasville en 1764.
Archives de la Soc. Française des collectionneurs d'Exlibris. 1905. XII, S. 113—115.

Justin, de Pas, Exlibris de I. F. Delecourt notaire à Arras.
Archives de la Soc. Française des collectionneurs d'Exlibris. 1905. XII, S. 28—30.

Olschke, L., Lorenzo Da Ponte libraio e bibliofilo.
La Bibliofilia. 1906. VIII, S. 41—49.

d'Ormois, H., Trois générations de bibliophiles dans la famille Morand de Jouffrey.
Archives de la Soc. Française des collectionneurs d'Exlibris. 1906. XIII, S. 3—7.

Perrière, H. de la, L'abbé Jean Thècle de Vergès.
Archives de la Soc. Française des collectionneurs d'Exlibris. 1905. XII, S. 25—27.

Perrière, H. de la, Une série d'Exlibris Les Morel [à Lyon au début du XVII. siècle].
Archives de la Soc. Française des collectionneurs d'Exlibris. 1905. XII, S. 133—137.

Roffray, A. de, Une étiquette conjugale. [Exlibris.]
Archives de la Soc. Française des collectionneurs d'Exlibris. 1905. XII, S. 179—180.

Roure de Paulin, Les Exlibris de la famille Bigot. Supplément.
Archives de la Soc. Française des collectionneurs d'Exlibris. 1905. XII, 138—139.

R. R., Quelques Exlibris Touraisiens.
Archives de la Soc. Française des collectionneurs d'Exlibris. 1906. XIII, S. 2—3.

Villermont, P. de, Super-libris du Marquis d'Ecquerilly et d'honorée de Joyeuse.
Archives de la Soc. Française des collectionneurs d'Exlibris. 1905. XII, S. 68—71.

Bibliothekswesen.

[Bericht uber die] Siebente Versammlung Deutscher Bibliothekare zu Berlin am 7. und 8. Juni 1906.
Zentralbl. f. Bibliothekswesen. 1906. XXIII, S. 285—395.
[G. Maas und A. Wolfsheg, Über offizielle Drucksachen. S. 304—341.]

Komatar, Fr., Archiv-Inventare.
Mitteilungen d. Musealvereins f. Krain. 1905. XVIII, S. 70—75.
[Hrenowitz, Slavina, Adelsberg, Prem, Dornegg, Idria.]

Richardson, E. C., The medieval Library.
Harper's Monthly Magazine. 1905. No. 659, S. 778—798.

Vannérus, J., Le dépot des Archives de l'État à *Anvers.*
Revue des bibliothèques et Archives de Belgique. 1905. III, S. 462—496.

Komatar, Fr., Das Schloßarchiv in Auersperg.
Mitteilungen d. Musealvereins f. Krain. 1905. XVIII, S. 108—187.

Diegerick, A., Les Archives de l'État à *Gand* et le Château de Gérard le Diable.
Revue des bibliothèques et Archives de Belgique 1905. III, S. 267—280.

De Cordova, R., La biblioteca del British Museum e i suoi Catalogi. [*London.*]
La Minerva (Rom). — La Bibliofilia. 1906. VIII, S. 30—32.

Dobson, A., G. K. Fortescue, J. Ballinger, H. R. Tedder, F. T. Barrett, Ed. Dowden, Arth Symons, A. W. Pollard, *Richard Garnett* † [London].
The Library. 1906. 2. Series. VII, S. 225—256.

Redgrave, G. R., The Lady Dilke Gift to the National Art Library. [*London.*]
The Library. 1906. 2. Series. VII, S. 263—274.

Schnorr v. Carolsfeld, H., Die *Münchener* Bibliothekskurse.
Zentralbl. f. Bibliothekswesen. S. 293—304.

Leclère, Tr., L'exposition d'oeuvres d'art du XVIII[e] siècle. Bibliothèque Nationale [*Paris*]; les Miniatures.
Mercure de France. 1906. LXI, S. 451—455.

Literaturgeschichte (Allgemeines).

Anglade, J., La Conception de l'Amour chez les Troubadours.
Mercure de France. 1906. LXI, S. 321—331.

Benzmann, H., P. H. Hartwig, A. Danneger, C. Busse, Dichterische Landsmannschaften.
Das literarische Echo. 1906. VIII, Hft. 19, Sp. 1366—1372.
[Baden. — Braunschweig. — München. — Ostpreußen.]

Brehm, L., Milieu und typisches Erlebnis.
Der Deutsche. 1906. III, No. 22.

Bußler, E., Herakles in den Dramen des Euripides, Sophokles und Aristophanes.
Deutschland. 1906. IV, No. 43, 44.

Clark, F. E., What English poetry owes to young people.
The North American Review. 1906. CLXXXII, p. 255—265.

Dieterich, K., Durchblicke durch die osteuropäischen Literaturen.
Vossische Ztg. Sonntagsbeilage. 1906. No. 2, 3.

Escherich, M., Unsere „heidnischen" Volkslieder.
Deutschland. 1906. IV.

Fügner, F., Die religionsgeschichtlichen Volksbücher.
Die christl. Welt (*Marburg*). 1906. XX, No. 17.

Hoffmann, K., Das deutsche Element in der modernen Literatur.
Deutsche Kultur. 1906. II, S. 229—241.

Holthof, L., Zum Ursprung der Loreleisage.
Frankfurter Ztg. 1906. No. 134.

Holzner, E., Antikes und Antikisierendes.
Das literarische Echo. 1906. VIII, Sp. 1358—1364.
[Eine Reihe von Bearbeitungen, Übersetzungen und Werken über die Dichtung der Griechen und Römer besprechend.]

Horovitz, Mimes grecs en Orient.
Revue critique d'historie et de littérature. 1906. XL, No. 16.

Klemperer, V., Lateinische Magierspiele.
Tägliche Rundschau. 1906. *Unterhaltungsbeilage.* No. 75.

Koch, M., Geschichtliche Dramen.
Die schöne Literatur. (*Beibl. z. Literar. Zentralbl. No. 21.*) 1906. No. 11.

Prévot, R., Elsässisches Theater.
Süddeutsche Monatshefte. 1906. III, 2, S. 108—113.

Reich, Herm., Die völkerpsychologischen Grundlagen der Kunst und Literatur.
Deutsche Literaturztg. 1906. No. 25—28.

Schultz, M., Zitat und Plagiat.
Allgemeine Ztg. (*München*). 1906. *Beilage.* No. 127.

Sheavyn, Ph., Patrons and Professional writers under Elizabeth and James I.
The Library. 1906. 2. Series. VII, S. 301—336.

Strecker, K., Der neue Brevier-Unfug.
Das literarische Echo. 1906. VIII, No. 18, Sp. 1271—76.

Stümcke, H., Eisenbahndichtung.
Vossische Ztg. Sonntagsbeilage. 1906. No. 14.

Thévenin, H., L'art littéraire et l'influence des livres.
Etudes Franciscaines. 1906. Juin.

Wetzstein, J. G., Die Liebenden von Amasia. Ein Damascener Schattenspiel. Übersetzt und mit Erklärungen versehen. Aus dem Nachlasse herausgegeben von G. Jahn.
Abhandlungen für die Kunde des Morgenlandes. [Leipzig.] 1906. XII, No. 2. (X, 160 S. 5 M.)

Ziegler, R., Lautes und Leises aus Siebenbürgen. [Bes. Volkslieder — Sagen und — Märchen.]
Die Deutsche Kultur. [Leipzig.] 1906. II, S. 162—168.

Einzelne Schriftsteller.

Arblay: Fanny Burney, her Diary and her days.
The Edinburgh Review. 1906. CCIII, S. 85—116.

Barrett-Browning: Riesz, H., Elisabeth Barrett-Browning. Zum 100. Geburtstag am 6. III. 1906.
Jedermanns Blatt (*Hamburg*). 1906. I, No. 10.

Bölsche: Hadlich, H., Wilh. Bölsche und die Denker der Gegenwart.
Philosoph. Wochenschr. 1906. II, No. 9.

Carlyle: Masson, É., Carlyle et *Froude.*
Mercure de France. 1906. LXI, S. 505—521, LXII, S. 23—41.

Claudius: Nelle, Matthias Claudius und das Kirchenlied.
Monatschr. f. Gottesdienst u. kirchliche Kunst. 1906. XI, No. 5.

Corneille: Duschinsky, P., Pierre Corneille.
Wiener Abendpost. 1906. No. 128.

—: Engel, J., P. Corneille, der Dichter des Barock und seine Gestalten.
Allgemeine Zeitung. Beilage. 1906. No. 127, 128.

—: Hoffmann, K., Corneille und Racine in England.
Vossische Ztg. 1906. *Sonntagsbeilage.* No. 22.

—: Magne, É., Corneille.
Mercure de France. 1906. LXI, S. 524—547.

Dickens: Hamann, E. M., Dickens.
Borromaeus-Blätter. 1906. III, No. 10.

Emerson: Sauer, J., R. W. Emerson, ein Dichterphilosoph.
Hochland. 1906. III, Hft. 8.

Farina: Balzari, P., Salvatore Farina.
Vossische Ztg. 1906. No. 8.

Fénélon: Koopman, J., Fénélons Telemach.
De Beweging. 1906. No. 3, 4.

Feuchtersleben: Benzmann, H., E. v. Feuchtersleben.
Vossische Ztg. 1906. *Sonntagsbeilage.* No. 17, 18.

Fontane: Sprengler, J., Th. Fontane als Kritiker.
Die Warte. (*München.*) 1906. VII. No. 5—6

Goethe: Bernt, F., Ein Mahnruf an die Freunde Goethes.
Tägl. Rundschau. 1906. *Unterhaltungsbeilage.* No. 92.

—: Eckertz, E., Goethes Humor und Heines Witz.
Allgemeine Ztg. Beilage. 1906. No. 130, 131.

—: Freybe, A., Karfreitag in Wolframs „Parzival" und Ostern in Goethes „Faust": Zwei Tage der Seelenwanderer.
Konservative Monatsschrift. 1906. LXIII, No. 7.

—: Goethe and Heine.
The Athenaeum (London). 1906. No. 4088.

—: Eine neue Schilderung von Goethes Tod.
Tägl. Rundschau. 1906. *Unterhaltungsbeilage.* No. 69.

—: Schilling, H. K., The Children's Rhyme used by Goethe in the Weinzauber in Auerbach's Keller.
Modern Language Notes. 1906. XXI, No. 6, S. 161—162.

—: Schrempf, Chr., Goethes „Egmont". Zu Goethes Todestag.
Tägl. Rundschau. Unterhaltungsbeilage. 1906. No. 69—70.

—: Souday, P., et P. Lindau et H. Lindau avec réplication de Souday, La Marguerite de *Faust* de Goethe.
L'Eclair. 1906. 16. IV., abgedr. *Mercure de France* 1906. LXI, No. 213, S. 121/2.

—: Ströle, Goethe und das Christentum.
Zeitschr. f. Philosophie u. Pädagogik. 1906. No. 4, 5.

—: Türck, Herm., Magie, Alchimie, Mystik und Sanct-Simonismus in Goethes Faust. (Vortrag.)
Jenaische Ztg. 1906. 23. V.

—: Wehse, Fr., Chronological Order of Certain Scenes in Goethe's Faust.
Modern Language Notes. 1906. XXI, No. 5.

—: Witkowski, G., Goethe-Schriften.
Das literarische Echo. 1906. VIII, No. 20, 21, Sp. 1428—1430, 1501—1506.
[Besp. v.: A. Klaar, Schiller und Goethe — Goethe-Jahrbuch 26, 27. — Werke, hrsg. von Burdach, Creizenach 5, 7, 10, 11, 39. — Achelis, Bielschowky, Goethe-Brevier hrsg. von K. Heinemann, Landsberg, — C. Lucerna, A. Luther, K. Menne, J. Vogel u. versch. Ausgaben.]

Grün: Benzmann, H., K. Pröll, Anastasius Grün.
Tägl. Rundschau. Unterhaltungsbeilage. 1906. No. 85, 86.

—: Geßler, A., Anastasius Grün.
National-Ztg. (Basel.) 1906. No. 86.

—: Kienzl, H., Anastasius Grün als Politiker.
Die Nation. 1906. XXIII, No. 39.

Gutzkow: van Vleuten, C. F., Die Leidensjahre Karl Gutzkows.
Das literarische Echo. 1906. VIII, No. 20, 21, Sp. 1415—1423, 1487—1493.

Hart: Berg, L., M. G. Conrad, R. Dehmel, Friedr. Düsel, G. Falke, Wilh. Hegeler, K. Henckell, F. Hollaender, Wolfg. Kirchbach, D. v. Liliencron, J. Schlaf, K. Strecker, E. v. Wolzogen, J. Hart, Zu Heinrich Harts Tode. In memoriam.
Das literarische Echo. 1906. VIII, Hft. 19, Sp. 1343—1353.

Herder: Siegel, K., Johann Gottfried Herder und der moderne Unterrichtsbetrieb an unseren Mittelschulen.
Zeitschr. f. d. österr. Gymnasien. 1906. LVII, S. 449—463.

Hilty: Bulle, O., Neue Briefe von C. Hilty.
Allgemeine Ztg. Beilage. 1906 No. 76. (1. IV.)

Hoffmann: Ellinger, G., Das Disziplinarverfahren gegen E. T. A. Hoffmann. (Nach den Akten des Geheimen Staatsarchivs.)
Deutsche Rundschau. 1906. XXXII, S. 79—103.

Holberg: Hoogvliet, J. M., De grandvester der moderne Deensche literatur. (L. Holberg.)
Onze Eeuw. 1906. VI, Aufl. 5.

Hüffer: Herrmann, A., Herman Hüffer.
Annalen d. Histor. Vereins f. d. Niederrhein. 1906. Hft. 80.

Immermann: Brentano, H., K. Lebr. Immermann.
Deutsche Ztg. (Wien). 1906. No. 12324.

Kalthoff: König, K., Albert Kalthoff †.
Deutsche Kultur. 1906. II, S. 204—206.

Kielland: Brandes, G., Alexander L. Kielland.
Die Nation. 1906. No. 32, 33.

—: Nowak, K. F., Kiellands Vermächtnis.
Das literarische Echo. 1906. VIII, Sp. 1354—1358.

—: Schlaikjer, E., Alexander Kielland †.
Die Hilfe. (Berlin.) 1906. XII, No. 16.

Kinkel: Pitollet, C., Ein Kinkelsches Dokument aus dem Jahre 1849.
Montags-Revue. (Wien.) 1906. (5. III.)

Kurz: Fischer, H., Hermann Kurz in seinen Jugendjahren. Nach ungedruckten Briefen.
Süddeutsche Monatshefte. 1906. III, 2, S. 52—67.

Laforgue: Hevesi, L., Jules Laforgue. Sagenhafte Singspiele.
Pester Lloyd. 1906. No. 143.

Lamartine: Gérard, F., Lettres d'Elvire à Lamartine.
Revue de Belgique. 1906. No. 6.

Lessing: Nohle, C., Lessings Laokoon und der Kunstunterricht.
Neue Jahrbücher f. d. klassische Altertum, Geschichte und deutsche Literatur. 1905. XVI, S. 454—477.

Luther: Kawerau, G., Neue Forschungen über Luthers Lieder.
Deutsch-evangel. Blätter. 1906. No. 5.

Lyttich: Müller, K., Miles christianus. Ein noch unbekanntes Drama von Georg Lyttich.
Mitteil. d. Vereins f. Gesch. d. Deutschen in Böhmen. 1906. XLIV, No. 3.

Mill: Renner, H., John Stuart Mill.
Philosoph. Wochenschr. u. Literaturztg. 1906. II, No. 9.

Musset: Séché, L., Les Origines d'Alfred de Musset, le Pays, l'homme et l'oeuvre.
Mercure de France. 1906. LXI, S. 181—199, 332—353.

Nicolai: Kruse, G. R., Aus Otto Nicolais letztem Tagebuche. *Vossische Ztg. Sonntagsbeilage.* 1906. No. 18.

Otto v. Freising: Grabmann, M., Die Geschichtsphilosophie Otto v. Freisings.
Köln. Volksztg. 1906. *Literar. Beilage.* No. 17. (26. IV.)

Poe: Strobl, K. H., Poes Weltgedicht.
Die Nation. 1906. XXIII, No. 40.

Prutz: Göhler, R., Rob. Prutz.
Vossische Ztg. Sonntagsbeilage. 1906. No. 22.

—: Stemplinger, E., Aristophanes und die „Politische Wochenstube" von R. Prutz.
Blätter f. d. Gymnasial-Schulwesen. 1906. No. 5/6.

Rocholl: Hübner, H., Rudolf Rocholl. (Der Dichter und Denker.)
Der alte Glaube. Ev.-luther. Gemeindebl. 1906. VII, No. 28—30.

Shakespeare: Way, A. S., Relics of Ancient Ary on Folk-Lore in Shakespeare.
London Quarterly Review. 1906. April.

Sienkiewicz: Stein, B., H Sienkiewicz.
Borromaeus-Blätter. 1906. III, S. 149—155.

Soane: Mackall, L. L., Soane's Faust Translation now first published, from the unique advance sheets sent to Goethe in 1822.
Archiv f. d. Studium d. neueren Sprachen u. Literaturen. 1904. CXII, S. 277—297.

Stendhal: Stendhal, Dix-neuf lettres inédites à Sutton Sharpe à Londres.
Mercure de France. 1906. LXI, S. 161—180, 368—384.

Storm: Besson, P., Un poète de la vie intime. Les romans et nouvelles de Théodore Storm.
Revue germanique. 1906. II, S. 291—315.

Swinburne: Mehring, S., Algernon Charles Swinburne.
Das literarische Echo. 1906. VIII, Hft. 17, Sp. 1199—1212.

Tieck: Marchand, L., Deux sources du „Sternbald" de Tieck. [1798.]
Revue germanique. 1906. II, S. 522—531.
[Goethes „Werther" und „Cervantes".]

Trautmann: Kiesgen, L., Franz Trautmann.
Borromaeus-Blätter. 1906. III, No. 10, S. 193—199.

Vitezić: Schneider, A., Prilozi bibliografiji Vitezovićevih djela. [Beiträge zur Bibliographie der Vitezićschen Werke.]
Nastavni Vjesnik. (*Agram.*) 1904. XII, S. 21—33. 1905/6. XIV, S. 21—24, 184—186, 260—266, 341—345, 421—425.

Wackernagel: Höffner, J., Wilh. Wackernagel (23. IV. 1806—21. XII. 1869).
Daheim. 1906. XLII, No, 29/30.

Wolfram v. Eschenbach: Burdach, Ueber den Eingang des Parzival. *Sitzungsber. d. Königl. preuß. Akademie d. Wissenschaften.* (*Berlin.*) *Philosoph.-histor. Kl.* 1906. No. 21.

Zeuß: Lederer, V., Der Vater der Keltologie. (Zum 100. Geburtstage von Johann Kaspar *Zeuß*, 24. Juli 1906.)
Neue Freie Presse. 1906. No. 15059. (26. VII.)

Berichtigungen und Nachträge zum Deutschen Anonymen-Lexikon.

Von

Dr. Paul Trommsdorff in Berlin.

(Fortsetzung.)

V.

Nachträge zum Buchstaben A.

188. Antwort auff zwo ²Fragen: namlich d. erst, wie es zukomm, das sich wenig Menschen irs Standes benügen lassent . . . 1516. *Lucianus Samosatensis.* [Original: Somnium.]

189. Antwordt eines gueten ²Freundes auff das von seinem gueten Freundt . . . am 11. Aug. 1658 . . . abgegebenes Schreibens [!]. 1659. *Lewrel, J. W.* [Collin 237.]

190. Antwort, ²Letzte, an die Herren Verf. der histor.-polit. Blätter f. d. kathol. Deutschland. 1839. *Canitz u. Dallwitz, Karl Wilh. Ernst Graf v.*

190a. Antwort auf das ²Sendschreiben aus 3Dresden über das Gemälde des Herrn Prof. Schönau. o. J. *Casanova, Giovanni.*

191. Antwort auf Henrich Horcheus ²Send-Schreiben, an die Zuhörer zu Herborn . . . 1698. *Hildebrand, Herm.*

192. Antwort, Eines Hessischen ²Theologen kurtze, auf d. Frage, ob catholisch werden gefährlich seye? 1755. *Benner, Joh. Herm.*

193. Antwort, Die ²vordeutscht, der die Doctor Eck . . . die ungelarten Lutherischen Thumherrn genandt. 1520. *Oecolampadius, Joh.*

194. Antwort an den ²Verfasser der freyen Briefe, über einige in die Medicin einschlagende Materien . . . 1772. *Duvelt.*

195. Antwort, ²Vorläufige, auf die K-sche 3Erinnerungen wider eine Recension. [vor 1812.] *Beckmann, Joh.*

196. Antwort, ²Vorläufige, auf d. neueste ungeschliffene 3Schrift eines Herrnhuthers wider den Herrn Doctor Baumgarten. 1747. *Meier, Georg Friedr.* [Sam. Gotth. Lange: Leben Georg Friedr. Meiers. Halle 1778 S. 121.]

197. Antwort, ²Vorläufige, auf d. neue 3Vorrede zu d. Abhandlung v. d. Unschuld Gottes in Zulassung des Bösen. [um 1737.] *Ibbeken, Georg Christian.*

198. Antworten, Des Staats-Orackels gegebene, auf d. Fragen derer vornehmsten Potentaten, Fürsten u. Stände in d. gantzen Welt. 1735. *Clauder, Joh. Christoph.*

199. Antwort Schreiben auff etliche ²Fragstücke eines gelehrten Edelmanns welcher in einer preuß. Provintz wohnet. 1710. *Gundling, Nikolaus Hieronymus.* [Gundlingiana, Stück 45 (Halle 1732), S. 191.]

200. Antwort Schreiben des ²Königs v. Preußen an d. Prinzen, seinen Bruder in die Elisäischen Felder abgelassen. 1758. *Chevrier, François Antoine de.* [Original: Réponse du roi de Prusse au prince son frère adressée aux Champs Élisées.]

201. Antwortschreiben an Herrn Pastor ²Lange in Laublingen bei Gelegenheit der Streitigkeit . . . wegen d. Übersetzung des Horaz. 1754. *Nicolai, Gottlob Sam.*

202. Anweisung den Lauf eines Cometen u. anderer Gestirne ... zu ²beobachten. 1770. *Esper, Joh. Friedr.*

203. Anweisung, ²Christliche, zu d. Beicht-Stuhl u. Abendmahl. 1699. *Lange, Joh. Michael.* [Adel 3, 1230.]

204. Anweisung durch Construction die für ein jedes Gewölbe nöthige Stärke seiner Widerlagen ... genau zu ²finden. 1827. *Bigot, Peter.*

205. Anweisung, ²Gründliche, ³daß Sr. hochfürstl. Durchlaucht zu Ost-Frießland, bey d. Collecten-Werck eben das Recht, was andere unmittelbahre Reichs-Stände ... haben, zu komme. 1723. *Brenneysen, Enno Rudolf.*

206. Anweisung, ²Gründliche, ³wie jemand ein neumodischer Weltreisender werden könne. 1745. *Meier, Georg Friedr.*

207. Anweisung zu leichter ²Hebung des Lutherischen Anstoß-Steins ... 1698. *Baumann, Edmund.*

208. Anweisung, ²Kurtze, u. ³Vorstellung des sonderbahren üblichen Rechts u. Gebrauchs bey Verpachtung der Zölle ... 1709. *Caroc, Georg Adolf.* [Andere Ausg. vom gleichen Jahre mit dem Namen des Verf.]

209. Anweisung, ²Kurze, ³was ein Officier v. d. Infanterie v. Absteckung ... der ... Verschanzungen zu wissen nöthig hat. 1765. *Marckart, G. E.* [Der Verf. nennt sich auf dem Titelblatt der Ausg. Berlin 1756.]

210. Anweisung, ²Kurze, ³wie die es machen sollen, so gerne seelig werden wollen. 1784. *Lynar, Heinr. Kas. Gottlob.*

211. Anweisung, ²Practische, allerley Arten v. Brau-Brenn- u. Farb-Gefaßen ... zu visieren. 1794. *Späth, Joh. Leonhard.* [Als Verf. bezeichnet sich Späth in der Vorrede seiner „Abhandlung von runden, ovalen, Ey- u. polygonal-Fässern". Nürnberg 1794.]

212. Anweisung, ²Richtige, reflectirende Telescopia ... zu verfertigen. 1747. *Passemant, Claude Simlon.* [Original: Construction d'un télescope de réflexion .... Nouvelle biographie générale.]

213. Anweisung zur Dänischen ²Sprache nebst einer poet. u. prosaischen Chrestomatie. 1767. *Baden, Jacob.* [Collin 239.]

214. Anweisung, ²Theoretisch-praktische, zur Erlernung des gregorianischen od. Choral-Gesanges. 1838. *Wollersheim, Theodor.* [Der Verf. nennt sich auf dem Titelblatt der 2. Aufl. 1858.]

215. Anzeige, ²Gegründete, des unrechtmäßigen Betragens u. der gefährl. Anschläge u. Absichten des Wienerischen u. Sächsischen Hofes gegen Se. Königl. Majestät v. Preußen. 1756. *Hertzberg, Ewald Friedr. Graf v.* [Original: Mémoire raisoneé sur la conduite des cours ...]

216. Anzeige der ²Texte zu den vornehmsten Lehr-Tagen der Gemeine. (1751.) *Zinzendorf, Nikolaus Ludw. Graf v.*

217. Anzeige der ³höchst-rechtmäßigen ²Uhrsachen, welche Ihro Königl. Majest. zu Dännemarck, Norwegen ... genöthiget, wider ... Graf Magnus Steenbock ... solcher gestalt als bisher geschehen zu verfahren. 1716. *Amthor, Christoph Heinr.*

218. Anzeige der ²Ursachen, ³welche Se. Königl. Majestät bewogen haben, des Röm. Kaysers Majestät Hülfs-Völcker zuzusenden. o. O. 1744. *Friedrich II. König v. Preußen.* [Original: Exposé des motifs qui ont obligé le roi de donner des troupes auxiliaires à l'empereur.]

219. Apfel, Der aus Hyperboreen nach Cymbrien übergebrachte, güldene. 1698. *Postel, Christian Heinr.* [Komp.: Reinhard Keiser. ADB 26, 468.]

220. Apfeldieb, Der. Ein dramat. Sinngedicht. 1770. *Gleim, Joh. Wilh. Ludw.*

221. Apologia, Die (große od.) andere, der Stände des Königreichs Böheimb ... 1619. *Karlsberg, Daniel Karl v.* [Original: Druhá Apologie. Böhmisches Original mit Verfasserangabe.]

222. Apologia ²christiana, od. christl. Verantwortung. Gegen d. animalischen fleischlichen Secten. (1634.) *Felgenhauer, Paul.*

223. Apologia oder Beschirmung des ²Eydts der Trew u. Gehorsame ... 1610. *James I. König v. Großbritannien.* [Original: Triplici nodo triplex cuneus sive apologia pro iuramento fidelitatis ... Barbier 3², No. 21614.]

224. Apologia od. Verantworttungsschrifft der evangel. reformierten ²Kirchen in England. 1589. *Jewell, John.* [Original: Apologia ecclesiae Anglicanae.]

225. Apologia od. Protestation aller dreyer des Königreichs Böhaimb ... ²Staendt. 1618. *Milner, Peter.* [Mit anderem Titel DAL 1, 2811a.]

226. Apologie des ²Adels. Gegen d. Verf. der sogen. Untersuchungen über d. Geburtsadel [Prof. Fr. Buchholz]. v. Albert Frh. v. S***. 1807. *Fischer, Prof.* [Eintragung Varnhagens im Ex. der KB Berlin.]

227. Apologie, ²Kurze, f. d. Schriftlehre v. d. Genugthuung u. Versöhnung Jesu Christi. 1776. *Oetinger, Friedr. Christoph.*

228. Apophtegmata, Die alten weysen, sapientum, der alten Weisen exempel sprüch, mit vil wunder schönen Beysp. u. Fig. erleuchtet. (1536.) *Pfore, Antonius v.* [GGr I, 366.]

229. Appellation an d. Publikum wegen einer Censurbedrückung. 1785. *Bahrdt, Karl Friedr.*

(Fortsetzung folgt.)

Kleine Mitteilungen.

Die bereits angekündigte Bücherversteigerung bei *Max Perl in Berlin*, Markgrafen- und Leipzigerstraßen-Ecke, findet am *4., 5. und 6 Oktober* statt. Es ist dies die erste größere Auktion des Berliner Antiquariatsmarkts seit einer langen Reihe von Jahren. Die Versendung des Katalogs dürfte beim Erscheinen dieses Heftes bereits erfolgt sein; die uns vorliegenden Aushängebogen zeigen, daß sich unter den gegen 1000 Nummern zahlreiche Seltenheiten aus den Gebieten der deutschen Literatur (vorwiegend Klassiker und Romantiker), der Kultur- und Sittengeschichte und der sogen. Livres à figures befinden. Goethe, Schiller, Lessing, Lenz, Klinger, Arnim, Brentano, Körner, Scheffner, um nur einige Namen zu nennen, sind durch schöne Erstausgaben und Einzeldrucke vertreten; auch die Abteilung Kunst enthält viel Gesuchtes in prächtiger Erhaltung. —m.

Die Berliner Stadtbibliothek, die, erst 1901 begründet, heute bereits zu einer stattlichen Sammlung geworden ist, hat den *Katalog der geschichtlichen Abteilung* erscheinen lassen: 2 Bände in Quart, geschmackvoll in blaues Leinen gebunden, 419 und 415 Seiten stark. Die Abteilung zählt 17000 Bände; nicht dabei ist die Friedländersche Sonderbibliothek zur Revolutionsliteratur 1848/49. Die Geschichte Preußens und Deutschlands ist besonders reich vertreten, ebenso die Napoleonische Literatur. Die bibliographisch ganz vortreffliche und höchst genaue Bearbeitung rührt von Dr. Arend Buchholtz her. —m.

Zur Erinnerung an die Schlacht bei Jena veranstaltet das Städtische Museum in Jena eine *Hundertjahr-Ausstellung*, zu welcher der Direktor dieser Sammlung, Professor *Paul Weber*, einen wertvollen Führer

in Gestalt eines ausgezeichnet gearbeiteten pragmatischen Katalogs herausgegeben hat, der das lebhafte Interesse nicht nur der Historiker, sondern auch der Kunstfreunde erregen wird. Die ungemein reiche und vielseitige Ausstellung umfaßt neben einer großen Sammlung von Waffen, Ausrüstungsstücken, Aufrufen und Befehlen eine vollständige Zusammenstellung der Pläne von den Kämpfen bei Saalfeld, Jena und Auerstedt, denen sich die bildlichen Darstellungen dieser drei Schlachten mit den schönsten und seltensten Blättern anschließen. Weiterhin verzeichnet der Katalog die in den Schaukästen ausgelegte Literatur über die Schlacht und den Feldzug von 1806, die sich in die Aufzeichnungen von Augenzeugen (darunter viele Seltenheiten und mehrere Unika), die zeitgenössische Literatur (mit einer Reihe außerordentlich interessanter und rarer Stücke) und die neueren Veröffentlichungen gliedert. Die interessanteste Abteilung der Ausstellung vielleicht bilden die speziellen Napoleonica mit zahlreichen vortrefflichen und zum Teil höchst seltenen Blättern, Kunstgegenstanden, Medaillen und — last not least — Karikaturen, die in einer Reichhaltigkeit vertreten sind, daß jede große Sammlung darauf stolz sein dürfte. Das geschmackvoll ausgestattete und mit Nachbildungen schwer erreichbarer Kunstblätter geschmückte Büchlein (Preis 1 M.) wird daher vermöge seiner sorgfältigen, zum Teil auf verwickelten Nachforschungen beruhenden Angaben nicht nur dem Besucher der Ausstellung, sondern auch dem Kunstfreunde, insbesondere dem Sammler von Napoleonicis ein wertvoller Führer sein. —n.

Ein Original-Manuskript Beethovens. Das Manuskript der Sonate opus 53 (Waldsteinsonate), ganz von Beethovens Hand beschrieben, ist gegenwärtig im Besitz des Leipziger Antiquars Karl W. Hierseman, der es zum Preise von M. 44000.— zum Kaufe anbietet. Das Autograph, für dessen Echtheit und Vollständigkeit garantiert wird, stammt aus bekanntem Wiener Privatbesitz. Es umfaßt 32 Blatt qu.-fol., je vier Systeme. Seit den achtziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts dürfte — mit Ausnahme der Artariasammlung, die durch die Hochherzigkeit des Dr. E. Prieger unter der Hand für den preußischen Staat erworben wurde — kein Autograph Beethovens von der Bedeutung der Waldsteinsonate in den Handel gekommen sein. Das Werk erschien im Mai des Jahres 1805 unter dem Titel: Grande Sonate pour le Pianoforte composée et dédiée a Monsieur le Comte de Waldstein .... par Louis van Beethoven. Op. 53. A Vienne au Bureau des arts et d'industrie. Nach Thayer (Band II, Seite 257) wurde die Sonate im Sommer des Jahres 1804 in Döbling komponiert; das Manuskript ist gut leserlich, da es dem Stich als Vorlage dienen sollte. In irgendwie zweifelhaften Fällen hat Beethoven die Noten mit Buchstaben bezeichnet, oder die betreffende Stelle auf einem besonderen System noch einmal ganz deutlich hingeschrieben. —a.

Die 1902 organisierten *„Städtischen Sammlungen"* der bekannten, schön am Inn gelegenen Stadt *Rosenheim* in Oberbayern, bestehend aus Stadtarchiv, Stadtbibliothek, Stadtmuseum und graphischen Sammlungen, lassen es sich angelegen sein, den bedeutenden Männern aus Ort und Umgegend durch Pflege ihrer Schöpfungen ein kleines Pantheon zu setzen. Zu deren ersten gehört *Pater Petrus, Prior zu Melk*, ein hervorragender Benediktiner aus der Konzilszeit (1380—1440). Es ist nun Anfang Mai 1906 der Verwaltung der Sammlungen gelungen, eine aus Frankreich stammende Handschriftkopie des verbreitesten Werkes dieses Petrus, des *„Roseum memoriale divinorum eloquiorum"* (XV. Jahrhundert), zu erwerben. Wie wir uns jetzt überzeugt haben, zeichnet sich diese Abschrift nicht nur durch entzückende Schrift, sondern auch durch vorzüglich erhaltene Buchstabenmalerei in feinstem französischem Geschmack aus; sie bildet so eine besondere Perle im Cimelienschrein des Stadtmuseums Rosenhein. Fl.

Einen Ehrenplatz unter den deutschen Verlagskatalogen nimmt der kürzlich ausgegebene: *„R. Voigtländers Farbige Künstler-Steinzeichnungen"* ein. Dieser Leipziger Verlag schuf damit die ungewöhnliche Musterleistung eines Katalogs, der wegen seiner vortrefflichen Ausstattung nicht wie so viele andere seiner Kollegen unberücksichtigt in den Papierkorb wandern, sondern gewürdigt und wohl in vielen Fällen den Sammelmappen einverleibt werden wird. Er ist dessen auch wert.

Von den im Katalog angeführten Künstlersteinzeichnungen ist die stattliche Zahl von 78 in kleinen farbigen Nachbildungen in ihm wiedergegeben, die sowohl selbst tadellos ausgeführt sind als auch beste Schlüsse auf die reichlich größeren Original-Wandbilder zulassen. Diese Lithographien sind sämtlich Werke lebender Künstler und zwar solcher, die aus der Masse hervorragen und fast durchweg dem Kunstfreund bereits wohlbekannt sind. Ohne alle nennen zu wollen, seien hier nur kurz folgende Künstler erwähnt, die zum Teil mit mehreren Bildern vertreten sind: Hans v. Volckmann, Walther Georgi, Anton Glück, Felician Freiherr von Myrbach, Eduard Euler, J. V. Cissarz, Karl Biese, Friedrich Kallmorgen, Franz Hoch, Hans Thoma, Wilhelm Steinhausen, Arthur Kampf, Matthaeus und Rudolf Schieste, Franz Skarbina, Angelo Jank, Franz Hein, Paul von Ravenstein, Max Roman, Jvo Rubonny, Oskar Graf-Freiburg, Caecilie Graf-Pfaff, Walter Strich-Chapel, Carl Bilz, W. Schacht u. a.

Die Wandbilder verdrängen hoffentlich manche häßlichen früheren Farbenöldrucke oder verblichene Photographien, die die Wände von Wohn- und Staatsstuben bisher verunzierten, und verbreiten besseren Geschmack und verpflanzen ein Stück echter Kunst in das eigene Heim wie in die Schule. Außer einigen Genrebildern ist die Landschaft mit prächtigen Beispielen vertreten. Die Formate der Originalbilder sind 100×70, 75×55 cm und 41×30 cm. Der Text- und Umschlagdruck des Katalogs stammt von Oskar Brandstetter-Leipzig, die Zinkätzung und der Druck der Bilder von R. Loës-Leipzig; die Schrift ist Offenbacher Fraktur der Rudhardschen Gießerei in Offenbach a. M

K. E. Graf zu Leiningen Westerburg.

(Kleine Mitteilungen.)

Der Grolier-Club zu New-York sendet uns wiederum ein paar interessante Veröffentlichungen aus dem Gebiete seiner Kataloge zu. Eine Ausstellung der Werke *Nathaniel Hawthornes* im Dezember 1904 und *William Blakes* im Januar 1905 durch den Club hat die Herausgabe veranlaßt.

Der Schriftsteller Hawthorne ist vor hundert Jahren in Salem (Massachussets) geboren worden; als Centenarfeier für den großen Romancier hatte der Grolier-Club eine Ausstellung seiner Erstausgaben sowie einer Reihe von Manuskripten, Briefen und Bildern veranstaltet. Aber nicht nur der Verehrer, auch der Typograph fand seine Ausbeute, denn die unscheinbaren und dennoch leserlichen Bändchen, deren Druckfirmen zum Teil längst vergessene Namen aufweisen, repräsentieren fünfundsiebzig Jahre amerikanischer Verlagsgeschichte. Die tiefschwarzen Buchstaben rühren noch aus der Zeit der damals neu erfundenen Stereotypie her, die zur Schonung des weichen Metalls auf angefeuchtetem Papier ausgeführt wurde. Auch den Entwicklungsgang des Leinenbandes kann man vom glattesten Anfang bis zur Goldpressung, die so etwa um 1832 einsetzt, verfolgen. Die erste Veröffentlichung Hawthornes erfolgte anonym: „Fanshawe | A Tale |. „Wilt thou go on with me?" — Southey. | Boston: | Marsh & Capen, 362 Washington Street. Press Of Putman And Hunt. 1828." Unter vollem Namen erschien erst neun Jahre später ein zweites Bändchen: „Twice Told Tales. | By | Nathaniel Hawthorne. (Druckmarke) Boston: / American Stationers C° | John B. Russel | 1837." Dies Duodez-Bändchen unterscheidet sich schon wesentlich von seinem Vorgänger, der nur einen Leinenrücken und ein Titeletikett hatte; es ist bereits in Ganzleinen gebunden und trägt den Titel in Goldpressung auf dem Rücken. Im gleichen Jahr folgt noch „Peter Parley's Universal History" mit vielen Illustrationen, von dem Autor und dessen Schwester Elisabeth gemeinsam verfaßt, und die nächsten Jahre sind an Veröffentlichungen belletristischer und deskriptiver Natur reich. Neuauflagen werden nötig: Hawthorne ist der berühmte Romancier geworden. Der Erstausgaben-Katalog umfaßt 55 Nummern, davon sind fünf Nummern als Manuskripte vorhanden. Die Briefliteratur enthält 152 Briefe an die Braut des Autors und weitere 149 an seinen Freund William D. Ticknor. Endlich sind an Bildern neben einem Ölporträt von Emanuel Leutze aus dem Jahre 1862 noch eine Photographie aus dem gleichen Jahre nach dem Leben und eine 1866 noch eine Bleistiftzeichnung Rowses, die ihrerseits wahrscheinlich nach obiger Photographie nach Hawthornes Tode ausgeführt ist. Die ausführlichen biographischen Anmerkungen, die die einzelnen Katalognummern glossieren, heben das Bändchen weit über das gewöhnliche Maß hinaus; wir haben es mit einer Monographie zu tun, wenn auch der Autor sich nicht nennt.

Das Gleiche läßt sich auch mit uneingeschränktem Lob von der zweiten Veröffentlichung des Grolier-Club sagen, die dem Künstler William Blake gewidmet ist.

Blake war sehr vielseitig veranlagt. So weist denn sein Katalog Gedichte und literarische Erzeugnisse, Platten und Bücher mit deren Abzügen auf, Bücher,

deren Illustrationen Blake nur gezeichnet und andre, die Blake nach fremden Zeichnungen graviert hat. Aquarelle, Skizzen, Manuskripte und Porträts schließen sich an.

Blake hat von 1757-1827 gelebt. 1880 veranstaltete das Bostoner Kunstmuseum eine erste Ausstellung seiner Originalwerke; von seinen Büchern war nur das „Book of Thel" zu sehen. 1891 wurde durch ein reiches Geschenk von Aquarellen des Meisters an das Museum eine zweite Ausstellung hervorgerufen; hier waren bereits neun seiner Druckwerke vertreten. Blake war nach seinem Tode beinah ganz der Vergessenheit anheimgefallen, aus der ihn erst sein Biograph Gilchrist und nach dessen vorzeitigem Tode seine Witwe unter Hilfe der beiden Rossetti riß. Die Biographie erschien 1863 und in der Folge wurden verschiedene Faksimiles und Neu-Ausgaben unternommen. In den Auktionen erschienen bis 1880 die Werke des Dichter-Malers so gut wie gar nicht. Erst durch den Verkauf der Hamilton-Palastbibliothek wurden etwa 10 Exemplare auf den Markt geworfen. Bei der Ellis-Auktion (1885) befanden sich 6 Exemplare, darunter das wertvolle Autograph „Poems and Sketches"; bei der Gaisford-Auktion (1890) 13; die größte Blake-Sammlung aber wurde 1903 (Earl of Crewe) zersprengt; es waren 18 wichtige Werke. Diesem letzten Verkauf verdankt der Grolier-Club zum Teil die Ausstellung vom Januar 1905; mit Ausnahme des „Book of Los" und der „French Revolution", die unauffindbar waren, ist Blake vollständig vertreten gewesen. Blake war ja auch zum Teil sein eigner Drucker; der Mittel zur Veröffentlichung entblößt, erfand er nach monatlangem Grübeln eine eigne Vervielfältigungsmethode; er gravierte Schrift und Bild auf Kupfer und zog sie von der Platte, nach Anwendung einer gewissen Flüssigkeit, in jeder beliebigen Farbe ab. So kommt es, daß Blake den Bücherfreund als Autor und Künstler, als Drucker und Selbstverleger auf das lebhafteste interessiert. —m.

Inhalt des Hauptblattes.

(Heft 6 — September 1906.)

Angebote.

Anfang Oktober gelangt Katalog 116, Bücher für Bibliophilen, zur Ausgabe. Derselbe enthält außer Büchern aus den Gebieten der deutschen Literatur und Kunst wertvolle Werke aus allen Sammelgebieten:

Aldusdrucke, alte Astronomie, Elzevierdrucke, Galeriewerke, eine prachtvolle Sammlung alter Musikdrucke, Numismatik, Urkunden und Manuskripte etc.

Der Katalog wird umsonst und portofrei verschickt, ich bitte, denselben baldmöglichst zu verlangen.

Friedrich Cohen, Antiquariat,
Bonn a. Rhein.



Einbände jeder Art für den Buchhandel, sowie für Kataloge und Preislisten

Mappen für Projekte, Kosten-Anschläge, Diplome, Ehrenbürgerbriefe und Adressen

Liebhaberbände für Private und Bibliotheken

Offerten und Kostenanschläge werden jederzeit prompt erledigt

Gegründet im Jahre 1844

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Wertvolle Werke für die Hausbibliothek.

Deutsche Geschichte.

Volk — Staat — Kultur — Geistiges Leben. Von Professor Dr. **Ed. Heyck.**

Mit vielen Abbildungen, Kunstblättern in Schwarz- und Buntdruck, Faksimiles, Karten usw.

Vollständig in 3 Bänden zum Gesamtpreise von ca. 36 M. Band I. Elegant geb. Preis 12 M. 50 Pf.

Von wissenschaftlicher Gründlichkeit, aber ohne gelehrten Ballast, von anschaulicher Frische und packender Kraft der Darstellung, durchweht von dem Geiste ehrlicher Liebe für Vaterland, Heimat und Volk, so wird die Deutsche Geschichte eine Quelle von Anregungen und damit ein Lieblingsbuch des deutschen Hauses werden. Die Illustrierung des Buches ist hochinteressant und die Abbildungen von hervorragender Schönheit. Die hochvornehme Ausstattung des Werkes macht es zu einem Geschenkbuch allerersten Ranges.

Weltgeschichte

in vier Bänden. * Von **Oskar Jäger.**

Sechste Auflage. Mit 1172 Holzschnitten im Text und 82 Tafeln in Schwarz- und Farbendruck.

In vier eleg. Halbfranzbänden Preis 40 M.
Jeder Bd. ist auch einzeln zu beziehen für 10 M.

Geschichte des 19. Jahrhunderts.

Separatausgabe des IV. Bandes. 10 M.

Eine Meisterleistung deutscher Geschichtschreibung ist die Jägersche Weltgeschichte von der Kritik genannt worden. Lichtvolle, fesselnde Darstellung bei straffer Gliederung des ungeheueren Stoffes, verbunden mit vorzüglich gelungener, geschichtlich zuverlässiger Illustrierung haben ihr eine von Jahr zu Jahr wachsende Verbreitung verschafft.

Allgem. Kunstgeschichte.

Von **H. Knackfuß, M. G. Zimmermann** u. **W. Gensel.**

Vollständig in 3 Bänden mit 1555 Abbildungen.

Preis elegant gebunden 36 Mark.

I. Band. **Altertum und Mittelalter bis zum Ende der romanischen Epoche.** Zweite Aufl. Mit 414 Abbildungen. Preis gebunden 10 M.

II. Band. **Gotik und Renaissance.** Mit 552 Abbildungen. Preis gebunden 12 M.

III. Band. **Barock, Rokoko und Neuzeit.** Mit 589 Abbildungen. Preis gebunden 14 M.

Auf breiter Grundlage, in klarster Gliederung und in lichtvoller Darstellung wird die Entwickelung des gesamten Kunstlebens in diesem monumentalen Werke geschildert. Der fesselnde Text wird durch eine reiche Fülle vorzüglich wiedergegebener Abbildungen erläutert und ergänzt.

Deutsche Literaturgeschichte.

Von **Robert Koenig.** 30. Auflage von **K. Kinzel.**

Zwei Bände. Mit vielen Beilagen und Abbildungen. Hochelegant in Halbleder gebunden 20 M.

Das treffliche Buch, das sich in vielen tausend Büchereien einen Ehrenplatz erworben hat, ist von dem bekannten Literarhistoriker Dr. Karl Kinzel einer umfassenden Neubearbeitung unterzogen und bis in die neueste Zeit fortgeführt worden. Auch der hochinteressante Bilderschmuck ist wiederum bereichert worden, so daß das Buch mehr als je seinen Ruf als eines der trefflichsten Standwerke des deutschen Hauses verdient.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Für die Anzeigen verantwortlich: K. Dieckmeyer, Leipzig, Hospitalstr. 27. Verlag von Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig.
Druck von W. Drugulin in Leipzig.

Mit einer Extrabeilage von Schulze & Co., Verlagsbuchhandlung, Leipzig.











